

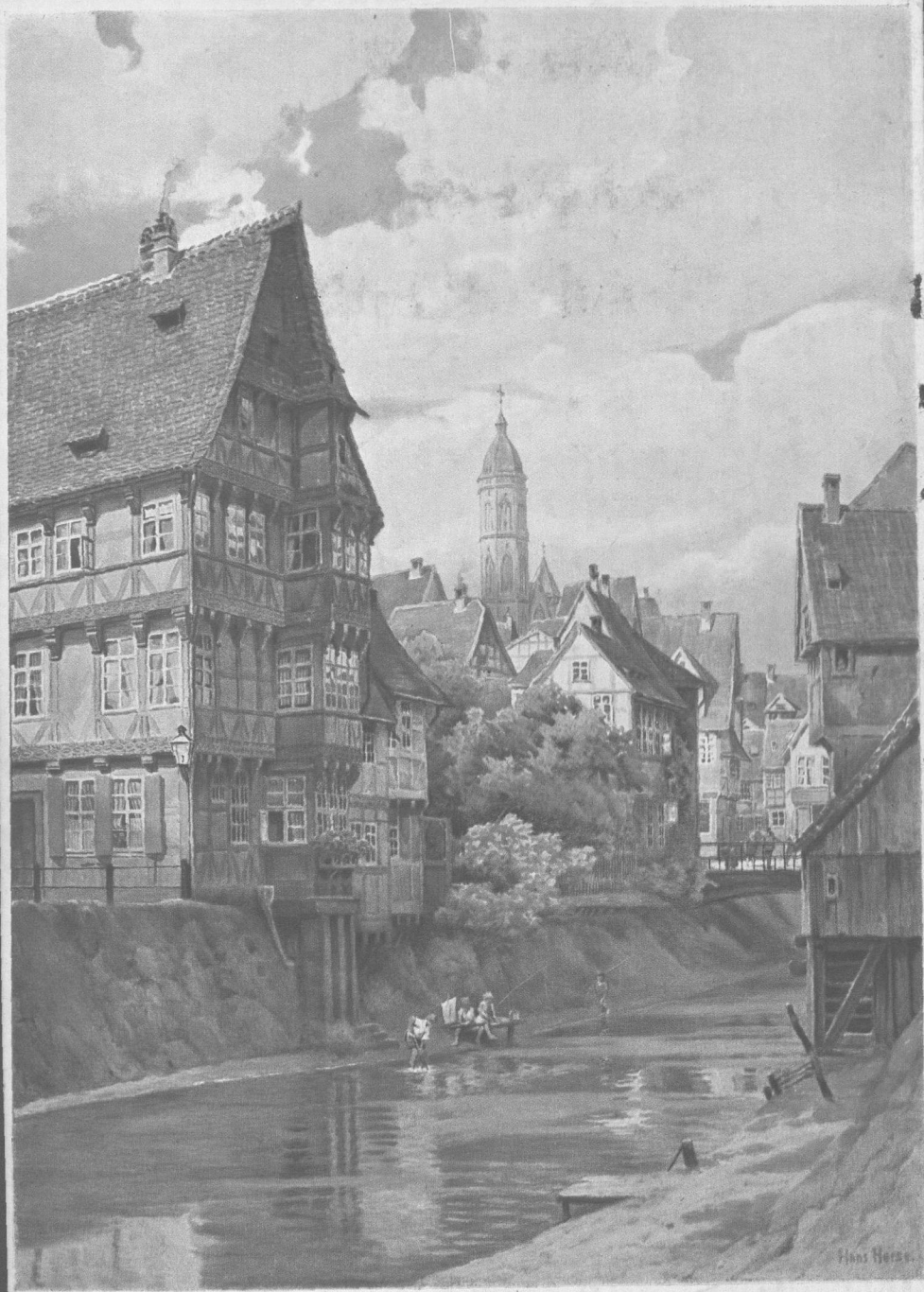


UB Braunschweig 84



2228-581-6

Band I:
Braunschweig



Hans Harte.

Prof. Hans Harte

Braunschweig vor 50 Jahren
Blick vom Kuhfäutchenplatz nach der Stecherstraße

Kunstbeilage zu
Ostsee-Anzeiger

Einzelverkauf dieses
Kunstblattes ist verboten

Görgeſ-Spehr:

Vaterländiſche Geſchichten und Denkwürdigkeiten

der Lande Braunschweig
und Hannover

III. Auflage

unter Mitwirkung vieler Sachleute neu herausgegeben von
F. Fuhs

Mit zahlreichen Bildern

Band I:
Braunschweig

Btt



Braunschweig
Druck und Verlag E. Appelhans & Comp. (Rud. Stolle & Gust. Roselieb)



Handwritten text, possibly a signature or name, appearing as a series of connected strokes.

Small handwritten mark or signature, possibly a stylized letter or symbol.

Small handwritten mark or signature, possibly a stylized letter or symbol.



Mitarbeiter am ersten Bande



Wanse, Ewald, Braunschweig
Wörter, Wilb., Studienrat, Braunschweig
Buchheister, H., Schuldirektor a. D., Seesen
Sabne, O., Studienrat Professor, Braunschweig
Krüger, H., Minister a. D. Erz., Braunschweig
Lüdecke, O., Lehrer a. D., Braunschweig
Lüders, Wilb., Studienrat Dr., Bad Harzburg
Nack, H., Direktor des Stadtarchivs und der Stadtbibliothek
Professor Dr., Braunschweig
Müller, Th., Lehrer, Uedinghausen
Pfeifer, Hans, Ober- und Geh. Raturat a. D., Braunschweig
Schmidt, Rich., Lehrer, Nübm
Steinacker, Karl, Museumsinspektor Professor Dr., Braunschweig
Voges, Th., Lehrer a. D., Wolfenbüttel
Voges, H., Direktor des Landeshauptarchivs Dr., Wolfenbüttel
Zimmermann, P., Geh. Archivrat a. D. Dr., Wolfenbüttel

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Ewald Banse, Unsere weitere Heimat Niedersachsen	1—24
Der Norden 3—9. Der Süden 9—10. Klima und Pflanzen-	
leben 10—12. Bevölkerung 12—16. Besiedlung 16—21.	
Wirtschaftsleben 21—24.	
— Die Landschaft um Braunschweig	24—28
H. Mack Überblick über die Geschichte der Stadt Brauns-	
schweig	34—54
Entstehung der Stadt 34—36. Unter fürstlicher Herr-	
schaft 36—38. Streben nach Selbständigkeit 38—40. Han-	
del, Kunst und Wissenschaft bis zur Reformation 40—43.	
Verfassung, Verwaltung, innere und äußere Unruhen im	
Mittelalter 43—45. Im Kampf mit den Herzögen 1492	
bis 1671 45—49. Unter herzoglicher Gewalt 49—54.	
Karl Steinacker, Vom verschollenen und verschwundenen Brauns-	
schweig	54—93
Das Burggebiet 54—61. Stifte, Klöster und Ritterorden,	
Kalande und Beginenvereinigungen 61—70. Die Pfarr-	
kirchen 70—72. Städtische öffentliche Gebäude 72—76.	
Das Opernhaus 76—79. Das Graue-Hof-Schloß 79—82.	
Zeughäuser, Provianthäuser und Mühlen 82—83. Privat-	
bauten 83—92. Tortürme 92—93.	
H. Mack, Henning Brabandt	94—107
Innere Unruhen in der Stadt Braunschweig von 1294	
bis 1514 94—99. Henning Brabandts Wirten und Ende	
99—107.	
— Die Belagerungen der Stadt Braunschweig	
vom 15. bis 17. Jahrhundert	107—118
P. Zimmermann, Vom braunschweigischen Fürstenhause	118—119
— Herzog Julius	120—125
— Herzog Heinrich Julius	125—131
— und L. C. Bethmann†, Herzog August der Jüngere 131—137	
— Herzog Ferdinand	137—142
— Herzog Karl Wilhelm Ferdinand	143—146
— Herzog Friedrich Wilhelm zu Braunschweig-	
Lüneburg-Elb	147—158
Otto Lüdecke, Vom Herzog Friedrich Wilhelm	158—162
1. Jungbraunschweig im Jahre 1809 158—159. 2. Der	
Thronesset des Königs Jérôme 159—160. 3. Taufe beim	
Tischlermeister Mack 160. 4. Herzog Friedrich Wilhelm in	
Osabrück 1813 160—161. 5. Die Christfeier im Großen	
Waisenbause 1814 161—162.	

P. Zimmermann,	Herzog Wilhelm	162 166
—	Stammfage vom Ursprung der Welfen . . .	167
—	Charakterzüge und Anekdoten aus dem Leben Braunschweiger Herzöge	167—174
	Rudolf August 167—168. Karl I. und Hofprediger Dreißig- mark 168—169. Ferdinand in Hamburg 169. Friedrich August 169—171. Leopold 171—173. Karl Wilhelm Ferdinand 173—174.	
Lb. Voges,	Wolfenbüttel	175 192
	Von den ersten Anfängen bis 1514 175—182. Von Hein- rich d. J. bis zum Dreißigjährigen Kriege 182—187. Von August d. J. bis zur Verlegung der Residenz nach Braunschweig 187—190. Fessing in Wolfenbüttel 190—191. Die neue Zeit 191—192.	
Karl Steinacker,	Salzdahlum, sowie andere herzogliche Sommer- schlösser und Jagdbäuser	192—210
	Heßen 192—194. Hedwigsburg 194. Salder 195—196. Salzdahlum 196—204. Hasselfelde und Langelieben 204. Neckelde, Fürstenau und Sophiental 204—205. Antoinetten- rube 206. Richmond 206—208. Monplaisir 208—209. Die Jagdbäuser Seesen, Walkenried, Auf der Lange, Totenrode, Windenbütte, Harzburg, Neubaus 209—210.	
Hana Pfeifer,	Das Kloster Riddagsbausen	210—218
—	Steterburg	218 223
O. Habue,	Lichtenberg und die Affeburg	223—231
	Lichtenberg 223—227. Olber am Weißen Wege 226. Affe- burg 227—231.	
—	Ordensritterburgen und Adelsitze am Elm 232—242 Süplingenburg 233—234. Ludlum 234—236. Veltbeim a. d. Obe 236—237. Destedt 237—238. Warberg 238—240. Esbeck 240—241. Schließtedt 241. Sambleben 241—242. Ampleben 242.	
	Die Elmstädte Schöppenstedt, Schöningen und Königslutter	243—261
Nich. Schmidt,	Schöppenstedt	243—248
	Küblingen 248.	
—	Schöningen	248—252
Hana Pfeifer,	Königslutter	252—261
—	Helmstedt	261—269
	Gottfried Christof Beireis 269—270. Die Emmerstedter Blume 270.	
Wilb. Börker,	Dorsfelde	271—274
	Wolfsburg 272. Burg Neubaus 274.	
—	Calvörde	274—281
H. Voges,	Die Schlacht bei Lutter am Barenberge am 27. August 1626.	281—293

	Seite
G. Buchbeuter, Seesen und Umgegend	293 - 300
— Seesen 293 - 298. Erdfälle bei Seesen 298 - 300.	
— Mittelde und die Staufenburg	300 - 307
— Mittelde 300 - 303. Staufenburg 303 - 307.	
K. Steinacker, Gandersheim	307 - 319
— Brunshausen und Clus	319 - 321
— Greene	321 - 324
— Stadtfeldendorf und Eschershausen	324 - 328
— Homburg	328 - 332
— Wickenfen 329.	
— Amelungsborn	332 - 337
— Everstein	337 - 340
— Kemnade	340 - 343
— Holzminden	343 - 348
— Fürstenberg	348 - 350
— Bauernhäuser und Adelsitze im braunschwei-	
gischen Weserlande	350 - 357
— Bauernhäuser 350 - 352. Gehlen 352 - 353. Beyer	
353 - 354. Membreren 354. Bisperode 355. Hohenbuden	
356 - 357. Brunkenfen 357.	
— Der braunschweigische Harz	357 - 441
Wilb. Lüders, Blankenburg	357 - 403
— 1. Die ältere Zeit 357 - 366. 2. Die Grafen von Blanten-	
burg und Regenstein vom Anfang des 12. bis zum Be-	
ginn des 14. Jahrhunderts 366 - 371. 3. Der Kampf	
um die Herrschaft im Harzgau 371 - 380. 4. Das Jahr-	
hundert der Reformation und das Aussterben der Grafen	
von Regenstein und Blankenburg im Jahre 1599 381 - 386.	
5. Das Jahrhundert des großen Krieges und der Streit	
um die Grafschaft Reinsteim 387 - 391. 6. Das 18. und	
19. Jahrhundert 391 - 395. 7. Heimbürg, Regenstein und	
Blankenburg 395 - 400. 8. Aus der Geschichte der Stadt	
Blankenburg 400 - 403.	
O. Gabne, Hasselfelde und Stiege	403 - 407
— Alte Harzwege 404. Hasselfelde 404 - 405. Stiege 405 - 407.	
K. Stemacker, Kloster Michaelstein	407 - 411
— Der Volkmarsteiler 407 - 408. Königsbof Erdfelde 408	
Michaelstein 408 - 411.	
— Wolfenried	411 - 421
Wilb. Lüders, Die Harzburg und ihr Gebiet	422 - 441
— Die älteste Zeit 422 - 424. Die Zeit Heinrichs IV. 424 - 428.	
— Von Friedrich Barbarossa bis zum Übergang der Burg	
an die Grafen von Wernigerode 1269 428 - 429. Von	
1269 bis 1568 429 - 432. Die Zeit des Herzogs Julius	
432 - 435. Der Dreißigjährige Krieg 435 - 438. Das	
Gefüt 438 - 441.	

	Seite
Tb. Müller,	Das Amt Tedinghausen 441 – 449
	Von 860 bis zur Reformation 441 – 445. Der Dreißig-
	jährige Krieg 446 – 447. Die Schwedenherrschaft 447.
	Die münstersche Besetzung 448. Die neuere Zeit 448 – 449.
G. Krüger,	Stammtafeln der Welfen 449 – 472
	1. Stammtafel des Herzogs Heinrich des Löwen 464.
	2. Stammtafel des alten Hauses Braunschweig (1267 bis
	1428) 465. 3. Stammtafel des mittleren Hauses Braun-
	schweig (1428 bis 1635) 466. 4. Stammtafel des neuen
	Hauses Braunschweig (1635 bis 1884) 467.
	5. Stammtafel der Grubenhagener Linie (1285 bis 1596) 468.
	6. Stammtafel der Göttinger Linie (1345 bis 1463) 469.
	Lüneburger Linie. 7. Stammtafel des alten Hauses Lüne-
	burg (1267 bis 1369) 469. 8. Stammtafel des mittleren
	Hauses Lüneburg (1428 bis 1592) 470. 9. Stammtafel:
	Neues Haus Lüneburg (seit 1592) 471. Zu Stamms-
	tafel IX: Haus Stuart 472.



Ein ausführliches alphabetisch angeordnetes
Inhaltsverzeichnis folgt am Schluß des III. Bandes.



Verzeichnis der Karten, Pläne und Abbildungen

Karten und Pläne:

Kreis Blankenburg 538.

Die Braunschweiger Landschaft 25.

Plan der Stadt Braunschweig von 1671
30–31.

Plan der Schlacht bei Lutter a. Abbe. 283

Niedersachsen 5.

Abbildungen:

Amelungsborn 333.

Nach Merian 334.

Inneres der Klosterkirche 336.

Grabstein eines Gräflich-Eversteinschen
Ehepaars 340.

Aßeburg 229.

Bauernhäuser: Warben 351; Tegenborn
352; Thedinghausen 442.

Bekreis, Gottfried Ebristof, 269.

Bevein nach Merian 354.

Schloßhof 355.

Disperode, Schloß, 356.

Blankenburg nach A. A. Beck 392.

Kathaus 402.

Schloß 399.

Stadtplan um 1700 401.

Brabant, Henning, nach Gemälde von
1602 401.

Braunschweig, Herzöge:

August d. J. 133.

Ernst August 456.

Ferdinand 139.

Friedrich Wilhelm 149; 153; 155.

Heinrich Julius 127.

Julius 122–123.

Karl Wilhelm Ferdinand 144.

Wilhelm 455.

Braunschweig, Stadt:

Nach Merian 33.

Stadtiegel 38.

Agidienkeller mit Scharren und Lotto
nach A. A. Beck 71.

Aleriushaus nach A. A. Beck 69.

Lange Brücke nach J. G. Beck 92.

Braunschweig, Stadt:

Burgtor nach A. A. Beck 59.

Däle am Meinbardshof nach H. Piefer 87.

Burg Dankwarderode im 18. Jahrh. 55.

Dom im 18. Jahrh. 60.

Fällerslebertor nach altem Gemälde 51.

Gatliche nach Henri Schadel 84–85.

Heydenstraße, Eckhaus am Martinitz-
hof nach A. A. Beck 89.

Grauer Hof vor 1830 80.

Kennate, Scharnstraße 7, 86.

Collegium Carolinum, Treppenhaus, 90.

Cyriacus-Stift nach A. A. Beck 49.

Lauen- oder Löwenturm nach alter Zeich-
nung 41.

Lotto f. Agidienkeller.

Mossthaus f. Dankwarderode.

Alte Münze nach J. G. Beck und neuere
Aufnahmen 73 ff.

Außeres Neustadtort nach A. A. Beck 93.

Opernhaus nach A. A. Beck 77.

Kathaus der Altemwik nach A. A. Beck 39.

Kathaus des Hagen nach A. A. Beck 76.

Residenzschloß f. Grauer Hof.

Richmond 207 und 208.

Rußäutchenplatz, Blick nach der Stecher-
straße, nach H. Herse: Titelbild.

Zeughaus am Wohlwege n. A. A. Beck 66.

Bündbeim, Kirche 440.

Schloß 437.

Aus dem Schloßpark 438.

Eschershausen, W. Raabes Geburts-
haus 327.

Everstein um 1800 338.

Everstein, Graf, Grabmal 340

Süßenberg um 1840 348.

Relche aus Süßenberger Porzellan 349.

Ganderabem nach Merian 309

Burg (Amtsgericht) 311

Elisabethbrunnen 313.

Gläserchen aus Bergkristall 316.

Kathaus, Münster und Abtei 1835 315.

Güttelde nach Merian 301.

- Greene nach Merian 321.
 Bergfried 322.
 Dorfstraße 323.
 Harzburg, Versuch einer Rekonstruktion der Harzburg von R. B. Fischer 425.
 Nach einer Aufnahme von 1574 431, 432.
 Brockenblick von der Harzburg nach Steindruck von Lütke 435.
 Bahnhof nach Steindruck von H. C. Dellguth 440.
 Jagdschloß 210.
 Juliusball nach Merian 433.
 Hotel Lindenhof um 1850 439.
 Hasselfelde nach Merian 404.
 Hehlen, Schloß, 353.
 Heimbürg nach Merian 363.
 Helmstedt nach Merian 263.
 Heßen, Schloß nach Merian 193.
 Renaissancebrunnen 194.
 Holzminden nach Merian 344.
 Hintere Straße 345.
 Severinsches Haus 347.
 Homburg f. Wickenfen.
 Homburg, Siegfried v., Grabmal 331.
 Calvörde nach Merian 278.
 Burg um 1450 276.
 Kemnade nach Merian 341.
 Klosterkirche 342.
 Grabmal des Siegfried v. Homburg 331.
 Königslutter nach Merian 259.
 Stiftskirche 253.
 Langelieben nach A. A. Beck 204.
 Lichtenberg nach Merian 224.
 Lucklum nach Merian 235.
 Lutter a. Abge. nach Merian 288.
 Schlacht nach gleichzeitigem Kupferstich 285–286.
 Meiburg, Gesche, 116.
 Meimbren, Gutsbaus, 356.
 Michaelstein nach Merian 409.
 Inneres des gegenwärtigen Kirchenraumes 410.
 Speisesaal der Mönche 410.
 Regenborn, Bauernhaus, 352.
 Neubaus, Burg, nach H. Herse 273.
 Olber am Weißen Wege, Schloß, 226.
 Regenstein 363, 369, 394.
 Riddagsbaufen, Kloster aus der Vogelschau 212.
 Riddagsbaufen, Kirche, 213.
 Abtwappen aus der Kirche 216.
 Salder, Schloß um 1700, 195.
 Salzdahlum, Schloß, Hofseite, 197.
 Gartenseite 198–199.
 Speisesaal 200.
 Parnaß und Sirenenfontäne 201.
 Inneres der Orangerie 202.
 Säulenbecken 203.
 Sambleben, Schloß nach Merian 242.
 Schlieftedt, Schloß nach Merian 240.
 Schöningen nach Merian 250.
 Schöppenstedt nach Merian 244.
 Seesen nach Merian 295.
 Stadoldendorf nach Merian 325.
 Sagentorturm 326.
 Staufenburg nach Merian 304.
 Steterburg, Kirche, 219, 221.
 Stiege nach Merian 406.
 Thedingbaufen, jetzt abgerissenes Bauernhaus aus dem 17. Jahrh., 442.
 Erbhof 445.
 Vechelde nach A. A. Beck 205.
 Veltheim a. d. Ohe, Schloß nach Merian 237.
 Voltmarsteller 408.
 Walkenried nach Merian 412.
 Um 1850 nach G. Crola 415.
 Westrand der Kirchenruine 417.
 Brunnenbecken 420.
 Brunnenkapelle 419.
 Halsband 418.
 Jagdschloß 209.
 Warberg nach Merian 239.
 Warbsen, Bauernhaus, 351.
 Wickenfen nach Merian 329.
 Wolfenbüttel, Gesamtansicht nach J. G. Beck 177.
 Antoinettenruine 206.
 Alte Bibliothek 184.
 Dammtor 188.
 Harztor 191.
 Herzogtor 189.
 Kasserhaus 1839 192.
 Lessinghaus nach S. Köbra 185.
 Marienkirche 1643 179.
 Schloß nach Merian 181.
 Schloßeingang 182.
 Wolfsburg nach Merian 272.

Unsere weitere Heimat Niedersachsen

Von Ewald Banse in Braunschweig

In drei Punkten schlägt Niedersachsens Herz am reinsten, das Herz meines Landes — an irgendeinem einsamen Winkel der Nordseeküste, inmitten der Haide am Wilseder Berg und auf dem Brocken. Dort im tiefsten Teile Niedersachsens, so tief wie der Spiegel des Meeres, lebt die Heimeligkeit unseres Stammes unter tief herabgezogenem Dach hinter der Schlange des Deiches, die ihm Gefühl der Sicherheit verleiht gegenüber dem Untier, das draußen schmärgert oder brüllt. Vom Wilseder Berg, der höchsten Erhebung des Tieflandes, schaut eine kahle Moränenkappe auf einsame Haide und schwarze Föhrengebölze hinab; der Brocken, der Gipfelberg des ganzen Landes überhaupt, reckt seine leere Kuppe über altertümlichem, graugepanzertem Fichtenwald empor — beide mit Granitblöcken geschuppt, der eine zwischen roter Haide mit roten Findlingen aus Nordland, der andere zwischen grauem Bergland mit grauen Felskloben, beide urtümlich wie Sagen verklungener Zeit. Die drei Punkte liegen weit auseinander, aber der gleiche Wind verbindet sie. Er steigt auf hinter der graublauen Kämme der See, setzt über den baumlosen Deich hinweg, singt den beiden baumlosen Gipfeln die nordischen Lieder ins Ohr und verbreitet die alte Art in dem weiten Lande. Ich wünsche meinem Volke zur Sonnenwendnacht leuchtende Feuer auf diesen drei Stellen, daß es eingedenk sei seiner Zusammengehörigkeit und sich ihrer freue.

Legen wir die vielen Züge zusammen, die Niedersachsens Antlitz und Charakter aufbauen, die großen Linien der Haide und des Harzes, der Weserberge und der Waterkant, dann wachsen sie zu zwei mächtigen Gestalten zusammen, die wie alte Runensteine aus dem mütterlichen Boden aufragen. Das sind Heinrich der Löwe und Wilhelm Raabe. In ihnen haben Niedersachsens Landschaft und Seele Fleischwerdung gewonnen.

Die ernste Ruhe und Breite der Landformen unserer Heimat, die Bedächtigkeit, mit der Ebene und Hügelland, Berg und Tal einander Platz machen, die Ausschließlichkeit, mit welcher jede Natureinheit herrscht, die stille Behaglichkeit unserer Landschaftsbilder, die Gefühlstiefe, die sie in ihren Bewohnern auslösen: das sind Züge, die dem Löwen wie Raabe eigentümlich sind. Innerhalb dieses Rahmens jedoch heben sich Grenzen ab. Heinrich, der Sohn des Tieflandes, ist der praktische Haushalter großen Stiles, der Haidebauer, der zäh an der Scholle hängt und den Besitz mit allen, aber auch allen Mitteln zu mehrern trachtet. Wie nur ein Hofbesitzer irgendwo in Haide oder Moor, natürlich auf mächtigeren Wegen, geht er gegen die anderen vor, großzügig, hartnäckig und verbissen das eine Ziel im Auge, Mehrung des väterlichen Hofes. Und hier setzt der Fehler der niedersächsischen Veranlagung ein: aus Charakterstärke wird Dickköpfigkeit, und die erhabene Linie des Aufstiegs sinkt am Ende, kurz vor dem Ziele, in jähe Tiefe hinab.

Neben dieser starkknöchigen, entschlossenen, aber auch im Unglück ungebogenen, wenn auch verbissenen Saite, deren dumpfe Akkorde wie Hatzelbergs Jagd über den mächtigen Bergwald dröhnen — klingt heller und lockender jene andere auf, die Wilhelm Raabe anschlägt. Raabe, das Kind des Berglandes, sonnüberglänzter Laubmassen und murmelnder Bach-

täler, ist der selbstvergessene, in heiter-ernste Betrachtung versunkene Meserbergler oder Harzer, der des Tages Arbeit recht und schlecht versteht und abends an Hütte oder Hausrat bastelt, sein Kind auf den Knien schaukelt und ein Lied dazu summt. Der Mann des schlichten Lebens, das äußerlich in engem Kreise verläuft und doch innerlich gewaltige Räume durchmisst. Ein Mann von linkischen Bewegungen und allereinfachstem Auftreten, aber ein Mann, dessen klares Auge selbst das Höchste und Fernste umfaßt, mit scharfem Blick und gütigen Verstehen. Auch hier ein Fehler: diese Art weiß sich nicht zur Geltung zu bringen, sie bleibt immer bescheiden in der Ecke und harret des Tages, des späten Tages, der auch ihr ein Quentchen Aufmerksamkeit gönnt.

Zwischen diesen beiden Gegensätzen bewegt sich der niedersächsische Charakter, innerhalb ihrer Pole bewegt sich auch die niedersächsische Natur, der Gegensatz zwischen Nord und Süd, zwischen Bergland und Tiefland.

Niedersachsen als Teil deutschen Landes ist nicht ein einheitlicher Verband einer und derselben Landform, es besteht vielmehr aus zwei bodengestaltlich ungleichen Teilen, Tiefland im Norden und Bergland im Süden, die erst durch geschlossenes Volkstum zu höherer Einheit erhoben werden. Einer Geographie, die vorwiegend nach den äußerlichen, auf das Menschenleben zumeist ziemlich einflußlosen Hinweisen des Gebirgsbaues zu gliedern pflegte, mußte ein so hochgeographischer Begriff unerkannt bleiben, so daß in keinem Buche über Deutschland von Niedersachsen die Rede ist. Volkstum aber, das, im Boden wurzelnd, dem Boden erst Färbung gibt, ihn erst zum Lande macht, schreckt vor ein paar Höhenlinien nicht zurück, die sich ihm in Weg stellen. So haben die alten Sachsen, nach Überschreiten der Niederelbe, das ganze Tiefland überschwemmt, sind, geleitet von günstigen Pforten, in das leichtgangbare Meserbergland und Harzvorland eingedrungen und haben hier nach und nach sämtliche Winkel besetzt, so daß ihre behäbige Mundart jetzt allorten herrscht.

Über diese Zweiteilung des Bodens hinaus hebt sich eine erstaunliche Fülle der Naturformen voneinander ab. Haide und Moor, Marsch und Watt, Ebene und Hügelland, Hochflächen und Bergkluppen, Fluß und Meer — das alles umfaßt der Begriff Niedersachsen. Diese Vielheit spiegelt sich in allen Äußerungen des Menschenlebens und macht es unendlich reich. Es sei nur erinnert an die Mannigfaltigkeit der seelischen Anlage sowie an die Hausformen und ihre überraschend bunte Ausschmückung in Zierlinien und Farben.

Trotz der Verschiedenheit im Aufbau von Nord und Süd sind aber Übereinstimmungen höherer Art, die auf das Gemütsleben der Bevölkerung gleichartige Einflüsse ausüben und so zur Erhaltung der Stammesart beitragen, nicht zu verkennen. Hier wie dort herrscht schließlich die wagrechte Linie, und selbst im Süden scheinen die Wölbungen nur aufzutreten, um die Kraft und Strenge der Wagrechten zu unterbrechen. Feste Linienführung, im Norden sicherlich mehr als im Süden, umschließt die außergewöhnliche Vielgestalt der Landschaft und erzeugt jenen hier grüblerisch versunkenen, dort nüchtern klaren, hier tatfroh zupackenden, dort scheu verschlossenen Sinn, der Niedersachsens Eigenart ausmacht. Der Blick dieses Volkes ist stets auf das Ganze gerichtet, er verliert sich nicht so leicht in Kleinigkeiten, da diese in dem aufgespannten Rahmen der Natur zur Bedeutungslosigkeit einschrumpfen.

Es ist eben etwas vorhanden, das die vielen Erscheinungen der Natur auf Eine geschlossene, eben niedersächsische Formel bringt. Unsere Landschaften sind nicht Spiele der Natur, sie laufen nicht wirt, planlos und unklar durcheinander — nein, sie leben sich ein, sie machen sich bequem, sie nehmen ihr Dasein gründlich. Wo bei uns Ebene ist, da ist wirklich Ebene, und die Kimmung kreist flach um unseren Blick herum. Wo Hügelland ist, da ist wirklich Hügelland, mit blauen Schwingen und reichen Talungen dazwischen. Wo Küste ist, da ist es wirklich Küste, da scheidet die Schlange des Deiches Wasser und Land. Es steigt aus unserer Scholle etwas Ausschließliches empor, das mit ruhiger Herrenhand das Seine umfaßt, ohne jede Kleinlichkeit, ohne Ziererei — etwa wie der niedersächsische Bauer an seinem festen Eichtische sitzt, breit aufgestemmt, und mit ganzer Seele sich seinen Schinken, Speck und Wurst hingibt.

Sicherlich bestehen Unterschiede zwischen den Bewohnern der einzelnen Teile, wie zwischen diesen selber. Da ist die Küste, wo der Wind im Segel knattert und der Grog oder Tee in den Gläsern summt. Da ist der feierliche Akkord der Marsch, ein tiefer, langgezogener Orgelton, wie ihn die Welt sonst nirgends kennt. Oder das herzhafte Wanderlied der Wald- und Ackerhaide, die stille Anmut der Wacholderhaide. Oder das Moor, aus dem es herausdringt wie Gebetsmurmeln dunkelgekleideter Bäger. Da ist auch das Bergland mit seinem Bachgeplätscher und Felsraunen, mit seinem Waldweben und hallendem Volkslied. Da ist die Ackerbene mit ihrem stillen Regen fleißiger Kräfte, ein besonnener, etwas nüchterner Gesang — und schließlich die große Stadt, aus der das Gebet der Arbeit gen Himmel dröhnt und über deren stille Giebedächer die alten Glocken tönen bis weit in die heimelige Stille des Bauerndorfes.

*

Der Norden Niedersachsens, das Tiefland, ruht auf versunkenem Gebirge, der sog. Saxonischen Scholle, die als vielfältig verworfenes Berggebiet früh zur Tiefe ging und in der Tertiärzeit verschiedentlich überflutet wurde. Dieses Grundgebirge ragt nur noch an wenigen Stellen aus dem Deckmantel junger Lockeralagerungen hervor, wird aber nicht allein hiermit wie durch Erbohrungen seiner nutzbaren Lagerstätten dem Wirtschaftsleben wertvoll, sondern weist durch Emportreten nordwest-südöstlicher Streichrichtungen noch heute manchen Zügen des Bodenbildes folgenreiche Wege. Die schon in alter Zeit ausgebeuteten Salzschätze des Sechsteinkaltes von Lüneburg, eine ganze Reihe später erschlossener, ebenso alter Kalisalzlager der Lüneburger Haide, die Buntsandsteinfelsen der Trug- und Sissersinsel Helgoland, die Eisenerze der Kreide bei Groß-Isede, das Erdöl jurassischer bis tertiärer Bildungen westlich und südlich von Celle — das sind besonders wichtige Zeugen des alten Schollengebietes.

Das verhüllende Deckgebirge des Tieflandes ist größtenteils diluvialer Moränenschutt, kleinerenteils alluviale Ablagerung von Fluß und Meer. Es ist Träger der heutigen Pflanzendecke und Nährboden der Landwirtschaft, in seiner mineralischen Zusammensetzung von ungleichartiger Güte, neuerdings aber durchweg dem Menschen nutzbar gemacht. Das Tiefland ist mehrmals vom nordischen Inlandeise überdeckt worden, einmal ganz,

Endmoränenrest zwischen Ems und Weser. Am stärksten aber entwickelt sich die Endmoränenlandschaft im nördlichen Teile der Lüneburger Haide, wo sie in Gestalt zweier Hufeisen die Elbzuflüsse vom Weserstromgebiet scheidet und die, mit Ausnahme der Küste, schönsten Teile des Tieflandes birgt. Wirkungen des zurückweichenden Eises sind weite Flußniederungen, die von den Schmelzwässern ausgeräumt wurden und die allgegenwärtige Diluvialdecke in einzelne Rückenflächen zerlegten, ein Vorgang, der nicht allein der Entwicklung des gegenwärtigen Gewässernetzes vorarbeitete, sondern auch die Vermannigfaltigung der heutigen Oberfläche außerordentlich förderte. So entstanden die breiten Niederungen des Ems-, Weser-, Aller- und Elbtrals, in denen sich die jetzigen Flüsse mitunter recht zwergenhaft ausnehmen, und die Senkungszüge, die Weser und Ems so mannigfaltig verbinden, daß ihre Nebenflüsse tief ineinander übergreifen und der Hunte-Ems-Kanal ebenso wie der Mittellandkanal keinerlei Geländeschwierigkeiten begegnen. Als Sammelbecken von Zufluß sind die diluvialen Niederungen auch für die Ausbildung von Sümpfen und Mooren bestimmend geworden und damit schwere Hindernisse für die Entwicklung des Verkehrs, der sie entweder umgehen mußte oder an Einschnürungen überschritt, wo sich dann wichtige Siedlungen, wie etwa Oldenburg, niederließen.

Herrschende Landform im Tieflande ist somit die ebene, wellige, zuweilen leicht bergige Fläche aus Blocklehm und Sand, in welche nordische Geschiebe und Findlinge eingebettet sind. Nach der Küste zu wird sie Geest, mehr im Süden Haide genannt. Es ist karger, gelbweißer bis eisengrauer Boden, der den Regen schnell verschluckt und deshalb meist trocken daliegt. Seine ursprüngliche Pflanzendecke war wohl das immergrüne Haidekraut, das feuchte Luft verlangt, aber mit nahrungsarmem Boden zufrieden ist; es verfestigt den lockern Sand, der ohne diesen dichten Teppich, ohne diese rundlichen Polster ein Spiel der heftigen Westwinde wäre. Aus der Haide ragen nur die menschähnlichen Gestalten der Wacholder; neuerdings hat man viel Föhren, ja sogar Fichtenbestände angepflanzt, außerdem sind Eichen und Birken dazugekommen, Bäume, die früher wohl nur vereinzelt die prachtvolle Einsamkeit unterbrochen haben. Außerdem nimmt der Ackerbau immer mehr Strecken für sich in Anspruch, ja er bestimmt geradezu das Bild, seitdem man Mitte des vorigen Jahrhunderts dazu überging, durch Kunstdüngung den magern Boden zu befruchten.

Wo immer man auch wandert, im Emsgebiet, an der Hase oder Hunte, an der Aller oder in der Lüneburger Haide — überall blüht das Haidekraut auf, überall an Aterrainen oder an Waldwegen springt ein Fleck Haide in die Augen, nirgends fehlt sie völlig, so daß man ihr das Recht der ehemaligen Alleinherrschaft schon zugestehen muß. Dieses üppig wuchernde Kraut, das in der Regel Kniehöhe, in Ostfriesland sogar Schulterhöhe erreicht, ist die Blume des niedersächsischen Tieflandes, ihre holzigen Stengel und schmalen Blättchen, ihre im Spätsommer und Frühherbst purpurne, sonst rostbraune Blüte, umwimmelt von summenden Insektenschwärmen, ihre harten Stengel und dichtverzweigten Wurzeln bilden ein Gewebe, das die flachen Rückenflächen zwischen den Flußtälern Niedersachsens zu einer geschlossenen Landschaft verbindet, die in Nord und Süd, in West und Ost das gleiche Bild bietet.

Die alte, heute nur in einzelnen Stücken erhaltene Haidlandschaft hat strenggezogene Wellen und Rücken, die mit düsterem Rot oder mit herbem Braun übergossen sind. Daraus ragen einzig und allein die dunklen Stumpen der Wacholder — das ist, als stünden Menschen am Wege, winkten und nickten einem zu, verstorbene Angehörige, liebe Bekannte darunter. Sie rauschen nicht, sie flüstern nicht einmal, es ist eine stille, betende Gemeine, die Landschaft des sinnenden, in sich versunkenen, des betrachtend verweilenden Menschen. Bild von Leben und Tod — man kann die alte Haide auf beides deuten. Ernste und große Linien herrschen hier, sie schwingen in der Seele des Menschen weiter und wecken grübelnde Sehnsucht, Sehnsucht nach der alten Zeit der Väter und nach dem stillen Ufer des Lebens.

Aber dieses alte Landbild taucht in Niedersachsen nur noch auf wie zerstreute Erinnerungen im Gedächtnis eines alten Mannes. Seit hundert Jahren ist es vor zwei neuen Pflanzenvereinen in ständigem Rückgang begriffen. Die Forstwirtschaft hat weite Gehölze von Kiefern und Fichten, Eichen und Birken angelegt, in deren Schatten ein dichter Teppich von immergrünen Kronen- und Heidelbeeren wuchert. Außerdem hat der Ackerbau, einstmals auf dem mageren Sandboden nur kargen Ertrag findend, mit Hilfe künstlicher Düngung seit den 1830er Jahren große Ausdehnung gewonnen, und auch die Viehzucht hat durch Umwandlung von Niederungssümpfen in Wiesenflächen und durch Anbau von Futterpflanzen zur Umgestaltung der alten Haidlandschaft das ihrige getan. Die sandige Ebene nördlich des östlichen Teiles des Berglandes, also von Braunschweig und Hannover polwärts bis zur Aller, vor hundert Jahren noch Haide mit verstreuten Ackerländereien, ist jetzt ein weites Felderland mit stattlichen Dörfern und schönen Waldstücken. Im Westen des Tieflandes hat die Landwirtschaft noch nicht so viel Ellbogenraum gewonnen, weil der hier niedrigere Boden mehr Moore trägt und schwerer zu kultivieren ist.

So sieht die herrschende Haidlandschaft heut ganz anders aus als einstmals und als wie noch an einzelnen zersprengten Stellen. Dunkelgrüne Wälder rahmen überall den Gesichtskreis ein, in hügeligem Gebiet mehrere Wellenlinien übereinander, nach der Ferne zu, die immer weiter aussieht als sie ist, zu einem schmalen Bande von auffallendem Blau zusammenrückend. Der heilige Frieden dieser Wälder wird von reichlichem grauem Flechtenbehang der Stämme und von dem dichten grünen Bodensatz der Beerenkräuter oft zu nordischer Feierlichkeit erhoben. Mit den Forsten wechseln die hellen Blinks der Felder, über welche die einsame Gestalt des Pflügers zieht. Zwischen den Kronen der Eichenkämpfe ruhen die braunen Strohdächer oder düsterroten Ziegelsättel der Haidhöfe und am Rande von Niederungen breiten sich die Häuser weltentlegener Dörfer aus. Kreuz und quer durch die Landschaft schweben, Reihen glänzender Wachskerzen, die weißgrünen Birken der Landstraßen — und immer wieder und wieder leuchtet der Purpur oder das Rostbraun des Haidekrautes auf. Aus der Haide steigt das Läuten der Schmuckenglocken empor, jenes gluckernde Weinen und Jauchzen eines Volkes, das dem Klingen der Erikaglöckchen und dem Summen der Immen abgelauscht scheint und das durch die Landschaft schwingt wie ein seliger Traum. Den Dietweg entlang rollt in schneller Fahrt einer jener langen, schmalen und hohen Leiterwagen, die so leicht über den Sand gleiten und so wehrhaft aussehen.

Die andere Landschaft des Tieflandes, der *Haide* in Verbreitung und Bedeutung nachgeordnet, ist das *Moor*. Nach dem Rückzuge des Eises schrumpften die Seen und Teiche der Senkungen und Urstromtäler infolge allmählicher Aufböhung durch Sinkstoffe und Überwachsung mit Ufervegetation zu Sümpfen ein, deren Böden durch Verwesung von Wurzeln und anderen Pflanzenteilen vertorfte und immer stärker nach oben wuchs. Wollgras und Torfmoos, Renttierflechte und *Haidekraut*, in dem gleichmäßig feuchten Klima dieses ozeannächsten Teiles von Deutschland üppig wuchernd, bilden hauptsächlich die Oberfläche. In allen tiefer gelegenen Gegenden Niedersachsens, wo das Wasser schwerer oder gar nicht Abfluß hat, überziehen Sumpf und Moor als natürliche Pflanzenbildung die sandige und schlickige Bodendecke. Ehemals weit mehr als heute waren sie scharfe Grenzscheiden einzelner Gaue, die höchstens auf einem oder zwei, nur den Ortsansässigen bekannten Pfaden miteinander verkehren konnten. So hat das Saterland erst durch Eisenbahnanschluß seinen altfriesischen Charakter verloren, und ohne die Wehr seiner Moore wäre das Friesentum der Waterlante dem stärkeren Sachsentum viel schneller erlegen. Der Umfang der Moore Niedersachsens mag 6800 qkm betragen, also 13% der Fläche oder 19% des Tieflandes. Während die Niederungsmoore durch zahlreiche Entwässerungsgräben, gelegentlich auch durch Düngung in grüne Wiesenflächen verwandelt worden sind, die größere Viehherden ernähren, hat das Hochmoor noch am meisten das ursprüngliche Aussehen bewahrt. Der Torfmoorteppich, überhöht von schwankendem Wollgras und blühendem *Haidekraut*, gelegentlich auch einem Kiefern-, Birken- und Wacholderbusche, entfernt sich in seinem Aussehen gar nicht so weit von der älteren *Haide*landschaft, wenn Gräben für Entwässerung Sorge tragen. Immerhin ist alles brauner und düsterer, weniger lebendig; man hat es einem in der Bewegung erstarrten Meere verglichen.

Die im 18. Jahrhundert stärker einsetzende Kolonisation hat die Moore aus einer Siedlungswüste in blühendes Land verwandelt, hat weite Strecken zur *Haide* gemacht. Kanäle von der Größe schmaler Flüsse, über deren braune Spiegel die dunklen Segel der Torfkähne gleiten, bis zur Schmalheit von Gräben entwässern das Moor. Auf ansehnliche Entfernungen hin ist der grüne Pflanzenteppich unter Entwicklung von Rauchschwaden, die z. B. von Ostfriesland bis in die Gegend von Osnabrück ziehen, niedergebrannt oder abgehoben. Die darunterliegenden Torfschichten, durch Absinken des Grundwasserspiegels trocken gelegt, werden abgestochen, bis der sandige Untergrund, die alte diluviale Landoberfläche, zum Vorschein kommt, die unter Düngung in Ackerland verwandelt wird. Auf dem oberen Rande solcher Torfstiche hocken lange Reihen hell- oder dunkelbraunen Torfes, eine feierliche Versammlung düster gekleideter Büßer. Dahinter blüht, als Überrest ehemaligen Moorbodens, ein Stück *Haide* auf, daneben grüßt der helle Blink eines Ackervierecks, von schmalen, gradwandigen Gräben umschnitten. Kreuz und quer laufen, ebenfalls in der alten Landhöhe und mit Birken bepflanzt, die Wege, über deren federnden Torfkörper die braunen Leiterwagen rütteln und an deren einer Seite die baumbeschatteten Strohdachhäuser der Moorbauern in unabsehbar langer Reihe einander folgen.

Zu den beiden alten Landformen *Haide* (Geest) und *Moor*, die gleich nach dem Rückzug des Inlandeises ihre Ausbildung begannen, also zehn-

tausend Jahre oder mehr alt sein mögen, treten als viel jüngere Gebilde die Küste in ihrem heutigen Verlauf und die Marsch, zwei Begriffe, die zusammen erst eine Landschaft ausmachen, die dritte und letzte im Verbände des niedersächsischen Tieflandes. Die erstaunlich sanfte, nur auf große Strecken hin meßbar auszudrückende Verflachung des Landes zum Meer hin und noch weit ins Meer hinein, dessen gerade hier bedeutende Gezeiten beim Fehlen von Hindernissen über hundert Kilometer tief ins Land hineinfluten können, hat einen Wattgürtel geschaffen, der alltätlich zwischen dem Zustande einer frisch der See entstiegenden Landfläche und einem eben erst untergetauchten Meeresboden wechselt. Der Baustoff dieser Ebenen setzt sich aus dem feinen Schlick der Flüsse und den zertrümmerten Kieselchalen von Milliarden von Seetierchen zusammen und bildet über Sand, Ton und Torf der ehemaligen Landoberfläche einen dunklen, über Mulden mächtigen, auf Rücken dünnen Kleiüberzug. Einzig im Schutz von Küstendünen liegt der Kleiboden vor Meeresüberflutung einigermaßen gesichert, doch zeigt das Einbrechen der See durch die ehemalige Küstenlinie, jetzt Inselreihe der Ostfriesischen Inseln und in den mittelalterlichen Ausräumungsbuchten des Dollart, des Ley und der Jade, daß diese Sicherheit trügerisch ist. Eine Scheidung des breiten Wattengürtels in das eigentliche Watt, das dem Einfluß des Meeres ausgeliefert wird, und die Marsch, die als landnächster Teil des Watts dauernd landfest bleibt, wurde erst möglich nach Auführung von Deichen. Durch die dünne, zerbrechliche, ständig der Aufsicht und Ergänzung bedürftige Linie des Deiches wurden aus einer und derselben Landform zwei ganz verschiedene Landschaften geschaffen, und nirgends in der Natur tritt des Menschen Wille so mächtig hervor wie hier.

Wandert man auf der grünberasteten Kappe des Deiches dahin, sechs bis acht Meter über der Umwelt, das Lied des Windes und den Sang der See in den Ohren, so erblickt das Auge eine der packendsten Landschaften der Erde. Das bläulichgraue Meer, in ziehender Ebbe schmätzernd oder in aufkommender Flut dröhnend, trägt in einiger Ferne den dünnen Streifen der Inseln, mit Pastell ganz zart hingehaucht, die Häuser hell, freundlich winkend, die Anpflanzungen dunkle Linien und Flecke. Ein Fischer im Boot wrickt sich langsam vorwärts, einem Sangplatz zu, ein Ewer streicht flott nach den Inseln hinüber und ein weißer Bäderdampfer schiebt sich nach dem kleinen Hafen hin, wo der Schnellzug der Reisenden harret. Darüber stehen die schneereinen und bräunlichen Haufwolken in einem ganz feinen Blau, dem die Aufdringlichkeit des Azurs südlicher Breiten völlig abgeht — wie auch der Mensch hier stiller und feiner ist.

Grad voraus bewegt sich die grüne Schlange des Deiches, ein paar knuppernde Schafe in dem wehenden Gras, und blickt hinab auf die Fläche der Marsch, die vertrauensvoll in seinem Schutze daliegt, ein Geschenk aus Gottes Hand. Steht man unten drin, so ist die Marsch nichts als ein fabelhaft hoher Himmel mit den allerschönsten Wolkenburgen und tief darunter mit einem wagrechten Strich Grün, der nach hinten zu in Blau überläuft. Vom Deich herab aber erschließt sie sich unter diesem Himmel als ein Verband von viehbelebten Weideflächen und Äckern, durchzogen von zahlreichen Entwässerungsgräben und gesprenkelt von Einzelhöfen, die mit ein paar Bäumchen auf einer Werst hocken. Es gibt nur wenig, was die feierliche Einheit der Marsch unterbricht, etwa die rast-

losen Flügel einer hochgebauten Windmühle, ein Bild vom unaufhaltsamen Gang des Lebens, oder die Perlreihen von schiefgewexhten Bäumen, die eine Landstraße verraten, die weißen Flecke der Kinder, die braunen der Pferde, Blöken des Viehs, Heugeruch, oder Flüstern des Schilfes, das zahlreich in den Kanälen und Wasserlöchern wuchert. Die Feierlichkeit der Marsch wird zum hohen Festtage durch eine Durchleuchtetheit der Luft und Farbigkeit aller Gegenstände, wie das trocknere Binnenland sie nicht kennt. Angesichts dieses stillen Glanzes versteht man, daß die Bilder der Niederländer, allen voran die von innen herausleuchtenden Bilder eines Rembrandt, im Licht der Marsch entstanden sind.

*

Nirgends innerhalb Niedersachsens wird der Gegensatz von Tiefland und Bergland so eindringlich verspürt wie an der Westfälischen Pforte. Blickt man vom Wittelindsberge der Wiehenkette hinab, so dehnt sich im Norden grün, gelb und braun gevierte Ebene, darin die roten Dächer der Siedlungen inmitten von Baumgrün und weite dunkle Waldlinien, nach Süden aber wallt es auf zu Bergreihen und Hochflächen, ein Durcheinander düsterer Waldsetzen und hellgrüner Acker- und Wiesenstücke. Der Norden atmet klare Ruhe und hohe Weihestimmung, der Süden Unruhe und Zersahrenheit, obschon auch hier der ganze Rahmen durch die langlinige Führung der Profile leidlich geschlossen bleibt.

Ist im Norden Niedersachsens das Bergland nahezu völlig zur Tiefe gegangen, so blieb es im Süden vollständig erhalten und wirkt sich, wenig verändert durch eiszeitliche Ablagerungen, als Träger des Menschenlebens voll aus. Das ganze Gebiet ist der aus Schichtgesteinen aufgebaute Außengürtel des alten Variszischen Gebirges, dessen Falten, im Osten von vulkanischen Ergüssen durchbrochen, von Südwesten nach Nordosten zogen und später vom aufkommenden Meer abgetragen und überflutet wurden. Nachdem sich vom Jechstein bis zur Kreide ansehnliche Massen von Sandstein, Kalk und Mergel auf dem alten Kumpfgebirge niedergeschlagen hatten, wurde das alte Bauwerk wieder landfest und erlag im Tertiär einer Saltung und Zertrümmerung, die im Verein mit der Ausnagung die heutigen höchst wechselvollen Landformen verursacht hat. Im größten Teile des Berglandes herrschen schmale Rücken, deren nordwest-südöstliche Streichrichtung dem Ganzen ein hohes Maß landschaftlicher Gleichartigkeit verleiht. Dabei ist beachtlich, daß der Zerfall des Berglandes in zahlreiche Einzelzüge die Durchgängigkeit in Querrichtung, also südwärts, nicht ausschließt. Erwägt man außerdem, daß das Gewässernetz infolge von zum Teil vorgebirgsalterlicher Anlage hauptsächlich nordwärts gerichtet und fest ans Tiefland gekettet ist sowie daß die breite Grabensenke des Leinetales einen bequemen Nord-südweg darstellt, so ist verständlich, daß die ganze Zone der Bergreihen und Mulden von den Niedersachsen bei ihrer Südwanderung überschwemmt wurde. Im Gegensatz zu den Ketten blocken einzig im Süden Plateauschollen auf, vor allem Harz und Solling, deren breite Flächen als menschenarme Grenzsäume gegen Hessen und Thüringer wirksam wurden.

Stellen im Tieflande in erster Linie die trocknen Geestrüden die Verbindung zwischen den einzelnen, durch Moor und Wasser getrennten

Gegenden her, so bilden im Bergland die Mulden und Täler ein Verkehrsnetz, das die Gaue untereinander verknüpft. Auch die Siedlungen liegen im Norden zahlreicher auf den höheren, im Süden mehr in den niedrigeren Teilen. Die Rücken und Hochflächen sind weite Waldgebiete mit Buche und Fichte, die erst im vorigen Jahrhundert durch Forstwirtschaft und Fremdenverkehr stärker besiedelt wurden, ähnlich wie ihr Gegenpiel im Flachland, die Moore, in der gleichen Zeit stärker unter menschlichen Einfluß gerückt wurden. Die Berglandschaft der Einzelrücken besteht vorwiegend aus schlanken Rücken und ruhigen Kuppen, die mit sanfter Linie aus Niederungen anschwellen, harte Kalk- und Sandsteine, die der Ausnagung besser Widerstand leisteten als die nachgiebigen Mergel der Eintiefungen, trotzdem die letzteren nicht selten ursprünglich Saltsättel sind, während die ersteren, so im Deister, Ith und Hils, als Mulden angelegt wurden.

Die Ketten setzen mit einer dichten Kappe von Buchenwald über den Aderniederungen auf, dunkle Wolken über heller Lichtung. Die heilige germanische Waldeinsamkeit webt zwischen den grauen Stämmen, Sonnenflecke durchleuchten die blaue Dämmerung über rotem Blätterboden, das Konzert der Vögel durchhallt den Dom oder Sturm braust durch die vollen Wipfel. Vor dem Waldrand breitet sich die offene Mulde aus, geviert von hellgrünen und braunen Ackerbreiten, geschmückt mit rotdachigen, in Obstgärten eingebetteten Dörfern und durchheilt vom gewundenen, baumbegleiteten Lauf eines Flusses. Die Grundstimmung dieser Hügellandschaft ist, im Gegensatz zu jeglicher Erscheinungsform des Nordens, lyrisch; ein frohes Lied flattert auf und schwebt durch erhebenden Wald, über gesegnete Sturen.

Die Plateauflächen entragen ihrem abgesunkenen Umland schroff und herrisch, gefürchtete Mächte der Finsternis noch vor hundert Jahren. Infolge ihrer ansehnlichen Erhebungshöhe ist die Ausnagung an ihren Rändern viel stärker als irgendwo im Hügellande, so daß tiefeingeschnittene Täler mit rauschenden Bächen und Blockströmen, mit dräuenden Schluchten und Felsklippen überraschende Gegensätze zum lieblichen Vorland aus der Erde stampfen. Die Hochflächen selber aber zeigen, so tief auch die Randflüsse hineingreifen mögen, ruhigere Wellenformen, deren Ernst von den hier vorherrschenden Fichtenwäldern wirksam unterstrichen wird. In diesen Gebirgsblöcken ist nichts zu spüren von der hellen Freundlichkeit des Hügellandes, still und wuchtig rollt Rücken um Rücken dahin, zuweilen heldisch unterbrochen von den Posaunenstößen eines kalten, schaumdurchtosten Engtals oder einer burgartigen Felsbildung. Grad wie die Einsamkeit der Haide oder des Moors, konnte auch diese herbe, schwer zugängliche Landschaft erst die Aufmerksamkeit von Menschen erregen, die über die bloße Anmut einer Gegend hinausstreben zur Erkenntnis von deren Eigenkraft und zur Spiegelung ihres starken Herzens in der Natur.

*

Klimatisch unterscheidet sich Niedersachsen von den meisten Teilen des übrigen Deutschlands durch seine Segebundenheit. Die das ganze Jahr hindurch vorherrschenden Westwinde, vom sommerlichen Hoch über dem Nordatlant mehr in Nordweste, vom winterlichen Hoch weiter südlich

mehr in Südweste gedreht, überschütten Küste, Tiefland und noch stärker die Windkanten der Gebirge mit ausgiebigen Regenmengen. Namentlich im Sommer wandern Wolken über Wolken von der See landein und bringen jene kühlen, regnerischen Sommertage, die schon mancher Ferienreisende verwünscht hat und deren gelegentliche Beharrlichkeit die Ernte auf dem Halm zum Säulen, die Flüsse zur Überschwemmung bringt. Die winterlichen Südwestwinde führen viel mehr Gewölk mit, tiefhängende graue Massen, gelangen aber über dem nunfort stark abgekühlten Lande nicht mehr so häufig zur Verdichtung ihres Wasserdampfes, ja die Niederschläge des Frühlings gehen nicht viel über die halbe Höhe derer des Sommers. In dieses gleichmäßige Bild erträglicher Winter und Sommer bringen gelegentliche Vorstöße des russischen Binnenlandklimas jähe Abwechslung durch mehrtägige oder gar mehrwöchentliche Zeitschichten trockner Hitze im Sommer und trockner Eiskälte im Winter, die von heftigen Ostwinden herangeführt werden. Immerhin zeigt nur das nördliche Harzvorland den Einfluß des gegensätzlichen Binnenlandklimas etwas merklicher, und auf den Berghöhen des Südens, namentlich im Harz und Solling, sind die Winter härter, länger und schneereicher als im Tiefland. Im ganzen Westen und Nordwesten aber sorgen die Nähe der See und die feuchten Moorflächen für Gleichmäßigkeit aller klimatischen Erscheinungen, so daß hier das Vieh fast den ganzen Winter im Freien weidet, Stechpalme und Sumpfschilf noch durchhalten und der Hafenverkehr nur höchst selten durch Eisbildung gestört wird. So ist der Winter in Niedersachsen nicht eine Zeit erzwungener Untätigkeit, sondern er gestattet zumeist Arbeit im Freien, eine Erscheinung, die sicherlich zur Stetigkeit des Menschen beigetragen hat. Im März beginnt gewöhnlich schon das Grünen auf den Wiesen und in einzelnen Büschen.

Der Niederschlagsreichtum hat das Land mit einem gleichmäßig verzweigten Gewässernetz ausgestattet. Die Wurzeln der Hauptströme liegen im waldigen Berglande, wo das fließende Wasser vielfach für Mühle- und Sägemühlen, neuerdings auch für elektrische Kraftwerke und Stauanlagen nutzbar gemacht wird. Dieses klare harte Wasser des Südens steht in scharfem Gegensatz zu dem weichen Wasser des Nordens, das nur durch Sand geht und in den Mooren stets auffallend braune Farbe erhält. Weit aus der größte Teil Niedersachsens gehört zum Stromgebiet der Weser, einzig der Westen wird von der Ems eingenommen und der Nordosten entsendet einige Haideflüßchen zur Elbe. Die Weser, unterstützt von der Leine, ist die Mittelader Niedersachsens, hier liegen auch die beiden größten Städte Bremen und Hannover, die Beherrscherinnen von See und Binnenland. Die tief landeinreichenden Trichtermündungen von Ems, Weser und Elbe bilden die Fenster des Landes auf die Straßen der Welt hinaus und geben der an sich verkehrsungünstigen Küste einige der wichtigsten Ankerstellen des Überseehandels.

Regenreichtum und Fehlen strengerer Wintertälte begünstigen in Niedersachsen das Pflanzenleben in hohem Maße; starke, ständig wehende Winde in Küstennähe und magerer oder zu nasser Boden in größeren Teilen des Tieflandes beschränken vielfach das Vorkommen anscheinlicherer Gewächse zugunsten dürrer, doch hat auch hier Düngung und Ansiedlung genügsamer Pflanzen oder Entwässerung im letzten Jahrhundert erheblichen Wandel geschafft. Als altes Kulturland besitzet Nieder-

sachsen größtenteils Pflanzenverbände, die von Hand des Menschen planmäßig angelegt worden sind; die Marsch mit ihren Weiden und Feldern ist sogar von Grund aus Kind seines Willens. Im Tiefland sind die weiten Kiefernforste, in denen die niedrigstehende Sonne mit den roten Stämmen spielt, vorwiegend von ihm aufgestellt, und auch die Eichenkämme und Birkenreihen der Haiden, die Eschenlinien der Marschen sind auf ihn zurückzuführen. Nur die dunklen Klumpen des Wacholders und der Stechpalme im Sand, die Erlen im Bruch und schließlich die braunen oder roten Polster des Haidekrauts und die grünen Teppiche der Beerenkräuter sowie die Torfmoose des Moores zeigen jungfräuliche Natur an. Auch der Wald des Berglandes ist der rechnenden Überlegung des Menschen entsprungen, jene weiten, von Einsamkeit hallenden Buchenbestände der Hügellücken und jene düsteren Fichtenhaine des Harzes und Sollings. Selbst die Wiesen, im Tiefland durch Entwässerung aus Sumpfboden umgewandelt, im Bergland wie helle Oasen in dunklen Wald eingesenkt und im Harze die Höhenorte umrahmend, sind keineswegs freiwillige Spenden der Natur. Immerhin sind wohl 40% der Fläche Niedersachsens nicht in Pflege genommen, wovon der größte Teil auf das moor- und haidereiche Tiefland entfällt. Wald bedeckt 16%, Wiesenland 10%

*

Die Bevölkerung Niedersachsens ist seit mindestens zweiundeinhalbtausend Jahren rein germanisch, und schon vor einundeinhalbtausend Jahren ist sie auf eine Stammesformel, die der alten Sachsen, gebracht worden. Die Chauken der Waterkant, die Chasuarier des Ems-Hasegebietes, die Angrivarier der mittleren und die Cherusker der oberen Weser, die Langobarden der nördlichen Haidabdachung, die Fosi der Allergegend und die Thüringe des nördlichen Harzvorlandes wurden seit dem Jahre 300 in heftigen Kämpfen von den Sachsen, die bis dahin Holstein besiedelt hatten, südwärts gedrängt, soweit nicht Teile als Unterworfenen bleiben durften. Im sechsten Jahrhundert saßen die Sachsen vollkommen fest und hatten die vorgefundenen Reste aufgesogen. Als letzte germanische Südwanderung bilden sie die Brücke zwischen Nord- und Südgermanentum und zeigen den geringsten Bestandteil ungermanischer Rassenmischung unter allen deutschen Stämmen. In Körperart und Sprache verbinden sie das deutsche Volk noch heute mit den Skandinaviern und Engländern, seinen Blutsbrüdern, insbesondere der kühne Schlag von der Küste, dessen Plattdeutsch in der Seefahrt zu leidlicher Verständigung mit Engländern und Nordländern hinreicht.

Einzig im Nordwesten macht sich im Schutze der Moore friesische, im Südosten im Bereiche der weichen Hügellandschaft des Harzvorlandes thüringische Unterströmung in Aussehen, Sprache und Hausbau bemerkbar. Die oberdeutschen Bergmannskolonien des Oberharzes, fränkisch in Goslar, erzgebirgisch in den sieben Bergstädtchen, sind im Mittelalter gegründet worden und, kaum 30 000 Köpfe zählend, einer Ausdehnung zuungunsten des Sachsentums nicht fähig. Holländische Kolonisten, die im 12. Jahrhundert zur Urbarmachung von Sümpfen in die Gegend von Bremen, an die Niederelbe und östlich der Mittelweser geholt wurden, sind blutlich längst eingestampft worden. Als Fremdkörper empfindet man nur noch die

seit dem 13. Jahrhundert auftretenden Juden, die in Ostfriesland, nördlich von Bremen, westlich vom Steinhuder Meer, westlich vom Oberharz und nördlich von Münden (größtenteils Gebiete, in denen der Viehhandel eine Rolle spielt) an zwei Hundertstel der Bevölkerung ausmachen und seit dem Weltkrieg durch ostjüdische Zuwanderung besonders in den größeren Städten zugenommen haben, sowie die Polen, die als Arbeiter von Landwirtschaft und Industrie seit einigen Jahrzehnten eingeführt wurden. Alles Wenden-tum, das in der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts Karl der Große, der größte Feind der Sachsen, herbeizog und das östlich der Ilmenau und Ise siedelte, ist dort völlig aufgesogen worden.

In keinem Teile Deutschlands zeigt die Bevölkerung so einheitliche Art wie in Niedersachsen, denn nirgends tauchen Reste älterer brünetter Urbewölkerung so wenig aus dem Untergrunde hervor wie hier. Dunkleres Haar bei Erwachsenen erscheint nur im katholischen Emsland und im mittleren und oberen Leinegebiet häufiger, jenen beiden Gegenden, wo minderrassiger Einfluß von Süden her am leichtesten eindringen konnte. Braune Augen erblickt man öfters im mittleren und oberen Leine-Weser-Strich und östlich davon südwärts von Braunschweig bis über den Harz hinüber. Schuld an dieser Verdunkelung mögen einerseits Reste vorgermanischer Bevölkerung sein, die sich im Schutz von Gebirgs- und Moorwinkeln oder einfach als nördlichste Ausstrahlung der brünetten Altmitteldeutschen erhielten, oder andererseits Einflüsse von Thüringen und Sachsen her, die sich seit dem Mittelalter langsam nördlich vorschoben; lief doch auch die niederdeutsche Sprachgrenze im späteren Mittelalter noch durch die Gegend von Nordhausen und Halle.

So ist am reinrassigsten alles Land nördlich der Linie Papenburg—Braunschweig, gut die Hälfte Niedersachsens, aber auch im Süden überwiegt die helle Art die dunklere ganz bedeutend. Der Schädelbau weist lange bis mittlere, ja nicht selten auch schwachkurze Maße auf, doch ist die Längenentwicklung selbst bei den messungsmäßig als Kurzköpfe erfaßten Schädeln ganz bedeutend und wird nur durch starke Breitenentwicklung infolge sesshafter Lebensweise und vielen Sinnierens verdeckt. Neben schmales, hohes Gesicht tritt sehr häufig breites, hohes, seltener schmal oder breit niedriges, jenes oft mager und holzschnittartig, dieses fleischiger und wuchtiger. Die meisten Antlitz aber, die der Einwirkung der Sonne nicht gar zu lange entzogen werden, sind rot bis rotbraun, hell- bis dunkelblond und blau- oder grauäugig. Unter den Schulkindern selbst der Städte dürfen an neunzig Hundertstel hell- bis dunkelblond sein, so daß es ein Vergnügen ist, zwischen ihnen dahinzuschreiten, wenn ihre jubelnden Scharen nach Hause drängen. Die reinschwarze Art findet sich überhaupt nur bei Juden, Polen und Zigeunern.

Der Niedersachse ist ziemlich durchweg ein vierschrötig gebauter, breitschultriger Schlag, hoch oder doch mittelgroß gewachsen, mit ansehnlichen Säusten. Dem Gesicht fehlt das Mäckerige, Kleinliche und Verkniffene anderer Stämme; es trägt große, freie, offene Züge mit teils hellem, teils kaltem, meist immer prüfendem Blick, einem Blick, der gewohnt ist, über weite Haide oder unendliche See zu schweifen. Natürlich fehlt es nicht an Unterschieden, aber mehr wohl denn Stammesgrenzen haben die verschiedenen Landformen durch andersartige Lebensweise Abwandlungen der niedersächsischen Art hervorgerufen. Der Bewohner der fetten, reichen Marsch ist

schwerfällig und wuchtig, destig und hochmütig, fleischig und behäbig mit massivem Gesicht. Die lergere Haide oder Geest hat regere Menschen gezüchtet, mager und starkknochig, mit kantigerem Antlitz. Der Blick ist in der Geest mehr nach innen gerichtet, der Geist langt eher mal nach tieferer Bildung, das gedrückte Wesen früherer Notzeiten weicht neuerdings unter den besseren Arbeitsbedingungen. Die aus Geest- und Stadtleuten bunt zusammengewürfelte Bevölkerung der Moore formt sich in den gleichartigen Lebensumständen ziemlich schnell zu einer dritten Art, deren starker Unternehmungssinn einstweilen noch unter mütterlichem Wesen und lustloser Schwerarbeit sich düster versteckt. Die Bauern der Ackerländereien des Südens sind arbeitsame, ruhige, etwas umständliche Menschen, gleichweit entfernt von dem schwerblütigen, oft zu fabelhaftem Leichtsinn und Progrei aufschäumenden Wesen des Marschbewohners wie dem verschlossenen, grüblerischen Wesen des Haidjers. Die Bewohner der Waldberge gelten als kernige, zuverlässige Kerls, klug und pfiffig, genügsam und von einem rastlosen Fleiß, der dem Nächsten nicht gern allzuviel gönnt; rauher Ernst und fröhliche Sangeslust liegen hier unvermittelter nebeneinander als im stilleren Tiefland. Leider hat gerade hier der Fremdenverkehr, überall in Niedersachsen aber der Kriegs- und Nachkriegslegen der Landwirtschaft auf den Charakter nicht günstig eingewirkt, so daß sich vor das früher offene Herz jetzt die geschlossene Hand gestellt hat und ein Zug mitleidsloser Härte durch die Gemüter geht. Hoffentlich bringen Rückschläge der Konjunktur unserm Volk von Bauern und Kleinstädtern bald wieder seinen anständigen Charakter in Ordnung.

Das Wesen der städtischen Bevölkerung läßt sich natürlich nicht so leicht auf eine einfache Formel bringen. Ruhige, ernste Lebensauffassung, verbunden mit schlichter Arbeitsamkeit, ist die Regel, sonst aber ist z. B. die stille, hausbackene Art des Braunschweigers deutlich unterschieden von der strebenderen, großzügigeren des Bremers. Die sozialdemokratische Unterströmung in den Städten (das Bauerntum ist durchweg streng monarchisch gesinnt) erweist sich als besonnener denn anderswo und würde ohne fremdstämmige Verführer auch hier keine sonderliche Rolle spielen. Neben Bauer und Städter steht die breite und wuchtige Gestalt des Seemannes, der überaus hurtig arbeiten kann, wenn sein schwerer Beruf es fordert, und der wie eine Welle von lärmendem Schaum über den Deich dieses tüchtigen und ruhigen Volkschlages blickt, welcher neben den Schleswig-Holsteinern, seinen nächsten Verwandten, der gesündeste Ast am Stamme des deutschen Volkskörpers ist.

Aus den weiten Ebenen und Waldbergen Niedersachsens steigt die Veranlagung meines Volkes als letzte geographische Folge von Landschaft, Klima und Arbeit auf. Als reingermanischer Keil in gemischtgermanischem Gebiete, von den deutschen Nachbarn in Süd und Ost durch seine niederdeutsche Sprache geschieden, von dem unmittelbaren Einfluß der See überweht und vorwiegend bäuerlicher Tätigkeit hingegeben, hat dieses Volk immer eine besondere Rolle in Mitteleuropa gespielt. Der Hang zum Alleinsein beherrscht wie den Einzelnen so die Gesamtheit. Der Bauer haust in seinem Hofe, den vielfach hohe Bäume von der Umwelt abschließen, ganz für sich, der Städter spinnt sich in seine vier Wände ein. Man redet nicht viel, bewegt nicht unnütz die Glieder, man beobachtet lieber und denkt sich sein Teil. Der Ostfrieze und Oldenburger sind sogar reichlich schwerfällig.

Die Mundart ist breit, dieses Platt hat einen erquickend traulichen Klang, es ist wie die Torf Flamme, die von dem offenen Herdfeuer des altsächsischen Bauernhauses aufsteigt, des herrlichsten Hauses der Welt, der vollkommensten Schale einhelligen Familienlebens. Diese Stille treibt Zweige, die einerseits unbeirrbar Durchführung eines Entschlusses erstreben, andererseits leicht in Eigensinn und kurzichtige Rechthaberei ausarten. Am niedersächsischen Dickschädel ist schon mancher Schnellfertige ergebnislos abgelaufen.

Leider ist es deshalb auch nie zu einem rechten Gefühl der Gemeinsamkeit aller Niedersachsen gekommen; der Marschbauer weiß nichts vom Haidjer, der Moormann nichts vom Sollinger. In der Geschichte ist dieses Volk nur so lange geschlossen aufgetreten, als es von der Wanderzeit her noch als Einheit sich fühlte und mit den verschiedenartigen Böden seiner Heimat noch nicht zu eng verwachsen war. Es hat sich als letzter der deutschen Stämme dem südgermanischen Reiche der Franken gefügt und unter seinem Heldenherzog Wittekind dem Schlächter Karl lange Zeit gefährlich sein können. Ein zweites Mal trat es geschlossen auf unter den Herzögen des zehnten Jahrhunderts, jenen Heinrich und Ottonen, die das alte deutsche Reich zimmerten und damit den süddeutschen Kaisern das Werkzeug in Hand gaben, das die ganze mittelalterliche Entwicklung des Abendlandes beherrscht hat. Zeigte sich in diesen beiden Großtaten niedersächsische Willensstärke und Großzügigkeit im hellsten Lichte, so verdarb ihre Schattenseite, niedersächsischer Eigensinn und Rechthaberei, in der Folge alles, denn Heinrich der Löwe, die letzte politische Gestalt großen Stiles hierzulande, hat durch beide in seinen letzten Lebensjahren alle Bedeutung eingebüßt, die er als Beherrscher des größten Theiles von Deutschland anfänglich besaß. Es begann die unheilvolle Kleinstaaterei, und die fortschreitenden Erbteilungen in seinem Hause haben es nie mehr zu einem niedersächsischen Gesamtstaate kommen lassen, auch nicht in Gestalt des späteren Königreichs Hannover. Es ist, als hätten die anderen deutschen Stämme aus dem Beispiel Heinrichs des Löwen gelernt, daß man diesen stärksten ihrer Stämme niemals zu festem Zusammenschluß durfte gelangen lassen, wollte man nicht alsobald seine Überlegenheit spüren.

Somit steht das Streben nach Alleinsein der Veranlagung zum Gründen und Organisieren erfolgreich entgegen. Auch die Hanse, niedersächsische Gründung des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts, widerspricht dem nicht. Immerhin, dieser Stamm hat das größte germanische Reich des Mittelalters und den größten Wirtschaftsbund des Mittelalters geschaffen. In diese Richtung gehört, als ebenbürtige Leistung und als Ausfluß seines Ausdehnungstrebens, die Kolonisierung der Slawenländer ostwärts der Lüneburger Heide, die von Niedersachsen begonnen und auch in der Folge vorwiegend getragen wurde.

Die geistige Beschaffenheit des Niedersachsen entspringt seinem arbeitsamen Leben in einer weiten, freiräumigen Natur mit bedecktem Himmel und im dämmerigen traulichen Hause. Sie ist einerseits nüchtern und klar, andererseits besinnlich und grüblerisch, jenes aber mehr. Kühle Beobachtung und ruhige Überlegbarkeit beherrschen das Denken und Trachten, stellen es auf reine Sachlichkeit. Deshalb liegen die großen Leistungen auf Feldern, deren Bestellung mehr Organisationsgabe, scharfes Durchdenken und körperlichen Wagemut erfordert, während die freie Phantasie, die ohne festen Boden unter den Füßen fliegen kann, zurücktritt. In Staatsausbau und

Seeerwesen, Wissenschaft und Forschungsreisen, Kaufmannschaft und Schiffsahrt zeichnet man sich hier öfter aus als in Kunst und Politik. Man träumt in Haide und Bergwald wohl allerlei zusammen, aber man faßt dies nicht gleich in Worte; man dichtet nicht, sondern man lebt Dichtung in den einsamen, wunderschönen Eicklamphöfen.

Wittekind, die Sachsenkaiser und der Löwe, Scharnhorst und Karl Peters; Karsten Niebuhr, Friedrich Hornemann, Karl Ritter, Gerhard Kohns und Adolf Bastian; J. S. Herbart, F. Ch. Schloffer, Karl Friedrich Gauß und Oswald Spengler sind einige wenige Beispiele aus einer großen Schar von Männern des Denkens und der Tatkraft, die aus dem Boden von Niedersachsen entsprossen sind. Die Dichtkunst stellt ihnen an Größen ersten Ranges nur Wilhelm Raabe entgegen, vielleicht noch die ihrem Namen nach unbekannten Dichter des Reineke Vog und des Eulenspiegel; daneben wären Roswitha von Gandersheim, Vater Gleim, Hoffmann von Fallersleben, Grabbe, Ricarda Huch, Hermann Löns und Böries von Münchhausen zu nennen. In der Malerei und Bildhauerei ragen hervor einzig die alten Meister Tillmann Riemenschneider und Bertram sowie Wilhelm Busch und Fritz Mackensen. Es ist bezeichnend, daß die genannten Künstler mit Ausnahme Hoffmanns aus dem südlichen Niedersachsen stammen, dessen sonnegebadete Waldberge auf künstlerischen Sinn wohl belebender wirken als die Ebenen des Nordens. Die Männer des Denkens und der Tatkraft dagegen sind nahezu alle im Tieflande geboren.

Man muß danach die Niedersachsen als hochschöpferischen Menschenschlag ansehen. Es wird weiter unten erklärt werden, ein wie schönes Bauernhaus und ein wie wundervolles Stadtbild sie geschaffen haben. Außerdem ist aus ihrer Hand dem deutschen Volke eine Hochseeflotte geworden, deren Leistungen keinen Vergleich zu scheuen brauchen. Aus allem ernststen Trachten, aus aller Schwerblütigkeit stiehlt sich oft der Schalk hervor, wie die helle Birke unvermittelt vor dunklem Kiefernwald steht, wie der Wacholder die einsame Haidefläche mit lauter Fragezeichen übersät. Launige Lustigkeit blänkt in den vielen dieser ersten, hellen Augen und hat im Reineke Vog und Eulenspiegel, in dem alten Lügenfreibern Münchhausen, in Wilhelm Raabe und in Wilhelm Busch eine ebenso vielseitige wie berühmte Gestaltung erfahren.

*

Nimmt man, nach Richard Uhdens Berechnungen, Niedersachsens Fläche zu 51 860 qkm an, so zählt die Bevölkerung 5 074 000 Köpfe und es kommen 98 auf den Quadratkilometer. Das Tiefland mißt zwar 35 880 qkm, enthält aber mit 2 936 000 Bewohnern nur 58% der Gesamtbevölkerung, 89 auf dem Quadratkilometer. Im Berglande, das nicht mehr als 10 000 qkm umfaßt, haufen doch 2 138 000 Menschen, zwar nicht mehr als 42%, aber doch zu 134 auf dem Quadratkilometer. Auf der einen Seite kommt der siedlungsauflockernde Charakter des feuchten Moors und der dünnen Haide, auf der andern der siedlungsverdichtende der schweren Böden der Talungen im Hügelland kräftig zum Ausdruck.

Der größere Teil der Niedersachsen (3 162 000 oder 62%) lebt auf dem Lande und in kleinen Siedlungen von weniger als 5000 Einwohnern. Nur 1 912 000 Menschen (38%) haben sich in Städte eingeschlossen. Von den letzteren entfallen 816 000 (43%) auf die drei Großstädte Hannover.

Bremen und Braunschweig, 415 000 (22%) auf die sieben Mittelstädte Danabrück, Bielefeld, Harburg, Hildesheim, Rüstringen, Halberstadt und Böttingen. Da auch die 671 000 Einwohner der Kleinstädte in guter Luft leben, so werden 3 333 000 Menschen gesunder Landluft theilhaftig, das sind 76% aller Niedersachsen ein Umstand, der viel zur Gesundheit dieses Stammes beiträgt. Im Bergland ist der Hundertsatz des Landvolkes mit 71% wesentlich höher als im Tiefland mit 56%. Die Großstädte und der größere Teil der Mittels- und Kleinstädte liegen eben sämtlich im Tieflande.

So ist Niedersachsen Bauernland, und bauerliche Siedlungsweise durchleuchtet überall die Landschaft. Östlich der Weser und von Detmold herrscht im allgemeinen das Hausendorf vor, westwärts der Einzelhof, im Marschendorf oft zum Hofendorf geballt. In der Lüneburger Haide treten, nicht so sehr auf der Karte als in der Landschaft, der Einzelhof und der Weiler oder doch das Zwergdorf hervor. Die Armut des Tieflandes an Mineral Schäzen, seine Beschränkung mit Mooren und Sümpfen sowie das Vorwiegen leichter Böden, wovon nur größere Besitzungen ihren Mann ernähren können, bedingen eine so viel dünnere Besiedlung im Gegensatz zum Berglande, wo der Mineralreichtum und ausschließlich höchstwertiger Ackerboden mehr Verdienst abwerfen und Volksverdichtung erzeugen. Zehn Morgen Ackerboden in den Niederungen des Südens sind mindestens so viel wert wie ein Fünftel und Mehrfaches an Sandland im Norden. Die Unterschiedlichkeit der Landschaften ist natürlich von großem Einfluß auf die Mannigfaltigkeit der Siedlungsformen geworden.

Dürer Sandboden, der Hunderte von Morgen zur Erhaltung leidlichen Auskommens erfordert, zwingt den Besitzer, inmitten seiner Ländereien im Einzelhof allein zu hausen, weil nur diese Wohnart allzuweite Arbeitswege ausschließt. So ist es in der Haide. In der Marsch aber erlaubt der übergroße Wert des nur schmal vorhandenen Bodens oft lediglich Einzelwohnform und schiebt das Dorf nicht selten an den Rand, wo der ärmlichere Geestboden die Ausbreitung des Dorfes weniger kostspielig macht. Der einsame Haidehof ist die wunderbarste Siedlung Niedersachsens. Das gewaltige Haus reckt sein braunes Strohdach, neuerdings auch wohl sein düsterrotes Ziegeldach hoch zwischen die Kronen seiner alten Eichen, deren dunkelgrüne Laubmassen gleich Wolken den Giebel umlagern. Wie Baum-burgen liegen diese Höfe da, Dornröschenschlösser versunkener Zeit, gegen alles Neue abgeschlossen durch den ertümelichen Staketum und den Eichenkarp, dessen Dämmertrauen einzig die alte Rauchfahne durchbellt, die vor den Pferdeköpfen emporsteigt. Der Sturm braust um die Sachsenhöfe und singt deren Kindern das alte Lied von der See, das ihre Väter einst mitbrachten von Nordland. Reckt der Haidehof sich gewaltig in die Höhe, um sein weites Land zu überschauen, so duckt sich der Marschenhof tiefer ins Gelände hinein, die Mütze des Daches vor den Meerstürmen tief auf die Schultern herabgezogen, doch fest und breitbeinig, oft auf einer niedrigen Werft, dastehend. Der Hof im Schutz des Deiches hat etwas ungemein Anheimelndes, doch es fehlt ihm der heldische Schmuck des Eichenkamps; hier steht nur ein Kränzchen spärlicher, schiefgewehter Bäume um den Hof herum, die nichts sind gegen die Wolkengebirge des Himmels darüber.

Das Hausendorf, die wichtigste Siedlungsform des östlichen Niedersachsens, namentlich des wirtschaftlich wertvollsten Südens, liegt im Haide-land zerstreut zumeist in flachen Talweitungen, im Süden aber in äußerst

dichter Anordnung, die hier eigentlich nur durch Wald unterbrochen wird. In den Ebenen zwischen Aller und Bergland folgt Dorf auf Dorf, so daß die Landschaft farbig von dem Wechsel blauer Waldstreifen und roten Ziegeldachgewirrs beherrscht wird. Die Dörfer liegen zumeist inmitten ihrer Gewanne, so daß der Arbeitsweg nie lang ist. Die braunen, grünbemoosten Strohdächer über roten, balkendurchsetzten Backsteinwänden im Norden, die roten Ziegeldächer über Backsteinmauern oder weißen, balkendurchgitterten Wänden im Süden nehmen sich zwischen zahlreichen Obstbäumen gut aus. Eine oder zwei Landstraßen, ein paar Nebenwege durchschneiden den Grundriß ganz unregelmäßig und finden sich in der Mitte, wo Kirche, Schule, Wirtschaft und Kramladen den geschäftlichen Schwerpunkt bilden. Im Süden wird das Bild seit einigen Jahrzehnten oft durch den Schornstein einer Zuckfabrik, eines Kalkofens oder eines Kaliwerkes verunstaltet. Die Dörfer in unmittelbarer Nähe der größeren Städte haben seit einem Menschenalter den Charakter von Vorstädten angenommen und sind ein unerfreuliches Gemisch von Bauernhäusern, Katen und Mietskasernen, deren Bewohnerschaft aus Landleuten und Arbeitern, aus ruhigen Arbeitselementen und kommunistischen Hezern zusammengewürfelt ist. In einem schmalen Saume an der Ostgrenze Niedersachsens tritt zwischen den Häufendörfern eine besondere Dorfart auf, der Rundling, dessen Häuser sich im Kreise um einen Mittelplatz schließen. Wohl nichts anderes als eine zu Verteidigungszwecken gegen die Wenden angewandte Bauform, bietet der Rundling nach innen ein gutes, geschlossenes Bild, aus dem die Landschaft ganz ausgeschaltet ist.

Dort wo eine einzige Straße die Grundlinie der Feldmark bildet, vor allem im Moor-, Sumpf- und Marschgebiet, findet sich das Reihendorf. Die Häuser reihen sich in ihm auf einer Seite der Straße aneinander und blicken über die Straße hinweg auf das ihnen gehörige, sehr schmale, aber lange Feld. In den Mooren werden Ländereien und Gehöfte oft durch Kanäle oder Gräben voneinander getrennt. Diese Häufendörfer machen in der Landschaft mehr den Eindruck von Einzelhöfen als von geschlossenen Dörfern, da man selten mehr als einen oder zwei der unter Bäumen versteckten Höfe gleichzeitig sieht. Baumgruppen und zerstreute Strohdächer über roten, balkengefaßten Backsteinwänden, braune Wasseradern und schwerfällige Menschen in Holzschuhen, ringsum viel Landschaft machen das Bild der Häufendörfer aus.

Außer der Dorfform ist auch die Hausform Niedersachsens nicht einheitlich. Am weitesten verbreitet ist das alte, schon vorgeschichtlich nachgewiesene Einheitshaus, das unter einem einzigen gewaltig aufragenden Dach Stallungen, Wohnräume und Speicher vereinigt. Das Haus steht im Balkenwerk, das entweder die natürliche Schwärzlichkeit alten Eichenholzes oder bunte, namentlich grüne Bemalung aufweist, und hat Sächer aus rotem, weißgemörteltem Backstein, gelegentlich auch weißgekalte Lehmsteinfüllungen. Im Schutze des gewaltigen Strohdachs, das ursprünglich ohne Schornstein ist und im Osten, zur Abwehr von Unheil, die sächsischen Hengstköpfe an den Giebelenden trägt, sammelt der Bauer Familie und Gesinde, das Vieh und seinen ganzen Besitz um sich, die vollkommenste Lösung reinmenschlichen Wohnbehagens bietend. Über offenem Herdfeuer von Torf oder Holz hängt am Kesselhaken, einem wundervollen Erzeugnis kultivierten Schmiedehandwerks und dem Wahrzeichen des Hauses, der

mächtige Kochtopf. Die Mutter sitzt ihm zur Seite, alles Geschehen im Hause vor Augen. Der blaue Rauch zieht nach oben, wo Schinken und Würste langsam sich schwärzen; das flackernde Feuer wirft den Schein seiner roten Zungen gegen die Türen der Dönnen und holt hier ein glänzendes Auge, dort ein Stück Gehörn aus dem entfernten Dunkel, von wo das Klirren einer Kette, Stampfen und Hauen, Husten und der warme Duft von Kühen, Kälbern und Schafen heranströmt. So ein Sachsenhaus ist die rechte Schule der alten deutschen Märchen, die von Herd zu Herd klingen und von Geschlecht zu Geschlecht sich fortspinnen, die Einheit eines Volkes hütend, das mit seiner mütterlichen Erde fest verwachsen ist.

Eine Abart dieses Hauses ist das ostfriesische Haus, in dem der Wohnteil als schmaler Ausbau an die Vorderseite vorgezogen wird (im reinen Sachsenhaus ist der Haupteingang auf der Stallseite), aber unter demselben Dache bleibt. Außerdem hat es über dem Wohnteil einen Schornstein und ist gewöhnlich ganz aus Backstein gebaut, trägt jetzt auch meist das Ziegeldach. Das ostfriesische Haus findet sich nur westwärts der Wesermündung und in Ostfriesland.

Während so der größte Teil Niedersachsens auf dem Lande das Einheitshaus besitzt, trägt das Bauernhaus im Südosten ganz anderes Gepräge. Wie hier im Harzvorland die Landschaft in dem weichen Auf und Ab der Hügelberge oft an Thüringen erinnert, wie alles Land östlich der Oker vor Einwanderung der Sachsen den Thüringern gehörte, wie dieses Gebiet durch seine größere Gegensätzlichkeit zwischen Sommer und Winter am meisten von dem gleichmäßigen Seeklima Niedersachsens sich entfernt, wie endlich das nördliche Vorland des Harzes leicht von Südosten, das westliche durch den Leinetalgraben bequem von Süden nachbarlichen Einflüssen ausgesetzt ist — so herrscht hier das mitteldeutsche Haus, das nur Wohnhaus ist, den Eingang nicht an der Schmal-, sondern an der Breitseite hat und mit den Stallungen in offenem Viereck ein Gehöft bildet. Das ältere Haus hat schwärzliches Balkenwerk und weißgekaltes Sackwerk dazwischen, das neuere ist ganz aus Backstein und zeigt starke Einflüsse städtischen Ungeschmacks. Das Strohdach ist in den letzten Jahrzehnten so gut wie ganz verschwunden. Die Nordgrenze des mitteldeutschen Hofhauses scheint langsam vorzurücken.

Das Stadthaus ist in seiner ursprünglichen Anlage und selbst noch in seiner heutigen Verbreitung ganz vom Bauernhause abhängig. Es finden sich deshalb zwei Formen. Im Gebiet des alt-sächsischen und des aus ihm entwickelten ostfriesischen Hauses herrscht das schmalseitige Giebelhaus, das nichts anderes ist als das an Straßen dicht nebeneinander gestellte Bauernhaus. Im Südosten fehlt diese Art so gut wie ganz, und das Haus steht mit der Breitseite an der Straße, genau wie das hier bodenständige Gehöftshaus mit der Breit- und Eingangsseite nach dem Hofe zu aufgerichtet ist. Zumeist ist in die vordere Breitseite des Daches ein giebliger Erker eingesetzt.

Durch diesen grundlegenden Unterschied erhält die niedersächsische Stadtlandschaft zwei Gesichter. Die schmalen Giebelhäuser geben dem Straßenbild einen leichteren, oft geradezu eleganteren Charakter, sie sehen weniger schwerfällig aus und machen die Straße durch ihre glatt aufsteigenden Vorderseiten ruhiger, während das Breithaus wuchtiger, in der Vereinigung seiner aufwärts vorkragenden Stockwerke und zahlreichen Klein-

giebel zerrissener wirkt. Ob die Häuser in der altertümlichen, speckig fleischroten Backsteingotik Lüneburgs, in der anspruchslosen Backsteinschlichkeit Emdens, ob in der prachtkündenden Fachwerkrenaissance Telles oder der breitbeinigen, ehrenfesten Braunschweigs gebaut sind, immer hat solch ein Bürgerhaus ein ausdrucksvolles, fast jedesmal wohlcharakterisiertes Gesicht, das mit tiefen Augen und gedankenvollen Zügen hinabblickt auf das Treiben der Menschen.

Die niedersächsische Stadt hat die geschlossene Einheit ihres spätmittelalterlichen Bildes gut bewahrt, nur in den beiden größten Städten, Hannover und Bremen, tritt das schöne Alte hinter dem gleichgültigen Neuen zurück. Die Ursache liegt darin, daß die neuzeitliche Wirtschaftsentwicklung gerade diese beiden Städte besonders gefördert hat, während die aus der Geschichte bekannten Fürsten- und Bischofsitze des Mittelalters mehr auf die Schattenseite des heutigen Verkehrs gedrängt wurden.

Es lassen sich zwei Gruppen von Städten unterscheiden. Im Norden scharen sich mehrere Städte an Stellen, wo Seeschifffahrt beginnt, um die Unterläufe der drei Ströme und ihrer Nebenflüsse: die größte Hafenstadt Bremen mit ihren Außenposten Geestemünde, Bremerhaven und Lehe, mit ihren Seitenliegern Oldenburg und Delmenhorst sowie mit den Seitenorten Wilhelmshaven und Rüstringen an Niedersachsens Hauptstrom, der Weser; Emden mit Leer und Papenburg, wenn man will auch mit Norden, an der Ems; Lüneburg, Harburg, Stade und Cuxhaven im Elbgebiet, das für unser Land nur Randstreifen ist. Die Küste mit ihrem schwierigen Wattensmeer ist bezeichnenderweise frei von größeren Häfen. Die meisten dieser Siedlungen sind als Umschlagplätze zwischen Seeschifffahrt und Flußschifffahrt vereint mit Landverkehr, als Brückenorte über die Flüsse oder auch als Übergangsplätze zwischen trockenen Geestrüden entstanden. Ihr Kennzeichen ist, trotz aller Kleinheit einiger, ein auffallend reges Leben, das eine angenehme Mischung darstellt zwischen kleinstädtischer Gelassenheit und großzügiger Weltläufigkeit; das einzige Oldenburg macht den Eindruck einer verträumten Landresidenz.

Im Gegensatz zu der nördlichen Gruppe der Wasserstädte, aber in enger verkehrsgeographischer Beziehung, steht die südliche der Binnenlandstädte. Ihre Glieder liegen vorwiegend am Saume des Berg- und Hügellandes, in kleineren Vertretern auch mitten in diesem drin. Hier handelt es sich um Beherrschung der bequemsten Durchgangswege durch das Bergland von der Tiefebene nach Mitteldeutschland hinüber. An den drei wichtigsten Übergängen liegen an beiden Ausläufen, am nördlichen und südlichen, Schlüsselstädte: an der mittleren Hauptverkehrslinie des Leinetalgrabens Hannover und Göttingen, an der östlichen Harz-Umgehungstraße Braunschweig und Halberstadt, an der westlichen zwischen der Westfälischen und Bielefelder Pforte Minden und Bielefeld. Dem schmalen Übergang über den westfälischen Teil des Berglandes wird Osnabrück gerecht. Als Schlüssel des nicht sonderlich verkehrswichtigen Wesertales genügt das kleine Minden. Die Stellung Braunschweigs als der Beherrscherin des südlichen Niedersachsens wurde erst erschüttert, als Hannover 1837 zur Königsresidenz und der Hauptstadt des größten niedersächsischen Staates, zum Mittelpunkt des werdenden Eisenbahnnetzes aufstieg; zum Heile seines alten Stadtbildes blieb Braunschweig durch künstliche Verkehrsbeschneidung vor umwälzenden Neuerungen bewahrt.

Zwei Landstreifen sind nahezu vollkommen frei von Städten, im Norden die Küste mit ihrem flachen Wattenmeer und in der Mitte der Gürtel der Haiden und Moore, dessen einzelne Teile zu den ihnen nächsten Städten der Nord- oder Südgruppe hinneigen. Nur im breiten Osten hat sich am Allerübergang der alten Straße Hannover—Lüneburg die hübsche Mittelstadt Celle entwickelt.

*

Das Wirtschaftsleben Niedersachsens steigt aus der Vielseitigkeit seiner natürlichen Hilfsquellen herauf; es macht sein Volk einigermaßen unabhängig von den Nachbarn und erzeugt einen weitverbreiteten mittleren Wohlstand. Es beruht auf Ackerbau, Viehzucht, Forstwirtschaft, Bergbau und Fischerei sowie auf darauf gegründeten Gewerben. Diese gleichmäßige Verteilung der Wirtschaftsgrundlagen hat dem durch Reintassigkeit und Gleichmäßigkeit des Klimas erzeugten ruhigen Sinn des Volkes seinen Bestand bis heute gesichert. Der Entwicklung der modernen Verkehrsmittel stellten sich nur in wenigen Gebirgstteilen und Moorgebieten Schwierigkeiten entgegen, in der Hauptsache aber schließen Bahnen, schiffbare Flüsse und Kanäle gut auf; von den Wasserstraßen spielen die Hauptrolle der Dortmund-Ems-Kanal, der Emden zum Teilhafen des Rheinisch-Westfälischen Industriegebiets macht, und der nur im Osten noch nicht vollendete Mittellandkanal, welcher die wirtschaftlich hochwichtige Gegend der Naht zwischen Tiefland und Bergland ihrer ganzen Länge nach durchzieht. Dieser Gürtel zeichnet sich im Nebeneinander von Bergen, Hügeln und Ebenen nicht allein durch ungewöhnliche landschaftliche Schönheit aus, sondern besitzt auch die reichsten Hilfsmittel. Wald und Acker, Haide und Moor begegnen sich hier, die verschiedenartigen Kulturen von Sand-, Löß- und Leimboden treten nahe aneinander, und die wertvollsten Minerallagerstätten von Stein- und Braunkohle, Eisen und Kali, Erdöl und Zement werden hier ausgebeutet, so daß die stärkste Reihe wichtiger Stadtsiedlungen erblühen konnte.

Wenn auch ein Viertel Niedersachsens Ödland sein mag, so bildet doch die Landwirtschaft die wichtigste Grundlage des ganzen Arbeitslebens; von ihr lebt wohl ein Drittel aller Niedersachsen. Der Bauernstand ist früher als anderswo in Deutschland, schon im 12. Jahrhundert, frei geworden und wird nicht durch Erbteilungen geschwächt. Der Hof bleibt ungeschmälert in Hand des Ältesten, weshalb drei Viertel der bebauten Fläche einem auskömmlich lebenden, auf seine Scholle stolzen bäuerlichen Mittelstand gehören, dessen Familien oft schon Jahrhunderte lang auf dem gleichen Hofe sitzen. Der Ackerbau spielt im Berglande, besonders nach Ertragsfähigkeit der fetten Böden, eine größere Rolle als im Tieflande. Weizen und Zuckerrübe, Gemüse und Kartoffel sind hier die wichtigsten Pflanzen, bei Quedlinburg blüht Blumen- und Samenzucht. Hauptschauplätze des Ackerbaues sind im Süden nördliches Harzvorland, Leinetalgebiet und westliches Weserbergland. Im Norden ist die Bodenbestellung am stärksten in der Ebene zwischen den Rändern des Berglandes und der Haide, ostwärts der Weser gerechnet, danach in den Fluß- und Seemarschen; neuerdings hat sie auch in der Haide an Wert sowohl wie an Ausdehnung zugenommen, während in den Mooren die Urbarmachung (früher durch Abbrennen, jetzt

durch Abheben des Torfes) nur langsame Fortschritte erzielt. In den Haiden stehen Roggen, Hafer, Kartoffeln und Futterpflanzen voran, während Buchweizen und gar der Glachs, vor hundert Jahren eine hochwichtige Anbaupflanze Niedersachsens, immer mehr zurückgehen. Die weite Ebene im Südosten des Tieflandes kultiviert, außer Zuckerrübe, viel Erbsen, Bohnen und Spargel, die der Braunschweiger Konservenindustrie Nahrung geben; auch der Spargel wird, als nicht mehr genug lohnend, seit einigen Jahren fortschreitend aufgegeben. Die Marsch trägt Weizen, Bohnen, Raps und Futterpflanzen, sowie an der Niederelbe, wenigstens dort, wo die Gewalt der Seewinde nicht mehr mächtig ist, also in Rehdingen und im Alten Lande, Obst, besonders Kirschen. Ebenfalls in Bauernhand liegt die Viehzucht, deren wichtigste Schauplätze zum Tiefland gehören. Eine größere selbständige Rolle spielt die Zucht brauner Rinder im Harz und schwarz-bunter in Haiden und Marschen, wo Wiesen und Futterpflanzenäcker ihr dienen. Die Schafzucht ist in den Haiden, die Pferdezucht in den Marschen stärker. Erzeugung und Versand von Korn, Mehl, Kartoffeln, Gemüsekonserven, Schlacht- und Lebendvieh, Molkereiwaren und Eiern, in der Haide auch von Honig sind in ganz Niedersachsen bedeutend und übersteigen den Eigenverbrauch beträchtlich; wichtigster Abnehmer ist das nahe Rheinisch-Westfälische Industriegebiet.

Die Forstwirtschaft ist im Berglande bedeutender als in der Ebene, da dort die Wälder mehr Raum einnehmen und in den vorwiegenden Fichten und Buchen höherwertiges Holz besitzen, als es der Hauptbaum des Tieflandes, die Kiefer, abwirft. Holzfällerei und Sägemühlen treten deshalb stärker hervor, im Harz wird auch noch Holzkohle gebrannt.

Ungefähr ebensoviel Menschen wie in der Landwirtschaft, nämlich ein Drittel der Bevölkerung, sind in Bergbau und Industrie beschäftigt. Der Bergbau fördert gegenwärtig ein Drittel der Kali- und Torfsausbeute, über ein Viertel der Eisenerze und alles Erdöl des heutigen, beschnittenen Deutschlands. Es ist klar, daß sein Hauptgebiet im Berglande liegt, wo die älteren Gesteinsglieder entweder selbst an die Oberfläche treten oder doch leichter zu erbohren sind als in dem versunkenen und durch Moränen-decke verschütteten Tieflande. Kohle ist nur in kleineren Lagern vorhanden, karbonen Steinkohle bei Ibbenbüren (und Osnabrück), Kreidekohle bei Minden, in den Bückebürgen, im Osterwald und am Deister, tertiäre Braunkohle in größerer Ausdehnung bei Helmstedt. So günstig diese Fundstätten auch liegen mögen, ihre Förderung ist doch, zum Heile der Volksgesundheit und der Erhaltung der alten Städtebilder, nicht groß genug, um mehr als örtliche Industrie ernähren zu können. Dagegen sind die Eisenerzlager viel bedeutsamer, weniger die jurassischen der Osnabrücker Gegend, des Weser- und Wiehengebirges, von Salzgitter und im Harze, als die kretazeischen der weiten Tieflandsbucht zwischen Braunschweig und Hannover, deren Mittelpunkt die Ilse der Hütte südlich von Peine bildet; hier ist seit einem Jahrzehnt ein riesiger Industriebezirk im Entstehen begriffen, der bestimmt ist, bei der neuen Wehrhaftmachung des Reiches eine wirksame Rolle zu spielen. Die Jahresförderung an Eisen beläuft sich hier auf mindestens anderthalb Millionen Tonnen, das sind mehr als drei Viertel der gesamten Eisengewinnung Niedersachsens. Die sonstige Metallausbeute spielt keine Rolle mehr; der alte Silberbergbau des Harzes, der Goslar zu einer der allerwichtigsten Städte des deutschen Reiches im Mittelalter machte (wes-

halb Friedrich der Rotbart selbst in seinen schwersten Stunden sie nicht an Heinrich den Löwen abtrat), Zink, Kupfer und Blei haben ebenso wenig Bedeutung wie die Kaseisensteine der Haide, die in früheren Jahrhunderten zur Entwicklung des Gewerbefleißes beitrugen. Die Erdoßlager befinden sich ausschließlich im Tieflande, im unteren Allertal, wo Wiege, Steinförde und Olheim ihre Mittelpunkte sind; die Förderung begann 1880, ergab 110 000 t Öl im Jahre 1908, ist jetzt auf 30 000 t gesunken und dürfte die Jahrhundertmitte kaum überleben. Wichtigen Hausbrand liefert den Dörfern im Süden das Holz der Wälder, den Dörfern und Städten im Norden der Torf der Moore.

Ebenbürtig steht neben dem Eisen das Kalisalz. Seine Schächte liegen in dem ganzen Dreieck zwischen Leine und Aller verstreut, gehen bis auf den Fuchstein hinunter und ziehen sich vom Bergland ins Tiefland hinab bis an die Allermündung. Ihre rauchenden Schloten und weißen Schutthalden gehören seit einem halben Jahrhundert zum Landschaftsbilde dieser Gegenden. Die jährliche Kalimenge beträgt drei Millionen Tonnen, wozu noch Rohsalze kommen, also ein Drittel mehr als das Staßfurter Becken fördert. Die Nähe dieses wichtigen Düngemittels ist eine wertvolle Hilfe für die hochentwickelte niedersächsische Landwirtschaft und wird außerdem in andere Teile Deutschlands sowie ins Ausland verfrachtet. Daneben verschwinden die bescheidenen Asphaltgruben in Jura und Kreide von Hils und Ith, der Zement von Hannover und der unteren Oste, der aber immerhin die größte Portlandzement-Fabrikation Deutschlands ermöglicht, und auch der Bruch von Bausteinen, der im ganzen Bergland betrieben wird und Granit und Gabbro aus dem Harze, Sandsteine aus den Weser- und Leinebergen, Kalkstein aus dem nördlichen Harzvorland zum Häuser- und Wegebau beiträgt. Die zahlreichen Tonlager im Moränenschutz des Tieflandes werden seit Jahrhunderten zum Backsteinbrennen ausgebeutet und waren Grundlage der Backsteingotik der nördlichen Städte, unter denen in dieser Hinsicht Lüneburg voransteht. Von einiger Bedeutung sind die Lager von Kieselgur in der Gegend von Unterlüß in der mittleren Lüneburger Haide, die als einzige in Deutschland diesen als Schall- und Wärmeschutzmittel sowie zur Dynamitbereitung verwendeten Rohstoff liefern.

Auf mineralische Ursachen geht auch ein Teil der besuchtesten Bäder zurück, so Oeynhausen, Rothenfelde und Harzburg mit Rochsalz-, Pyrmont und Driburg mit Eisen, Nenndorf am Deister mit Schwefelquellen. Während das Bergland daneben noch eine große Anzahl von Fremden durch seine Höhenkurz und Wintersportorte anlockt, wirken im Tiefland ebenso stark anziehend die Seebäder der Küste und die Haiddörfer.

Auf Landwirtschaft und Bergbau gründet sich eine ansehnliche Industrie, doch ist sie längst nicht so groß, daß sie Niedersachsen dem Reisenden als Industrieland erscheinen ließe. Am meisten tritt sie hervor in den größeren Städten, die sämtlich rege Metallfabrikation besitzen, auf dem Lande aber nur im Dreieck zwischen Leine und Aller, wo Kalischächte, Zucker- und Konservenfabriken, Eisen- und Braunkohlenwerke arbeiten, sowie weiter westlich im Berggebiet südlich des Mittellandkanals (Moltereien, Sägewerke). Hier liegt auch Niedersachsens größtes Unternehmen, das Peiner Walzwerk. In Bielefeld und Osnabrück blüht Leinenweberei, die hier im sechzehnten Jahrhundert durch Flamen eingeführt wurde, in Bremen, einem der wichtigsten Tabakmärkte der Welt, Tabakverarbeitung,

Reischälerei und Erdölraffinerie, in Braunschweig Gemüseconserven-Industrie und Wurstmacherei, in Harburg Gummi- und Olverarbeitung, Schiffsbau in Papenburg.

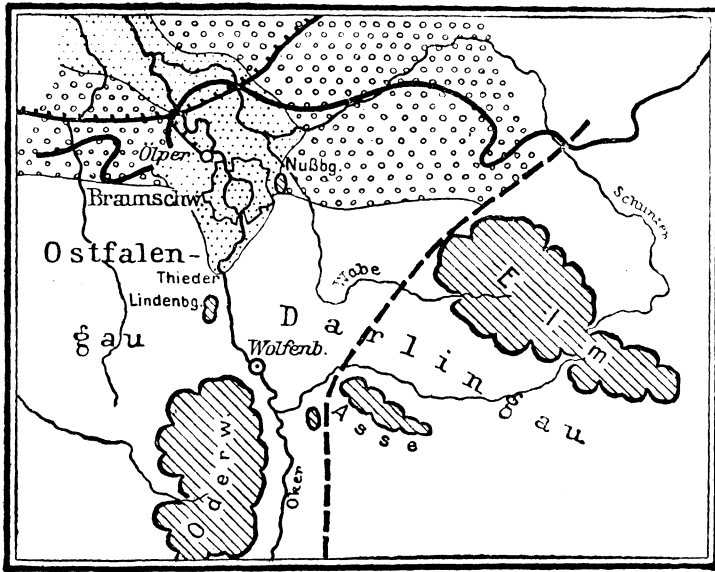
Trotz allen eigenen Hilfsquellen ist Niedersachsen auf ansehnliche Einfuhr angewiesen, so daß vor allem sein Überseehandel stark entwickelt ist. Er bildet die Grundlage namentlich von Bremens Gedeihen und führt hier in erster Linie Baumwolle, Tabak, Reis, Erdöl und Schafwolle ein. Harburg zieht Öl ins Land, Geestemünde ist der wichtigste Hochseefischereihafen Deutschlands, Emden holt Heringe und Korn herbei. Holz und Erze kommen vielfach aus Schweden, Kohle aus dem Ruhrgebiet. Der Binnenhandel bewegt die Erzeugnisse der eigenen Landwirtschaft und Industrie vom Ursprungszum Verbrauchsort, wobei Eisen, Kali, Holz, Korn und Zucker im Süden, Vieh, Torf, Kartoffeln, Gemüse sowie Haidel- und Kronsbeeren mehr im Norden zur Verschickung gelangen. Handel und Verkehr beschäftigen etwa 16% der Bevölkerung und machen, bei der Seltenheit von Großstädten, manche kleinere Stadt zum lebhaften Markttort.

So liegt denn Niedersachsen vor uns als Land weiter Tiefebener und Hügelländer, als Land niedrigen Fernblicks und hohen Wolkenhimmels, als Gebiet der Landwirtschaft und gesunder Industrie-Entwicklung, als Heimat eines ruhigen, kernfesten und, selbst heut noch, anständigen Menschenschlages von leidlich reiner germanischer Rasse. Ein Land der Kleinstädte, Dörfer und Höfe, in dem man unbeirrt seiner Arbeit nachgeht, auf sicheren Gelderwerb bedacht ist und mehr die eigene Persönlichkeit zu bilden bestrebt ist, als die der anderen. Es ist bezeichnend, daß nur eine einzige Universität, an der südlichen Grenze noch dazu, vorhanden ist, aber zwei technische Hochschulen. Sozialdemokratische Lehren haben bloß in den größeren Städten und in Industriedörfern Eingang gefunden, hier aber üben sie einen über ihre Wurzeln wirkenden Einfluß aus, weil der bürgerlich gesinnte Niedersachse ohne großen Zwang nicht genug tätig wird, sich ihrer zu erwehren. Im Schachspiel um die Erneuerung Deutschlands stellt Niedersachsen eine der wichtigsten Figuren dar.

Die Landschaft um Braunschweig

Von Ewald Banse in Braunschweig

Denn ich bei fallender Dämmerung durch die alten Straßen meiner Vaterstadt wandere, steht die große Zeit meines Volkes, insbesondere meines Niedersachsens, rings um mich. Die spizen Giebel steigen machtvoll und drängend empor, buntes Sachwerk umspinnt mich in krauser Eigenwilligkeit, die Türme der gotischen Dome locken in faustische Ferne, und hinter einer Ecke verschwindet bedachtsamen Schritts die schlichte, hochgewachsene Gestalt Wilhelm Raabes. Liegt gar das Mondlicht auf den schrägen Dächern und reißt sein Glanz das Pfeilerfiligran des Altstadtrathauses silbrig aus dem Dunkel seiner Lauben, so wüßte ich keinen Fleck auf Erden, der deutscher wäre als mein Braunschweig. Wie deutsch auch ist dessen Geschick: deutsch in glänzendem Aufstieg während des hohen Mittelalters, deutsch in starkem Fall durch der Nachbarn und eigne Schuld.



- Grenze zwischen nw-sö streichendem mesoz. Berg- und Tal-
land im Osten sowie n-s streichendem abgesunkenen Nieder-
land im Westen
- Bergrücken aus Buntsandstein, Muschelkalk oder Keuper
- Geschiebesand
- Talsand
- Lösslehm
- Zukünftiger Mittelland-
kanal
- Südgrenze des Vorkommens
des alt-sächsischen Einheits-
hauses in den Dörfern

1 : 500 000

Die Braunschweiger Landschaft

Nutz: „Die Neue Geographie“, Verlag Georg Westermann, Braunschweig.

Braunschweig ist eine Stadt von großer Kraft, in der Ausdrucksmöglichkeit ihres Wesens sowohl wie in der Willensfähigkeit, dem Nachbarräum ihren Stempel aufzudrücken. Sie beherrscht die Landschaft weithin und hat sie ihrer Industrie untertan gemacht. Aber wohl noch mehr wird die Landschaft in der Stadt wirksam und bestimmt ihren Charakter.

Die Landschaft ist Grenzgebiet, die Stadt Grenzstadt, grad wie Deutschland überhaupt Grenz- und Übergangsland bildet. Hier stößt das nordöstliche, im lieblichen Wechsel von Höhenrücken und Mulde fast turingisch anmutende Harzvorland an die große herbe Linie der norddeutschen Tiefebene, hier am Südrande der Stadt tritt das Gebiet der fruchtbaren Lösslehmdecke an das des helleren Geschiebesandes, das Bereich des Hausteins an das des Backsteins, turingisch-alt-sächsisches Volkstum des Darlingaus an das herustisch-alt-sächsisches des Ostfalengaus, die Diözese Halberstadt an die Diözese Hildesheim, ein durch turingische Einzelheiten verhäßliches Niederdeutsch an rein erhaltenes Platt. Vielleicht ist es die zunehmende Stammesmischung, welche die Strebungen des in früheren Jahrhunderten sicherlich reiner niedersächsischen Schlages späterhin lähmte und zur Überwindung von Hemmungen weniger geschickt machte.

Der vorwaltende Zug im Antlitz der Braunschweiger Landschaft, der Zusammenstoß von Hügelland und Ebene, ist von sehr alter Bildung.

Das ganze Gebiet besteht aus Höhenrücken von Buntsandstein und Muschelkalk, zwischen welche Jura- und Kreideschichten schlüsselförmig eingeschachtelt liegen. Während diese Erhebungen aber östlich und südöstlich der Stadt 250 Meter höher als deren Lage ansteigen, sind sie im Norden und Westen in größere Tiefen versunken, so daß hier nur vereinzelte Kreiderücken und eine einzige kleine Buntsandstein klippe sichtbar werden, ohne sonderlich eindrucksvolle Landschaftswirkung zu erreichen. So zieht durch die Braunschweiger Gegend eine große Verwerfungzone, welche nw—sö gerichtete ältere Züge im Osten von n—s gerichteten jüngeren Wellen im Westen trennt; der westliche Teil ist an dieser Zone abgesunken und zeigt jüngere Gesteine in niedrigerer Höhenlage als der Osten, so daß hier der Buntsandstein höher liegt als dort die jüngere Kreide. Der Osten ist durch die leichtere Erbohrbarkeit älterer Gesteinschichten bergbaulich bevorzugt; die Kalisalzlager des Zechsteins werden seit 1890 ausgebeutet, im Westen werden sie nur in der Buntsandsteinscholle des Thieder Lindenberges zugänglich.

Kreide bildet, in einigen Brüchen und Tongruben aufgeschlossen, den Untergrund der näheren Umgegend von Braunschweig, nur auf der Morgenseite der Stadt wird sie vom baumgekrönten Buntsandsteinrücken des Fußberges durchbrochen, dessen Kogenstein im Mittelalter zur Errichtung der Kirchen abgebaut wurde. Das Grundgebirge liegt aber zum weitaus größten Teile unter einer ansehnlichen Decke diluvialer Lockerstoffe verschüttet, die während der Eiszeit zur Ablagerung kam. Nördlich einer den Südrand der Innenstadt schneidenden Linie hat die Eiszurückwirkung eine bis 30 Meter mächtige Decke geschichteten, oft mit Geröllen untermischten Geschiebefandes abgelagert, der südwärts unter einer bis zu 3 Meter mächtigen Schicht von Lösslehm verschwindet.

Quer durch diese beiden Gürtel zieht sich das Okerthal. Im großen ganzen benutzte die alte Oker zum Abfluß von der mitteldeutschen Gebirgsschwelle die Randzone zwischen dem nw—sö gerichteten Berglande und seinem abgesunkenen, n—s gestreckten niedrigeren Vorlande. Im einzelnen aber ist ihr Tal durchaus das Ergebnis eigener Tätigkeit. Nach dem Rückzug des Eises, der eine Tieferlegung der Erosionsbasis bedeutete, schüttete die sehr wasserreiche Ur-Oker ansehnliche Massen von Talsand auf, deren schon südlich der Stadt anhebende Breitenentwicklung auf das zeitweise Vorhandensein eines Sees hindeutet, in den die Schunter bei Querum einmündete. Mit der Abnahme der Wassermengen schrumpfte der See zusammen, und Oker wie Schunter gruben sich in ihren eigenen Ablagerungen (Sanden, Tonen und feinen Schottern, auch Mooren, den letzten Resten des alten Sees) neue Betten. Die hellen feinkörnigen Talsande spielen in der nördlichen Landschaft eine bestimmende Rolle, besonders dort, wo sie vom Winde zu Dünen zusammengeweht und, meistens, durch Heidekraut verfestigt worden sind. Noch heute lagert jeder heftige Wind die Talsande der Felder um und jagt sie in dunstigen gelben Fahnen vor sich her.

Die drei Hauptbodenarten der Braunschweiger Landschaft, dünne Lösslehmsschicht auf unruhigem Relief im Süden, dicke Geschiebefand- und Talsanddecke auf ruhigem Untergrund im Norden, geben ihr ein verschiedenartiges Gepräge. Im buchenreichen Süden herrscht Bewegung, mit weiter bergbelohnter Fernsicht, und dunklere Farbe, der Boden ist schwerer, bei

Regen schmieriger und trägt vorwiegend Korn und Zuckerrüben. Im Norden ist Ruhe und herbe Kraft. Eine große Linie umspannt den Wangerer, hell leuchtet die Erde aus dem Grün hervor, Dörfer und dichte Kiefern- oder Fichtenwälder, von Eichen gekrönt, heben überall ihre starke Rede an, und die Felder zeigen Spargelbeete, Kartoffeln und Korn. Im Grundmoränengebiet des Geschiebefandes herrscht leichte Welligkeit, im Seebodenbereich des Talsandes wiegt glatte Ebenheit vor.


Das Volk dieses Landstriches ist altgermanisch, im eigentlichen Ostfalengau links der Oker okerustisch, im Darlingau rechts des Flusses mehr turingisch, überall aber von den zuletzt aus Norden her eingedrungenen Sachsen zu einer Einheit verschmolzen. Es ist ein deftiger Schlag, ruhig und stark, hell an Auge und Haar, denn von braunem Typus sind nur 7 Hundertteile, rosig von Haut und vorwiegend mittelpfifig im Schädelbau. Die Sprache ist die ostfälische Mundart des Niederdeutschen, gekennzeichnet durch ihr *miß* und *diß* oder *meß* und *deß* für *mich* und *dich*; leider findet das Hochdeutsche allmählich Eingang, glücklicherweise in einer hervorragend guten Aussprache. Gegen den Städter herrscht eine gewisse Abneigung, die der Unterhaltung mit ihm eine sarkastische Note verleiht. Und doch ahmt der Bauer Tracht und Sitten des Städtlers nach, kleidet sich und wohnt, wie er es tut; so ist die alte Volkstracht verschwunden, als Knabe sah ich um 1890 nur noch vereinzelt alte Bortfelder in weißem Langrock und blauen Kniestrümpfen zu Markte kommen. Auch im Dorfbild ist das alte Sachsenhaus, unter dessen pferdekopfgeziertem Strohdach Mensch und Tier zusammen hausten, fast ganz von dem aus Süden mächtig andrängenden fränkisch-turingischen Gehöft verdrängt worden. Kein altföfische Dörfen finden sich kaum noch in der Braunschweiger Gegend, die Südgrenze des vereinzelt Vorkommens altföfischer Einheitshäuser in den Dörfen läuft durch den Nordrand der Stadt, im ebenen Westen südwärts etwas vordringend, im welligen Osten nördlich zurückweichend. Diese Grenze lag vor hundert Jahren ungefähr fünf Kilometer südlicher. Die Dörfen, unregelmäßig angelegte Hausensiedlungen, sind stattlich gebaut und sehen sauber aus, weißes Fachwerk zwischen dunkel verwetterten Eichbalken oder neuzeitlicher roter Backsteinbau. In einigen Dörfen steigen die Schornsteine von Zuckersfabriken auf. Das Landvolk ist reich an Acker und Vieh und sitzt, durch die Not der Kriege- und Nachkriegszeit noch reicher gemacht, behäbig auf seinen Höfen. Nur die Dörfen in unmittelbarer Stadtnähe sind durch die Fabrikindustrie mehr oder weniger ungünstig verändert worden und wachsen mit der Stadt durch häßlich gebaute, gelegentlich von Kleingärten gesäumte Straßen allmählich zusammen. Hier ist auch die Bevölkerung mischrasriger.

Das verbindende Band ist das schmale Alluvialtal der Oker, von steilen Sandhöhen begleitet. Zwischen ihnen mäandert der Fluß, die alte Ovatra, von kopfigen Weiden und ewig rauschenden Schwarzpappeln eingerahmt, überschwemmt alljährlich mehrmals seine Au, so daß die Talsohle durchaus unbaut und unbewohnt ist, und verschiebt seine Windungen häufig, in einem halben Jahrhundert bis zu 60 Metern: das Bild eines anmutigen, noch halb und halb verwilderten Flusses. Ein Kleinod ist die Umgegend von Riddagshausen, wo Zisterzienser Mönche im 13. und 14. Jahrhundert durch Aufstauung von Bächen hinter Deichen riesige Fischteiche schufen, die in ihrem laubigen Baumrahmen, von der ruhigen

Klosterkirche beherrscht und an die Buchhorst gelehnt, köstliche Malerwinkel bilden.

Wie wunderschön ist diese Braunschweiger Landschaft! Wie wechselvoll auch in ihren engeren Reizen durch den Zusammenklang des weichen Schuntertals und des großzügigeren Oker Tales, der herben Sand- und der lockenden Lößlandschaft. Wie wunderschön im Frühling, wenn jungheißes Grün die Auen und Wiesen umhegt, wenn über den Wasserflächen die Nachtigall singt und am dünnen hohen Himmel die weißen Wolkengebirge aufsteigen. Im Sommer, wenn der Wind die gelben Kornfelder zum Nicken bringt, die Bienen im sonnduftenden Föhrenhain summen und die roten Ziegeldächer aus dem Baumgrün winken. Im Herbst, wenn die Völker der Zugvögel sich sammeln, wenn die Spargelfelder grün dastehen und der Rauch der Kartoffelkrautfeuer abends in weißen Strähnen dicht über der erkaltenden Erde liegt, und schließlich wenn der Sturm im Buchen- und Eichwald die alten Götter in Bewegung bringt. Und im Winter, wenn die schwarzen Scharen der Krähen auf den Fluren herumspicken oder wenn die weiße Decke alles Leben verstummen macht, oder schließlich wenn die Braunschweiger Landschaft in nächtigem Schwarz daliegt, nur in ihrer Mitte von der rötlichen Dunstflut der Stadt, doch ihres Herzens, überwölbt.

Die Stadt Braunschweig selber liegt in der Ausfüllung einer Kreidemulde, deren Tone und Mergel in der Mitte erst bei 40—45 Meter Tiefe beginnen. Die Mulde ist ausgefüllt mit Sanden und Kiesen, auch Tonen und Lehmen des spätdiluvialen Okersees, die oben in alluviale Ablagerungen von ähnlicher Zusammensetzung übergehen. Die diluvialen Talterrassen, nirgends über 7 Meter hoch, treten auf etwa 500 Meter aneinander heran und schließen das junge Tal der Oker ein. Der Übergang zwischen ihm und der Uferterrasse ist durch die Bebauung meist verwischt, da im Laufe langer Jahrhunderte eine bis zu 8 Metern mächtige Schicht von Sand, Holz und Hauschutt die Sohle des Jungtals erhöht hat. Reste des schrumpfenden Diluvialsees hielten sich im Oker tal bis ins Mittelalter hinein, sind aber seitdem durch Entwässerung und Schuttaufrtrag verschwunden.



Erläuterungen zu dem umstehenden Plan der Stadt Braunschweig

Der umstehende Plan ist ein (im Dezember 1906 hergestellter) Nachdruck einer sorgfältigen Abzeichnung des auf der Städtischen Plankammer im Rathhaus unter Glas und Rahmen befindlichen Urplanes der Stadt Braunschweig; die Abzeichnung ist von Job. Morich i. J. 1876 angefertigt und wird im Städtischen Archiv zu Braunschweig aufbewahrt.

Auf dem Urplane sind zu beiden Seiten der Zeichnung die hierunter gegebenen Erläuterungen der Buchstaben und Zahlen beigelegt.



Erlklärung der Buchstaben

A. Die Domkirche	N. St. Bartholom: Kirche
B. Die Brüdernkirche	O. Tempel-Hoff
C. St. Magnuskirche	P. Mort Haus in der Burgt
D. St. Catharinkirche	Q. Alt Stadt Rathhaus
E. St. Andreaskirche	R. New Stadt Rathhaus
G. St. Michaeliskirche	S. Sack Rathhaus
G. St. Peterskirche	SS. Högener Rathhaus
H. St. Jacobskirche	T. Alte Wüds Rathhaus
J. St. Aegidienkirche	V. Die Münze
K. Pauliner Kloster	W. Wag Haus auff dem Rohlmarcke
L. St. Johanniskirche	X. Zollbuden am New Städter Thor
M. Märt: Kirche	Y. Platz des Grauen Hoffes
N. Unser lieben Frauen Hoff	Z. Apotheke, oder Johannisgarten *),
	ZZ. Hospital oder Trul Haus



Anweysung der Zahlen oder Straßen

1. auffm Brug	9. im Herrendorf
2. im lutt Reppel	10. im gülden Windel
3. die liebe Frauenstraße	11. bey der Magnus Kirche
4. im Rosenhagen	12. auf dem Schilde
5. der Aegidienmarkt	13. im Olschlägern
6. der Alindt	14. die Böttelstraße
7. die Kuhstraße	15. die Stobenstraße
8. die Ritterstraße	16. auf der wüsten Wordt.

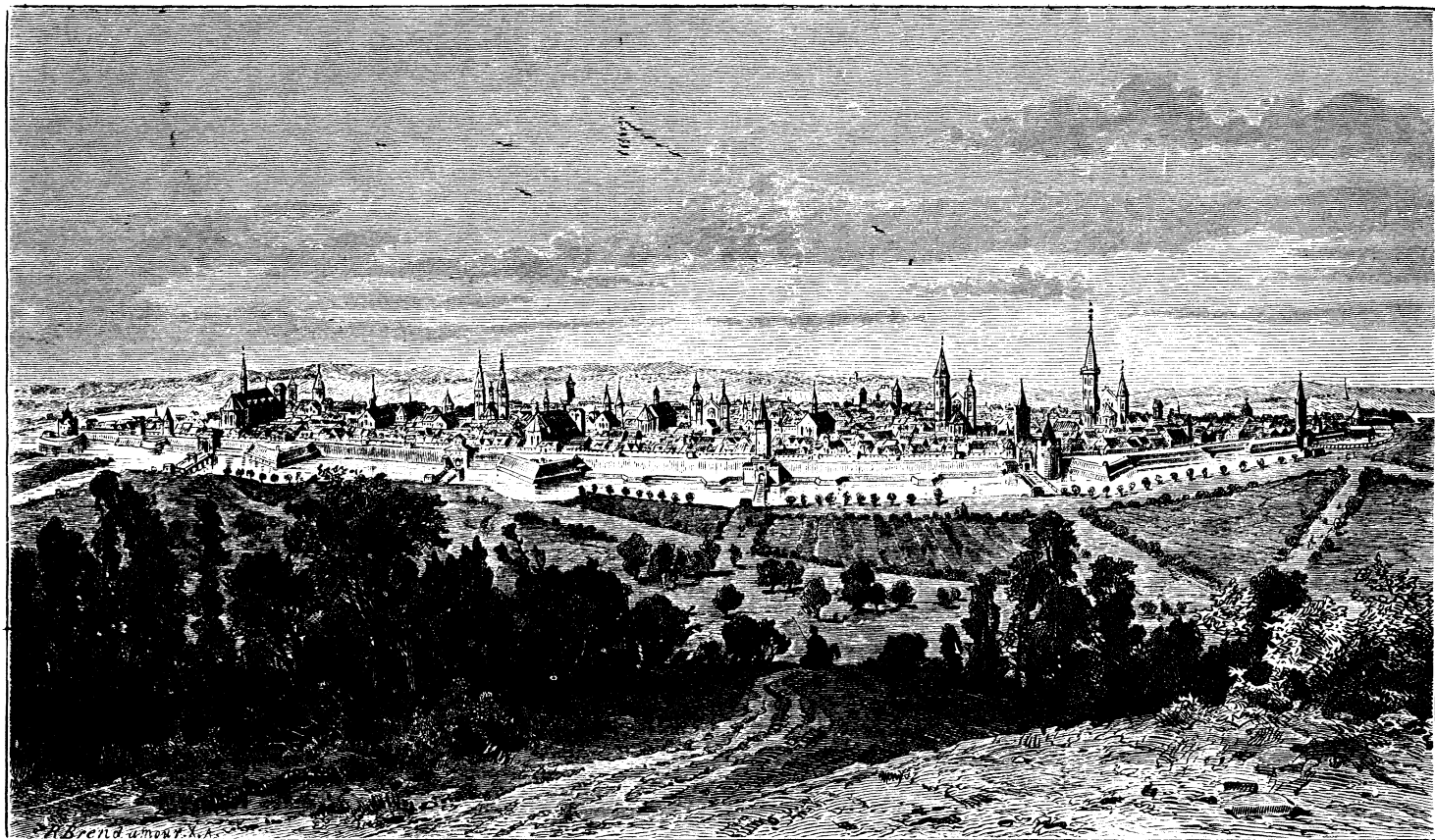
*) nordwestlich von 1 (auffm Brug)

17. die Mandelstraße
18. die Taschenstraße
19. die Tamstraße
20. die Verkenstraße
21. der Tam
22. der Bohlweg
23. der lange Hoff
24. die Burgl Twedte
25. der Steinweg
26. das düster Thor
27. der Hagen Scharn
28. am Ritter Brun
29. am Steingraben
30. am Wendegraben
31. die Schuppenstädterstraße
32. die Newestrafse *)
33. in der gülden Klink
34. in der Abeln Karben
35. die Ehebrecherstraße
36. die Friesenstraße
37. Gallerslöbschesträße
38. die Knochenhauerstraße
39. die Boeks Twedte
40. die Wendenstraße
41. der Werder
42. im Geyersbagen
43. der Nicol Kolgt
44. der große Hoff
45. der Könstuben
46. die Reiche Straße
47. die Oppen Twedte
48. die Kröppelstraße
49. die Kayserstraße
50. die Hagen Brügke
51. die Steckerstraße
52. auf der Höhe
53. die Jöddenstraße
54. der Meymerch Hoff
55. Für der Zollbuden

56. die Langestraße
57. die Weberstraße
58. die Beckwerckenstraße
59. die Kupper Twedte
60. der Radklindt
61. hintern Brüdern
62. aufm Beckerklindt
63. die ächternstraße
64. die Gölldenstraße
65. die Mallens Twedte
66. die Scharrenstraße
67. die Briedestraße
68. die Glümer Twedte
69. die Görlingerstraße
70. die Lindenstraße
71. die Schüttenstraße
72. die Klepperstraße
73. die Rannegießesträße
74. die Newestrafse
75. im Sacke
76. der Papenstieg
77. der Ziegen Markt für
dem Sack
78. der Kleine Marßall
79. Für der Burgmühle
80. die Schuhstraße
81. im Hutt Fültern
82. der Rohlmarkt
83. die Jacobsstraße
84. die Südden- oder
Sawstraße
85. die Klottstraße
86. der Eyermack
87. auf der Gartlichen
88. die Sonnenstraße
89. die Heydenstraße
90. die Peterfillienstraße
91. die Knochenhauerstraße
92. der alte Stadmarkt

93. der Hagenmarkt

*) auf dem Urplan irrthümlich statt Meuerstraße.



Braunschweig im Jahre 1640

Überblick über die Geschichte der Stadt Braunschweig

Von H. Mack

1.

Auf der Grenze zwischen dem fruchtbaren dem Harze nördlich vorgelagerten Hügellande und dem Heide- und Moorgebiete der nordwestdeutschen Tiefebene, etwa gleich weit von Weser und Elbe entfernt, ist die Stadt Braunschweig erwachsen, zu beiden Seiten der Oker, an die hier rechts wie links mäßige Höhen ziemlich nahe herantreten. Über die Besiedelung der Stätte in vor- und frühgeschichtlicher Zeit läßt sich mangels ausreichender Kunde kaum Sicheres sagen. Aber auch die Anfänge der ältesten Siedelungen, aus denen Braunschweig unmittelbar hervorgegangen ist, sind noch in tiefe Dämmerung gehüllt. Denn die einzige Quelle dafür sind sagenhafte Berichte später und spätester Chronisten, woraus man nur mit Mühe einen geschichtlichen Kern herauszuschälen vermag. Danach soll Braunschweig gegen Ende des 9. Jahrhunderts — die genaue Jahresangabe 861 findet sich erst in den letzten Fassungen der Sage — von Bruno und Dankwart, Söhnen des Sachsenherzogs Ludolf, gegründet worden sein. Über den Anteil der beiden Brüder an der Gründung machen die Chronisten sehr verschiedene Aussagen. Wenn aber mehrfach Dankwart als Gründer der Burg Dankwarderode genannt wird, so kann allerdings nicht bezweifelt werden, daß diese nach einem Dankwart heißt, ebenso wie der Name Brunswik, der, wie wir gleich sehen werden, ursprünglich nur der Altenwik zukam, auf einen Bruno hinweist, so daß denn auch in Rord Botens freilich erst 1489 beendigte Sachsenchronik Herzog Bruno als Erbauer jenes Weichbildes auftritt. Jedenfalls werden somit die Chroniken insoweit die Wahrheit sprechen, als ein Bruno und ein Dankwart bei der Entstehung Braunschweigs eine Rolle gespielt haben. Vielleicht wird man sie wiedererkennen dürfen in den im dritten, allerdings auch erst um 1400 entstandenen Memorienregister des Blasienstiftes aufgeführten Tanquard und Bruno Grafen zu Braunschweig, den — sofern es sich hier um historische Persönlichkeiten handelt — ältesten nachweisbaren Gliedern des Geschlechts der Brunonen, eines Nebenzweiges der Ludolfinger, das — nun schon vom hellen Lichte der Geschichte bestrahlt — im 11. und im Beginn des 12. Jahrhunderts über Braunschweig herrschte.

Urkundlich wird Braunschweig zuerst im Jahre 1031 erwähnt: damals weihte in dem Dorfe Brunescuil der Bischof Branthago von Halberstadt die Magnikirche als Pfarrkirche für das genannte und 17 umliegende Dörfer, von denen die große Mehrzahl, wenn überhaupt, später nur noch als Wüstungen in den Urkunden auftaucht. Hier tritt uns also unter dem Namen der späteren Gesamtstadt ein Teilstück derselben, die nachherige Altenwik, entgegen und zwar als ein Dorf, was sie noch auf lange hinaus geblieben ist, ein Dorf, dessen Bewohner zumeist in hofrechtlicher Abhängigkeit lebten, worauf noch heute der Name der Herrendorfstwete östlich der Magnikirche hindeutet. Um dieselbe Zeit war aber auf dem andern, dem linken Okerufer, nicht nur bereits die Burg samt Zubehör vorhanden — um 1030 weihte nach zuverlässiger Überlieferung Bischof Godehard von Hil-

desheim (1022—1038) eine dort errichtete Stiftskirche —, sondern es hatte sich auch schon auf dem Gelände der späteren Altstadt eine Siedlung gebildet. In ihr weihte um 1030 Godehard die auf dem jetzigen Kohlmarkte erbaute Ulrichkirche, die zweite Kirche der Siedlung, wenn die gewöhnliche, mit guten Gründen zu stützende Annahme, daß der Jakobikirche am Eiermarkte ein höheres Alter zukomme, zu Recht besteht. Danach hätte jene Siedlung derzeit die ersten Anfänge schon weit hinter sich gehabt. Von hier nun nahm die städtische Entwicklung Braunschweigs ihren Ausgang, denn hier entfaltete sich zuerst kaufmännisches Treiben. Die geschilderte Lage Braunschweigs in Verbindung mit der örtlichen Beschaffenheit hatten zur Folge, daß schon früh wichtige Handelsstraßen vom Südwesten und Südosten Deutschlands zur Nord- und Ostsee und vom Rheine zur Elbe dem Gebiete der späteren Stadt zustrebten und sich dort kreuzten. Die erwähnten Uferhöhen, die an zwei Stellen den kennzeichnenden Namen Klint bis heute bewahrt haben, luden, vor Überschwemmung geschützt, wie zur Siedlung, so den fahrenden Kaufmann zur Rast ein und erleichterten ihm im Verein mit den hier in den Okerlauf sich einschleppenden Werbern den Übergang über den Fluß, dessen Tal weiter ober- und unterhalb versumpft war. Dazu kam, daß die Schiffbarkeit der Oker, die in jener Frühzeit doch wohl beträchtlich wasserreicher war als heute, hier ihr Ende fand und sich so die Bildung eines Stapels ergab. Die spätere Altstadt aber war von Anfang an der Brennpunkt des aus diesen Vorbedingungen sich entwickelnden Handelsverkehrs. Hier schnitten sich die von Süden her an der Jakobikirche vorbei über den Kennelberg nach Nordwesten führende Straße sowie die von ihr rechts abbiegende und zum Stapelplatz am Werder hinabsteigende mit der Straße Magdeburg—Köln, die durch zweifache Überbrückung der Oker und Aufschüttung eines Dammes auf der Damminsel aus der Altenwil nach Westen weiter geführt ward. Hier, wo altfreie Leute auf bäuerlichem Eigengute saßen, fand der Kaufmann auch ein größeres Maß von Bewegungsfreiheit, als ihm in der Altenwil oder im Burgbezirke eingeräumt worden wäre, hier war ihm auch die Möglichkeit der Niederlassung zu besserem Rechte als dem dort gültigen gegeben; der Schutz, den die Burg gewährte, kam ihm aber, bei ihrer großen Nähe, auch hier zustatten. So wird denn der Marktverkehr des Ortes rasch aufgeblüht sein, vielleicht ohne daß er durch ein förmliches Marktprivileg, von dem wenigstens nirgends etwas verlautet, bestätigt und geregelt worden ist. Daß dieser Markttort schon sehr früh eine Befestigung erhalten hat, kann kaum einem Zweifel unterliegen, wann indes seine Entwicklung zur Stadt zum Abschlusse gelangte, läßt sich unmöglich sicher bestimmen. Mag dieses Ziel aber auch schon im 11. Jahrhundert erreicht sein, so tritt die Altstadt in helleres Licht doch erst zur Zeit Heinrichs des Löwen, worüber nachher näheres.

Inzwischen nun war im Norden der Altstadt, vermutlich als eine Art Vorort derselben und in Anlehnung an den Stapel beim Werder, eine weitere Siedlung, die spätere Neustadt, entsprossen. Ursprünglich wohl dörflichen Charakters — Ausgrabungen im Jahre 1897 förderten im Innern der Andreaskirche die Grundmauern einer weit kleineren Kirche zu Tage — wuchs sie eben unter dem Einflusse des Stapels, der in den Namen der Reichs- und der Kaiserstraße hervortritt, allmählich darüber hinaus, wird aber ihren Aufstieg zur Stadt erst unter Heinrich dem Löwen

vollendet haben: ihm verdankte sie ihre Befestigung und unter ihm ward ihr Kirchlein durch einen stattlichen Bau in den heutigen Abmessungen ersetzt. Im Gegensatz zur Altstadt und Neustadt — von der Altenwik ganz zu schweigen — ist der der Neustadt gegenüber auf dem rechten Okerufer belegene Hagen von vornherein eine Stadt gewesen, denn er ist als solche von Heinrich dem Löwen in dem bruchigen Gelände nördlich der Altenwik durch Ansiedlung vornehmlich von niederländischen Wollenwebern, wobei Unternehmer aus den altangesessenen Geschlechtern der Altstadt Mittlerdienste leisteten, planmäßig gegründet worden. Schließlich erwuchs dann noch im Laufe des 13. Jahrhunderts eine nur kleine Siedlung auf dem herrschaftlichen Grund und Boden im Westen der Burg, die nach ihrer Hauptstraße den Namen Sack erhielt. Alle diese hier besprochenen Siedlungen, Alterwik und Hagen auf dem rechten, Dankwarderode, Sack, Altstadt und Neustadt auf dem linken Okerufer, machten in topographischem Sinne die alte Stadt Braunschweig aus. Zur Stadt im engeren, rechtlichen Sinne gehörte natürlich die Burg nicht mit, aber auch bis die übrigen fünf Orte, die sogenannten Weichbilder, zu festem Zusammenschlusse gelangten, verstrichen in Anbetracht ihres nach Zeit und Recht so verschiedenen Ursprungs Jahrhunderte; ihre völlige Verschmelzung hat gar erst gegen Ausgang des 17. Jahrhunderts stattgefunden.

2.

Weit über seine Anfänge hinaus hat Braunschweig unter fürstlicher Herrschaft gestanden und durch sie reiche Förderung erfahren. Als ältestes Herrschergeschlecht finden wir hier, wie schon erwähnt, die Brunonen. Der erste sicher beglaubigte Herr Braunschweigs aus diesem Stamme war Graf Bruno, aber in körperhafter Gestalt tritt uns erst sein Sohn Rudolf († 1038) entgegen, der der Weihe der Magnikirche im Jahre 1031 beizwohnte und sich an der Bewidmung der Kirche beteiligte. Auch die Errichtung der wenige Jahre später geweihten Ulrichskirche in der Altstadt wird nicht ohne sein Zutun erfolgt sein. Ganz zweifelsohne wirkte er endlich bei der vornehmlich von seiner Gemahlin Gertrud betriebenen Gründung des Chorherrenstiftes auf der Burg Dankwarderode, des späteren Blasienstiftes, mit, dessen Kirche gleichfalls noch unter seiner Regierung geweiht ward. Auch das zweite Stift Braunschweigs, dem der Hl. Cyriacus seinen Namen gab, ist brunonischen Ursprungs: Ludolfs Enkel Elbert II., Markgraf von Meissen, der hartnäckige Gegner Kaiser Heinrichs IV., gründete es auf einer Anhöhe auf dem Gelände des jetzigen Hauptbahnhofes. Nachdem er 1090 in einer Mühle an der Sella den Tod durch Mörderhand gefunden hatte und so die Brunonen im Mannesstamm erloschen waren, fiel Braunschweig an seine Schwester Gertrud. Ihre Schöpfung war das 1115 geweihte Benediktinerkloster St Agidien auf der Höhe am Südrande der Altenwik. Außer vielen andern Reliquien erhielt es die der Legende zufolge von Gertrud aus der Klosterkirche von St Marimin in Trier durch frommen Diebstahl entführten Gebeine des Hl. Autor, Bischofs von Trier, der später als Schutzheiliger der Stadt Braunschweig verehrt wurde.

Nach Gertruds Tode im Jahre 1117 gelangten die brunonischen Güter, darunter Braunschweig, im Erbgang über ihre Kinder in die Hand

Kaiser Lothars von Süpplingenburg, Gemahls der Richenza, einer Tochter Gertruds aus ihrer zweiten Ehe mit dem Grafen Heinrich dem Felten von Northheim. Lothars Erbtöchter Gertrud aber ward vermählt mit Herzog Heinrich dem Stolzen von Bayern und Sachsen. So kam Braunschweig nach Lothars Tode (1137) an die Welfen. Heinrich der Löwe, und er ist's gewesen, der die Kräfte der städtischen Entwicklung Braunschweigs zusammengefaßt und ihnen Richtung und Ziel gegeben hat. Er gründete, wie bereits erwähnt, den Hagen, und verlieh ihm dabei ein an Zugeständnissen reiches Stadtrecht; er wird auch der Urheber des leider nicht mehr nachweisbaren ältesten Stadtrechts der Neustadt gewesen sein, während ihm die Altstadt wenigstens die erste maßgebende Zusammenfassung ihres auf eine lange Entwicklung zurückblickenden Rechtes verdankte; er gab den Anstoß zum Zusammenschlusse von Altstadt, Hagen und Neustadt, indem er die drei Orte mit einer gemeinsamen Befestigung, Mauer und Graben, umzog. Welchen Aufschwung Braunschweig unter Heinrich dem Löwen genommen hat, so daß Heinrich häufig als der eigentliche Gründer der Stadt angesprochen wird, daran erinnern uns täglich die vielen schönen, meist hochragenden Pfarrkirchen, die zu seiner Zeit in den einzelnen Weichbildern erbaut oder zu bauen begonnen worden sind: die Michaelis-, die Petri- und vor allen die herrliche Martinikirche, deren Erbauung vielleicht mit einer Erweiterung des anstoßenden Marktplatzes eng zusammenhängt — heißt sie doch geradezu die Marktkirche — in der Altstadt, die Katharinentkirche im Hagen und die Andreaskirche in der Neustadt. In der Burg zu Braunschweig hielt der Löwe, namentlich gegen Ende seines Lebens, mit Vorliebe Hof, da schuf er um 1175 angesichts des schon 1166 aufgestellten ehernen Löwen den in unserer Zeit wiedererstandenen Saalbau, da wuchs auf sein Geheiß von 1173 bis 1195 an Stelle der alten Stiftskirche des 11. Jahrhunderts ein großartiger Neubau empor. Glanzvoll ging es an diesem Hofe zu, an dem auch Minne- und Heldendichtung gepflegt wurden. Dem mächtigen Fürsten, dem sie so viel verdankten, fühlten sich die Bürger Braunschweigs aufs engste verbunden. In den Kämpfen gegen die Staufer hielten sie ihm feste Treue, in der sie auch wiederholte Belagerung nicht wankend machen konnte. Diese Treue übertrugen sie auch auf seine Söhne, insbesondere auf Kaiser Otto IV. Im Jahre 1200 hatten sie infolgedessen eine sehr gefährliche Belagerung durch Ottos Gegenkönig Philipp von Schwaben zu bestehen, die von der frommen Sage reich ausgeschmückt ist, indem sie den Hl. Autor bei der Rettung Braunschweigs eine große Rolle spielen läßt. In heftigem Ansturm drangen damals die Belagerer beim Agidienkloster in die nur schwach besetzte Altwiek ein und wurden in erbittertem Kampfe auf und bei der langen Brücke (am jetzigen Waisenhaus) nur mit Mühe zurückgeschlagen, ein Ereignis, das Otto bestimmte, nun auch die Altwiek samt dem Kloster in die Befestigung der Gesamtstadt mit einzubeziehen. Im weiteren Verlaufe des Kampfes zwischen Otto und Philipp halfen die Braunschweiger 1206 jenem bei der Niederzwingung Goslars, das grausam ausgeplündert wurde; sie hatten freilich dabei auch ihren eigenen Vorteil im Auge, galt es doch eine durch ihren blühenden Handel bei so naher Nachbarschaft höchst unbequeme Nebenbuhlerin zu schwächen. Seinerseits zeigte sich König Otto beflissen durch Gewährung wertvoller Privilegien die Stadt immer fester

an sich zu ketten. Vor allem verlieh er ihren Bürgern 1199 Zollfreiheit im ganzen Reiche, ein Zeugnis dafür, daß der Handel Braunschweigs damals schon recht bedeutend gewesen sein muß. Wie eng Otto sich mit der Stadt verbunden fühlte, beweist die Tatsache, daß er zu Vollstreckern seines Testamentes auch seine „geliebten und treuen“ Bürger zu Braunschweig einsetzte. Nach dem Tode des Pfalzgrafen Heinrich bei Rhein, des Bruders und Nachfolgers Ottos, im Jahre 1227, wankten die Braunschweiger zum ersten Male in ihrer Treue gegen die Welfen. Sie fielen mit den Ministerialen des Landes zum Kaiser ab, fanden sich aber sehr bald zu ihrem angestammten Herrn Herzog Otto dem Kinde, dem Enkel Heinrichs des Löwen, zurück, nachdem es ihm mit Hilfe einer ihm treu gebliebenen kleinen Partei im Hagen gelungen war, die Kaiserlichen wieder aus der Burg zu vertreiben. Als Preis für ihre Unterwerfung „gab“ Otto, wie der Chronist sagt, den Bürgern „viel Gnade“. Dahin pflegt man vorab die beiden undatierten, jedoch von Otto besiegelten Stadtrechtsurkunden zu rechnen, durch die der Altstadt und dem Hagen die von Heinrich dem Löwen erteilten und seitdem weiter entwickelten Rechte bestätigt werden. Mit der Urkunde über die Weihe der Magnikirche nehmen sie unter den Schätzen des Braunschweiger Stadtarchivs den ersten Platz ein. Damals trat Otto auch den Bürgern der Altstadt die Gerichtsvogtei dieses Weichbildes ab, ein sehr bedeutungsvoller Akt, wie wir bald sehen werden. Leider hat sich die darüber ausgestellte Urkunde nur in einer späten und mangelhaften Abschrift erhalten.

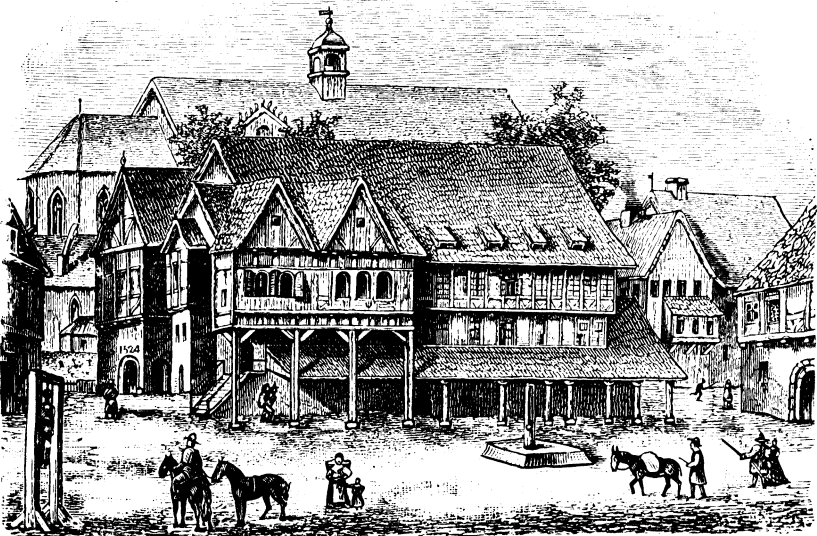
3.

Blieb das Verhältnis zwischen der Stadt Braunschweig und ihren Herren auch weiterhin noch mehrere Jahrzehnte lang ein gutes, so kündigt sich in ihrer Stellungnahme gegenüber Otto dem Kinde doch schon das Streben nach Selbständigkeit an. Die unter fürstlichem Schutze emporgewachsene und erstarkte Stadt sucht, wie so viele andere Städte des Mittelalters, sich der fürstlichen Herrschaft zu entledigen. Dieses Streben ver-



Siegel der Stadt Braunschweig, von 1330 an gebraucht

körperte sich in den Räten der Weichbilder, den Ausschüssen, die, aus den angesehensten und reichsten Bürgern bestehend, die Gemeindeangelegenheiten besorgten und leiteten. Am frühesten ist natürlich der Rat in der Altstadt erwachsen, wenngleich er erst 1231 urkundlich erscheint. Der Rat im Hagen wird im Hagenrecht Ottos des Kindes als althergebracht bezeichnet, ist also vermutlich schon mit dem Hagen selbst ins Leben getreten. Dem Rat der Neustadt wird etwa das gleiche Alter wie dem des Hagens beizumessen sein. Was die beiden Weichbilder geringeren Rechtes anlangt, so ist ein Rat in der Altenwit zuerst 1240 nachweisbar, der damals noch im Entstehen begriffene Saal aber wird einen solchen erhalten haben, sobald diese Siedlung überhaupt zu festerer Organisation gelangte, da für sie ein dörfliches Anfangsstadium nicht in Frage kommt. So lange freilich die Weichbilder in ihrer Vereinzelung beharrten und jedes seine eignen Wege ging, konnten die Räte der Herzogsgewalt kaum nachhaltige Erfolge abringen. Das wurde erst anders, als die Gemeinsamkeit der Interessen zum Zusammenschlusse führte. Der erste und wichtigste Schritt dazu ward 1269 getan. In diesem Jahre trafen Altstadt, Hagen und Neustadt eine Vereinbarung des Inhalts, daß gemeinsame Angelegenheiten von den Räten aller drei Weichbilder gemeinsam beraten und zur Befriedigung gemeinsamer Bedürfnisse ihre Zins- und Steueraufkünfte in eine gemeinsame Kasse fließen sollten. Seitdem gab es also neben und über den Weichbildsräten einen gemeinsamen Rat, durch dessen Schaffung die Stosskraft des Bürgertums naturgemäß erheblich verstärkt wurde. Diesem Zusammenschlusse steht nun eine Zersplitterung der Herzogsmacht gegenüber, die fast gleichzeitig, nämlich 1267, mit der Teilung der welfischen Lande unter die Söhne Herzog Ottos des Kindes, Albrecht den Großen und Johann, einsetzte. Dadurch entstanden die beiden Hauptlinien Braunschweig und Lüneburg. Die Stadt Braunschweig fiel dem Hause Braunschweig zu, das sich aber seinerseits gar bald in die Linien Braunschweig, Göttingen und



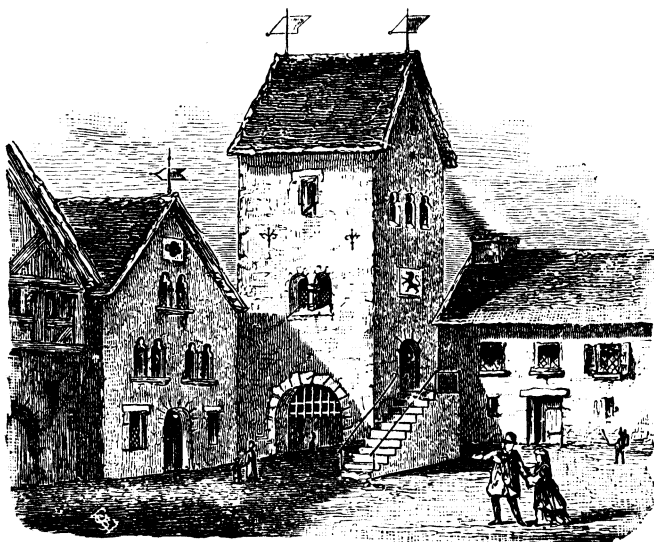
Rathaus der Altenwit

Grubenhagen spaltete, wobei die Stadt im Gemeinbesitz aller drei Linien verblieb. Solche mit politischer und wirtschaftlicher Schwäche verbundene Vielherrschaft machte es dem gemeinen Räte möglich, den Weg, der mit der Erwerbung der Altstädter Vogtei durch die Altstadt eingeschlagen war, höchst erfolgreich fortzusetzen. Ganz zielbewußt zog er in verhältnismäßig kurzer Zeit alle Rechte und Einkünfte der Herzöge innerhalb der Stadt und auch viele wichtige herrschaftliche Besitzstücke außerhalb durch Pfandverträge an sich. Zu den Erwerbungen der ersten Gruppe gehörten neben der Gerichtsvogtei, der Münze, dem Zoll, den Mühlen und dem Judenzins vor allem auch die herrschaftlichen Rechte in den Weichbildern Altwiek und Sack, die nunmehr ziemlich rasch zu vollberechtigten Mitgliedern der Gesamtstadt aufzusteigen vermochten. Auch für sie galt hinfort das Recht der Altstadt, dessen Hagen und Neustadt schon längst teilhaftig geworden waren. Bereits um die Mitte des 14. Jahrhunderts waren die Dinge so weit gediehen, daß in einer aus der städtischen Kanzlei hervorgegangenen Aufzeichnung jener Zeit stolz behauptet werden konnte: Van der gode Goddes is Bruneswich en vry stad. Reichsfreiheit hat Braunschweig allerdings nie erlangt, obwohl es oft genug nahe daran gewesen ist; fast vollkommene, durch kaiserliche Privilegien gestützte Unabhängigkeit von der Landesherrschaft hat es aber über drei Jahrhunderte besessen. Und wie der weltlichen, so hat auch der kirchlichen Obrigkeit gegenüber die Stadt in zäher Arbeit große Selbständigkeit zu erringen gewußt. Hierbei kam ihr zustatten, daß das geistliche Regiment über sie von jeher geteilt war: die Weichbilder rechts der Oker gehörten zur Diözese Halberstadt, die links des Flusses zur Diözese Hildesheim. Durch päpstliche Privilegien, das erste schon von 1256, ward die Gewalt der Diözesanbischöfe über Braunschweig fast ganz ausgeschaltet und auch die Macht der Prälaten in der Stadt stark eingeschränkt, wogegen der Rat selber mit der Zeit erheblichen Einfluß auf die Geistlichkeit und das Vermögen der Pfarrkirchen und der Klöster der Stadt — zum Agidientloster gesellten sich in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts noch das Frauenloster zum Hl. Kreuze auf dem Kennelberge vor dem Petritore und das Brüdern-(Franziskaner-)loster, zu Beginn des 14. Jahrhunderts das Pauliner-(Dominikaner-)loster — zu erlangen wußte und ausgiebigen Gebrauch davon machte.

* *

Mit diesem stetigen politischen Aufstiege Braunschweigs war als Ursache und Wirkung eng verknüpft eine rasch zunehmende Entfaltung seiner wirtschaftlichen Kräfte. Sein Handel, geführt und im wesentlichen getragen von den alteingesessenen Geschlechtern (dem Patriziat) der Altstadt zog schon früh weite Kreise. Urkundlich lassen sich braunschweigische Kaufleute in all den Ländern des europäischen Westens, Nordens und Ostens, die der hansische Handel umspannte, zwar erst im Laufe des 13. Jahrhunderts nachweisen — erwähnt seien hier nur die Privilegien, die ihnen 1228 in Dänemark und 1230 in England erteilt wurden —, doch waren sie sicher schon länger dort heimisch. So gehörte denn auch Braunschweig von vornherein dem Hansebunde an, in dem es später Vorort des niedersächsischen Quartiers war und bis zum Ausgange des Bundes blieb. Bis tief ins 16. Jahrhundert hinein traf man Braunschweiger in den hansischen

Kontoren, namentlich in denen zu London und Antwerpen; man denke nur an den jungen Patrizier Cyriacus Kale, dessen treffliches Bildnis, jetzt Eigentum des Landesmuseums zu Braunschweig, 1533 von der Meisterhand Hans Holbeins d. J. in London gemalt worden ist. Braunschweigs Handel beruhte anfangs hauptsächlich auf dem Durchfuhr- und Stapelverkehr. Daneben entwickelte sich aber auf der Grundlage eines durch fürstliche Privilegien geförderten regen und vielseitigen Handwerksbetriebs, der zumal im Hagen und in der Neustadt das Erwerbsleben beherrschte, mehr und mehr ein starker Ausfuhrhandel. Tuche und Leinen, unter jenen die weitbekannten Hagenlaken an erster Stelle, Erzguß-, Kupferschmiede- und Messingschläger-, später auch Goldschmiedearbeiten zog er in seinen Bereich. Dazu die Erzeugnisse der größtenteils recht fruchtbaren Umgegend, namentlich Korn, und seit Ende des Mittelalters als einen Hauptartikel die in Braunschweig gebrauten Biere, insbesondere die berühmte Numme. Und schließlich mußte doch auch der Einfuhrhandel für eine Stadt, die schon um 1400 mindestens 16 000 Einwohner hatte, erhebliche Bedeutung gewinnen. Solche Blüte von Handel und Gewerbe machte Braunschweig auf Jahrhunderte zu einer wohlhabenden, ja reichen Stadt. Das prägte sich am auffallendsten in dem Stadtbilde aus. Die Baukunst der Gothik und der Renaissance fand hier ein dankbares Feld der Betätigung. Zu den durch ihre hohen Türme schon von fernher sichtbaren Kirchen, deren bereits früher gedacht wurde, gesellten sich die großartigen Rathhäuser mit ihren Lauben, von denen leider nur das der Altstadt in seiner mittelalterlichen, allerdings auch nicht mehr ursprünglichen Gestalt auf uns gekommen ist — eins der schönsten Bauwerke Deutschlands, gesellten sich die Gewandhäuser, die Lager- und Verkaufsstätten des Tuchhandels, von denen nur noch eines, freilich das bedeutendste, wiederum das der Altstadt, noch aufrecht steht und durch seine im 16. Jahrhundert geschaffene Ostfassade alle Beschauer entzückt, gesellten sich endlich die sonstigen öffentlichen Bauten



Der Lauen- oder Löwenturm

größeren Umfangs, wie Zeug-, Wagehäuser, Markställe, Münze u. dgl. Nicht zu vergessen sind auch die malerischen Torbauten der Stadtbefestigung, die man im 14. und 15. Jahrhundert nach Einführung der Feuerwaffen durch einen um die Stadtmauer geführten Wallring erweiterte, wobei vor jedes Mauertor ein Wall- oder äußeres Tor gelegt ward. Die Straßenfronten aber, zumal die der Hauptstraßen, zierten zahlreiche stattliche Bürgerhäuser, meist in Fachwerk aufgeführt und dann mit oft sehr reich und wirkungsvoller Schnitzerei ornamentalen oder figürlichen Inhalts geschmückt, viele auch, besonders in der Altstadt, mit Kemenaten verbunden, jenen hinter dem Vorderhause belegenen in der Regel zweigeschossigen, fast quadratischen Massivbauten, die, zur Abwehr der in den mittelalterlichen Städten sehr großen Feuersgefahr errichtet, infolge ihrer Festigkeit sich in großer Zahl erhalten haben und zum Theil auf ein sehr hohes Alter zurückblicken.

Nicht in gleichem Maße wie für die ein glanzvolles Auftreten der Stadt nach außen hin stützende Baukunst und die bildende Kunst überhaupt erwiesen sich Braunschweigs Macht und Reichthum als günstiger Boden für Wissenschaft und Schrifttum. Hat hier doch, was nicht verschwiegen werden darf, von jeher und wohl schärfer ausgeprägt als in andern großen deutschen Städten ein starker Materialismus geherrscht. Immerhin errichtete der Rat 1415 kraft eines päpstlichen Privilegs je eine Lateinschule bei der Martinikirche in der Altstadt und der Katharinentirche im Hagen und erwarb sich so, wenn ihn hierbei auch in erster Linie die Absicht leitete ein Gegengewicht gegen die Stifts- und Klosterschulen in Braunschweig zu schaffen — er lag damals mit dem größten Theile der dortigen Geistlichkeit in heftigen Kämpfen —, ein wirkliches Verdienst um die geistige Ausbildung der Bürgersöhne; bis ins 19. Jahrhundert haben die beiden Anstalten nebeneinander bestanden und wurden dann zu dem Gymnasium Martino-Katharineum vereinigt, das, obwohl seines ausschließlich humanistischen Charakters entkleidet, noch heute blüht. Von allgemeinerem Belang ist Braunschweigs hervorragender Anteil an der Entwicklung der niederdeutschen Literatur. Hier wurden in dem kraft- und klangvollen Mittelniederdeutschen, wie es in der städtischen Kanzlei ausgebildet war, Werke geschaffen, die über das Durchschnittsmaß weit hinausgehen. Da ist zunächst zu nennen die höchstwahrscheinlich von Hermann von Vechelde verfaßte Heimliche Rechenschaft (hemelik rekenscop), ein trefflicher, individueller Züge keineswegs entbehrender gleichzeitiger Bericht über die weiter unten näher zu berücksichtigende Verwaltungsreform um 1400. Höhere Ansprüche auf schriftstellerische Kunst darf das hundert Jahre später entstandene Schichtbuch (schichtboick) des städtischen Zollschreibers Hermann Boten machen, worin nach zuverlässiger Überlieferung und eignem Erleben sehr anschaulich und mit dramatischer Kraft die aufständischen Wirren in Braunschweig von 1488—1513 erzählt werden; eine besondere Note gibt dem Werke die derbe Satire, mit der der Verfasser die Demagogen, wie den Haupthahn der Schicht von 1488, den Kürschner Ludeke Holland, und die von ihnen verführte blöde Masse geißelt. Von Boten rühren auch noch zwei dichterische Werke her, das Buch von vielem Rade (dat boek van velem rade), eine Allegorie auf die verschiedenen Stände vom Bauern bis zum Papste, und der Köcher (de kokker), der ins Gebiet der Spruchdichtung fällt. Um dieselbe Zeit ist aber in

Braunschweig auch die niederdeutsche Urfassung des Volksbuchs von Till Eulenspiegel geboren, das in seinem gleichfalls sehr derben Humor dem Schichtbuche nahe verwandt ist. Gelehrte von Ruf haben darum auch dieses Werk dem Hermann Boten zuschreiben wollen, doch sind gegen diese Vermutung triftige Einwände geltend gemacht worden.

*

*

*

Bis ins 16. Jahrhundert hinein blieb Braunschweigs, der metropolis totius Saxonie (Hauptstadt von ganz Sachsen), wie sie Tilmann vom Zierenberg 1494 nennt, politische Machtstellung im wesentlichen unerschüttert und sein wirtschaftliches Gedeihen im Fortschreiten. Und das, obwohl von innen und von außen her immer wieder schwere Hemmungen und Gefahren sich in den Weg stellten, die nur mit Mühe und großen Opfern bewältigt werden konnten. Jene für die Städte des Mittelalters so charakteristischen Aufstände, die in dem Gegensatz zwischen den Geschlechtern einerseits und den Jünsten und der gemeinen Bürgerschaft anderseits, zwischen Oligarchie und Demokratie, ihre Ursache hatten, sie blieben Braunschweig weniger als irgend einer andern deutschen Stadt erspart. Sie nahmen hier ihren Ausgang von dem Übergewicht der Altstädter Geschlechter im Räte und der infolge mangelhafter Kontrolle mit ihm verbundenen Mißwirtschaft, aber wenn es auch, freilich nicht gleich beim ersten Ansturm, gelang die Herrschaft der alten Geschlechter zu brechen, dem Räte neues Blut zuzuführen und seine Macht zu beschränken, immer von neuem verfiel dieser, zumal das eigentliche Regiment bei einem Ausschuß aus der Gesamtheit des Gemeinen Rates, dem Engen oder Küchenrate lag, oligarchischer Erstarrung, die im Verein mit unmittelbaren Anlässen verschiedener Art zu immer neuer Empörung aufreizte. Nicht weniger als fünf solcher Aufstände sind bis zu Beginn der Neuzeit zu verzeichnen und zwar zu den Jahren 1292, 1374, 1445, 1488 und 1513. Der wildeste und zugleich folgenreichste Aufruhr war der von 1374, erwachsen aus drückender finanzieller Not, die kaum weniger durch gehäuftes Kriegsunglück als durch schlechte und treulose Verwaltung herbeigeführt war. Acht Ratsmitglieder fielen damals der Volkswut zum Opfer, sechs wurden hingerichtet, darunter die beiden Bürgermeister der Altstadt Tile vom Damme und Kort Doring, jener auf dem Hagen, dieser auf dem Altstadtmarkte, zwei wurden vor ihren Häusern erschlagen. Viele andere Ratleute wurden geächtet und suchten Zuflucht und Schutz bei benachbarten Fürsten und Städten. Die Führer des Aufruhrs ergriffen nun das Steuer, zeigten sich aber, ohne Sachkunde und hauptsächlich auf ihren eigenen Vorteil bedacht, ihrer schweren Aufgabe um so weniger gewachsen, als die geschehenen Gewalttaten der Stadt viele Anfeindung, insbesondere auch Ausstoßung aus der Hanse auf eine Reihe von Jahren eintrugen. So traten jene nach kläglichem Mißerfolge bald in unrühmliches Dunkel zurück, und ans Ruder kamen wieder erfahrene Angehörige der alten Ratsgeschlechter, neben ihnen aber neue Männer, die durch wirkliche Tüchtigkeit zu ihrem hohen Amte berufen waren. Eine ungemein glückliche Lösung. Wie jetzt eine ebenso kraftvolle wie kluge äußere Politik einsetzte, so wurden zugleich Verfassung und Verwaltung der Stadt einer durchgreifenden Neuerung unterzogen. Die 1386 ins Leben gerufene Verfassung gewährte Gilden und Gemeinden

das Recht der Urwahl zu den Räten und bot sonstige Sicherheiten zur Erhaltung des Gleichgewichts der Kräfte im Stadtregimente. Die durch mehrere Jahrzehnte sich hinziehende Verwaltungsreform ließ es sich mit großem Erfolge vor allem angelegen sein die zerrütteten Finanzen wieder in Ordnung zu bringen und durch Schaffung einheitlicher Aufsicht, genaue Feststellung der Befugnisse der einzelnen Ämter und zweckmäßige Einrichtung der städtischen Betriebe darin zu erhalten. Den hieraus hervorgehenden Aufbau der Verfassung und Verwaltung lernen wir aus dem sogenannten Ordinarius von 1408 kennen, den Verlauf der Verwaltungsreform allein schildert uns die früher erwähnte Heimliche Rechenschaft, deren mutmaßlicher Verfasser Hermann von Vechelde, eine von fast modernem Staatsgefühl erfüllte Persönlichkeit, zu den neuen und sicherlich besten Männern im Räte gehörte. Die Epoche hoher Blüte, die er und seine Genossen für Braunschweig heraufgeführt haben, wäre doch wohl von längerer Dauer gewesen, wenn der Stadt nicht in der Folge Männer von gleicher Tüchtigkeit und Selbstlosigkeit gefehlt hätten. So aber blieben eben neue Aufstände nicht aus, und was sie an anscheinend oder wirklich erheblichen Errungenschaften brachten, so der von 1445 das Recht der Gemeinden sich Hauptleute zu setzen, die von nun ab mit den Gildemeistern die ständische Vertretung der Bürgerschaft bildeten, sowie die direkte Wahl der neuen Ratmänner eben durch diese Hauptleute im Verein mit den Gildemeistern und geschworenen, endlich der von 1513 die Schaffung des Kollegiums der auch von Gilden und Gemeinden zu wählenden Zehnmannen, vermochte doch keinen dauernden Frieden im Innern zu schaffen.

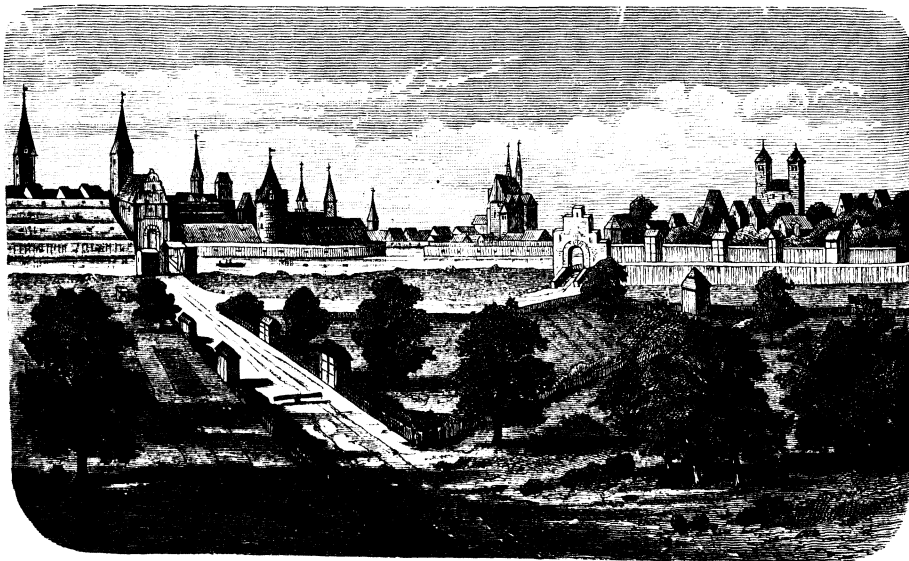
Neben der inneren waren es, wie gesagt, außenpolitische Wirren, die der Stadt fortgesetzt zu schaffen machten. Der Kampf der sich gegen ihren Untergang auflehrenden feudalen Naturalwirtschaft mit der unaufhaltsam vordringenden bürgerlichen Geldwirtschaft verwickelte sie seit dem 14. Jahrhundert in den „täglichen Krieg“ mit dem Adel der nähere und weiteren Umgegend, der die Wagenzüge der reisenden Kaufleute überfiel, die städtischen Dörfer und die Meiergüter der Bürger draußen im Lande brandschatzte und sonstige Gewalttaten gegen Leib und Gut der Braunschweiger und ihrer Zugehörigen verübte und so die Stadt zur Abwehr und Vergeltung herausforderte. Auf beiden Seiten ging man in diesen Kaufereien mit aller erdenklichen Roheit und Grausamkeit zu Werke. Dazu hatte die Stadt mancherlei Fehden mit den benachbarten Fürsten, insbesondere auch mit den eignen Herzögen, denen sie aber dann und wann auch hilfreichen Zuzug leistete, zu bestehen. Diese kriegerischen Aufgaben legten Braunschweig eine schwere Rüstungslast auf. Die Wehrhaftigkeit der Bürger mußte auf der Höhe erhalten, Söldnerhaufen mußten je nach Bedarf längere oder kürzere Zeit in Dienst genommen werden. Auf die Schaffung einer leistungsfähigen Artillerie wurde viel Sorgfalt und Geld verwendet; bekannt ist ja als größtes, wenn auch keineswegs bestes Geschütz Braunschweigs die 1411 von Henning Bussenschutte gegossene faule Metze. Die Mauer- und Wallbefestigung der Stadt wurde seit der Mitte des 14. Jahrhunderts durch die bis an die Grenze des Stadtgebiets vorgeschobene Landwehr ergänzt. Draußen im Lande wurden pfandweise erworbene Schlösser, die sogenannten Pfandschlösser, wie die Affeburg, Hessen, Hornburg, Campen, Vorsfelde, Vechelde u. a., zu festen Stützpunkten ausgestaltet. Darüber hinaus aber war Braunschweig bemüht durch Abschluß von Bündnissen die

eigne Macht zu verstärken. In der Hinsicht ist vor allem der sächsische Städtebund von Bedeutung gewesen, der, nachdem mancherlei kurzlebige Bündnisse von geringerem Umfange vorausgegangen waren, zuerst 1384 feste Gestalt annahm und unter Führung von Braunschweig und Magdeburg bis weit ins 16. Jahrhundert hinein bestanden hat. Wiederholt leistete übrigens auch die Hanse Bundeshilfe, sei es durch ihre Intervention, sei es durch Unterstützung mit Geld oder Truppen. Besonders wirksam erwies sich diese Hilfe während des am Ende des 15. Jahrhunderts einsetzenden Ringens der Stadt mit den Herzögen um ihre Unabhängigkeit, dem wir uns jetzt zuwenden wollen.

4.

Nach dem Erlöschen des Hauses Lüneburg im Jahre 1309 und dem durch die Schlacht bei Winsen im Jahre 1388, in der auch die Bürger Braunschweigs auf Seiten ihrer Herzöge mitkämpften, herbeigeführten Ende der Zwischenregierung der Askanier, fielen die Lüneburgischen Lande an das Haus Braunschweig zurück. Mehrfache Teilungen der dadurch vereinigten Gebiete unter die Söhne des Herzogs Magnus Torquatus begründeten schließlich (1428) die mittleren Häuser Braunschweig und Lüneburg, die die Rechte ihrer Stammlinie an der Stadt Braunschweig im Gemeinbesitz behielten. Da nun das Haus Grubenhagen seit 1430 seine Ansprüche auf die Stadt ruhen ließ, das Haus Göttingen aber 1463 ausstarb, so waren seitdem nur noch die beiden obengenannten neuen Linien an der Herrschaft über Braunschweig beteiligt. Die für die Stadt so günstige Zersplitterung der Herzogsgewalt bestand also nicht mehr in dem früheren Maße. Das machte sich gegen Ende des Jahrhunderts sehr zum Nachtheile Braunschweigs geltend, als Herzog Heinrich der Ältere, sehr zielbewußt in den Bahnen des damals in schnellem Aufstiege zur Macht begriffenen deutschen Landesfürstentums wandelnd, die Führung der Politik des Hauses Braunschweig übernahm und sich alsbald gegen die Stadt Braunschweig wandte, wobei ihm der Lüneburger Vetter vollkommen freie Hand ließ. Damit begann der fast zweihundertjährige Kampf der Herzöge gegen die Unabhängigkeit Braunschweigs. Heinrichs weitgehende Forderungen auf Rückgabe herrschaftlicher Rechte und Güter wurden von der Stadt, wie zu erwarten war, entschieden ablehnend beantwortet, und nun brach er, gestützt auf einen großen Fürsten- und Adelsbund, dem sich sogar der König von Dänemark, der Herzog von Pommern und der Pfalzgraf bei Rhein wenigstens dem Namen nach angeschlossen hatten, 1492 voller Ungestüm gegen sie los. Der Angegriffenen aber halfen der sächsische Städtebund und die Hanse in klarer Erkenntnis, daß es hier nicht nur um die Freiheit der einen Stadt gehe, mit reichen Geldmitteln, das benachbarte Hildesheim auch mit dem Schwerte. Dadurch gestärkt und ermutigt zugleich, gelang es Braunschweig sich der schweren Gefahr zu erwehren. Die Entscheidung brachte das Treffen bei Bleckenstedt am 13. Februar 1493, das Heinrich, als er dem mit Lebensmitteln und Kriegsbedarf auf das blockierte Braunschweig marschierenden Heerhaufen der vereinigten Braunschweiger und Hildesheimer den Weg versperren wollte, eine Niederlage eintrug. Sie bewog den Herzog zu Friedensverhandlungen, die allerdings erst 1494 zum Ziele führten, indem die Stadt, jedoch unter Wahrung ihrer Selbständigkeit, sich zu bedeutenden Opfern verstand.

Hatte sie aber schon in diesem Kampfe, der sogenannten großen Stadtfehde, Mühe gehabt sich zu behaupten, so erwiesen sich für sie als noch weit gefährlicher und folgenschwerer die langen kriegerischen Wirren, in die sie mit Herzog Heinrich dem Jüngeren verwickelt ward. Sie nahmen ihren Ausgang von der Durchführung der Reformation in Braunschweig. Das Luthertum fand schon früh in der niedern Geistlichkeit und den breiten Schichten der Bürgerschaft, nicht nur aus religiösen, sondern namentlich auch aus sozialen Gründen — selbst kommunistische Bestrebungen machten sich geltend — zahlreiche Anhänger. Ein Mönch des Agidienklosters, Gottschalk Kruse, war einer der ersten Verkünder der neuen Lehre in Braunschweig, um derentwillen er schließlich das Kloster und die Stadt verließ. Der konservative Rat leistete der immer stärker werdenden Bewegung, die seit 1527 in dem Kaplan zu St Magni Heinrich Lampe einen ebenso tüchtigen wie überzeugten Führer besaß, lange hartnäckigen Widerstand, hielt es aber schließlich, um schlimmen Aufruhr zu verhüten, für geraten nachzugeben. Er berief 1528 den Licentiaten Heinrich Winkel aus Jena zur Neuordnung des Kirchenwesens, der sich indes nicht durchzusetzen vermochte. So trat bald der von Winkel selbst empfohlene Dr. Johannes Bugenhagen, Luthers Freund und Mitarbeiter, an dessen Stelle. Dieser kraftvolle, mit reichem organisatorischen Geschick begabte Mann erwarb sich im Fluge allgemeines Ansehen; auf die von ihm verfaßte Kirchenordnung verpflichteten sich schon im September 1528 Rat und Bürger in voller Einmütigkeit. Seitdem besaß Braunschweig in Heinrich dem Jüngeren, einem der treuesten Söhne der katholischen Kirche und heftigsten Gegner Luthers, der schon ohnedies der trotzigen Stadt auffällig genug war, einen leidenschaftlichen Feind. Seinem unausbleiblichen Angriff zu begegnen, trat Braunschweig 1531 dem Schmalkaldischen Bunde bei. In dessen Schutze war es einstweilen der Gefahr entrückt. 1542 brach offener Kampf zwischen dem Bunde und dem Herzog aus. Heinrich wurde von seinen Feinden vertrieben und geriet sogar 1545 mit seinem ältesten Sohne in ihre Gefangenschaft. Fünf Jahre lang schalteten die Schmalkaldener als Herren in seinem Lande; un-



Stift St. Cyriaci

behelligt konnten die Bürger Braunschweigs das Cyriacusstift und das Kreuzkloster — nur dieses wurde später wieder aufgebaut — dem Erdboden gleichmachen. Aber die Schlacht bei Mühlberg (1547) setzte der schmalkaldischen Herrschaft ein Ende und gab Heinrich die Freiheit wieder. Seine Rache galt nicht zuletzt den Braunschweigern. Zweimal, 1550 und 1553, belagerte der Herzog die Stadt, doch legte sich beide Male der Kaiser, von dem jene durch feierliche Abbitte und eine Buße von 50 000 Gulden sich rechtzeitig Verzeihung erwirkt hatte, ins Mittel. So kam es abermals zu einem Vergleiche, der Braunschweig allerlei Zugeständnisse, u. a. das einer Entschädigung von 80 000 Talern und die Übernahme gewisser bisher verweigerter landständischer Leistungen abnötigte, aber seine Selbstherrschaft im wesentlichen weiter bestehen ließ, zumal nicht alle der Stadt ungünstigen Bestimmungen verwirklicht wurden.

Die Regierung des Herzogs Julius (1568 bis 1589), die nun auch dem Lande die Reformation brachte, war eine Art Pause in dem Kampfe zwischen den Herzögen und der Stadt. Wenigstens ruhten so lange die kriegerischen Handlungen, nicht freilich trotz der durch einen Vertrag vom 10. August 1569 bewiesenen Friedfertigkeit des Herzogs die zahl- und endlosen Prozesse bei den Reichsgerichten, die sich schon zur Zeit Heinrichs des Jüngeren zwischen den streitenden Parteien entsponnen hatten. Auch suchte Julius, freilich erfolglos, durch wirtschaftliche Maßnahmen, so durch den Bau neuer Wasserstraßen, die Braunschweig aus dem Handelsverkehr ausschalten sollten, die immer neue Handel ansfangende Stadt zu schädigen. Unter dem im Gegensatz zu seinem bedächtigen und langmütigen Vater heißblütigen und rücksichtslosen Herzog Heinrich Julius kam es dann wieder nach zehnjährigem Föderkrieg um die von der Stadt auch ihm hartnäckig verweigernte Huldigung und andere, zum Teil höchst kleinliche Dinge zu offenen Feindseligkeiten. Auf die scharfen Maßnahmen des Herzogs, Sperrung der Zufuhren für die Stadt, Beschlagnahme sämtlicher Aufkünfte der Braunschweiger aus dem Lande u. dgl., antwortete das städtische Kriegsvolk mit Ausfällen und Streifzügen, bei denen furchtbar mit Plündern, Brennen und Morden gehaust wurde. Vertieft wurde die Kluft zwischen Braunschweig und dem Herzoge noch durch das aller Gerechtigkeit und Menschlichkeit Hohn sprechende Verfahren der Stadtgewaltigen gegen Henning Brabant. Dieser, von Beruf ein tüchtiger Advokat, war als einer der Hauptleute der Gemeinden Führer der radikal-demokratisch gesinnten Mehrheit der Bürgerschaft, die um die Wende des Jahrhunderts haßerregt gegen die seit langem wieder den Rat beherrschenden Patrizier tobte, sie der eigenmächtigen Bereitwilligkeit zur Unterwerfung unter den Herzog beschuldigend. 1602 erreichte sie den freiwilligen Rücktritt von 28 patrizischen Ratsmitgliedern, und der neue Rat fügte sich dem Willen der Gilden und Gemeinden. Aber da auch er der vielfachen Not der Stadt nicht zu wehren vermochte, setzte sich schon 1604 eine wilde Reaktion durch, der Brabant und viele seiner Anhänger zum Opfer fielen. Brabant selber wurde unter ausdrücklicher Billigung der ihm verfeindeten Stadtgeistlichkeit am 17. September 1604 aufs grausamste abgeschlachtet, bei zehn anderen angeblichen Rädelsführern begnügte man sich mit einfacherer Hinrichtung; viele Mitläufer wurden ins Gefängnis geworfen oder der Stadt verwiesen. Wessen man Brabant vor allem bezichtigte, das war wieder Verrat der Stadt an den Herzog, und das Todes-

urteil ward gefällt und vollzogen, obwohl Heinrich Julius die Nichtigkeit jener Anklage darzutun sich erbaten hatte. Auf's äußerste gereizt trachtete er mehr als je danach die ihm solchermassen Hohn sprechende Stadt zu bezwingen. Im Oktober 1605 unternahm er einen kühnen Überfall auf Braunschweig. Durchs Agidentor versuchten seine heimlich herangeschafften Truppen in die Stadt einzudringen. Aber so glücklich sich zunächst alles anließ, der Handstreich ward schließlich durch einen tapferen Gegenangriff der Bürger abgewehrt, dessen entschlußkräftiger Urheber und Leiter nach dem doch wohl glaubwürdigen Berichte des Bürgermeisters Tobias Olsen der siebenjährige Jürgen v. d. Schulenburg war, der seinen Ruhesitz in dem jetzt Bierbaumschen Hause an der Fallerleberstraße hatte und dessen stattliches, künstlerisch bedeutsames Epitaph — Jürgen starb 1619 — der Katharinenkirche heute zur Zierde gereicht. Nach diesem Fehlschlage entschloß sich der Herzog zu einer förmlichen Belagerung; während ihrer sechsmonatigen Dauer kam Braunschweig durch Aufstauung der Oker zweimal in höchste Gefahr. Als jene dann durch Vermittlung kaiserlicher Kommissare wieder aufgehoben war, fiel die Stadt, die in ihrer Bedrängnis sich sehr demütig und nachgiebig gebärdet hatte, im Vertrauen auf auswärtige Hilfe in ihre hochfahrende Widerspenstigkeit zurück. Zweimal verhängte deshalb der Kaiser die Reichsacht über sie, mit deren Vollstreckung Heinrich Julius betraut wurde. Aber ehe dieser den willkommenen Auftrag ausführen konnte, starb er im Juli 1613.

Bald nach seinem Tode brachen wieder einmal innere Wirren in Braunschweig aus, die für seinen Sohn und Nachfolger Friedrich Ulrich eine günstigere Lage schufen. Der ehrgeizige und ränkevolle Syndikus Johann Körhandt hatte es sich zum Ziele gesetzt, durch Herbeiführung engen Anschlusses der Hanse an die Niederlande das letzte Band zwischen Braunschweig und dem Herzoge zu zerschneiden. Da er den Rat zu so kühner und an Hochverrat grenzender Politik nicht mit fortreißen konnte, arbeitete er auf dessen Sturz hin. Er erreichte ihn auch wirklich im September 1614, wurde aber selber darein verwickelt. Denn die Gilden und Gemeinden, die bis dahin Körhandts Helfershelfer gewesen waren, besetzten, des ewigen, die finanziell erschöpfte Stadt in den Abgrund ziehenden Streites mit den Herzögen überdrüssig, den Rat lediglich mit Leuten derselben Gesinnung. Körhandt wurde in den Kerker geworfen, dem Herzog aber machte man Anerbietungen, die von entschiedener Friedfertigkeit zeugten. Friedrich Ulrich erwiderte jedoch mit Forderungen, deren Bewilligung die gänzliche Unterwerfung der Stadt bedeutet haben würden. So zerschlugen sich die Verhandlungen, und der Herzog schritt 1615 zu einer neuen Belagerung Braunschweigs. Sie versprach anfangs guten Erfolg, mußte aber nach drei Monaten auf das Eingreifen hansischer Hilfsvölker hin wieder aufgegeben werden. Der im Dezember 1615 zu Steterburg geschlossene Frieden war für die Stadt recht günstig. Der Herzog verpflichtete sich gegen die Zusage der Schuldigung zur Bestätigung aller städtischen Privilegien, zur Zurückziehung aller Klagen bei den Reichsgerichten und zu weitgehendem Ersatze der Kriegsschäden; in allem übrigen sollte es bei dem Vertrage mit Herzog Julius von 1569 bleiben.

Der drei Jahre danach ausbrechende große deutsche Krieg, der das Land Braunschweig in stärkste Mitleidenschaft zog, hinderte Friedrich Ulrich daran, seine Pläne gegen die Stadt wieder aufzunehmen. Er mußte sogar,

als seine Residenz Wolfenbüttel nach der Schlacht bei Lutter a. Bge. 1627 in die Hände der Kaiserlichen gefallen war, hinter den Mauern Braunschweigs Zuflucht suchen und starb dort kinderlos in der Burg seiner Väter im Jahre 1634. Bei der Theilung seines Landes unter die Herzöge der Lüneburger Linie erhielt das stark zusammengeschrumpfte Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel, dessen Grenzen seitdem keine allzu erheblichen Änderungen mehr erfahren haben, der gelehrte Herzog August der Jüngere von Dannenberg, der berühmte Schöpfer der Wolfenbütteler Bibliothek. Auch er residierte bis zur Räumung Wolfenbüttels durch die Kaiserlichen (1643) in Braunschweig. Dieses blieb während des ganzen Krieges von dessen Gräueln — im Gegensatz z. B. zu dem benachbarten Hildesheim — verschont, aber nur um den Preis gewaltiger Geldopfer, die ein noch zu Lebzeiten Gustav Adolfs abgeschlossenes Bündnis mit Schweden, der Abklauf der vor seine Mauern rückenden Kriegsvölker der verschiedenen Parteien, die Unterhaltung der eigenen Wehrmacht ihm auferlegten. So trieb die Stadt, in der nun auch Handel und Gewerbe arg darniederlagen, unaufhaltsam dem Bankerott entgegen.

Demungeachtet war der Rat in törichter Verblendung nicht zu bewegen, die ihm von Herzog August oft genug dargebotene Friedenshand zu ergreifen. Wenn August selber aber bei seinem hohen Alter und seinem ganz unkriegereischen Wesen sich nicht zu gewaltsamem Vorgehen gegen die unbotmäßige Stadt entschließen konnte, sein Sohn Rudolf August, der 1666 dem 87jährigen Vater gefolgt war, ließ sich nicht mehr hinhalten. Anfang Mai 1671 verbündete er sich mit den Herzögen Georg Wilhelm von Celle und Johann Friedrich von Hannover gegen Braunschweig und erwarb zugleich deren Rechte auf die Stadt zu den seinigen hinzu. Und schon um den 20. Mai erschien ein 20 000 Mann starkes Heer der Verbündeten unter der Führung des cellischen Feldmarschalls Grafen Georg Friedrich von Waldeck vor Braunschweig. Als die Unterwerfung der ganz ungenügend gerüsteten Stadt sich wider Erwarten verzögerte, begann am 31. Mai die Beschießung, und nun zwang die Bürgerschaft den Rat zur Nachgiebigkeit. Nach mehrtägigen Verhandlungen kapitulierte man auf Versprechungen hin, die Herzog Rudolf August am 10. Juni in einem von ihm besiegelten und unterschriebenen Protokoll machte. Diese Versprechungen waren freilich meist an stark einschränkende Vorbehalte geknüpft, aber doch, wenn sie überhaupt ehrlich gemeint waren, nicht durchaus bedeutungslos. Insbesondere erklärte der Herzog laut Artikel 6 des Protokolls, er werde der Stadt ihre Güter, darunter auch die Landgüter, ihre Gerechtigkeiten und Einkünfte belassen; sie solle alles das, was sie „bono titulo et iure (mit vollgültigem Rechtsgrunde) erlangt und bislang besessen“ auch fürder behalten. Nunmehr öffnete Braunschweig am 12. Juni den Truppen der Fürsten seine Tore und leistete am 16. Juni die vorgeschriebene Huldigung.

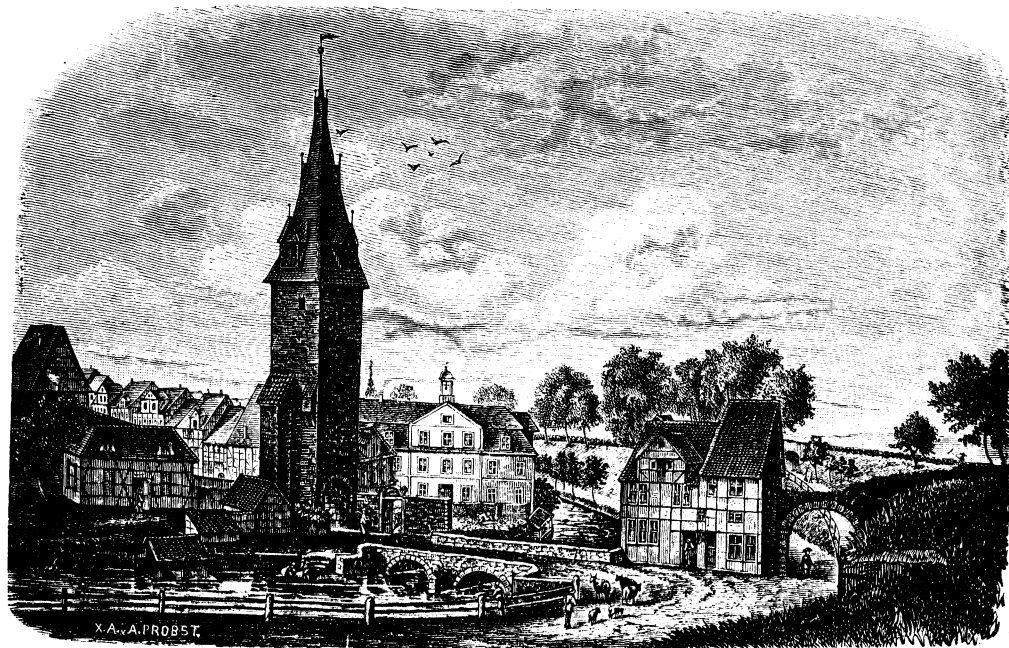
5.

Von ihrer Unabhängigkeit den rechten Gebrauch zu machen, hatte die Stadt schon längst nicht mehr die nötige Kraft und Fähigkeit aufgebracht, und es muß offen anerkannt werden, daß ihre Unterwerfung unter die landesfürstliche Gewalt, auf die auch die allgemeinen politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse hindrängten, unhaltbar gewordenen Zuständen ein

Ende machte. Aber das Schicksal, das ihr jetzt schrankenlose, Recht und Billigkeit mit Füßen tretende Willkür bereitete, war doch überaus hart. Die Kapitulationsversprechungen und die sie bestätigenden Zusicherungen des Huldebriefes erwiesen sich bald als eitel Schall und Rauch. Zwar die restlose Beseitigung der Weichbilsdräte und die Ersetzung des sehr schwerfälligen „Großen Regiments“ der gemeinen Stadt durch einen erheblich verkleinerten Rat, dem ein Kollegium von 14 Deputierten der Bürgerschaft beigegeben wurde, waren an und für sich höchst angebrachte Maßnahmen, indes, ganz abgesehen davon, daß die Mitglieder des neuen Rates anfangs sämtlich, später wenigstens zum Teil vom Herzoge nach seinem Ermessen ernannt und schon dadurch in ihrer Handlungsfreiheit beschränkt wurden, blieb jenen Körperschaften jeder bestimmende Einfluß auf die Geschicke der Stadt versagt. Sie hatten vielmehr — sieht man von der dem Rate belassenen niederen Gerichtsbarkeit ab — nur das auszuführen, was ihnen eine lediglich aus höheren fürstlichen Beamten, namentlich Mitgliedern des Geheimenrats, bestehende Kommission auftrug, die unter sehr weitgehenden Vollmachten vom Herzoge mit der Neuordnung der städtischen Angelegenheiten betraut war. Vor allem sollte sie das Schuldenwesen Braunschweigs regeln, den Anteil der Stadt an den Landeslasten festsetzen und beschaffen, endlich den zum Teil sehr üppigen persönlichen Aufwand des Herzogs und seiner Angehörigen aus Mitteln der Stadt bestreiten helfen. Für diese Zwecke beschlagnahmte sie das gesamte sehr beträchtliche Stadtvermögen bis auf gewisse Landgüter, auf die der Herzog unmittelbar die Hand legte, zog auch das Recht der Steuererhebung in der Stadt in weitestem Umfange an sich. Die städtischen Gläubiger wurden, soweit es sich nicht als tunlich erwies, sie ganz um ihre Forderungen zu pressen, im Vergleichswege so kärglich als möglich abgefunden; nur die durch Rang und Macht ausgezeichneten Personen und Körperschaften wurden notgedrungen besser behandelt. Für die Bedürfnisse der eigentlichen Stadtverwaltung stellte die Kommission nur so geringe Mittel zur Verfügung, daß der Rat sich immer wieder beschwerte. Infolgedessen mußte sie sich 1688 endlich dazu verstehen, aus der Gesamtmasse der städtischen Güter und Ehebungen einen kleinen Teil, das sogenannte „Senatsärar“, von dem hinfort der Hauptbestand als „das große Stadtärar“ unterschieden ward, auszusondern und dem Rate zu unmittelbarer Verwaltung zu überlassen; der Ertrag daraus reichte aber kaum weiter als zur Zahlung der Gehälter für die besoldeten Ratsmitglieder und die übrigen städtischen Beamten.

In der gedrückten Stellung der städtischen Behörden im engeren Sinne trat auch kaum eine Änderung ein, als die Stadtkommission 1731 aufgelöst wurde. Die Verwaltung des großen Arsars ging an die Fürstliche Kammer über, die damals von Wolfenbüttel nach Braunschweig übersiedelte, und auch die sonstigen Geschäfte der Kommission behielt die Landesregierung in der Hand. So war anderthalb Jahrhunderte hindurch auch nur diese in der Lage, der Stadt wirksame Fürsorge angedeihen zu lassen, und sie hat sich in der Hinsicht zweifelsohne manche Verdienste erworben. Nicht dahin zu rechnen ist freilich die 1692 in Angriff genommene höchst kostspielige, aber nicht sachgemäß vollendete und schon deshalb ziemlich zwecklose Neubefestigung Braunschweigs nach Vaubanschem System, der die beiden alten Vorstädte Kennelberg vor dem Petri- und Steinweg vor dem Hohentore und auch sonst viel wertvolles Gelände zum Opfer fielen.

Dagegen hat die 1681 von Herzog Rudolf August geschaffene Messe — das Braunschweig schon von Kaiser Maximilian I. im Jahre 1505 erteilte Privilegium zur Abhaltung von zwei ständigen Jahrmärkten war bislang ohne praktische Folgen geblieben — der Stadt große wirtschaftliche und kulturelle Vorteile gebracht. Auch deren Äußeres hat sie stark beeinflusst: der Messverkehr spielte sich vorwiegend in dem um den Altstadt- und den Kohlmarkt gelegenen Teile der Altstadt ab, und hier wurden nun in viele alte



Gallerealebentor

Häuser Messgewölbe eingebaut, aber auch manche und zwar recht stattliche Häuser mit Messgewölben neu errichtet. In diesem Zusammenhange mag auch der durch den prachtliebenden Herzog Anton Ulrich, der seit 1685 Mitregent, seit 1704 alleiniger Regent des Herzogtums war, veranstaltete Umbau des Hagenrathauses zu einem großen Opernhause erwähnt werden. Denn namentlich zur Zeit der Messen mit ihrem starken Zustrom an Fremden fanden hier Aufführungen statt.

Weitere, besonders hoch anzuschlagende Förderung mannigfacher Art brachte der Stadt die Regierung Herzog Karls I. (1735—1780). Im Jahre 1755 verlegte Karl die Residenz von Wolfenbüttel nach Braunschweig, wo bereits 1721 auf dem Grauen Hofe am Bohlwege ein Schloß großen Umfangs zu bauen begonnen war, das aber erst um 1790 vollendet wurde. Welchen Nutzen die Stadt davon hatte, braucht nicht ausgeführt zu werden. Schon acht Jahre vorher aber hatte der Herzog, vom Erzieher seiner Kinder, dem rühmlichst bekannten Theologen Joh. Friedr. Willh. Jerusalem, beraten, in Braunschweig das Collegium Carolinum, eine die Mitte zwischen Gymnasium und Universität haltende Anstalt gegründet, deren Lehrkörper bis gegen die Jahrhundertwende eine beträchtliche Zahl ausgezeichneter Männer angehörte. Diese Männer, von denen hier

nur J. A. Ebert, S. W. Zachariä, A. A. Schmid, J. J. Eschenburg und Jak. Mauvillon genannt seien, wirkten nun nicht nur — und zum Theil nicht einmal vorzugsweise — innerhalb der Grenzen ihres Amtes, sondern sie waren im Bunde mit Lessing, der ja Ebert seine Berufung an die Wolfenbütteler Bibliothek verdankte, und anderen gleichgesinnten Seelen die Führer des geistigen Lebens der Stadt, ja bis zu einem gewissen Grade auch des Landes überhaupt. Nicht geringe Bedeutung ist auch der 1754 vollzogenen Gründung des herzoglichen Museums beizumessen. So stieg Braunschweig damals zu einem Höhepunkte geistiger Blüte empor, der seitdem noch nicht wieder erreicht worden ist. Selbstverständlich kamen der Stadt auch die bekannten Bestrebungen Herzogs Karls zur Schaffung einer Industrie in seinem Lande zugute: zahlreiche Fabriken wurden, mit fürstlichen Privilegien ausgestattet, hier ins Leben gerufen, unter denen die Stobwasser'sche Lackwarenfabrik wohl den größten Aufgenoss und am längsten und reichsten geblüht hat. Und die Fürstenberger Porzellanfabrik, eine Lieblingschöpfung Karls, hatte in Braunschweig eine Niederlage, die mit einer Werkstatt für Buntmalerei verbunden war. Auf der andern Seite hatte die Stadt auch die mancherlei Nöthe zu teilen, die — gleichfalls unter der Regierung Herzog Karls — der siebenjährige Krieg über das Herzogtum heraufgeführt. Nach der Niederlage des Herzogs von Cumberland bei Hastenbeck war sie vom August 1757 bis Ende Februar 1758 von den Franzosen besetzt. Im Oktober 1761 drohte sie ihnen nochmals in die Hände zu fallen, als Prinz Kaver von Sachsen nach der Einnahme Wolfenbüttels vor ihren Toren erschien, doch rückte Karls Sohn Friedrich August eiligst zum Entsatz heran und zwang die Feinde durch ein siegreiches Treffen bei Olper zu unrühmlichem Abzuge.

Herzog Karl Wilhelm Ferdinand (1780—1806), der schon in den letzten Jahren vor dem Tode seines Vaters tatsächlich Regent gewesen war, ließ sich in erster Linie die materielle Hebung Braunschweigs angelegen sein. Er pflegte ruhig und zielbewußt Handel und Gewerbe und veranlaßte eine gründliche Reform des städtischen Armenwesens nach dem Plane von J. A. Leisewitz. Für die Verschönerung der Stadt sorgte er durch Belebung und Unterstützung öffentlicher und privater Bautätigkeit, namentlich aber durch die 1797 begonnene Abtragung der Festungswerke und ihre allmähliche Umwandlung in die herrlichen Wallpromenaden, die, als ein grüner Gürtel die Innenstadt umschließend, den Preis ihres Schöpfers, des von Karl Wilhelm Ferdinand 1803 nach Braunschweig berufenen genialen Baumeisters Peter Josef Krahe am eindringlichsten verkünden. Aber auch das geistige Leben fand in Karl Wilhelm Ferdinand einen durchaus verständnisvollen Förderer. Er unterstützte tatkräftig die Pläne und Unternehmungen Joachim Heinrich Campes und gewährte — dies einer seiner schönsten Ruhmestitel — dem größten Sohne Braunschweigs, Karl Friedrich Gauß, nicht nur die Mittel zu seiner Ausbildung, sondern auch noch auf eine Reihe von Jahren die Möglichkeit, ausschließlich seinen wissenschaftlichen Arbeiten zu leben.

Nach der Katastrophe von Jena und Auerstädt und der Entthronung der Welfen wurde Braunschweig mit dem ganzen Lande zum Königreiche Westfalen geschlagen; es wurde Hauptstadt des Okerdepartements, in der König Jérôme zeitweilig zu residieren versprach, wodurch die Stadt sich bestimmen ließ, das Schloß unter Krahes Leitung auf ihre Kosten einem

große Summen verschlingenden Umbau zu unterziehen, und erhielt eine Munizipalverfassung nach französischem Muster. Nach dem Zusammenbruche des kurzlebigen Königreichs und der Rückkehr Herzog Friedrich Wilhelms auf den Thron seiner Väter (1813) verlor die Stadt ihre — doch auch nur sehr beschränkte — Selbstverwaltung wieder und geriet in die alte Abhängigkeit von den Landesbehörden. Diese blieb zum guten Teil auch dann noch bestehen, als Braunschweig im Jahre 1825 durch die Trennung von Justiz und Verwaltung im Herzogtum einen Magistrat bekam, der eine reine Verwaltungsbehörde war. Durchgreifenden Wandel brachte erst die Regierung Herzog Wilhelms, der seinem durch die Revolution vom September 1830 vertriebenen Bruder Herzog Karl, einem wohl nicht ganz zurechnungsfähigen Despoten, auf dem Throne gefolgt war. Die allgemeine Städteordnung von 1834, eins der vielen verdienstvollen Gesetze der neuen Regierung, gab Braunschweig endlich wirkliche Selbstverwaltung zurück. Inzwischen hatte aber schon der 1825 an die Spitze der Stadt gestellte Magistratsdirektor Wilhelm Bode unter Ausnutzung reichen archivaischen Materials den Kampf für ihr Eigentumsrecht an dem „großen Aar“ mit Eifer und Geschick aufgenommen und wenigstens so viel erreicht, daß die Regierung sich im Jahre 1832 zu einem vorläufigen Vergleiche herbeiliess, durch den gewisse städtische Lasten der Staatskasse aufzuerlegt wurden. Dieser Vergleich, der 1858 in einen endgültigen verwandelt wurde, gab der Stadt im Verein mit der Städteordnung von 1834 neue Möglichkeit zur gedeihlichen Entwicklung. Wenn sie in den nächsten Jahrzehnten doch nur langsam fortschritt, so waren in erster Linie die unerfreulichen politischen und wirtschaftlichen Zustände Deutschlands überhaupt schuld daran, außerdem aber auch noch im besonderen die Hemmungen, die sich aus der Zugehörigkeit Braunschweigs zu einem Kleinstaate von unglücklichster geographischer Zerrissenheit ergaben. Man denke nur an seine Hannover und Preußen gleichermaßen zu verdankende Ausschaltung aus dem großen Eisenbahnverkehre, die um so befremdlicher anmutet, als in unserem Lande die erste deutsche Staatsbahn gebaut worden ist und die Hauptstadt nach den Plänen Karl Theodor Ottmers, der ja auch das monumentale Residenzschloß an Stelle des 1830 niedergebrannten erbaut hat, sehr früh einen seiner Zeit nicht nur in künstlerischer Hinsicht mustergültigen großen Bahnhof erhielt. So erklärt es sich, daß ein erheblicher Aufschwung Braunschweigs erst nach der Gründung des Deutschen Reiches einsetzte. 1871 zählte es erst 58 000 Einwohner, 1910 schon 143 500, und im engen Zusammenhange mit dem Wachstume der Bevölkerung vollzog sich eine bedeutende räumliche Ausdehnung der Stadt: die Bebauung des Stadtgebietes außerhalb der Umflutgräben, die — von älteren Gartenhäusern abgesehen — um 1850 begann, hat in der Hauptsache erst nach 1870 stattgefunden. Die unmittelbare Ursache dieses Aufschwungs ist die überaus starke Zunahme der Industrie in Braunschweig seit jener Zeit gewesen. Mit ihr ist leider eine stetig wachsende Verschärfung der sozialen Gegensätze Hand in Hand gegangen. Auch haben unter solchen Umständen in Braunschweig nach 1870 die materiellen Interessen die geistigen einigermaßen in den Hintergrund gedrängt. Doch soll nicht geleugnet werden, daß auch für geistige Kultur von den Landesfürsten, der Regierung, der Stadtverwaltung und Privaten viel geschehen ist. Insbesondere sei auf die hohe Blüte des Bildungswesens in weitestem Umfange hingewiesen.

Der Weltkrieg und die Revolution haben, wie für ganz Deutschland, so auch für die Stadt Braunschweig und die weitaus meisten ihrer Bewohner die unglücklichsten Folgen gehabt. So traurig und dunkel die Zeiten aber auch noch immer sind, so wollen wir doch die Hoffnung nicht aufgeben, daß, wie dem großen Vaterlande, so auch unserer Stadt, die schon so manchen Wechsel ihrer Geschichte erfahren und überstanden hat, dank deutscher Tüchtigkeit nach so jähem Niedergange wieder ein Aufstieg zu neuem, von manchen häßlichen Flecken der Vergangenheit nicht mehr getrübttem Glanze beschieden sein möge.



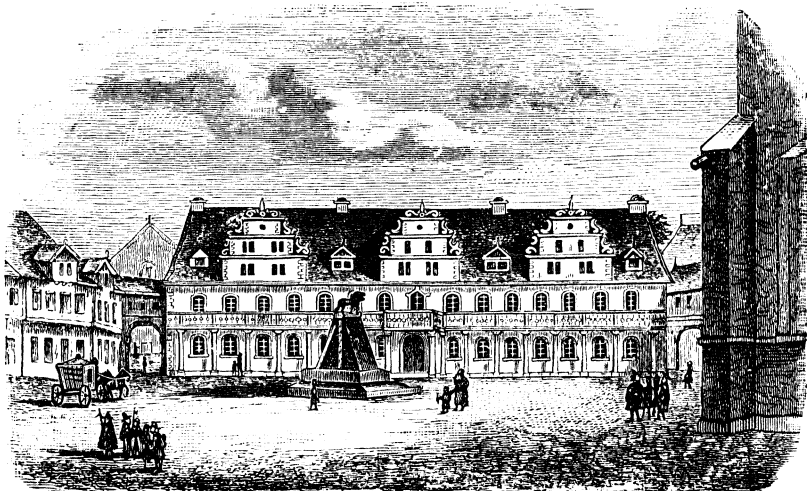
Vom verschollenen und verschwundenen Braunschweig

Von Karl Steinacker

Eine alte, schicksalreiche Stadt wirkt auf den Beschauer nicht nur durch das, was sie noch zeigt von ihrer Vergangenheit, sondern ebenso durch das Anklingen des Verschollenen und des nicht mehr Vorhandenen. Der Reiz des Geheimnisses erfüllt ihre gebogenen Straßen und seltsamen Winkel; in den Lücken zwischen erhaltenen Resten lauert das Ahnungsvolle, zwischen dem Gewohnten und Alltäglichen das Ungemeine und Feiertägliche. Gibt man sich diesem gespenstischen Nachleben des Abgestorbenen gefangen, so kann es sich ereignen, daß gar die Gegenwart mit all ihrer zudringlichen Gegenständlichkeit wie eine schemenhafte Kulisse verschwindet und daß das durch sie erstickte und verdrängte frühere Dasein der Stadt unwiderstehlich den suchenden Wanderer in eine andere Welt entrückt, in das Wunschreich der Phantasie. Wie mag es da, wo heute das Auto rast und der Bankpalast prahlt, voreinst gewesen sein? Dichterisch sich jene verschwundenen Zustände auszumalen, ist für eine lebhaftere Einbildungskraft nicht schwer. Solche Bilder aber zu verbinden mit allem zugänglichen Wissen vom Gewesenen, eine zutreffende, anschauliche Vorstellung zu gewinnen aus Erkenntnis und Gestaltungsfreiheit zugleich, ist viel, viel schwerer, als der Unbefangene sich denkt.

Versezen wir uns einmal auf den Burgplatz. Hier schon muß die Einbildungskraft das Beste tun, um uns zu vergegenwärtigen, daß wir uns wirklich auf dem Platze der Burg von Braunschweig befinden, jenes mutmaßlichen Hauptkastells eines an Oker und Schunter weit verbreiteten Befestigungssystems, auf dem dessen militärischer Kommandant ursprünglich seinen Sitz gehabt hat. Er war zugleich der oberste Verwaltungsleiter und der größte Grundbesitzer der weiteren Umgegend. Nach einem im übrigen unbekannten Grundherren, Dankward, hat die Burg, oder das zugehörige Dorf, ihren Namen erhalten: Dankwarderode, Rodung eines Dankward. Es war dazu eine zu etwa drei Vierteln von der Oker umflossene Halbinsel benutzt, die man im Westen, gegen den heutigen Saß hin, durch einen künstlichen Verbindungsgraben der Okerschleife zu einer vollständigen Insel gemacht hat. Ein Wall mit hölzerner Bewehrung, so darf man annehmen, umschloß das Innere der Insel. Die Bauten dar-

auf werden aus Sachwert gewesen sein. Eine große Festhalle mag üblicherweise ihren Versammlungsmittelpunkt gebildet haben. So dürfen wir uns die Burg Dankwarderode noch vorstellen, als sie im Laufe des 11. Jahrhunderts in das hellere Licht der Geschichte eintritt. Wir finden Burg und Herrschaftsgebiet in den Händen des hochstrebenden und einflußreichen Grafengeschlechtes der Brunonen. Es baut sich nun hier, nach dem Beispiel anderer Familien in ähnlicher Stellung, auf seiner Hauptburg auch seine Grablege, die Kirche eines Kanonikerstifts. Die Burg wurde darum doch als solche nicht aufgegeben. Kirche und Burg lebten dauernd friedlich nebeneinander. So treten sie uns noch heute hier entgegen. Aber beide sind nicht mehr die alten Bauten. Die etwa 1030 geweihte erste Stiftskirche wurde durch Heinrich den Löwen völlig erneuert, ihr den Burgplatz begrenzendes Seitenschiff gar erst 1469 hinzugefügt. Was heute wieder Burg Dankwarderode heißt, das stattliche, romanische Profangebäude im Osten des Burgplatzes, ist ein völliger, seit 1887 errichteter Neubau an der Stelle nur des Saalbaues, der Pfalz, und der südlich anschließenden wenigen Wohnräume, Kemenate, der Familie des Burgbesitzers. Aber ein Neubau unter peinlichem Anschluß an das zuletzt von diesem massiven Saalbau noch Erhaltene. Es war nicht allzuviel, immerhin die ganze Ostfront und im Inneren die Arkadenreihe des Erdgeschosses. Dagegen mußte die Seite nach dem Burgplatze hin mit dem Treppenaufgange auf Grund geringer Grundmauerreste neu hinzu erfunden werden. Es geschah das so, wie damals ein Architekt sich den ursprünglichen Zustand nach dem Beispiel anderer Burgsaalbauten, z. B. Goslars und der Wartburg, wohl vorstellen konnte. Nur dadurch war es seinerzeit möglich, daß diese schicksalreiche Erinnerungsstelle überhaupt erhalten wurde. Darum wollen wir uns auch am Vorhandenen freuen und gern zugeben, daß ein eindrucksvoller Festsaal geschaffen ist, geeignet, das Leben und Wirken seines ersten Erbauers an dieser Stelle dem voraussetzungslosen Betrachter zu verlebendigen.



Burg Dankwarderode (Möbsthaus) im 18. Jahrhundert

Dieser Erbauer war kein geringerer als Heinrich der Löwe. Er, der Welfe, war durch seine Urgroßmutter Gertrud Erbe der Brunonischen Güter und Gerechtsamen geworden und damit auch der Burg Dankwarderode. Er erst ersetzte den bisherigen hölzernen Saalbau nach dem Vorbilde der Kaiserpfalz in Goslar um das Jahr 1175 durch einen seinerzeit modernen, seine Macht und seine Mittel würdig vertretenden massiven Palas. In diesem, so dürfen wir uns vorstellen, kamen aus Nah und Fern Vasallen und Gesandte, Grafen, Bischöfe und unterworfenen Wendenfürsten zusammen, um ihm zu huldigen, in ihm feierte der Löwenherzog Feste unter der Leitung seiner hochgebildeten Gemahlin Mathilde, der englisch-normannischen Königstochter, in den bescheidenen Wohnräumen neben diesem Saal starb er auch im Jahre 1195. Der Löwe, so erzählt die Sage, den der Herzog von seiner Wallfahrt zum heiligen Grabe in Jerusalem als seinen zuletzt einzigen, treuen Weggenossen mit heimgebracht hatte, soll untröstlich nach dem toten Herrn in der Gruft der benachbarten Stiftskirche sich gesehnt haben. Aber die Türen des Heiligtums blieben dem Tiere mitleidlos verschlossen. Vergeblich zerkratzte er sich die mächtigen Tatzen an der der Burg zunächst liegenden Domtür. Noch heute sieht man an diesem Türgewände die tiefen Spuren seiner scharfen Klauen. Schließlich freilich fand er doch den Zugang zum Grabe seines Herrn, doch nur, um auf ihm zu verenden. Diesem Löwen verdankte Herzog Heinrich seine Bewahrung vor ewiger Hölle. Denn, so erzählt die Sage weiter, als der Herzog nach wunderbaren Abenteuern mit Hilfe eines Greifen — eine Kralle desselben bewahrt noch der Dom als kostbare Reliquie — dem sicheren Tode entgangen war, traf er auf einen Löwen, der hart von einem Drachen bedrängt wurde. Heinrich kam dem Löwen zu Hilfe und erlegte den Drachen. Der Löwe wick aus Dankbarkeit nicht mehr von seines Erretters Seite und teilte sieben Jahre dessen Dasein in der Waldwildnis. In Braunschweig auf der Burg hielt man den Herzog längst für tot. Seine Gattin, ob ihres Reichthums von Freiern bedrängt, hatte endlich nachgeben müssen. Mit Bräutigam und Gästen beging sie im Saalbau Heinrichs die Vorfeier ihrer Wiedervermählung. Dem Satan schien das eine günstige Gelegenheit, sich Herzog Heinrichs zu bemächtigen. Er erzählte ihm, was in Braunschweig vorging, und war bereit, ihn noch rechtzeitig vor der vollzogenen neuen Ehe seiner Gemahlin zu dieser zurückzubringen, wenn Heinrich ihm dagegen seine Seele zum Pfande setze. Sie solle der Hölle verfallen sein, wenn er schlafend vom Teufel in Braunschweig niedergesetzt würde. Der Herzog ging ein auf den Pakt, bedang sich aber aus, daß auch sein Löwe mitgenommen werden müsse. Richtig entschlummerte Heinrich während der nächtlichen Geschwinderreise durch die Luft. Schon waren die drei über dem Giesberge östlich vor den Toren Braunschweigs, als der Löwe die Gefahr bemerkte und seinen Herrn durch heftiges Gebrüll gerade noch rechtzeitig aus dem Schlafe weckte. Satan ließ beide wohl etwas unsanft zur Erde, aber er hatte den Pakt verloren. Der Herzog gab sich in der Burg seiner Gattin durch seinen Fingerring zu erkennen. Statt ihrer erzwungenen Wiedervermählung feierte sie nun mit ihrem zurückgekehrten Gatten das schönste Wiedersehen. Dem Löwen aber setzte der Herzog aus Dankbarkeit das ehernen Denkmal, das noch heute wachsam und treu zum Saalbau des Herzogs hinüberschaut.

Die Gelehrten wollen nun freilich wissen, daß das herrliche Löwendentmal vom Herzog auf seinem Burghofe im Jahre 1166 als ein Gerichts- und Hoheitsymbol, aber auch zugleich als ein Sinnbild von des Herzogs eigener Person gesetzt worden sei, und daß wahrscheinlich erst dieses Zeichen von des Herzogs Macht die Veranlassung zu der Sage gegeben habe. Und ferner sagt die Forschung, jene tiefen Rillen an der Tür des nördlichen Domflügels verdankten ihre Entstehung dem Glauben, daß Teile von bestimmten Heiligtümern und heiligen Stätten eine besonders heilkräftige Wirkung hätten, so auch das unter die Speisen gemischte Pulver dieser Steintür; auch ist man wohl der Meinung gewesen, daß an dieser Stelle geschliffene Waffen und Messer besonders wirksam und zauberkräftig seien. Keine Frage ist, daß diese tiefen Ausrerbungen durch andauerndes langames Reiben absichtsvoll entstanden sind.

Der Saalbau sah wohl noch manches Fest, bis er an dem besonders glanzvollen Tage der Hochzeit der Tochter Ottos des Kindes, des ersten Herzogs von Braunschweig, Elisabeth, mit dem deutschen Könige Wilhelm von Holland am 25. Januar 1252 zugrunde ging; wenigstens alles, was brennbar an und in ihm war. Denn eine plötzliche nächtliche Feuersbrunst vernichtete den Palas wie die anschließende Kemenate. Der König und seine junge Frau retteten nur mit Mühe ihr Leben. Selbst die Krone ging zugrunde. Freilich nur eine Ersatzkrone. Die heiligen Krönungsinsignien des Reiches ruhten auf dem Trifels und kamen mit diesem erst 1255 in des Königs Besitz. Ein böses Vorzeichen, dieser Brand in der Hochzeitsnacht! Vier Jahre später schon verlor die Königin ihren Gemahl durch ein würdeloses Ende. Er wurde unerkannt von Bauern erschlagen und unter einer Türschwelle verscharrt.

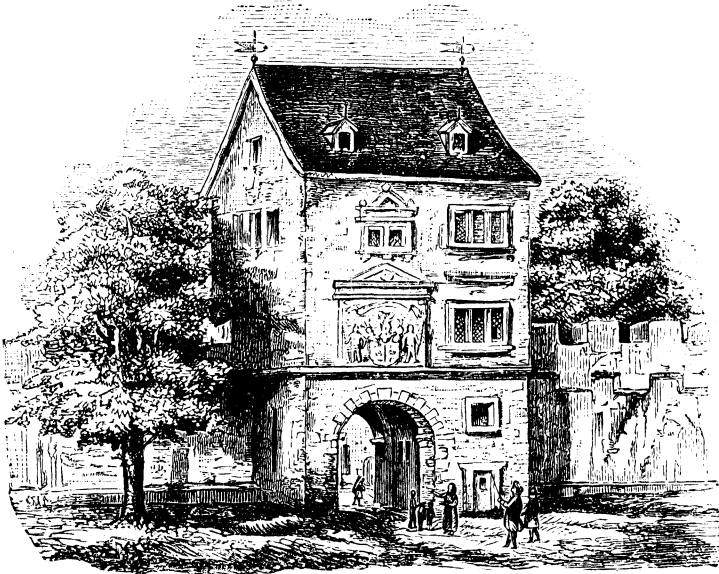
Der Palas der Burg Dankwarderode aber erstand noch einmal zu neuem Glanze. Erst seit dem Ende des 13. Jahrhunderts wurde die Burg mehr und mehr vernachlässigt. Denn sie blieb im Gesamtbefitz der sich in immer mehr Sonderzweige spaltenden Herzogsfamilie, so daß ihre Nutzung durch einen einzelnen immer schwieriger wurde. Erst seit Ende des 16. Jahrhunderts nahmen sich ihrer die Wolfenbüttler Herzöge wieder lebhafter an. Herzog August stellte den zur Halbruine gewordenen Hauptbau im Zeitgeschmacke mit Schneckengiebeln um das Jahr 1640 wohnlich wieder her. Nach dem Übergange der Stadt in den ausschließlichen Besitz der Wolfenbüttler Herzöge wurde der ehemalige Saalbau, nun seit langem schon Mosthaus genannt, Nebenresidenz für Prinzen und herzogliche Witwen. Das eigentliche Residenzschloß wurde der Graue Hof am Bohlwege. Mosthaus, Mosthof ist eine Umbildung von Mostbus, wie anfangs nur Vorrathshäuser, im späteren Mittelalter vielfach aber der bewohnte Hauptbau einer niedersächsischen Burg genannt wurden. Das Mosthaus Dankwarderodes hatte im Laufe der Zeit von seiner Inneneinteilung nichts Erhebliches bewahrt. Insbesondere war der Saal des Obergeschosses auf weniger als die Hälfte seines Umfanges verkleinert worden. Wie es damals, in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, aussah, gegen das Löwendentmal hin mit einer hölzernen Säulengalerie, zeigt unser Holzschnitt S. 55. Herzog Ferdinand, Bruder des regierenden Herzogs Karl I., der Sieger von Krefeld und Minden im siebenjährigen Kriege, baute den südlichen Teil des Mosthauses zu seiner Residenz um in den Jahren 1763 bis 1765. 1808 in der Franzosenzeit wurde das ganze

Mosthaus in eine Kaserne umgewandelt. 1873 brannte sie größtenteils ab, ging 1879 an die Stadt über und blieb als Halbruine liegen, bis sie die Hofverwaltung übernahm und auf Veranlassung des Prinzen Albrecht von Preußen als Regenten des Herzogtums mit sorgfältiger Berücksichtigung der noch aus Heinrichs des Löwen Zeit erhaltenen Reste in der gegenwärtigen Form durch L. Winter, der über die Baureste auch eine grundlegende Veröffentlichung verfaßt hat, erneuern ließ. Seitdem ist sie wieder überragt von einem Turm, der erinnern soll an die Burkapelle, die hier einst gestanden hat, und deren Grundmauern hinter dem Turme ostwärts zu sehen sind.

Eine Burkapelle war ein notwendiges Zubehör aller auf äußeren, höfischen Glanz berechneten Burgen, und so fehlte sie auch Dankwarderode nicht, obgleich der Stiftsdom dem Palas unmittelbar benachbart und sogar im Obergeschoß mit ihm, ähnlich wie auch heute wieder, durch einen Gang verbunden war. So vergegenwärtigt unsere Burganlage in ihrer Gesamtheit alle die Ansprüche, welche die hochentwickelte, aristokratische Kultur des 12. und 13. Jahrhunderts an den Hauptsitz eines hohen Fürsten stellte, und welche in den Ritterepen jener Zeit so märchenhaft uns entgegen treten. Die Kapelle unserer Burg war, wie häufig vorkam, selbst in Goslar, zweigeschoßig, ein Zugeständnis immerhin noch an einen gewissen Platzmangel. Daß sie ungewöhnlich reich ausgestattet gewesen war, ergibt sich daraus, daß im 17. Jahrhundert mehrfach Marmorsäulen in ihrem Innern erwähnt werden. Sie können nur aus weiter Ferne bezogen worden sein, war doch auch für den Saalbau nichts zu teuer gewesen. Die polierten, schön gemaserten Schäfte seiner Fenstersäulen waren der Versinterung, dem versteinerten Niederschlage einer altrömischen Wasserleitung in der Eifel entnommen. Der untere, der heiligen Gertrud geweihte Raum der Kapelle wurde von der Dienerschaft benutzt, der obere, dem ritterlichen Heiligen Georg gewidmet, war mit jenem durch eine große Öffnung verbunden und wurde von der Herrschaft mit ihrem Gefolge bevorzugt. Es scheint, daß diese Kapelle 1620 bereits abgebrochen worden ist, doch sind ihre ursprünglichen beiden Westtürme noch auf dem für Abb. S. 33 benutzten Stiche in Merians 1653 herausgegebener Topographie sichtbar.

Wir müssen uns nun vorstellen, daß außer Burkapelle, Palas und Kemenate die sonstigen, zur Bewirtschaftung der Burg nötigen Bauten dauernd aus Sachwerk bestanden haben. Trotzdem das Domstift etwa ein Drittel des Burggeländes in Anspruch nahm, blieb für jene Platz genug. Davon ist freilich nichts Mittelalterliches mehr erhalten. Diese Sachwerkhäuser waren nicht fest genug. Auch hatte sich die Nutzung des Burginneren schon im Mittelalter gegen die Zeit Heinrichs des Löwen grundsätzlich geändert. Der herzoglichen Familie war nur der Palas und sein engstes Zubehör zur unmittelbaren Verfügung geblieben. Das übrige Gebiet war nach Lehnrecht an jene Familien zur erblichen Nutznießung übergegangen, deren Vorfahren einst persönlich beauftragt waren mit der Führung bestimmter Burg- und Hofämter, also etwa als Schenk, Truchseß (Aufseher über Küche und Ökonomie), Marschall (Stallmeister). Schließlich waren diese Grundstücke um den Burghof im Norden und Westen völlig Privatbesitz geworden und sind nun von den Familien und Erben der ehemaligen Burglebensinhaber, insbesondere der Herren v. Bartensleben und v. Veltheim, veräußert worden. Nur das Haus Burgplatz

Nr. 2 aus dem Jahre 1573 erinnert heute noch an die alten Lehnbeziehungen, es trägt die Wappen seiner Erbauer, der Veltheims. Einst war also auch der Burgplatz nicht so straßenartig mit Reihenhäusern besetzt wie jetzt. Wir müssen uns ihn als einen großen, zu allerhand militärischen, festlichen und wirtschaftlichen Zwecken dienenden Hof denken, der mehr oder weniger nur der Ringmauer entlang besetzt gewesen war mit Häusern für Beamte, Dienerschaft, Soldaten, Pferde, Kriegsgerät und Lebensmittel aller Art. Ursprünglich mag auch der für jede Burg nötige landwirtschaftliche Betrieb innerhalb der Ringmauer gelegen haben. Er ist aber dann jedenfalls schon frühzeitig westlich dicht vor das Hauptburgtor verlegt und hier als ein besonderer Wirtschaftshof abgesondert. Auf seinem Gelände ist später das Weichbild des Sacks entstanden.

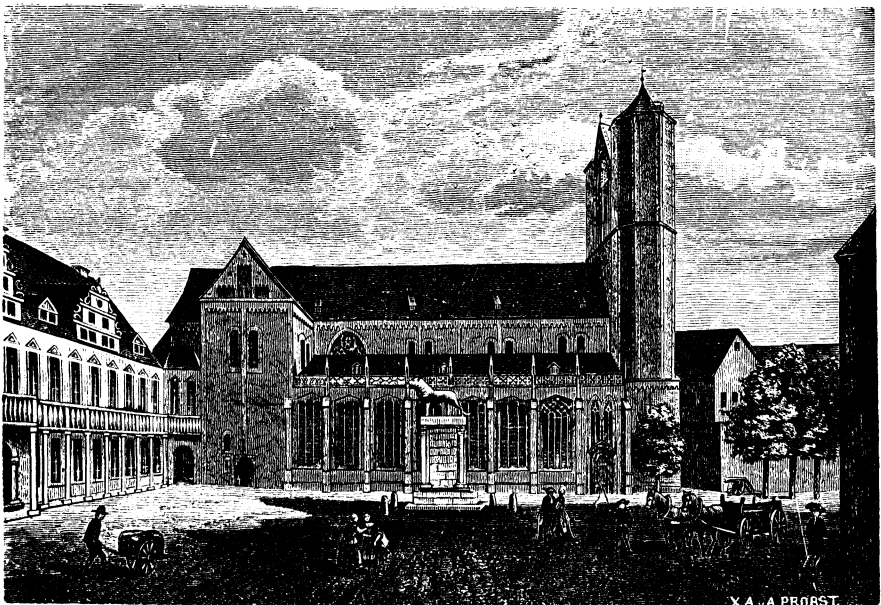


Burgtor seit dem Jahre 1586

Von Mauer, Wall und Graben der Burg ist nichts mehr erhalten. Auch die Oker ist verschwunden. Ihren ungefähren alten Lauf deutet jetzt der Teich vor der Ostseite des Palas wieder an. Das Haupttor nach dem Sack zu über der heutigen Straße vor der Burg war bis zum Jahre 1798 erhalten, es war jedoch ein Renaissancebau aus dem Jahre 1586. Unser Holzschnitt gibt es wieder nach einer Zeichnung A. A. Beck's aus dem 18. Jahrhundert. Es war aber damals bereits zwischen Häusern eingezwängt. Die Mauern beiderseits sind willkürliche Zutat des Holzschneiders. Dieses Tor hatte keinen wehrhaften Charakter mehr.

Das Domstift hatte auf der Burginsel wenig Ausdehnungsmöglichkeit. Raum für die Stiftsgebäude war nur im Süden der Kirche. Und auch da fand der Kreuzgang nur in ungewöhnlicher Lage und Kleinheit Platz: nicht neben dem Seitenschiff, sondern in den Winkel gerückt zwischen Chor und südlichem Querarm. Er wurde mit seinem Zubehör abgebrochen im Jahre 1830. Das Blasiusstift aber, nordwärts durch die Burgbauten dauernd behindert, überwuchs schließlich nach Süden und Westen hin den

Burggraben. Hier entwickelten sich die selbständigen Höfe der Stiftsherren, insbesondere des Probstes und des Dechanten. Die Dechanei ist noch in Form eines einfachen aber stattlichen barocken Fachwerkhäuses, heute Sitz der Staatsanwaltschaft, erhalten, das Haus der Domprobstei war seit 1710, wo ihre Würde gleich der Probstei des Syriakusstiftes in der Bevernschen Nebenlinie des Herzogshauses erblich geworden war, deren Stadtresidenz. In ihrer letzten Gestalt war sie ein 1707 von Hermann Korb errichteter Fachwerkbau an Stelle des Nordteils des heutigen Polizeigebäudes an der Münzstraße, dem dieses zuletzt eben nach jener herzoglichen Nebenlinie sogenannte „Bevernsche Schloß“ zu weichen hatte. Es hat wenig Glück in sich umschlossen. In ihm hatte auch während der französischen Okkupation im siebenjährigen Kriege der feindliche Oberbefehlshaber, der Marschall Herzog von Richelieu, sein Quartier genommen, während 1806 der französische Gouverneur im Hauptschloße am Bohlweg gewohnt hat, dagegen im Bevernschen Schloße sein Zivilhelfer, der einflußreiche und sachkundige Intendant Marcelle Daru. Nach dem Schloßbrande 1865 bezog es Herzog Wilhelm einige Zeit. Die Stiftskirche, der Blasiusdom, hat die unvermeidlichen Gewaltsamkeiten der Zeitläufe verhältnismäßig gut überstanden. Abbildung S. 60. Verschollen oder verschleppt sind erhebliche Teile seiner ehemaligen Ausstattung. Dazu gehörte der vielgenannte sogenannte Welfenschatz, jetzt im Besitze der herzoglichen Familie zu Gmunden. Es sind die reichen und kunstvollen Reliquienbehälter, die größtenteils Heinrich der Löwe der von ihm auf das stattlichste neu erbauten Domkirche zugewandt hatte. Mit ihm ließ sich der katholisch gewordene Herzog Johann Friedrich seine Rechte in der Stadt Braunschweig ablaufen, als diese im Jahre 1671 vom welfischen Gesamthause erobert worden war. Seitdem hat der Schatz in der hannoverschen Linie der Welfen sich fortgeerbt. Aus dem Dom stammt ferner das kunstvolle, große Altarbild mit der Verspottung Christi im



X.A. A. PROBST.

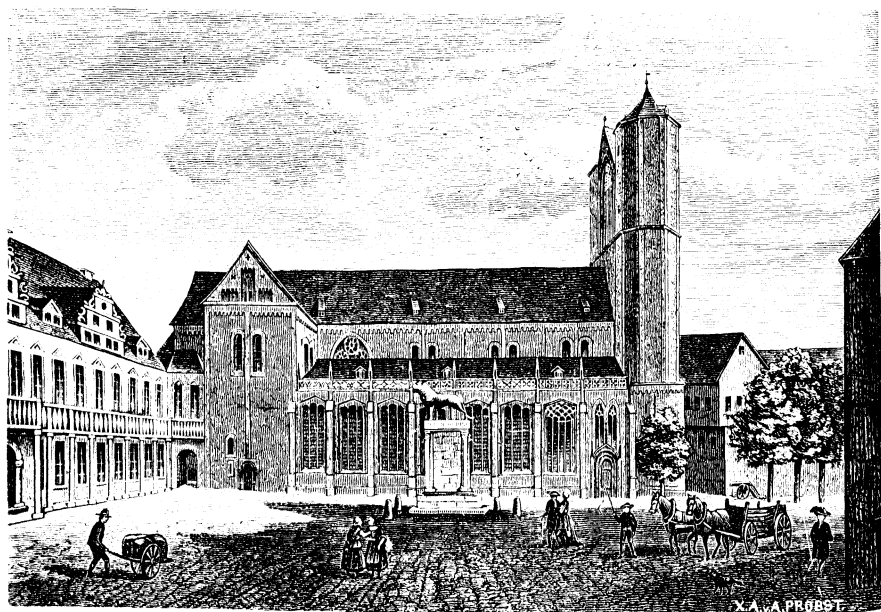
Blasiusdom im 18. Jahrhundert, links das Mölkhaus

Landesmuseum, 1506 vermutlich von einem stadtbraunschweigischen Künstler gemalt, sowie der im Vaterländischen Museum wieder aufgestellte, protestantische Hochaltar vom Jahre 1728. Er ist ein leider nicht mehr vollständig erhaltenes Beispiel des repräsentativen Barock, aus Holz.

Stiftskirchen pflegten gegründet zu werden von einzelnen Personen oder ganzen Familien zu ihrem Seelenheil. Man muß sich vorstellen, daß in jenen Jahrhunderten des rücksichtslosesten Ringens um Macht und Ansehen aller nur irgendwie am Staats- und Gemeindeleben Beteiligten die Seelen schweren Schaden litten in dem Konflikt zwischen ihren weltlichen Ansprüchen und Aufgaben und den in völliger Entsagung gipfelnden Idealen ihrer Kirche. Auch den Eifer Heinrichs des Löwen für den Neubau seines Blasiusdomes und dessen reiche Ausstattung müssen wir uns mit erklären durch sein Bedürfnis, sein Gewissen zu entlasten; er unterschied sich dadurch nicht von dem Geringsten seiner Vasallen, war sich aber auch seiner Fürstenpflicht bewußt, diesen gegenüber sich durch ausgezeichnete Sühnungsleistungen hervorzutun. Ganz deutlich ist dieses Versöhnungsbedürfnis der mittelalterlichen Frömmigkeit auch an den berühmten Domwandbildern zu erkennen. Sie sind bekanntlich in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts entstanden, und zwar nimmt man an, daß in sie an auffallender Stelle, gegen das ursprüngliche Bemalungsprogramm, Szenen aus der Geschichte des hl. Thomas Becket eingeschoben worden seien im Jahre 1226, als Reliquien dieses Heiligen nach Braunschweig gekommen waren und er sogar zum Mitpatron der Domkirche erklärt worden war. Hier haben wir nun besonders handgreiflich einen solchen frommen Sühneakt. Thomas Becket, Erzbischof von Canterbury, wurde im Jahre 1170 ermordet unter starker Mitschuld König Heinrichs II. von England, gegen den er kirchenpolitisch geeifert hatte. Der Fall wurde zu einer weltgeschichtlichen Gelegenheit. Die römische Kurie, in ihren Herrschaftsinteressen gefährlich bedroht, nahm sich des Ermordeten energisch an. Schon im Jahre 1173 wurde Thomas vom Papste feierlich heilig gesprochen. Das Volk strömte in Scharen seinem wundertätigen Grabe zu. König Heinrich II. selbst kam als reuiger Büsser, die Gnade des neuen Märtyrers sich zu erleben. An diesem Werben des mitschuldigen Königs von England um die Gunst seines im Himmel verherrlichten Opfers nahm natürlich auch seine Familie lebhaft teil. Des Königs Tochter, Mathilde, war die Gattin Heinrichs des Löwen. Mit ihrem Gemahl teilte sie dessen dreijährige Verbannung aus dem deutschen Reiche in ihre englisch-normannische Heimat, auch ihre Kinder nahm sie mit. Daher wurden die Söhne Heinrichs des Löwen durch eigene Anschauung überzeugt von dem Werte des neuen Heiligen und befeelt von dem Wunsche nach seiner besonderen Fürbitte bei Gott für den mitschuldigen englischen König und für sich als dessen Enkel. So wurde Thomas Becket, der englische Erzbischof, der Mitpatron des braunschweigischen Blasiusdomes als der Grabstätte Heinrichs des Löwen und seiner Familie.

Außer diesem Domstift bestand nun aber noch eine zweite gleichartige, zwar nicht ganz so ansehnliche, aber auch recht bedeutende kirchliche Gründung auf dem Gelände der heutigen Stadt, das Zyriakusstift. Es lag an der zuletzt Möncheberg genannten Stelle des großen Güterschuppens nahe der Halle des Hauptbahnhofs, also außerhalb des mittelalterlichen Mauerringes. Abbildung S. 46 stellt es dar innerhalb einer interessanten Umwehrung

Burggraben. Hier entwickelten sich die selbständigen Höfe der Stiftsherren, insbesondere des Probstes und des Dechanten. Die Dechanei ist noch in Form eines einfachen aber stattlichen barocken Fachwerkhäuses, heute Sitz der Staatsanwaltschaft, erhalten, das Haus der Domprobstei war seit 1710, wo ihre Würde gleich der Probstei des Zyriakusstiftes in der Bevernschen Nebenlinie des Herzogshauses erblich geworden war, deren Stadtresidenz. In ihrer letzten Gestalt war sie ein 1707 von Hermann Korb errichteter Fachwerkbau an Stelle des Nordteils des heutigen Polizeigebäudes an der Münzstraße, dem dieses zuletzt eben nach jener herzoglichen Nebenlinie sogenannte „Bevernsche Schloß“ zu weichen hatte. Es hat wenig Glück in sich umschlossen. In ihm hatte auch während der französischen Okkupation im siebenjährigen Kriege der feindliche Oberbefehlshaber, der Marschall Herzog von Richelieu, sein Quartier genommen, während 1806 der französische Gouverneur im Hauptschloße am Bohlweg gewohnt hat, dagegen im Bevernschen Schloße sein Zivilhelfer, der einflußreiche und sachkundige Intendant Marcelle Daru. Nach dem Schloßbrande 1865 bezog es Herzog Wilhelm einige Zeit. Die Stiftskirche, der Blasiusdom, hat die unvermeidlichen Gewaltthaten der Zeitläufe verhältnismäßig gut überstanden. Abbildung S. 60. Verschollen oder verschleppt sind erhebliche Teile seiner ehemaligen Ausstattung. Dazu gehörte der vielgenannte sogenannte Welfenschatz, jetzt im Besitze der herzoglichen Familie zu Gmunden. Es sind die reichen und kunstvollen Reliquienbehälter, die größtenteils Heinrich der Löwe der von ihm auf das stattlichste neu erbauten Domkirche zugewandt hatte. Mit ihm ließ sich der katholisch gewordene Herzog Johann Friedrich seine Rechte in der Stadt Braunschweig ablaufen, als diese im Jahre 1671 vom welfischen Gesamthause erobert worden war. Seitdem hat der Schatz in der hannoverschen Linie der Welfen sich fortgeerbt. Aus dem Dom stammt ferner das kunstvolle, große Altarbild mit der Verspottung Christi im



Blasiusdom im 18. Jahrhundert, links das Klosterhaus

Landesmuseum, 1506 vermutlich von einem stadtbraunschweigischen Künstler gemalt, sowie der im Vaterländischen Museum wieder aufgestellte, protestantische Hochaltar vom Jahre 1728. Er ist ein leider nicht mehr vollständig erhaltenes Beispiel des repräsentativen Barock, aus Holz.

Stiftskirchen pflegten gegründet zu werden von einzelnen Personen oder ganzen Familien zu ihrem Seelenheil. Man muß sich vorstellen, daß in jenen Jahrhunderten des rücksichtslosesten Ringens um Macht und Ansehen aller nur irgendwie am Staats- und Gemeindeleben Beteiligten die Seelen schweren Schaden litten in dem Konflikt zwischen ihren weltlichen Ansprüchen und Aufgaben und den in völliger Entsagung gipfelnden Idealen ihrer Kirche. Auch den Eifer Heinrichs des Löwen für den Neubau seines Blasiusdomes und dessen reiche Ausstattung müssen wir uns mit erklären durch sein Bedürfnis, sein Gewissen zu entlasten; er unterschied sich dadurch nicht von dem Geringsten seiner Vasallen, war sich aber auch seiner Fürstenpflicht bewußt, diesen gegenüber sich durch ausgezeichnete Sühnungsleistungen hervorzutun. Ganz deutlich ist dieses Versöhnungsbedürfnis der mittelalterlichen Frömmigkeit auch an den berühmten Domwandbildern zu erkennen. Sie sind bekanntlich in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts entstanden, und zwar nimmt man an, daß in sie an auffallender Stelle, gegen das ursprüngliche Bemalungsprogramm, Szenen aus der Geschichte des hl. Thomas Becket eingeschoben worden seien im Jahre 1226, als Reliquien dieses Heiligen nach Braunschweig gekommen waren und er sogar zum Mitpatron der Domkirche erklärt worden war. Hier haben wir nun besonders handgreiflich einen solchen frommen Sühneakt. Thomas Becket, Erzbischof von Canterbury, wurde im Jahre 1170 ermordet unter starker Mitschuld König Heinrichs II. von England, gegen den er kirchenpolitisch geeifert hatte. Der Fall wurde zu einer weltgeschichtlichen Angelegenheit. Die römische Kurie, in ihren Herrschaftsinteressen gefährlich bedroht, nahm sich des Ermordeten energisch an. Schon im Jahre 1173 wurde Thomas vom Papste feierlich heilig gesprochen. Das Volk strömte in Scharen seinem wundertätigen Grabe zu. König Heinrich II. selbst kam als reuiger Büsser, die Gnade des neuen Märtyrers sich zu erleben. An diesem Werben des mitschuldigen Königs von England um die Gunst seines im Himmel verherrlichten Opfers nahm natürlich auch seine Familie lebhaft teil. Des Königs Tochter, Mathilde, war die Gattin Heinrichs des Löwen. Mit ihrem Gemahl teilte sie dessen dreijährige Verbannung aus dem deutschen Reiche in ihre englisch-normannische Heimat, auch ihre Kinder nahm sie mit. Daher wurden die Söhne Heinrichs des Löwen durch eigene Anschauung überzeugt von dem Werte des neuen Heiligen und befeelt von dem Wunsche nach seiner besonderen Fürbitte bei Gott für den mitschuldigen englischen König und für sich als dessen Enkel. So wurde Thomas Becket, der englische Erzbischof, der Mitpatron des braunschweigischen Blasiusdomes als der Grabstätte Heinrichs des Löwen und seiner Familie.

Außer diesem Domstift bestand nun aber noch eine zweite gleichartige, zwar nicht ganz so ansehnliche, aber auch recht bedeutende kirchliche Gründung auf dem Gelände der heutigen Stadt, das Zyriakusstift. Es lag an der zuletzt Möncheberg genannten Stelle des großen Güterschuppens nahe der Halle des Hauptbahnhofs, also außerhalb des mittelalterlichen Mauerringes. Abbildung S. 46 stellt es dar innerhalb einer interessanten Umwebrung

mit Palisaden und Sachwerktürmen, sowie mit einem altertümlich-romanischen Westbau, daneben links, noch vor der Stadt selbst, die Agidientirche, der Giselerturm der Befestigung und das ehemalige, den heutigen Prinzenweg abschließende Michaelistor. Dieses Bild geht zurück auf die älteste Ansicht der Stadt, den großen Holzschnitt Peter Spizers vom Jahre 1547. Die Zeichnung dazu nach der Natur muß aber früher gemacht worden sein, denn bereits im Jahre 1545 wurden die Stiftsbauten dem Erdboden gleich gemacht. Es war das eine Folge der in der Stadt Braunschweig schon 1528 eingeführten lutherischen Reformation. Der Landesherr, dem das Zyriakusstift unterstand, Herzog Heinrich der Jüngere, blieb katholisch. Dadurch geriet das Stift in schroffen Gegensatz zur Stadt, und, als es auch aus politischen Gründen zum Kampf zwischen der Stadt und dem Herzog gekommen war, entstanden ernstliche Reibereien zwischen Stift und Stadt. Sie endigten damit, daß die Stadt, als der Herzog durch sie und den Schmalkaldener Bund aus seinem Lande vertrieben worden war, das Stift und seine Nebengebäude ausrauben und völlig vom Erdboden abrasieren ließ, angeblich, weil es ihr bei einer Belagerung durch den Herzog infolge seiner zu großen Nachbarschaft gefährlich werden könnte, hauptsächlich aber wohl, weil die aufgeregte Menge in der Stadt am Stift als einer vom Herzoge abhängigen, im Sinne der Stadt nutzlosen, ja untätigen Körperschaft ihr Mütchen kühlen wollte. Die Stiftsagenossenschaft selbst aber blieb bestehen, wurde reformiert und erhielt für Archiv und Sitzungen Raum am Kreuzgange des Blasiusstiftes zugewiesen. Gleich diesem wurde sie erst im Jahre 1810 von der westfälischen Regierung aufgehoben. Von den Heiligtümern der Stiftskirche hat sich ihr wichtigstes Stück am Orte erhalten, das aus der Zeit um 1400 stammende silberplattierte Behältnis der Reliquie des hl. Zyriakus in Kopfform, jetzt im Landesmuseum.

Hier wollen wir noch des Gründers des Zyriakusstiftes gedenken, Ekberts II., des letzten männlichen Sprossen der Brunonen. Er wurde als Geächteter des Reiches, wenig über 30 Jahre alt, im Jahre 1090 in einer Mühle des Harzer Seltetales erschlagen. Er war ein Opfer der wohl unvermeidlichen politischen Gegnerschaft, in die er als mächtigster Herr Niedersachsens zu dem ihm nahe verschwägerten Kaiser Heinrich IV. gedrängt worden war. Die wichtigsten Stützpunkte seiner aufstrebenden Macht lagen freilich in Meissen, dessen Markgraf er war, in Thüringen und Friesland. Als noch kaum erwachsener Jüngling wurde er in die wüsten Parteikämpfe gegen den Kaiser hineingerissen und zu einem ruhelosen Sehdaleben genötigt. Sein Ehrgeiz ließ ihn schließlich nach der deutschen Königskrone Heinrichs IV. streben. Er erlag dem sich behauptenden Könige und Kaiser als abtrünniger Vasall. Fast hundert Jahre später erfüllte sich ein ähnliches Schicksal auf ähnlichen Voraussetzungen im Ringen zwischen Heinrich dem Löwen und Kaiser Friedrich dem Rotbart. Heinrich war der Erbe nicht nur der Güter und Rechte, sondern letzten Endes auch der Machtansprüche Ekberts geworden. Bei aller Jugend und ungebändigten Unternehmungslust zeigt sich Ekbert doch in der ihm zugeschriebenen Anlage des Zyriakusstiftes als ein vielleicht gerade damit frühzeitig auf sein Seelenheil bedachter Fürst. Aber diese Stiftung war doch zugleich auch ein weiterer Schritt auf dem Wege einer absichtsvollen Entwicklung der Stadt Braunschweig zu einem umfangreichen Gemeinwesen nach dem Muster der königlichen Stadt Goslar, allmählich aber auch im Wett-

bewerb, dann gar im siegreichen Widerspruch gegen diesen älteren Nachbar. Diesen Weg hatten schon die Vorfahren Ekberts beschritten. Er selbst hinterließ Braunschweig bereits geschmückt außer der älteren Burg mit zwei Stiften und zwei Pfarrkirchen. Seine Leiche wurde in seinem Syriakusstift beigesetzt, blieb in ihrem Steinsarge auch nach Zerstörung der Kirche an der Stätte ihrer Beisetzung und wurde erst im Jahre 1689 in die Domkrypta überführt. Eine 1802 aufgenommene Photographie des Schädels läßt noch dessen Zertrümmerung durch die Arthiebe der Mörder deutlich erkennen.

Außer den Stiften, mit denen ein Konvent von Priestern ordensmäßig verbunden war, hat die Stadt auch drei eigentliche Mönchsklöster, aber nur ein Nonnenkloster besessen. Davon gehörte das in wesentlichen Bauteilen noch vorhandene Agidienkloster dem ältesten Mönchsorden, den Benediktinern und war gegründet worden im Anfang des 12. Jahrhunderts von Gertrud, der Schwester des vorhin genannten, 1090 ermordeten letzten Brunonen Ekberts II. Sie hatte ihre Erbansprüche im zähen Kampfe gegen den deutschen König, dem des geächteten Ekberts Güter nach Reichsrecht versallen waren, zu behaupten gewußt und dadurch über Kaiser Lothar II. auf die Welfen weiter vererbt. Auch das Agidienkloster war, schon als Gründung der landesherrlichen Familie, reich mit Gütern versehen. Insbesondere war ihm das ganze Weichbild der Altenwik zinsbar. Als diese in den Mauerring der übrigen Weichbilder einbezogen wurde, schloß man auch das Agidienkloster mit ein, und so verwuchs es, anders als das Syriakusstift, auf das engste mit der Stadt. Gleich diesem und dem Domstift hielt es eine Lateinschule für die Bürgerföhne, namentlich aber hütete es die Gebeine des Schutzpatrons der Gesamtstadt, des heiligen Autor. Diesem und nicht eigentlich dem Kloster galt daher auch der überaus stattliche Neubau der Kirche, der nach einem Brande vom Jahre 1278 nötig geworden war, aber erst 1478 vollendet werden konnte. Trotzdem die gläubige Bürgerschaft an ihm erheblich interessiert war, konnte sie doch nur durch die Gewährung besonderer kirchlicher Gnaden zu den nötigen Geldopfern veranlaßt werden. Es gelang dem Kloster, zu diesem Zwecke nicht nur eine Anzahl stattlicher Ablässe zu erwerben, die auf die Festtage des heiligen Autor gehäuft wurden, sondern zu dessen Reliquien auch noch wertvolle andere sich zu verschaffen. Da sind namentlich Tropfen vom Blute Christi zu nennen. Sie waren einst von Heinrich dem Löwen aus Palästina mitgebracht und jenem tatkräftigen Bischof Heinrich von Lübeck verehrt worden, der vorher Abt unseres Agidienklosters gewesen war. Der Bischof hat diesen Schatz in der Folge mit dem von ihm gestifteten Benediktinerkloster in Wismar geteilt. Dieses wurde daher vom Agidienkloster in Braunschweig als dessen Tochtergründung angesehen und kam in der Tat der durch den Neubau der Kirche bedrängten Mutter im Jahre 1285 dadurch zu Hilfe, daß es ihr von seinem Schätze des heiligen Blutes einiges abließ. Der Gebeine ihres Schutzheiligen aber nahm sich die Stadtverwaltung insbesondere an. Für sein Haupt stiftete sie ein silbernes Behältnis nach Art des noch erhaltenen Kopfreliquiars des hl. Syriakus, für die übrigen Gebeine des hl. Autor und anderer Heiligen im Jahre 1456 einen neuen, kostbaren Reliquienschrein. Er war im Jahre 1446 zuzeiten ernstester innerpolitischer Bedrängnis für den glücklichen Ausgang aus dieser vom Räte gelobt worden. Und ähnlich weihete der Rat 1494,

als er mit Mühe schwersten außenpolitischen Nöten entronnen war, in die Kirche seines Schutzpatrons ein großes, mit Silber überzogenes Abbild der Stadt. Von all' der einst hochverehrten und kostbaren Ausstattung der Kirche hat sich nur ein, allerdings höchst bemerkenswertes Stück bis in die Gegenwart gerettet, und auch dieses nur aus Zufall: der jetzt im Landesmuseum aufbewahrte Kaisermantel Ottos IV. Otto hatte ihn im Jahre 1218 testamentarisch dem Agidienkloster vermacht und so hatte sich das Prunkgewand als Altarbekleidung auch während der erst 1811 aufhörenden Nutzung der Kirche für den evangelisch-lutherischen Gottesdienst erhalten. Der Mantel ist aus Purpurseide und befißt mit Christus und Maria thronend, weihrauchspendenden Engeln, Reichsadlern und welfischen Löwen, alles Fierzutat aus Leinenfäden, die mit Silberblech umwickelt sind. Wahrlich ein geschichtlich nicht weniger als künstlerisch wertvolles Erinnerungsgstück des Agidienklosters an ruhmreiche Zeiten unserer engeren Heimat. Damals, im Jahre 1200, widerstand die Stadt Braunschweig erfolgreich dem deutschen Könige Philipp von Schwaben, der sie seinem neu erkorenen Gegenkönige, eben unserem Otto, entreißen wollte. Hauptsächlich aber verdankt die Stadt, wie die Legende erzählt, ihrem besonderen Schutzpatron, Autor, ihre Rettung. Er war dem Könige Philipp nächtlicherweile im Lager erschienen und hatte ihn mit Strafandrohungen von der Eroberung zurückgeschreckt. Auch wollte man den Heiligen bewehrt auf den Mauern der Stadt gesehen haben. So ist er denn auch neuerdings in einem Glasgemälde des Vaterländischen Museums zu Braunschweig zu sehen, das die völlig entleerten Räume der Klausurreste und der Kirche von St. Agidien seit dem Jahre 1906 bezogen und wieder mit erinnerungsreichem Leben gefüllt hat. Autor war im 4. Jahrhundert Bischof von Trier und ist dort in St. Maximin begraben. Nach der Legende sind seine Gebeine mittelst eines als durchaus verdienstlich geltenden frommen Diebstahls von der Gräfin Gertrud selbst, der Stifterin unseres Klosters, aus St. Maximin listig entwendet und nach Braunschweig geschafft worden. Dem hl. Autor als dem Schutzpatron der Stadt wurde denn auch bekanntlich die Sühnkapelle geweiht, mit deren Erbauung unter anderen Bedingungen sich die Stadt im Jahre 1380 ihre Wiederaufnahme in die Hanse erkaufen mußte, nachdem sie infolge des Aufruhrs von 1374 aus dem Bunde gestoßen worden war. Die Kapelle hatte in erster Linie dem Seelenheile der damals ermordeten neun Bürgermeister zu dienen. Sie begrenzte das Altstadttrathaus und wurde im Jahre 1680 durch den Meßzwecken dienenden Autorshof ersetzt. Er wurde bis Ende des 19. Jahrhunderts von Meßverkäufern benutzt, zuletzt von böhmischen Kristallglashändlern. Der Hof hat erst im Sommer 1924 diese seine letzte praktische Bebauung eingebüßt, um ganz mit dem Winkelmannsaale überdeckt zu werden. Es wäre zu wünschen, daß der Name des alten Stadtheiligen doch irgendwie mit dieser Stätte verbunden bliebe.

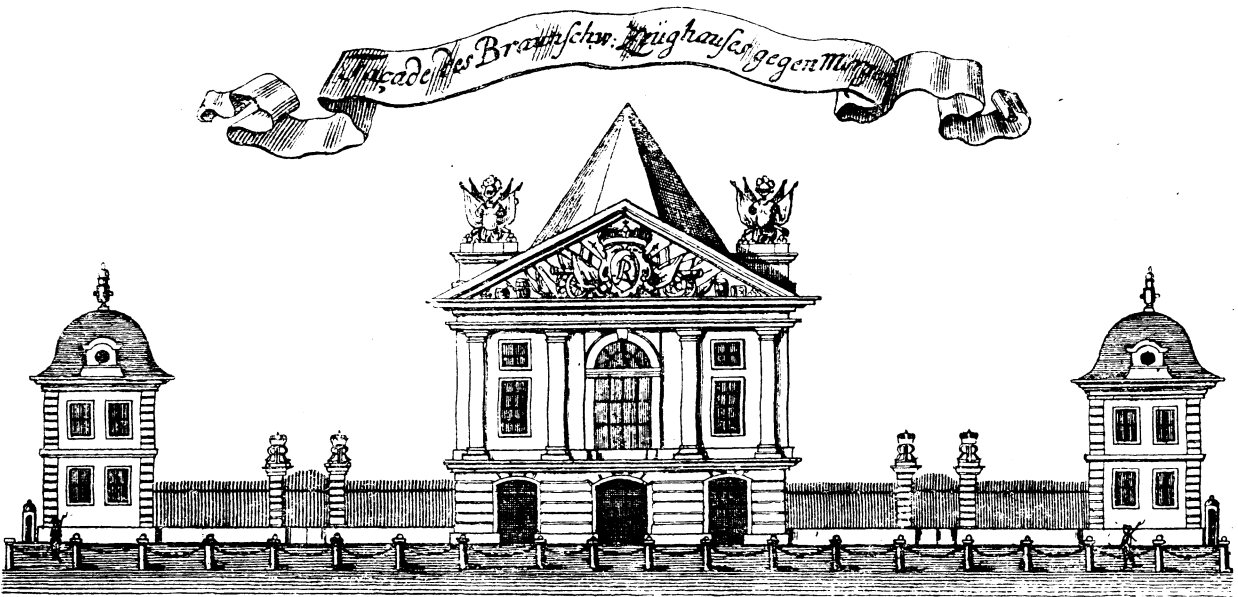
Der frommen Begehrlichkeit der Benediktiner von St. Agidien aber genügte die Überlieferung des Reliquiendiebstahls ihres hl. Autor nicht. Es kam eine ähnliche auch über Gebeine des hl. Agidius hinzu. Die nun bereits in solchen Dingen erfahrene gute Gräfin habe diese Reliquien bequemer als das vorige Mal, wo ein schwerer Grabstein heimlich abzuwälzen gewesen war, aus seinem Hauptkloster in Frankreich durch Bestechung des Küsters an sich gebracht und in ihrem unansehnlichen Sattel

der unausbleiblichen Nachforschung glücklich entzogen. Daß das Kloster von vornherein nicht nach Aitor, sondern nach Agidius genannt wurde, ist nicht auffallend; denn Agidius genoß als einer der 14 Nothelfer einen längst bewährten Ruf; der fast unbekannte Bischof von Trier mußte ihn sich erst erwerben. Agidius starb als Abt des von ihm gegründeten Klosters bei Arles in Südfrankreich im Jahre 725. In Frankreich war sein Kult schon weit verbreitet, als er, zuerst durch die Klosterstiftung Gertruds, auch nach dem inneren Deutschland übertragen wurde. Die fromme Frau hat also ein wesentliches Verdienst gehabt an der späteren großen Ausdehnung seiner Verehrung auch diesseits des Rheines. Die Legende hat daher so unrecht nicht, wenn sie die Pflege auch dieses Nothelfers seitens der Gertrud durch einen Reliquienraub herzhast unterstrichen hat. Seine große Verbreitung verdankte der Heilige im übrigen wohl der ihm als Nothelfer zugeschriebenen Spezialwirkung gegen weibliche Unfruchtbarkeit. Dafür hat er in Kauf nehmen müssen, daß überall sein Name den nordischen Idiomem unaussprechlich schien. Die Franzosen nannten ihn Gilles, die Oberdeutschen Gilgen, die Niederdeutschen Jlien. Als man ihn in Braunschweig auch unter diesem Namen vergessen hatte, wurde eine wahrscheinlich nach ihm genannte kleine Gasse auf dem Gelände seines ehemaligen Klosters in Braunschweig zum „Ottlilienteil“. Die Gasse wurde neuerdings völlig verbaut, und damit verschwand auch dieses Wortgebilde urwüchsig volkstümlicher Sinndeutung, in dem sich seltsame Sprachverwandlungen so neckisch versteckten. In nächster Nähe dieser Stelle glänzt auch erst neuerdings der Name Agidienstraße. Die Bezeichnung Ottlilienteil war wohl nicht konventionell genug, um sie auf diese Agidienstraße zu übertragen.

Auf das Agidienkloster folgte erst nach mehr als 200 Jahren eine neue Klostergründung, die des Nonnenklosters zum hl. Kreuz auf dem Rennelberge vor dem Petritore. Auch an ihr war die Bürgerschaft der Stadt nicht beteiligt, aber doch sehr interessiert. Denn sie bot eine höchst erwünschte Möglichkeit zur Versorgung unverheirateter Bürgerstöchter, die im übrigen weiter auswärts hauptsächlich in den Klöstern der Oker entlang bis Stötterlingenburg ihr Unterkommen suchen mußten. Die Klostergebäude hatten ein ähnliches Schicksal wie die des Zyriakusstiftes. 1545 wurden sie zerstört, um bei der damals seitens des Herzogs drohenden Belagerung der Stadt nicht als Stützpunkt gegen diese verwertet werden zu können. Da 1550 von der Kirche und dem Hauptgebäude (Klausur) noch Ruinen, von den Nebenbauten aber nur ein Schutthaufen vorhanden gewesen sind, so darf man annehmen, daß jene aus Stein, diese aber aus Fachwerk bestanden haben. Das Kloster wurde 1567 bis 1571 an seiner alten Stelle und mit Benutzung des alten Mauerwerkes wieder errichtet, 1605 wurde es nochmals zerstört, jetzt durch das herzogliche Belagerungsheer selbst, um der Stadt rein materiell zu schaden. Denn als Stützpunkt gegen die Stadt war das schwache Gemäuer wegen der fortgeschrittenen Artillerietechnik nun doch wohl auch ihrem grimmigsten Feinde nicht mehr benutzbar. Die alten Mauerreste wurden nach dem Abzuge der Belagerer gänzlich entfernt und dafür im Jahre 1609 ein reiner Fachwerkbau errichtet, der heute noch steht.

Kaum war das Kreuzkloster gegründet worden, als auch der älteste Bettelorden, der der Franziskaner, an die Gründung eines Klosters ging, und zwar noch vor dem Jahre 1232. Die Bettelorden waren auf die seel-

forgerische Pflege der mittelalterlichen Stadtbewöherung eingefetzte Brüder-
schaften. Das rasche Anwachsen der Städte hatte neue soziale und eblische
Konflikte gebracht, denen wider das alte Monchsweisen, noch die Pfar-



Das zum Zeughaus umgebaute Paulinerkloster am Bohlwege im 18. Jahrhundert

geistlichkeit hinreichend zu Hilfe kommen konnten. Es ging ein frischer,
der Kirche gesünder Geist durch die abendländische Christenheit, der in
den Städten am reichlichsten Nahrung fand und rein äußerlich darin sich
kund gab, daß die Stadtverwaltungen überall dem geistlichen Besitz und

dem kirchenpolitischen Einfluß Schranken zu setzen suchten. Die Gemüther aber zog es immer stärker zu einer Verselbständigung ihres Verhältnisses mit Gott, zu einer unmittelbaren gläubigen Hingabe an die Vorsehung. Franz von Assisi hatte für dieses neue Gotteskindschaftsgefühl den reinsten Ausdruck gefunden. Er hatte für sich persönlich bereits die Kirche als Vermittlerin ganz beiseite geschoben. Aber sein Glauben hatte doch keine bewußte, feindliche Wendung gegen die Kirche genommen. Das rettete ihn und rettete auch seine Erlebnisfülle zur Weitergabe an seine Zeitgenossen und die Nachwelt. Statt einen Ketzer aus ihm zu machen, erhob ihn der Papst schon zwei Jahre nach seinem Tode, 1228, zum Heiligen, und aus der Gemeinschaft seiner selbstlosen, nur Gott und ihren Nächsten lebenden Anhänger machte die Kirche einen durch Jahrhunderte hindurch ihr und der Idee des Papsttums ergebenen Orden. Aber dieser Franziskanerorden blieb zugleich auch seinem Gründer treu. Bedürfnislosigkeit und Pflege der seelischen und leiblichen Noth ihrer Mitchristen waren die ersten Pflichten der Franziskanerbrüder. Auch durften ihre Klöster keinen Eigenbesitz haben außer Kirche und Klausur. Sie sollten leben von dem, was sie täglich erbetteln konnten. Diese Anspruchslosigkeit und jenes in kirchlichen Schranken gehaltene Verstandnis für die neuen seelischen Bedürfnisse des späteren Mittelalters waren die Voraussetzungen ihres schnellen Sich-ein-nistens in den Städten. Kirche und Kloster des Franziskanerordens in Braunschweig stehen noch heute, jene auch noch nach ihren ehemaligen Inhabern, den Ordensbrüdern, die Brüderkirche genannt.

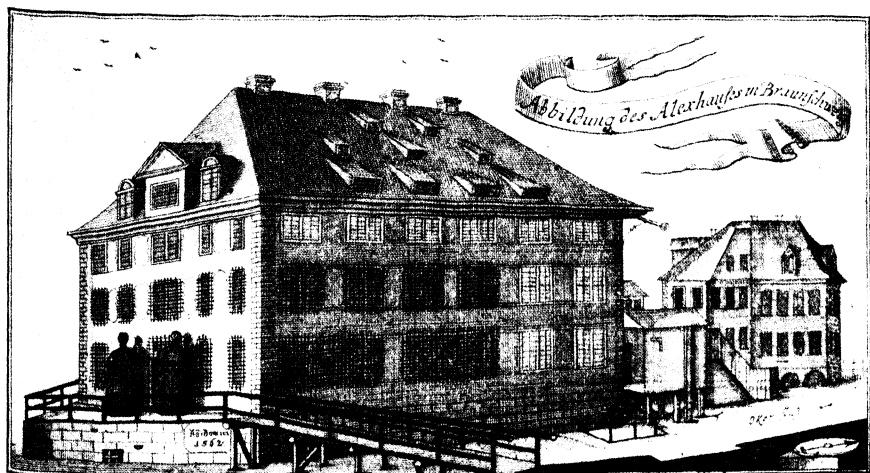
Ähnliche Absichten hatte der ungefähr gleichzeitig vom heiligen Dominikus errichtete Dominikanerorden. Auch dieser war ein Bettelorden und widmete sich dem Seelenheile der neuerungsfüchtigen Städter. Daneben pflegte er aber ganz besonders die kirchlichen Wissenschaften. Die bedeutendsten Gelehrten, Scholastiker und Mystiker des Mittelalters waren Dominikaner: Thomas von Aquino, Albertus Magnus, Meister Eckhardt und andere. Längere Zeit war auch der Dominikanerorden von einem frischen Geiste erfüllt und wirkte segensreich. Später aber wurde er gleich den Franziskanern völlig abhängig vom Papsttum und das wichtigste ausführende Organ seiner Herrschsucht. Die Inquisition gegen alle Ketzerei wurde den Dominikanern anvertraut. In Braunschweig sind sie erst seit dem Jahre 1307 nachweisbar. Ihr Kloster befand sich am Bohlweg auf dem Gelände des Staatsministeriums und der Staatsbank. Kirche und Klausur waren dem Brüderkloster ähnlich gestaltet, umfangreich und hoch, ohne Türme, aber mit dem etwas mageren Einzelschmuck, wie es der Gesinnung dieser Mönche und der Entstehung ihres Klosters aus freiwilligen Sammlungen entsprach. Paulinerkloster hieß es in Braunschweig. In Niedersachsen wurden die Dominikaner mit Vorliebe Pauliner genannt nach ihrem Schutzheiligen, dem Apostel Paulus. Der Abbruch ihres braunschweigischen Klosters wurde im Jahre 1903 nötig, um dem Neubau des großen Regierungsgebäudes Platz zu schaffen. Indessen ist eine geräumige Pfeilerhalle der Klausur, nun allerdings in Einzelzimmer aufgeteilt, noch immer zwischen Ministerium und Staatsbank erhalten und hat hier den auffälligen Rücksprung der Front am Bohlwege veranlaßt. Aber schon früher war das Kloster erheblichen Umgestaltungen unterworfen gewesen. Bald nach der 1528 durchgeführten Reformation der Stadt wurde das Klostergebäude ziemlich überflüssig und diente zu verschiedenen

Speicherzwecken. Nach der Eroberung der Stadt durch die Landesherrschaft kam der Geländekomplex in die Nutzung der Militärverwaltung. 1712 wurde die Kirche zum Zeughaufe eingerichtet und erhielt unter Herzog Ludwig Rudolf, der 1731 bis 1735 regierte, eine eindrucksvolle Barockfassade (Abb. S. 66 nach A. A. Beck), die aus einem Mittelbau bestand, der den alten gotischen Kirchenchor in sich verbarg, und aus zwei Pavillons mit geschweiftem Dache, die mit jenem durch hohe Gitter mit stattlichen, monogrammbekrönten Torpfeilern verbunden waren. Bei dieser Gelegenheit schon verschwand auch ein Teil der Klausur. Doch blieb der Kreuzgang erhalten und über seinem Süd- und Westflügel wurden 1764 Säle für das damalige Kunst- und Naturalienkabinett, das heutige Landesmuseum, erbaut. Aus dem Abbruch von 1903 erstand der Chor der gotischen Klosterkirche wieder auf dem Gelände des ehemaligen Agidienklosters, als ein Zubehör des Vaterländischen Museums, und als Abschluß von dessen Hof wurden auch Gitter und Torpfeiler wieder verwendet. Im Innern dieses Chorneubaus erinnern noch an den Zeughausumbau der Klosterkirche die wuchtige Giebeldekoration der Barockfassade und das üppige, aus Akanthusgerank gebildete Schnitzwerk einer Galerietreppe. Aus dem Mittelalter ist noch dorthin gerettet worden ein großer, dreiteiliger Levitensitz für den Chorgottesdienst und eine Steinfigur des ältesten Märtyrers Stephanus.

Eine gewisse Bedeutung hatte in der Stadt neben jenen Bettelorden der ältere und reich begüterte Orden der Zisterzienser. Ihre soziale Aufgabe hatte im wesentlichen in der Kultivierung von Odland bestanden. So hatten sie im Jahre 1145 das nahe Kiddagshausen gegründet. Auf ihren dazu erworbenen Ländereien erblühte gar bald eine ertragreiche Landwirtschaft, und um deren Erzeugnisse auch in dem benachbarten Braunschweig möglichst rationell zu verwerten, erwarben sie 1268 in der Stadt ein Grundstück, vergrößerten es allmählich, zuletzt noch durch Zukauf des Hofes eines anderen auswärtigen Klosters, Mariental, und errichteten schließlich darauf eine dem Apostel Thomas geweihte Kapelle. Das umfangreiche Besitztum hieß der Graue Hof, nach den grauen Arbeitskutteln der dienenden Klosterbrüder, der Konversen. Nach der Reformation kam der Hof als Zubehör Kiddagshausens in den Besitz der Landesregierung und so entstand auf ihm das alte, nach ihm ebenfalls „der graue Hof“ genannte Residenzschloß der Herzöge. An Kiddagshausen aber erinnert noch die Schwellinschrift eines Fachwerkhäuses aus dem 17. Jahrhundert auf dem Ritterbrunnen Nr. 3, nahe dem Schloßeingang, in der sich der 1688 verstorbene Abt Brandanus Daetrius als Erbauer nennt. Das Haus ist nicht mehr vollständig.

Eine bemerkenswerte Rolle spielten in Braunschweig aber auch die Ritterorden, namentlich Johanniter und Templer. Beider Höfe werden, allerdings ohne Beweis, zurückgeführt auf Schenkungen Heinrichs des Löwen. Beim Johanniterorden wird immerhin die älteste Erwähnung seiner Niederlassung, des Johannishospitals, zur Pflege von armen, alten Frauen, 1224, wenigstens nahe an des Löwen Zeit herangeführt. Noch heute erinnert die kleine Sackgasse des Johannishofs neben den Katterpeln an dieses einst sehr ausgedehnte Hospital. Seine Kirche wurde erst 1784 abgerissen, um dem feinen, klassizistischen Bau Platz zu machen, der heute die Paketpost enthält. Die Pflege Armer und Kranker durch

diesen Ritterorden ist nicht verwunderlich. Es war die nächste Aufgabe aller aus den jugendlichen Idealen der Kreuzzüge hervorgegangenen Ritterorden, im heiligen Lande, dem Ziele der Kreuzzugssehnsucht, die Pilger und Kranken zu pflegen, die Stätten der religiösen Verehrung zu beschirmen. So auch die Templer. Die Matthäuskapelle auf dem Tempelhofe am Bohlwege wird zuerst 1289 erwähnt. Aus ihr wurde 1755 die Geheimratsstube, das heißt das Sitzungszimmer der obersten Landesbehörde (Ministerium) und das herzogliche Geheimarchiv gemacht. Sie war mit dem Grauen-Hof-Schlosse verbunden und ging daher auch mit diesem im Aufruhr von 1830 zugrunde. Der Templerorden nahm bekanntlich ein katastrophales Ende, das auch in Braunschweig spürbar ist. Eifersüchteleien und Unbormäßigkeiten zerrütteten beide Ritterorden schon während der Kreuzzüge, und statt diesen zu dienen, haben sie mit zum Verlusste des heiligen Landes beigetragen, obgleich sie ihre ritterliche Tapferkeit sich bewahrt hatten. Als der Orient den Christen wieder verloren ging, suchte der Templerorden sich doch noch in Cypern zu halten. Aber seine umfangreichsten Güter hatte er in Südfrankreich. Ihrer begehrte der französische König. Der Papst residierte damals auch in Frankreich, in Avignon, und war daher ganz vom Könige abhängig. Dieser erreichte, daß in der Tat der Templerorden 1312 wegen Ketzerie aufgehoben wurde, nachdem schon 1310 54 Ordensritter verbrannt worden waren. Der König und seine Vasallen zogen nun einen erheblichen Teil der ihnen erreichbaren Ordensgüter zu ihrem Vorteile ein; andere kamen an die Johanniter, so auch der Tempelhof in Braunschweig. Indessen behauptete sich hier in seinem Besitze der Herzog Otto bis an seinen Tod, weil er selbst Komtur der Tempelritter gewesen war. Erst 1357 ging daher dieser Tempelhof wirklich an die Johanniter über.



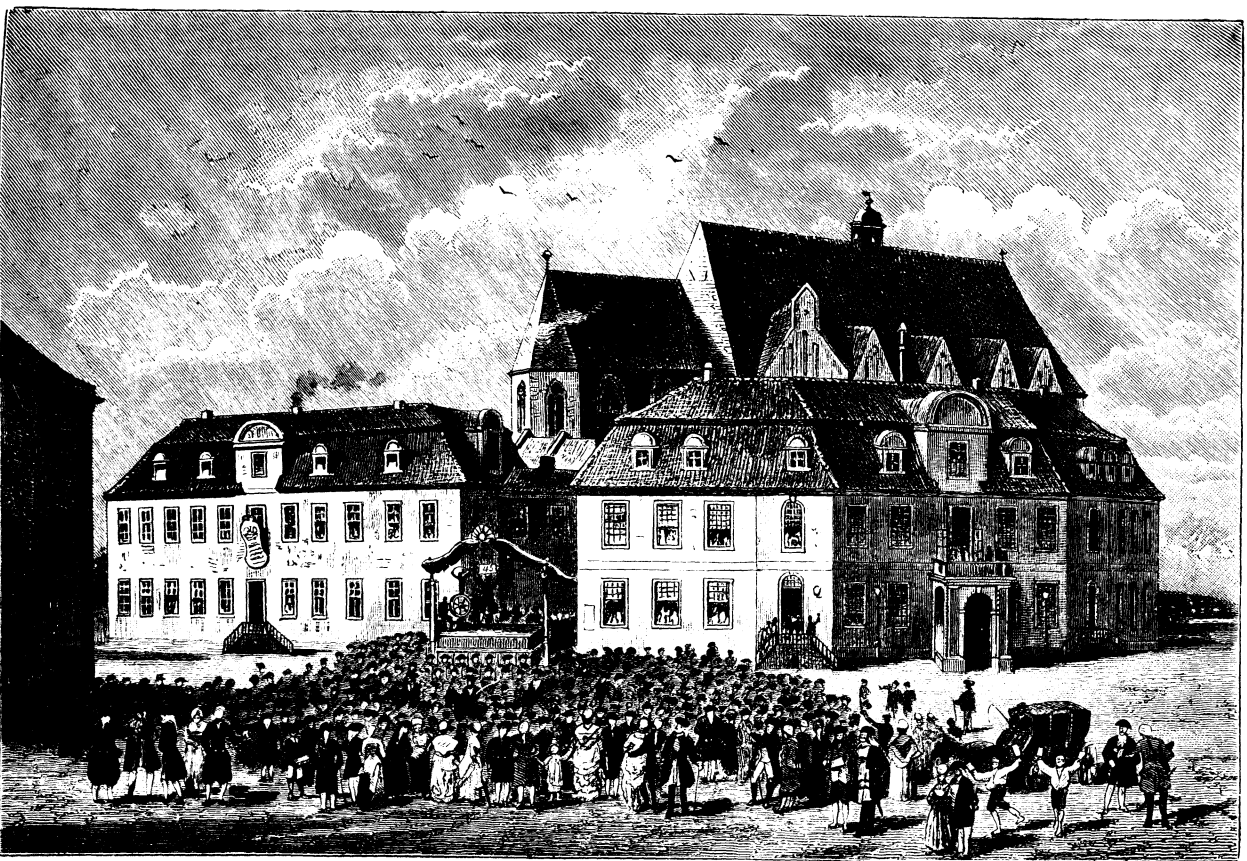
Alerius-Haus am Damm im 18. Jahrhundert

Lange behielt auch der Johanniterorden nicht die unmittelbare Verfügung über den Tempelhof. 1367 verkaufte er ihn an den Kaland zum heiligen Geist, und dieser nannte sich in der Folge nach dem Patron der ehemaligen Tempelkapelle meist Matthäuskaland. Ihm benachbart blieb

noch der Deutsche Orden, der hier am Bohlwege im Jahre 1297 ebenfalls einen Hof erworben hatte. Er war der dritte und für das deutsche Reich wichtigste Ritterorden. Als die Unternehmungskraft des Abendlandes gegen die Ungläubigen in Palästina versiegt war, unternahm er die Christianisierung und Germanisierung Preußens. Die Kalande sind eine für das spätere Mittelalter sehr charakteristische Erscheinung. Sie ergänzten in gewisser Beziehung die durch die Bettelorden für die Kirche übernommenen bürgerlichen Missionsaufgaben. Denn auch sie waren kirchlich autorisierte Vereinigungen, durch die man versuchte, das nach immer selbständigerer Anteilnahme am religiösen Leben drängende Laienpublikum, die weltliche Bürgerschaft, in den Bahnen überlieferter kirchlicher Gewohnheiten zu halten. In der Tat verlief das korporative geistliche Tun der Kalande in starren Äußerlichkeiten, insbesondere dem Messfeiern und Beten für ihre verstorbenen Mitglieder. Daneben her ging ein monatlich wiederkehrendes, derb-weltliches Bruderschaftsgelage, nach dessen Monatstermin, den Kalenden, diese Vereine ihre Namen hatten. Die Kalande befriedigten daher das religiöse Bedürfnis des Einzelnen nicht völlig. Sie halfen bei alledem mit an der Erschütterung der alten kirchlichen Autorität, vielleicht gerade weil auch sie so wenig der einzelnen Seele sich anzunehmen vermochten. Wesentlich der werktätigen Liebe dagegen wendeten sich die aus Frauen bestehenden, von alters her, vielleicht nach dem ersten Begründer einer solchen Gesellschaft, dem Lütticher Priester Lambert Le Begue, das heißt der Stammher, genannten Beginenvereinigungen zu, die zwar einen gemeinschaftlichen Haushalt nach Klosterart führten, aber durch kirchliche Gelübde nach Art der Nonnen nicht gebunden waren. Sie überstanden daher auch die Reformation und leben heute als Altersunterkünfte in den Konventen der Stadt fort. Unter ihnen hat sich der Autor- und Christophkonvent, Wetder 20, eine merkwürdige, malerische Dälenkapelle aus dem Jahre 1701 erhalten. Eine praktisch nur der Pflege der Kranken und Bestattung der Toten auch in der Pestzeit gewidmete Männervereinigung von recht asketischen Grundätzen bildeten die Lollarden, auch Trollbrüder oder nach ihrem Schutzheiligen Aleriusbrüder genannt. In Braunschweig besaßen sie seit dem Pestjahre 1472 ein Grundstück mit Kapelle am Damm, an der Stelle des jetzigen Feuerwehrgebäudes, Ecke der Münzstraße, das Aleriushaus, Abbildung S. 69 nach A. A. Beck. Aus der sozialen Fürsorge seiner einstigen Inhaber entwickelte es sich schließlich zur Irrenanstalt, die aber schon 1865 nach Königslutter verlegt worden ist. Der spätmittelalterlichen Kirche gelang es nicht, der großen Gruppe solcher wirklich selbstloser Nächstenliebe zugewandten, dafür aber auch bedürfnislosen, eigenbrödlischen und grüblerischen, durch Gelübde ebenfalls nicht gebundenen Vereinigungen völlig Herr zu werden. Zu erheblichem Teile wurde in den Kreisen der Trollbrüder und ihrer Genossen die antikirchliche, individualistische Gesinnung groß gezogen, die dann zur Reformation führte. Geht man der Seitenfront des Feuerwehrgebäudes am Damm entlang, so denke man gelegentlich des hier einst aufragenden Aleriushauses und seiner segensreich und selbstlos der Hilfslosen sich annehmenden Gründer.

Von den eigentlichen Pfarrkirchen fehlt heute nur eine, freilich auch die älteste der Altstadt und die vielleicht wichtigste aller, St. Ulrich. Sie stand auf dem Kohlmarke und wurde wegen Baufälligkeit im Jahre 1544 abgerissen. Der Ulrichsgemeinde wies der Rat die von den Mönchen nicht

mehr benutzte Bruderkirche zu, welche sie heute noch nutzt. Die Ulrichskirche ist um das Jahr 1050 geweiht, sie ist also wenig jünger als die überhaupt älteste Pfarrkirche der Stadt, St. Magni. Die besondere



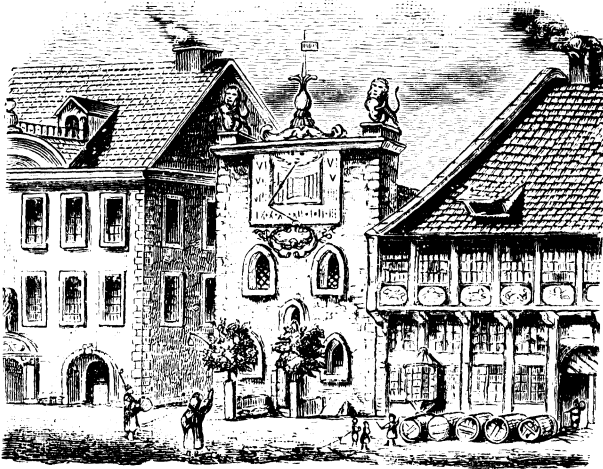
Agidienteller mit Scharren und Lotto 1771

Förderung planvollen Gedeihens der werdenden Stadt durch ihren damaligen Herrn, den brunnonsischen Grafen Rudolf, ist nicht zu verkennen. Es war die Zeit, als überall die Marktansiedlungen unter besonderem Kaufmanns- und Handelschutz gegründet wurden, die Keimstätten unserer

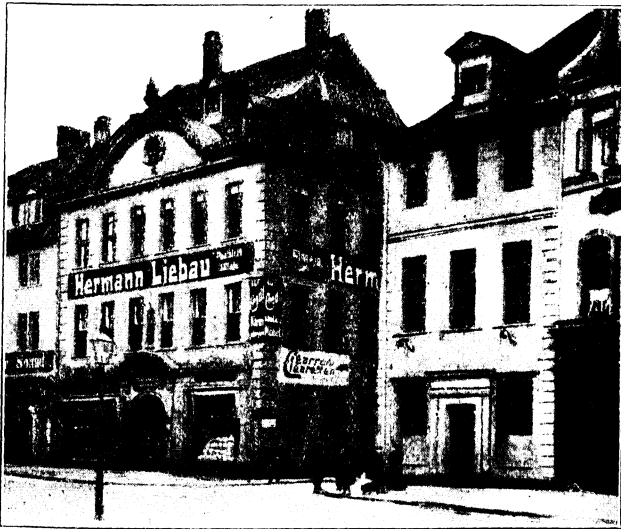
späteren Städte. Es ist daher neuerdings von P. J. Meier nachdrücklich darauf hingewiesen worden, daß unter Graf Rudolf eine solche Marktansiedlung rings um den heutigen Kohlmarkt, den Kirchhof von St. Ulrich, angelegt worden sei, und daß die Ulricikirche selbst die Kirche dieser Marktansiedlung gewesen wäre, ein glücklicher Vorschlag zur Beantwortung wesentlicher Fragen über das Werden Braunschweigs zur mittelalterlichen Großstadt. Westlich nahe der Ulrichskirche, Südecke der Jakobstraße und des Eiermarktes, findet ein kundiges Auge noch jetzt, freilich völlig entstellt und als Warenspeicher benutzt, das Mauerwerk der kleinen Jakobikirche. Umgeht man das Gebäude auf dem benachbarten Wirtschaftshofe, so entdeckt man gegenüber der hochmittelalterlichen Fensterreihe zweier Kemnaten noch ein schlankes, gotisches Chorfenster. Das Kirchlein besaß im Westen einen einzelnen Turm nach Art der Michaeliskirche. Es galt früher gewohnheitsmäßig als das älteste, in die Gründungssage der Stadt verwobene Gotteshaus der Stadt. 861 soll es angelegt worden sein, daher denn auch die Stadt im Jahre 1861 prunkvoll das Fest eines tausendjährigen Daseins gefeiert hat. Das heutige Gebäude selbst zeigt dem Anscheine nach keine über das spätere Mittelalter zurückgehende Spuren. Die problematische Entstehung dieser Kirche spielt eine erhebliche Rolle in den neuen wissenschaftlichen Erörterungen über die Anfänge der Stadt Braunschweig, auf die einzugehen hier der Ort nicht ist. Die frühere Auflage unseres Buches brachte einen eigenen Abschnitt über „Die nächtliche Einweihung der St. Jakobskirche zu Braunschweig im Jahre 1710“. Die lutherische Stadtgeistlichkeit hatte sie veranlaßt, um zu verhindern, daß das von ihr bis dahin vernachlässigte Gebäude von dem katholisch gewordenen Herzoge Anton Ulrich den Katholiken zugewiesen wurde, denen bisher noch kein Gotteshaus wieder in der Stadt zugebilligt worden war. Sie erreichte zwar, daß die Jakobskirche zu ihrer Verfügung geblieben ist, mußte dafür aber erleben, daß alsbald dem katholischen Kultus ein neuer, schmucker Barockbau durch den bedeutenden Architekten Hermann Korb errichtet wurde, der heute noch steht: St. Nikolai in der Altenwik. Dieser Name knüpft an eine damals schon nicht mehr vorhandene kleine Pfarrkirche St. Nikolai, ebenfalls in der Altenwik, an, auf den Grundstücken Damm Nr. 23 und 24, schräg gegenüber dem Bohlwege. Sie war wohl kaum größer als die ihr an Bedeutung ähnliche, heute von den Reformierten benutzte Bartholomäuskirche in der Schützenstraße, oder auch als jene Jakobskirche. Sie lag hinter der Straßenlinie, umgeben von einem eigenen Friedhofe. Auf ihrem Gelände erbaute sich der bekannte herzogliche Leibmedicus Brückmann 1767 ein eigenes Fachwerkhaus und füllte es mit einer seiner Zeit hoch geschätzten Sammlung von Naturalien und Kunstsachen.

Unser Forschen nach verklungenen Kulturerinnerungen des Mittelalters in Braunschweig stieß bis jetzt überwiegend auf kirchliche oder den kirchlichen irgendwie zugewandte Erinnerungsstätten. Und wirklich hat die Kirche einst das geistige Bedürfnis ihrer Zeit allein zu befriedigen vermocht. Selbst die Schaulust der großen Menge suchte sie durch die Aufführung geistlicher Schauspiele in den Kirchengebäuden zu gewinnen. Dafür wurden dann die wenigen rein weltlichen Feste und die Familienbegebenheiten von der Bürgerschaft um so derber und ausgelassener gefeiert. Denn die Natur läßt sich nicht allzusehr zurechtstutzen. Sie strebt immer und überall nach Ausgleich. Kindtaufen und Hochzeiten gaben die

erwünschte Gelegenheit zu Tänzen, Schmäusen und Gelagen. Dazu kamen die Fastnachtsfeiern, welche die Kirche ausdrücklich ungehemmter Weltlust frei gegeben hatte, um nachher um so eindrucksvoller in der Fastenzeit die Gewissen zu schärfen und die reuigen Sünder zu leiten. Die



Alte Münze im Jahre 1714



Front der alten Münze bis 1907

Privathäuser aber eigneten sich zu solchen Festen durchaus nicht. Die Familienunterkunft in ihnen war klein und ärmlich. Alles diente vornehmlich der wirtschaftlichen Nutzung. Da zeigte sich denn zum ersten Mal der bürgerliche Gemeinssinn auch in Bauten nicht nur militärischer Abwehr. Es entstanden die großen Rathausäle, die in der Hauptsache keineswegs politischen oder beruflichen Versammlungen, sondern dem Feiern von pri-

vaten oder korporativen Festen der ratsfähigen Familien dienen sollten. Es gehörte daher zu einem ordentlichen Rathhaus auch ein in der Regel für die tägliche Nutzung im Keller untergebrachtes Schanklokal. Die Rathhausäle der Altstadt und der Neustadt haben sich erhalten. Die Rathhäuser der drei übrigen Weichbilder sind verschwunden. Die der Alten-
 witz und des Sack's waren größeren Theils aus Fachwerk. Das letztere hatte auch nur bescheidenen Umfang, scheint aber trotzdem einen Festsaal befehlen zu haben. Es wurde, als in der Hauptsache überflüssig — die Weichbilder bedurften keiner Sonderrathhäuser mehr —, im Jahre 1739 abgebrochen. Größer war das Rathhaus der Altenwitz. Von ihm gibt unser Holzschnitt S. 39 ein Bild nach einer Zeichnung A. A. Beck's, das kurz vor seinem 1752 erfolgten Abbruch gemacht sein wird. Mit ihm verbunden waren die Schlachterläden, die Scharren, und auch der Gewandverkauf des Weichbildes. Trotzdem dürfen wir auch hier im Oberstock noch Festräume vermuten. Nach dem Abbruch des Altemwitrathhauses wurde an seiner Stelle ein reines Fachwerkgebäude durch den tüchtigen Barockarchitekten Georg Christoph Sturm errichtet, der sogenannte Agidienkeller, Abbildung S. 71 nach A. A. Beck, der noch steht, allerdings längst als Bankhaus seiner ursprünglichen Bestimmung als Gaststätte und Apotheke entzogen und erheblich umgebaut. Es ist wahrscheinlich, daß für die Frontflächen vom Baumeister eine Bemalung mit architektonischer Scheingliederung vorgesehen worden war. Für die Fleischscharren war das ebenfalls von Sturm seitwärts an der Auguststraße errichtete große Fachwerkhaus bestimmt gewesen, das im Jahre 1787 dem bekannten Schulreformator Joachim Heinrich Campe zu seinen Buchhandelsunternehmungen eingeräumt wurde. Von diesen Bauten aus wurde auch das Lottoglücksspiel geleitet, das dazwischen und davor von 1771 bis 1787 an bestimmten Tagen öffentlich veranstaltet wurde. Es war eingerichtet worden, um mit Ausnutzung der Gewinnssucht der Menge die Finanznot des Staates zu mildern. Im Obergeschoß des Flügels zu äußerst rechts unserer Abbildung liegt das Eckzimmer, das Lessing für seine häufigen Besuche Braunschweigs



Rückgebäude der alten Münze bis 1907

von Wolfenbüttel her zur Verfügung gestanden hat, und in dem er am 15. Februar 1781 auch gestorben ist.

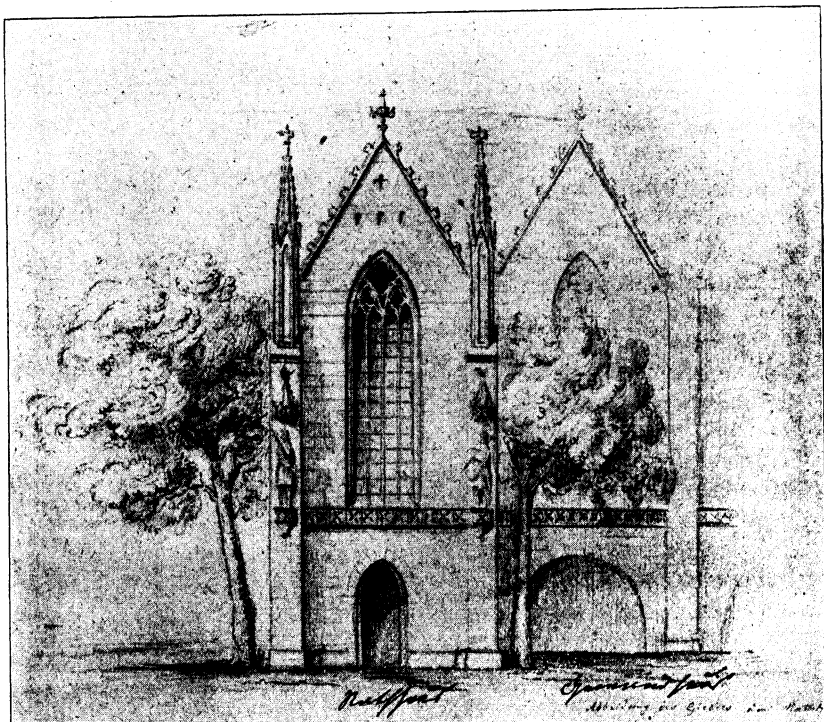
Wie mit dem Rathause der Altenwik und noch dem es ablösenden Agidienkeller, waren auch mit den Rathhäusern der anderen Weichbilder rein wirtschaftliche Zwecke verbunden. Solch vielseitige Nutzung der Rathhäuser finden wir in allen Städten wieder. Der Rat beanspruchte für seine Verwaltungsaufgaben überall nur einen bescheidenen Platz. Wichtigste, die Gesamtheit der Stadt angehende Angelegenheiten wurden überhaupt oft gar nicht auf einem der braunschweigischen Rathhäuser verhandelt sondern auf der Münze, wo das Silber für die städtischen Pfennige „gekocht“ wurde. Der Gesamtrat hieß danach geradezu Küchenrat. Unsere Abbildung S. 75, nach einem Stiche J. G. Beck's aus dessen Taschenkalendar vom Jahre 1714, gibt die Front des Gebäudes Ecke Rohlmart-Schützenstraße,



Heutige Bebauung des Grundstücks der alten Münze

in dem die Münze sicher von 1368 bis 1671 sich befunden hat, die folgende Abbildung dasselbe Haus in seinem wohl 1724 durch Alexander David gewonnenen Äußeren und das Bild S. 74 den letzten Zustand des großen Rückgebäudes. 1907 wurde das Vorderhaus gänzlich und besonders scheußlich erneuert, wie Abbildung S. 75 lehrt. Man sieht da an einem typischen Beispiel den Wandel des Stadtimern. Die Gebäude wurden vom Staat als dem Rechtsnachfolger der eroberten Stadt im Jahre 1719 dem jüdischen Kammeragenten Alexander David zur Nutzung überlassen, der darin eine herzogliche Tabakfabrik einrichtete. 1723 brannte das Gebäude aus. Die Sonnenuhr der Front, 1659 vom Kunstschler Hans Hertel aus Augsburg geliefert, wurde darauf an den Dom versetzt, wo sie sich noch befindet. Das Grundstück aber ging völlig in das Eigentum Alexander Davids über. Er richtete darin 1757 eine Synagoge ein. Der alte Gebäudekomplex des an der Schützenstraße sich hinziehenden Grundstückes wurde 1907 ganz abgebrochen. Das vortreffliche Getäfel der Frührenaissance, das vermutlich

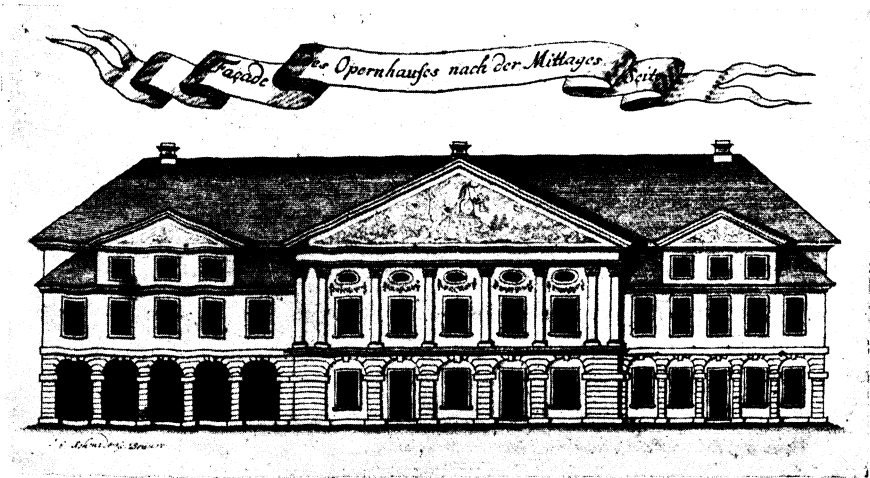
das Sitzungslokal des „Rüchenrates“ geschmückt hat, ist im neuen Rathause am Ruhfäutchenplatz wieder verwendet, Ausstattungsteile des Synagogentraumes besitzt das städtische Museum.



Hagentrathaus in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts

Vom dritten der verschwundenen Rathäuser, das auf dem Hagenmarkte gestanden hat, haben wir die geringste Anschauung. Erhalten hat sich nur eine Zeichnung aus der Zeit gegen 1745, auf welche unsere Abbildung S. 76 zurückgeht, wieder nach jenem heimischen Kupferstecher Anton August Beck, die aber nur den damals noch vorhandenen Rest einer gotischen Anlage wiedergibt, der mit seinem Laubengange im Erdgeschoß an das Altstadt-rathaus erinnert. Noch genauer war diese Übereinstimmung freilich einst zwischen den Rathhäusern der Altstadt und der Neustadt. Gewiß hat hinter den hohen, spitzbogigen Obergeschoßfenstern des Hagentrathauses ein Festsaal gelegen. Unmittelbar daran stieß das Gewandhaus des Hagens, die Verkaufsstelle der Tuchmacher. Nach der Eroberung der Stadt 1671 und Beseitigung der gesonderten Weichbildverwaltungen benutzte der Landes-herr diese Gebäudegruppe auf dem heutigen Hagenmarkte zur Errichtung eines großen Opernhauses, wie es einem nach äußerer Wirkung strebenden Hofe damals geziemte. Abbildung S. 77 stellt es dar nach einem Stiche A. A. Beck's vom Jahre 1747. Sollte doch mit dem majestätischen Pomp der Barockzeit für ihre Herrscher zugleich die staatliche Macht zum Ausdruck gebracht werden, die sie repräsentierten. In den Jahrzehnten um 1700 vertrat der Herzog Anton Ulrich diese Gesinnung hervorragend bewußt und konsequent. Da er zudem ein allseitig ästhetisch interessierter Herr von

selbständigem Urteil war, so schuf er sich einen barocken Ausdrucksapparat für seine persönlichen kulturellen Überzeugungen und politischen Ansprüche, der weit über das hinausging, was an tatsächlichen Machtmitteln dem Herzog zur Verfügung stand. Aber gerade diese auch schließlich ökonomische Übersteigerung der Wirklichkeit lag im Wesen der ganzen Zeit, war typisch barock. Daß bei solcher Lebensanschauung das Theater, und zwar in der besonderen Form der dekorativen großen Oper und des szenisch gegliederten Balletts eine ausschlaggebende Rolle spielte, ist nicht zu verwundern. Der Herzog hatte daher sowohl in Wolfenbüttel wie in Salzdahlum bereits Opernhäuser errichtet. Das Lustschloß Salzdahlum hatte selbst, entsprechend der Bestimmung aller ähnlichen Anlagen in Deutschland, den Charakter einer Festdekoration, eines dauernden Hintergrundes für jene großen, zereemoniösen Hoffeste, in denen der Glanz irdischer Majestät zur unmittelbaren Anschauung gebracht werden sollte. Und diese Ausdrucksweise gipfelte ihrerseits in der Oper. Darum durfte ein Opernhaus bei keinem großen Lustschloß fehlen; in der Oper bekam dieses seinen konzentriertesten, bereits merkbar symbolischen Sinn. Die große Oper der Barockzeit spiegelte die höchsten Vorstellungen wieder, denen der Fürst als Repräsentant des Staates im Einklang mit seinen Zeitgenossen nachzustreben hatte. Es werden daher Szenen aus der stark heroisierten Geschichte oder der Mythologie bevorzugt; daneben, als steigernder Gegensatz, auch Schäferspiele einer unwirklichen Friedenswelt. Da konnte das idealisierte Herrschertum schier schrankenlos dargestellt werden und die ganze Fülle siegender Tugend, strahlender Gnade vorführen.



Opernhaus im Jahre 1747

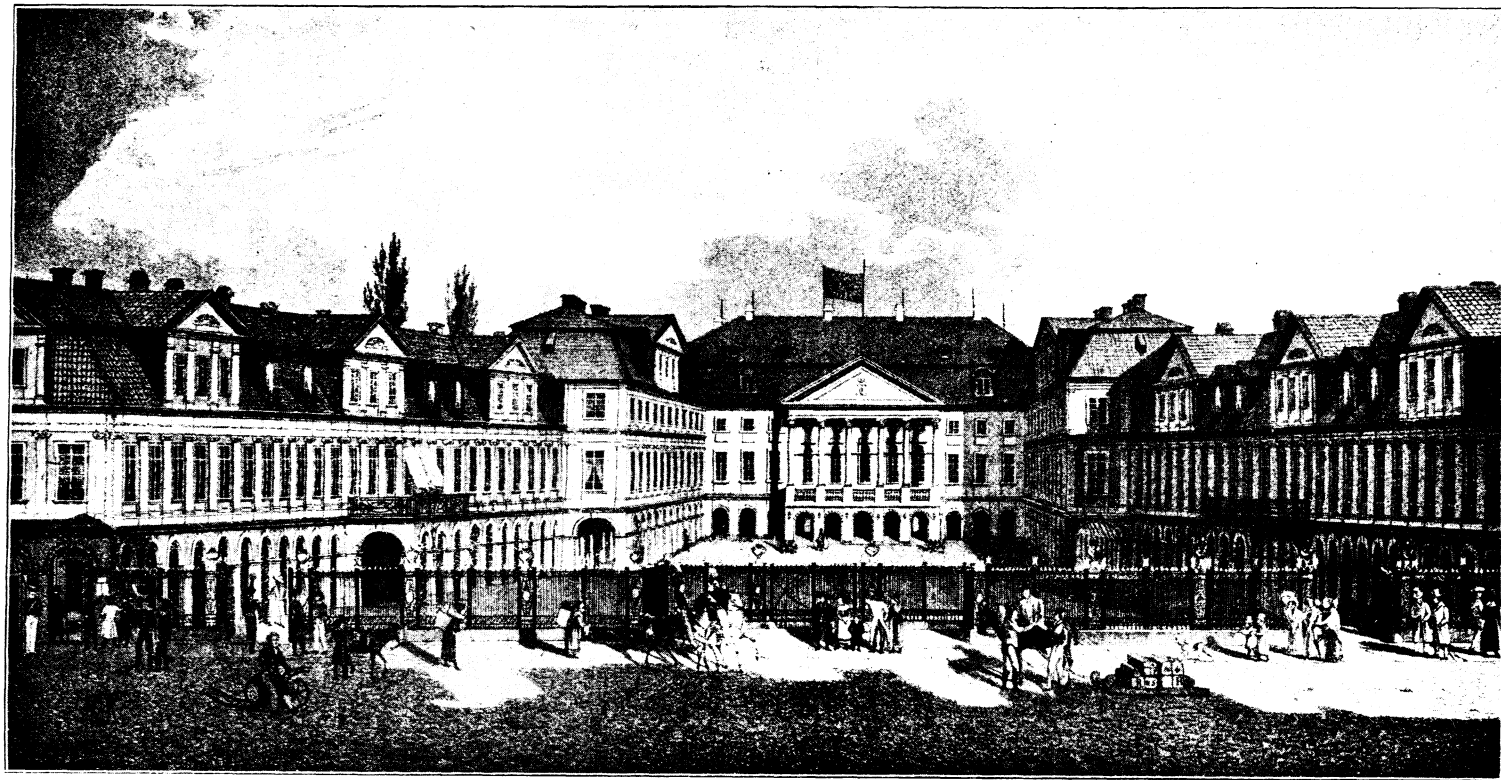
Nicht immer freilich vermochten die verfügbaren Mittel und Kräfte solche höchstgesteigerten Ansprüche zu befriedigen. Auch das Opernhaus in Braunschweig war schließlich nur ein Kompromiß. Vielleicht spielte bei seiner Errichtung die politisch-werbende Absicht für den Herzog Anton Ulrich eine überwiegende Rolle. Als der Bau begann, 1690, hatte die seit zehn Jahren eingeführte große braunschweigische Messe ihre wirtschaftliche Bedeutung erwiesen. Man konnte mit Sicherheit in den jährlich zweimal für

mehrere Wochen wiederkehrenden Messzeiten auf einen erheblichen Zufluß nicht nur kaufkräftiger, sondern auch schaulustiger Fremden rechnen. Es waren günstige Gelegenheiten, die politischen Ansprüche des braunschweigischen Staates, der durch die noch nicht lange gelungene Eroberung der beträchtlichen Handelsstadt Braunschweig in seinem Selbstbewußtsein erheblich gestärkt worden war, jedermann sichtbar zu machen, insbesondere über die nur allzunaheliegende Grenze hinaus nach Celle und Hannover, mit deren Höfen Anton Ulrich lange erfolgreich hinsichtlich des äußeren Machtseines konkurriert, ja Celle gegenüber sich dazu mit Erwerbungs Hoffnungen getragen hatte. Aber auch ohne diese lag ihm daran, den herzoglichen Vetter in Celle möglichst an sich zu fesseln als Gegengewicht gegen den in Hannover eifrig betriebenen Gewinn der neunten Kur, eine Rang-erhöhung, die der ehrgeizige Anton Ulrich seinem dortigen Vetter durchaus nicht gönnte. Eigene erhebliche Geldmittel für ein drittes Opernhaus, zumal es für das besondere Publikum doch auch besonders umfangreich werden mußte, hatte der verschwenderische Herzog freilich nicht zur Verfügung. Aber es gelang, eine Gruppe von Interessenten zu gewinnen, welche erhebliche Mittel vorschossen. Sehr stark beteiligt war auch der einflußreiche cellische Droßt Stechinelli, der Günstling des dortigen Herzogs. Auffällig ist, daß just im Jahre der Errichtung des Opernhauses, 1690, dieser Stechinelli auch sein großes, noch vorhandenes Haus Ede Altstadtmarkt—Breitestraße errichtet hat, eben in Braunschweig, wo er im Grunde doch fremd war. Es hat den Anschein, als sei es Anton Ulrich gelungen, diesen geschickten, in Celle naturalisierten und bald auch ge-adelten Venetianer für sich ganz besonders zu interessieren. So war denn auch der Celler Hof an dem Zustandekommen des Opernunternehmens durch Übernahme von 12 Logen für zusammen 300 Taler beteiligt; freilich, auch der hannoversche Hof ließ sich nicht lumpen und tat dasselbe; vielleicht nur aus Gründen höfischen Anstandes; denn einen Stechinelli hatte er für Anton Ulrich nicht zur Verfügung. Das Opernhaus galt als eines der geräumigsten Deutschlands. Generationenlang war es auch vortrefflich geleitet. Die berühmten Komponistendirektoren Haffke und Graun wirkten hier zeitweilig. Bedeutende Opern, erfüllt mit kostspieligem Schaugepränge und imposanten Haupt- und Staatsaktionen, wurden eigens für diese Bühne geschrieben. Sogar Seeschlachten auf wirklichem Wasser wurden hier vorgestellt. Aber auch zu Fastnachtsbällen diente das große Haus. Dann wurde das schräg ansteigende Parterre durch ein Hebewerk mit der Bühne auf gleiche Höhe gebracht. Sie und der von vier Galerien umgebene Zuschauerraum bildeten dadurch einen mächtigen Saal. Solche Unternehmungen geschahen stets unter möglichst zahlreicher Beteiligung des einheimischen Hofes und auswärtiger Fürstlichkeiten. Jener kam regelmäßig zu den Wintermessen herüber. Im Laufe der Jahrzehnte wurde das Theater noch erweitert und ein Redoutensaal für besondere festliche Versammlungen angebaut. So erreichte das Theater nach der dauernden Übersiedelung des Hofes und der Zentralregierung des Herzogtums 1753 in die Stadt Braunschweig den Gipfel seines äußerlichen Glanzes. Der Höhepunkt seiner würdevollen und auch sinndurchtränkten Barockleistungen war bereits überschritten. Magere Jahrzehnte kamen. Nun erst eroberte das Schauspiel sich den von ihm immer dringender beanspruchten Anteil auch an dieser Bühne. Bis dahin hatte es vorlieb nehmen müssen mit der ursprünglich für

Pantomimen bestimmten, Mitte des 18. Jahrhunderts ebenfalls für den Hof errichteten, 1798 durch das noch bestehende große Geschäftshaus der Firma Vieweg, Vor der Burg, verdrängten kleinen Bühne oder mit einem ebenfalls nicht erhaltenen Privattheatersaal an der Breitenstraße, zuweilen auch mit dem passend gemachten Redoutensaal des Opernhauses selbst. Wir können die Theatergeschichte Braunschweigs hier nicht verfolgen. Genug, nach einer segensreichen Wirksamkeit August Klingemanns als Theaterleiter von 1818 bis 1831 erhielt die Bühne des Opernhauses auf dem Hagenmarkte unter staatlichem Schutz, als Hoftheater, den normalen Charakter eines reinen Kunstinstituts von hoher Qualität, das Oper und Schauspiel dauernd in gleichem Grade gepflegt hat. Im Jahre 1864 wurde dieses schicksal- und ruhmreiche Theatergebäude völlig abgerissen. Mit ihm wurden auch die darin erhaltenen Reste des Rathhauses und des Gewandhauses vernichtet. Eine der Hagenapothek vorliegende Straße verschwand gleichzeitig. Es wurde der große, dem Kirchenfreilegungsdrange jener Zeit entsprechende Hagenmarkt geschaffen, wie er heute noch besteht.

Diese Entwicklung des Bühnen- und Musikwesens der Stadt Braunschweig — denn auch die Konzertpflege ging von der Theaterkapelle aus — ist ohne die innigste Verbindung mit dem Hofe nicht möglich gewesen und fing daher auch erst von da an sich mit dem städtischen Leben inniger zu verwurzeln, wo Hof und Zentralregierung dauernd in Braunschweig blieben. Diese Übersiedelung von Wolfenbüttel her war doch aber nicht ohne Vorstufen gewesen. Auf immer längere Zwischenaufenthalte in Braunschweig richteten sich die regierenden Herzöge und ihre Familienglieder ein, und schon frühzeitig bemerkt man auch die Neigung der leitenden Minister, sich in Braunschweig anzusiedeln, dieses wohl zugleich, um sich vom Wolfenbütteler Hofe möglichst frei zu machen. Voneinander unabhängige herzogliche Hofhaltungen gab es im Laufe des 18. Jahrhunderts auf der Burg, dem sogenannten großen Mosthofe, auf einem Anhängsel derselben, dem kleinen Mosthofe, und dann in dessen weiterer Nachbarschaft im Domprobsteigebäude (dem Beverschen Schlosse), auf dem Langenhofe, und dazwischen weitläufige Marstallbauten mit einer gedeckten Reitbahn und einem auf dem Gelände der heutigen Dankwardstraße bis zum Bohlweg vorstoßenden Kavalleriebau. Als zukunftsreichste Stätte eines selbständigen Hoflagers erwies sich schließlich die fünfte, auf der das zuletzt einzige Residenzschloß der Stadt heute noch steht: der Graue Hof.

Den Grauen Hof am Bohlweg lernten wir zuerst kennen als Besitz der Zisterziensermönche von Riddagshausen. Schon 1587 wurden hier vom Herzog Julius größere Bauten unternommen, und sein Enkel, der schwache Friedrich Ulrich, starb hier, vertrieben aus Wolfenbüttel und kinderlos, im Jahre 1634. Der Graue Hof bot offenbar einer entwickelten Hofhaltung bereits bessere Gelegenheit als die Burg; schon allein darum, weil sein Gebiet durch Angliederung der benachbarten großen geistlichen, wohl nicht eben dicht bebauten Höfe ausdehnungsfähiger gewesen war. Die Umgestaltung zu einem im Barocksinne eindrucksvollen, umfangreichen Herrscheritz führt aber erst der Herzog August Wilhelm durch. Wir sind in der Lage, darüber einiges Neue unmittelbar aus den Bauakten erzählen zu können. 1716 wird das stadtbraunschweigische „Aerarium“ angewiesen, bis auf weiteres 100 Taler monatlich für „des Grauen Hofes



Der Graue Hof, das ältere Residenzschloß, vor dem Brande 1830

Unvermeidliche reparaciones“ zu zählen. 1717 wird Eichenbauholz bezogen aus dem „Campstiege“ (1718 auch „Campstüd“ und „Campstü“ genannt), dem heute noch durch seinen schönen Baumbestand ausgezeichneten Walde bei Lehre. 1719 wird Baumaterial „zum Flügel auff der andern Seite . . . in 3 Etagen bestehend“ angefordert. 1720 liegt ein eigenhändiges Memorial Hermann Korbs aus Wolfenbüttel vor über die Fortführung des Baues. Es werden des verstorbenen Herzogs Anton Ulrich Gemächer erwähnt, „und die Faciate so eine Linie von 120 Fuß lang mit Bogens und übrigen Architectur wie an Hochfürstl. Schlosse (NB. jedenfalls in Wolfenbüttel) befindlich gebauet werden soll, So wolte an Eichen Bau Holz erfordert werden, als . . .“ Aus den nächsten Baujahren erzählt man nichts Näheres weiter, und 1724 bis 1735 scheinen die Alten überhaupt zu fehlen. Inzwischen aber war der Bau in der Hauptsache fertig geworden, und zwar, wie schon aus der angeführten Altennotiz geschlossen werden darf, durch Hermann Korb, den bekannten braunschweigischen Barockbaumeister und Architekten der Herzöge von 1688 bis 1734. Aus jener Notiz geht auch hervor, und das bestätigen die alten Schloßansichten (Abb. S. 80), daß die Gliederung des Äußeren sich nach der des Wolfenbüttler Schlosses gerichtet hat, wie ja auch die Fassaden beider Schlösser im wesentlichen vom gleichen Material waren: meist Holz. Es scheint aber, als habe Herzog August Wilhelm nur nach einem bereits vorhandenen Plane erweitert, was sein Vater Anton Ulrich schon begonnen hatte. Denn der Bau mit den Gemächern Anton Ulrichs wird übernommen, er wird also auch schon die dann weiter geführte äußere Gliederung besessen haben. Jedoch war nicht das ganze ungemein ausgedehnte Gebäude aus Fachwerk, sondern seine beiden, gegen den Bohlweg weit auseinanderschlagenden Flügel von je etwa 120 Metern Länge waren in der Tiefe durch einen massiven Mittelbau verbunden, das Corps de Logis. Dieser alte Mittelbau ist aber nicht fertig geworden. 1730 hatte er ein Notdach erhalten. Es wurde niemals völlig im alten Sinne ausgebaut. Vielmehr entschloß sich Herzog Karl Wilhelm Ferdinand 1788 zu einem vollständigen Umbau und Neugestaltung des Innern durch den Hofbaumeister Langwagen, ganz in den strengen, klassizistischen Formen jener Zeit. Spätestens 1791 war das Unternehmen beendet (Abbildung S. 80). Sein Hauptraum war ein großer Marmorsaal, jedenfalls aus Stuckmarmor. Zu den Verfertigern der Innenausstattung der Jahre 1718 bis 1721 gehörten der Stuckator Carlo Rossi, der Bildhauer Anton Tietz (dieser zweimal mit nur 11 und 14 Talern), die Tischler Johann Jenner (dieser zweimal mit nur 11 und 14 Talern), die Tischler Johann Ulrich Statz und Esaias Scheller (dieser wiederholt auch Kunsttischler genannt), die Maler Hans Aschen und Andreas Pichart. Wir geben hier ausnahmsweise solche Namen an, weil sie von anderen Schloßbauten her bereits bekannt sind, und es wichtig ist, sie nun auch am Bau des größten der landesherrlichen Schlösser wieder zu finden.

Seine Glanzzeit erlebte dieses Graue-Hof-Schloß unter Herzog Karl I., der von 1735 bis 1780 regierte, und dessen Gattin Philippine Charlotte, der klugen Schwester Friedrichs des Großen, die sich als Witwe in einen großen Fachwerkbau am Langenhof zurückgezogen und dort noch 20 Jahre residiert hat. Später besaß diesen ihren Witwensitz ein Herr von Strombeck, und in seiner Familie erzählt man sich, daß der Mohr der Herzogin in diesem ihrem Palast an einer bestimmten Stelle gelegentlich

gespukt habe. Diese Herzogin blieb begreiflicherweise infolge ihrer Herkunft, ihres lebhaften Temperaments und ihrer Interessen — war sie doch auch die Mutter Anna Amaliens von Weimar — im Andenken der Nachwelt von einem gewissen Nimbus umschwebt. Romantische Züge hat er angenommen in bezug auf eine geheimnisvolle große Urne unbekannten Inhalts, die auf ihr Geheiß hinter ihrem Sarge im Dom aufgestellt worden ist und sich noch dort befindet. Sie trägt auf französisch die Inschrift: Gottes Gnade begleite mich in die Ewigkeit. Ein altes Gerücht nun will wissen, in dieser Urne befinde sich der Kopf Kattes, jenes Mitschuldigen von Friedrich dem Großen, der dessen jugendlichen Widerstand gegen die Strenge seines königlichen Vaters mit dem Tode auf dem Schafott im Jahre 1730 büßen mußte. — Unter Karl Wilhelm Ferdinand wurde das Leben auf dem Grauen Hofe ernster und bedachtsamer. Der Ideeneinbruch der Aufklärungszeit flutete auch durch diese abgemessene Pracht. Und dann kam der völlige Zusammenbruch der naiven höfischen Genußfreude des 18. Jahrhunderts. Der Graue Hof wurde die zweite Residenz des Königs von Westfalen, des südländisch-lebenslustigen Bruders des großen Korsen Napoleon. Die Stadt Braunschweig hatte das nun plötzlich gänzlich altmodisch gewordene Stadtschloß zu modernisieren und durfte sich dafür an den Abbruchkosten des berühmten, unbrauchbar gewordenen Lustschlosses von Salzdlum schadlos halten. Auch Berliner Künstler wurden bei der Neuausstattung beschäftigt. Gottfried Schadow verzierte den Hauptsaal mit Bildhauerarbeiten. In diesem Zustande blieb das Schloß unter den kurzen Regierungen Friedrich Wilhelms und seines Sohnes Karls II. An des letzteren jugendlicher Haltlosigkeit ging es zugrunde. Als er vor dem Aufruhr am Abend des 7. September 1830 aus der Stadt entwich, entzündete dem voreiligen Flüchtling der Pöbel eine schauerliche nächtliche Abschiedsfackel an diesem stolzeſten Schloß der braunschweigischen Herzöge, seiner Ahnen.

Seit dem Wiedereinzuge des Landesherren 1671 in seine größte und wichtigste Stadt hatte sich nun aufs neue auch deren militärisches Aussehen wesentlich belebt und modernisiert, insbesondere hinsichtlich der Befestigung, von der wir am Schluß noch ein paar Worte sagen werden. Denn die selbständige Stadtregierung war im Laufe ihrer im 17. Jahrhundert hoffnungslos gewordenen Geldnot nicht in der Lage gewesen, die Stadt sach- und zeitgemäß in hinreichendem Verteidigungszustand zu halten. Kasernen hatte das Mittelalter nicht gekannt. Die Stadt wurde von ihren Bürgern persönlich verteidigt. Auch seine Waffen, zum Angriff sowohl, Armbrust, Speiß und Schwert, später auch das Feuerrohr, wie zur Abwehr, Schild und Panzer, hatte jeder sich selbst zu halten. Es durfte keiner Bürger werden, der einen Waffenbesitz nicht nachweisen konnte. Wohl aber besaß die Stadt schon frühzeitig eine Anzahl von Geschützen und dafür ein sogenanntes Blidenhaus, aber auch in Kirchturmgeschossen, Rathhäusern, Tortürmen und anderen öffentlichen Bauten waren die Geschütze und ihre Munition untergebracht, ein Teil des Pulvers sogar im Altstadtrathaus. Bliden waren Schleudermaschinen, welche Steine auf die Belagerer zu werfen hatten. Sie scheinen das bevorzugte Abwehrgeschütz der Städte gewesen zu sein, aber es ist anzunehmen, daß das braunschweigische Blidenhaus außer den Bliden von jeher auch andere Geschütze enthalten haben wird. Dieses besondere Blidenhaus lag

an der Stelle des heutigen Landtagsgebäudes; aber schon gleich im Keller des benachbarten Altstädter Gewandhauses wurden ebenfalls Geschütze aufbewahrt. War doch die Kriegausrüstung Braunschweigs lange Zeit von vorbildlichem Wert gewesen. Nach der Reformation wurde auch das Brüdernkloster zu einem Zeughaufe eingerichtet, das daraufhin ein entsprechend verziertes, noch vorhandenes Renaissancetor im Jahre 1604 erhielt. Noch heute gehört das Kloster größtenteils dem Militäriskus. Berufsoldaten besaß die Stadt nur eine beschränkte Anzahl als Geleitsleute, Besatzung eigener auswärtiger Burgen und für die fortwährenden Gehden. Sie waren meist beritten, und für die Pferde, Wagen und sonstiges Zubehör hatte die Stadt ein eigenes Grundstück, den heutigen Pacht Hof zwischen dem Saß und Neustadtrathaus. Die benachbarte Straße Marstall hat danach ihren Namen erhalten. Zur ausdauernden Verteidigung der Stadt gehörten aber auch große, ständig auf dem laufenden zu haltende Provianzvorräte. Die Stadt stapelte sie auf in eigenen Magazinen. Das heute wenigstens in seinem äußeren Umfange noch erhaltene Gewandhaus der Altstadt hatte seit seinem Umbau 1591 vornehmlich als Kornspeicher zu dienen. Zum Mahlen dieses Kornes gab es städtische Mühlen. Das Mühlenrecht stand ursprünglich eben wegen seiner wirtschaftlichen wie militärischen Wichtigkeit dem Landesherrn zu. Die Stadt war in der glücklichen Lage, auch innerhalb ihres Mauerringes deren eine hinreichende Anzahl, 9, zu besitzen, darunter eine Pulvermühle. Aber nur eine derselben, und auch diese nur in moderner Form, hat sich bis heute erhalten, die Neustadtmühle. Von besonderer Bedeutung war die Dammühle an der Stelle des mittleren Teils der heutigen Münzstraße, die eben nach ihr insofern ihren Namen hat, als diese Mühle 1771 in eine landesherrliche Münze umgewandelt worden war.

Neben den verschwundenen Machtsymbolen der Landesherrschaft, der Kirche und des Bürgertums sind die verloren gegangenen Ausdruckswerte des ehemaligen Privatlebens naturgemäß weniger eindrucksvoll gewesen, und namentlich auch von jeher weniger der Bewahrung in Schrift und Bild für wert gehalten worden. Es scheinen die nachweisbaren Verluste an kunstvoll verzierten Fachwerkhäusern nicht sehr groß zu sein. Man darf annehmen, daß die meisten der seit alters wenigstens nachweisbaren kostbaren Wohnhäuser noch jetzt vorhanden sind. Das wertvollste Abbruchsmaterial des 19. Jahrhunderts von geschnitztem Balkenwerk ist im Städtischen Museum aufbewahrt. Dagegen verliert unvermeidlicherweise die Gesamterscheinung ganzer Straßenzüge mehr und mehr ihren einheitlich-altertümlichen Charakter. So haben wir gelegentlich des Gewandhausumbaus zu Zwecken der Handelskammer im Jahre 1907 den Verlust der nördlichen Häuserreihe der Garlückenstraße zu beklagen gehabt. Abbildung S. 84 und 85 vergegenwärtigt diese merkwürdige Gebäudegruppe, die einst in wirtschaftlicher Beziehung gestanden hatte zu dem sie mächtig überragenden Gewandhause als Schlachterläden, Scharren, die zugleich als Garlückenstuben den Besuchern des benachbarten Marktes und des Gewandhauses gedient haben. Noch geringer als beim reicheren Fachwerkbau wird der Abgang an erhaltenswerten privaten Steinbauten gewesen sein, da solche erst seit dem späten 16. Jahrhundert wiederholt bevorzugt werden. Eine Ausnahme bilden die in ihrem Äußern freilich unansehnlichen Remnaten, zweigeschossige Steinbauten auf den im übrigen von jeher mit Fachwerkbauten

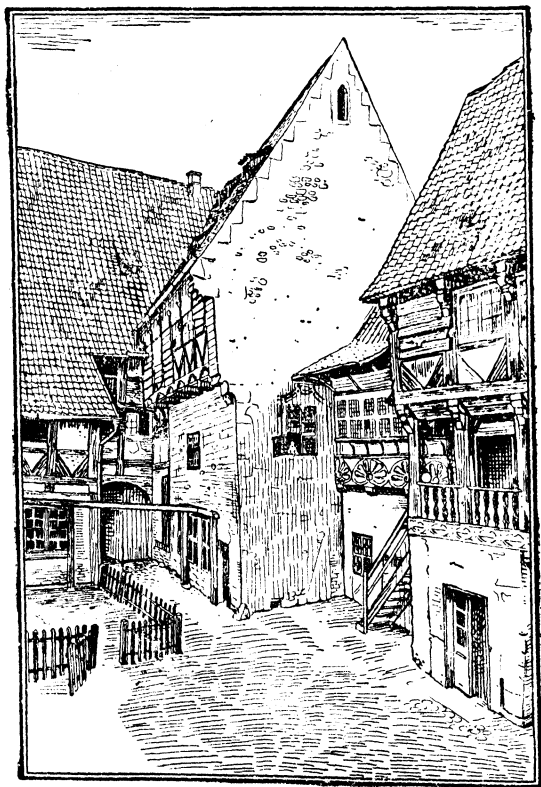


Henri Schachel
16.

Garküche mit Straßenverkehr während

Messe im ausgehenden 19. Jahrhundert

bestandenen größeren Grundstücken namentlich der Altstadt, als dem reichsten und kräftigsten Weichbilde. Sie sind mindestens in Resten noch zahlreich nachzuweisen, meist aber schwer erkennbar und ganz im Innern des Grundstückes verbaut; Abbildung S. 86. Sie bilden nach Vorbild und Zweck ein besonderes Problem der mittelalterlichen Baugeschichte der Stadt. Sie wurden aller Wahrscheinlichkeit nach erst im 13. Jahrhundert eingeführt, als die enger werdende Bebauung des Stadttinneren mit den stroh- oder schindelgedeckten, mit Holzflechtwerk gefüllten Fachwerkbauten weit um sich greifende Brände zur Folge hatte. Die Kemnaten sollten in erster Linie vor der



Kemnate, ehemals an der Scharrenstraße Nr. 7

Feuersgefahr aktiv wie passiv schützen, aktiv dadurch, daß sie mindestens in einem ihrer Räume — jedes Geschloß bestand nur aus einem — einen Kamin enthielten, der also in einer Steinmauer aufwärts ging und daher keine große Entzündungsgefahr besaß. Im Fachwerkhause bediente man sich dagegen zunächst, wie noch bis in die neueste Zeit in einigen Bauernhäusern, des offenen Herdfeuers und dann auch eines hölzernen Rauchfanges. Die größere passive Feuersicherheit der Kemnaten bestand in ihrer Isoliertheit. Wir dürfen annehmen, daß sie einst nur in ganz loser, leicht entfernbare Verbindung mit der übrigen Bebauung des Grundstückes gewesen sind. Damit hing zusammen, daß sie zugleich einen erhöhten Schutz

der Familie bei plötzlichem Aufruhr gewährten. War eine solche Remnate auch nicht im eigentlichen Sinne verteidigungsfähig, so konnte sie doch gegen einen ersten Überfall sichern, und damit war unter den städtischen Verhältnissen schon viel gewonnen.

Bei Abbruchs- oder Reparaturarbeiten von Wohnhäusern hat man nicht selten in kleinen Hohlräumen der Grundmauern, gelegentlich auch der Wände, vertrocknete Ekwaren oder andere kleine Nutzgegenstände entweder lose oder in schwarz gebrannten irdenen Töpfen gefunden. Es scheint sich da um die Spuren eines Hauszaubers zu handeln, um eine Art von Opfergaben, die man dem Schutzgeist, dem Kobold des Hauses, bei dessen Errichtung oder Erneuerung zu widmen für gut gehalten hat. Solche versteckten Funde sind aus älteren Häusern aller Städte zahlreich nachweisbar. Sie gehen vermutlich in religiöse Vorstellungen der heidnischen Vorzeit zurück, als noch das ganze, auch alltägliche Leben, und damit zugleich die Wohnung, mit Zauberriten und Weihformeln vor feindlichen Dämonen geschützt, freundlichen Gottheiten angenehm gemacht werden sollte. Deutliche Reste solcher heidnischen Gewohnheiten erhielten sich in der christlichen Kirche des Mittelalters darin, daß Gotteshäuser und der einzelne Mensch dem Schutze bestimmter Heiligen geweiht und anempfohlen wurden. Den eigentlichen privaten Hauszauber freilich verdammt die Kirche. Und so verdunkelte sich wohl allmählich die ursprüngliche Bedeutung des Einmauerns von Opfergaben zu bloßem abergläubischen Handeln, von dem man sich Hauschutz versprach, ohne ihm eine sinnvollere Bedeutung mehr geben zu können. Auch kam es schließlich noch im 16./17. Jahrhundert zum Einpflocken von kabbalistischen Zaubers-

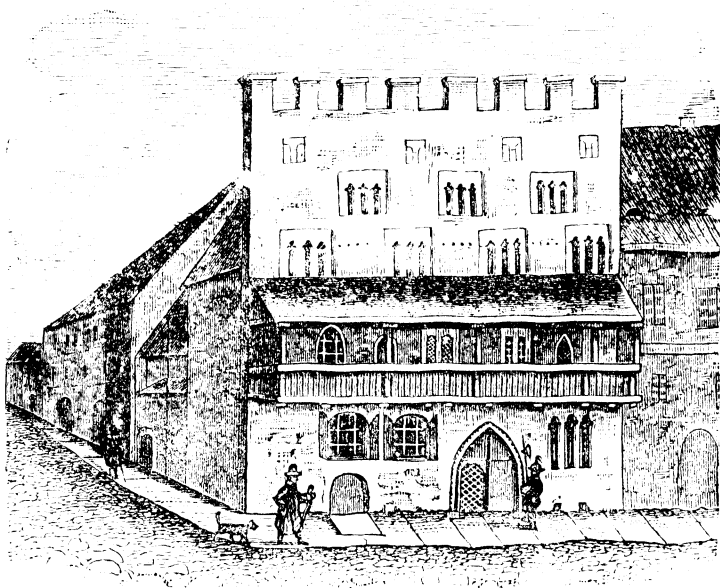


Ehemalige Dale am Meinhardshof Nr. 11 (nach Hans Pfeifer)

zeichen auf Papier und Täfelchen, die von allem sinnfälligen Opferzusammenhang gänzlich losgelöst sind.

Über die frühere Nutzung des Hausinneren klären uns seit dem 15. Jahrhundert Inventaraufnahmen von Grundstücken namentlich bei Erbaueinandersetzungen erfreulich auf. Wir wollen uns einmal von einem solchen Dokument aus dem Jahre 1565 durch ein großes Patriziergrundstück der Altstadt geleiten lassen. Das Grundstück lag auf der Scharnstraße und gehörte zum Nachlaß Melchior von Strombecks. Die Gebäude sind nicht mehr vorhanden. Das Inventar verzeichnet zunächst das bare Kapitalvermögen. Dann treten wir in die „Dornge“, die Stube. Ein „Schapp“ — so heißt ein Schrank in Braunschweig wie in ganz Niedersachsen auch wohl heute noch — enthält Gold- und Silbermünzen, mehr noch das „Cunthor“, das heißt der Schreibtisch des Hausherrn: 130 Goldstücke verschiedener Art und auch von Silbermünzen eine erkleckliche Anzahl. Dazu ein Siegelring des Erblassers, 18 silberne Löffel und „ein klein gulden Sackpfeifflein“. Außerdem lag da ein Verzeichnis ausstehender Schulden, von Korngefällen sowie von eigenen Schuldverpflichtungen. Die Dornge enthielt außerdem noch einen Tisch mit einem zweiten „Cunthor“, als einziges Buch des Raumes aber eine deutsche Bibel, ferner ein Bankkissen und 15 alte Stuhlklissen. Vervollständigt wird die Ausstattung des Raumes durch Kronleuchter und Waschbecken aus Messing, einen Schüsselring, das heißt einen Untersatz für heißes Eßgerät, und durch ein zimmernes Salzfaß. Man sieht, diese Stube diente gleichzeitig zum Geschäftsbetrieb, zum Wohnen und Essen. — Es folgt die sogenannte Hauskammer, mit überaus reichem Inhalt an Schmuck, Kleidung und Wäsche in Kasten und Laden. Es war dieses also ein Vorratsraum. Erst im nächsten Gemach, „Kemna“ nennt es unsere Bestandsaufnahme — von den Kemnaten der Stadt sprachen wir schon —, stehen eine große und eine kleine Bettspende. Es war die Kammer des Hausherrn. Es folgt nun ein Gang, dann der „neue Bau“, also jedenfalls ein Seitenflügel hofwärts. Er enthält wieder eine Kammer mit zwei Betten und einer Wäschetrube, dann eine zweite Dornge in einem Hintergebäude, wieder einen Gang und dann einen „Sal“, der aber nur einen Tisch, zwei Bankpfühle und vier alte Stuhlklissen aufweist; es war wohl nur ein Vorfaal im heutigen Sinne. Abgesonderte Säle zu Gesellschaftszwecken waren damals in unseren Privathäusern noch nicht üblich. Dazu hatte unter Umständen — etwa bei Hochzeiten, Kindtaufen, Leichenfeiern — die Däle zu dienen, die allerdings nicht beizbar war und deren eigentliche Bestimmung auch nur eine wirtschaftlich-kaufmännische gewesen ist. Indessen hatte in reichen Familien die Däle, deren wirtschaftliche Nutzung im 16. Jahrhundert zurückzutreten begann, nicht selten den Charakter einer Art von Repräsentationsraum angenommen, wie das Abbildung S. 87 die „Dele“ Meinhardshof 11, die heute ganz verbaut ist, noch andeutet. So auch die Däle unseres Inventars. Da gibt es Schüsseln, Becken, Kronleuchter, Tischleuchter, Kessel, Kannen, Flaschen, alles aus Messing, Zinn und Kupfer, aber auch das Wehrgerät des Hausherrn: Harnisch, Feuerrohr, Degen, Armbrust, Spieße. — Weiter kommen: die Küche mit reichlichem Metallgeschirr, Keller, Braubaus, das bei keinem größeren Grundstücke fehlt, Stall, Wirtschaftskammer, Ge-

sindel- und Gästekammern, eine Badestube, zu guterlegt auch „des schulers Kamer“. In ihr treffen wir nach der Bibel im Schreibtisch des Haus-
herrn zum ersten Male wieder auf Bücher: ein lateinisches Wörterbuch,
ein Buch über römisches, ein anderes über kirchliches Recht. Der Schüler
war also wohl des Rechtsstudiums beflissen. Er kann aber daneben auch
Rechnungsgehilfe des Hausherrn gewesen sein. Die Geschäftsgehilfen der
Handels Herren des späteren Mittelalters hießen und waren Scholaren,
Schüler. Auf dem Boden unseres durchwanderten Hauses lagerte Korn,
Einkünfte aus dem landwirtschaftlichen Grundbesitz der Familie. Offenbar
war das bereits ererbte Familienvermögen unseres Hausherrn in umfang-
reichem Landbesitz angelegt worden und von einem etwa noch außer der
Braugerechtfame ausgeübten Handelsbetrieb unabhängig. Daber schließt
das Inventar mit einem langen Verzeichnis von ländlichen Lehnserträg-
nissen in Naturalien und Zins.



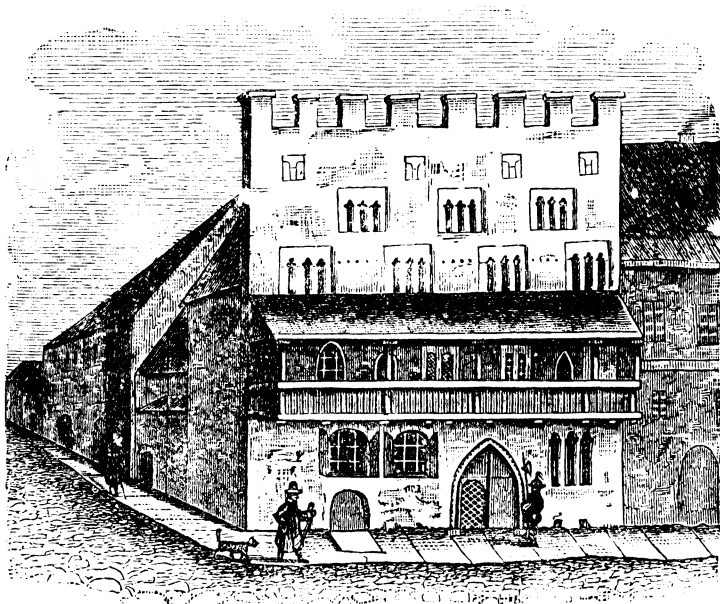
Eckhaus neben der Heydenstraße am Martinkirchhof bis zum Jahre 1755

Abbildungen nicht mehr vorhandener älterer Bürgerhäuser von un-
gewöhnlichem Charakter sind aus der Zeit vor dem 18. Jahrhundert bisher
nicht bekannt geworden. Dagegen hat uns Anton August Vecks Bilder-
sammlung im Stadtarchiv unter anderem die Abbildung eines 1703 völlig
abgebrochenen Hauses erhalten von für Braunschweig ganz ungewöhnlichem
Typ. Danach unser Holzschnitt, Abbildung S. 80. Dieses Gebäude stand
an der Ecke des Martinkirchhofes (an der Martinkirche) und der Heyden-
straße und wurde im Jahre 1764 durch den noch vorhandenen, für die
herzogliche Kammer errichteten Barockbau ersetzt. Sein nachweislich
ältester Besitzer war das alte Ratsgeschlecht der von Broitzem, das von
1444 bis 1529 in ihm gebauet hat. Die hier abgebildete Hausfront könnte
aber noch aus dem 14. Jahrhundert stammen, denn sie zeigte in den drei
oberen Geschossen eine Reihe hochgezogen, durch Pfeiler geteilter Fenster,

zeichen auf Papier und Täfelchen, die von allem sinnfälligen Opferzusammenhang gänzlich losgelöst sind.

Über die frühere Nutzung des Hausinneren klären uns seit dem 15. Jahrhundert Inventaraufnahmen von Grundstücken namentlich bei Erbauseinanderetzungen erfreulich auf. Wir wollen uns einmal von einem solchen Dokument aus dem Jahre 1565 durch ein großes Patriziergrundstück der Altstadt geleiten lassen. Das Grundstück lag auf der Scharnstraße und gehörte zum Nachlaß Melchior von Strombeds. Die Gebäude sind nicht mehr vorhanden. Das Inventar verzeichnet zunächst das bare Kapitalvermögen. Dann treten wir in die „Dornge“, die Stube. Ein „Schapp“ — so heißt ein Schrank in Braunschweig wie in ganz Niedersachsen auch wohl heute noch — enthält Gold- und Silbermünzen, mehr noch das „Cunthor“, das heißt der Schreibtisch des Hausherrn: 130 Goldstücke verschiedener Art und auch von Silbermünzen eine erkleckliche Anzahl. Dazu ein Siegelring des Erblassers, 18 silberne Löffel und „ein klein gulden Sackpfeifflein“. Außerdem lag da ein Verzeichnis ausstehender Schulden, von Korngefällen sowie von eigenen Schuldverpflichtungen. Die Dornge enthielt außerdem noch einen Tisch mit einem zweiten „Cunthor“, als einziges Buch des Raumes aber eine deutsche Bibel, ferner ein Bankkissen und 15 alte Stuhlklissen. Vervollständigt wird die Ausstattung des Raumes durch Kronleuchter und Waschbecken aus Messing, einen Schüsselring, das heißt einen Untersatz für heißes Eßgerät, und durch ein zinnernes Salzfaß. Man sieht, diese Stube diente gleichzeitig zum Geschäftsbetrieb, zum Wohnen und Essen. — Es folgt die sogenannte Hauskammer, mit überaus reichem Inhalt an Schmuck, Kleidung und Wäsche in Kasten und Läden. Es war dieses also ein Vorratsraum. Erst im nächsten Gemach, „Kemna“ nennt es unsere Bestandsaufnahme — von den Kemnaten der Stadt sprachen wir schon —, stehen eine große und eine kleine Bettsponde. Es war die Kammer des Hausherrn. Es folgt nun ein Gang, dann der „neue Bau“, also jedenfalls ein Seitenflügel hofwärts. Er enthält wieder eine Kammer mit zwei Betten und einer Wäschetrube, dann eine zweite Dornge in einem Hintergebäude, wieder einen Gang und dann einen „Sal“, der aber nur einen Tisch, zwei Bankpfühle und vier alte Stuhlklissen aufweist; es war wohl nur ein Vorsaal im heutigen Sinne. Abgesonderte Säle zu Gesellschaftszwecken waren damals in unseren Privathäusern noch nicht üblich. Dazu hatte unter Umständen — etwa bei Hochzeiten, Kindtaufen, Leichenfeiern — die Däle zu dienen, die allerdings nicht heizbar war und deren eigentliche Bestimmung auch nur eine wirtschaftlich-kaufmännische gewesen ist. Indessen hatte in reichen Familien die Däle, deren wirtschaftliche Nutzung im 16. Jahrhundert zurückzutreten begann, nicht selten den Charakter einer Art von Repräsentationsraum angenommen, wie das Abbildung S. 87 die „Dele“ Meinhardshof 11, die heute ganz verbaut ist, noch andeutet. So auch die Däle unseres Inventars. Da gibt es Schüsseln, Becken, Kronleuchter, Tischleuchter, Kessel, Kannen, Flaschen, alles aus Messing, Zinn und Kupfer, aber auch das Wehrgerät des Hausherrn: Harnisch, Feuerrohr, Degen, Armbrust, Spieße. — Weiter besuchen wir nun das „Fleischhaus“. Darin sind 6 Speckseiten. Dann kommt die Küche mit reichlichem Metallgeschirr, Keller, Brauhaus, das bei keinem größeren Grundstücke fehlt, Stall, Wirtschaftskammer, Ge-

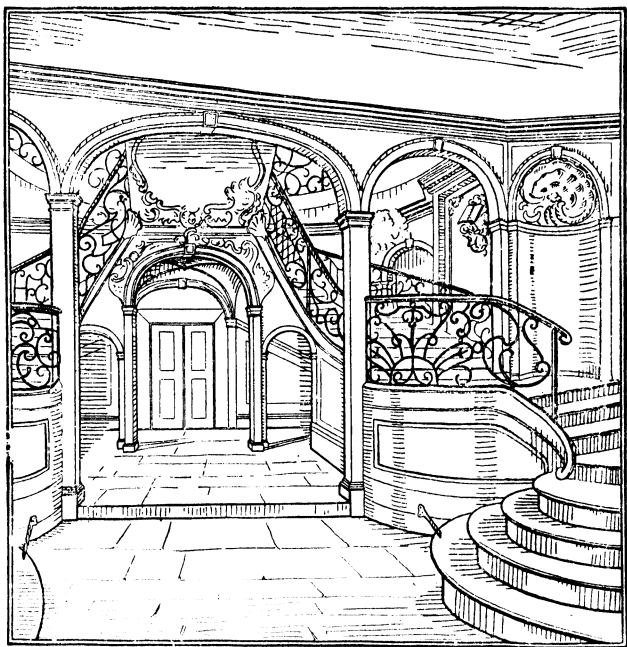
sindel- und Gästekammern, eine Badestube, zu guter Letzt auch „des schulers Kamer“. In ihr treffen wir nach der Bibel im Schreibtisch des Hausherrn zum ersten Male wieder auf Bücher: ein lateinisches Wörterbuch, ein Buch über römisches, ein anderes über kirchliches Recht. Der Schüler war also wohl des Rechtsstudiums beflissen. Er kann aber daneben auch Rechnungsgehilfe des Hausherrn gewesen sein. Die Geschäftsgehilfen der Handelsherren des späteren Mittelalters hießen und waren Scholaren, Schüler. Auf dem Boden unseres durchwanderten Hauses lagerte Korn, Einkünfte aus dem landwirtschaftlichen Grundbesitz der Familie. Offenbar war das bereits ererbte Familienvermögen unseres Hausherrn in umfangreichem Landbesitz angelegt worden und von einem etwa noch außer der Braugerechtsame ausgeübten Handelsbetrieb unabhängig. Daher schließt das Inventar mit einem langen Verzeichnis von ländlichen Lehnserträgen in Naturalien und Zins.



Edhaus neben der Heydenstraße am Martinikirchhof bis zum Jahre 1753

Abbildungen nicht mehr vorhandener älterer Bürgerhäuser von ungewöhnlichem Charakter sind aus der Zeit vor dem 18. Jahrhundert bisher nicht bekannt geworden. Dagegen hat uns Anton August Beck's Bildersammlung im Stadtarchiv unter anderem die Abbildung eines 1763 völlig abgebrochenen Hauses erhalten von für Braunschweig ganz ungewöhnlichem Typ. Danach unser Holzschnitt, Abbildung S. 89. Dieses Gebäude stand an der Ecke des Martinikirchhofes (an der Martinikirche) und der Heydenstraße und wurde im Jahre 1764 durch den noch vorhandenen, für die herzogliche Kammer errichteten Barockbau ersetzt. Sein nachweislich ältester Besitzer war das alte Ratsgeschlecht der von Broitzem, das von 1444 bis 1529 in ihm gehaust hat. Die hier abgebildete Hausfront könnte aber noch aus dem 14. Jahrhundert stammen, denn sie zeigte in den drei oberen Geschossen eine Reihe hochgezogen, durch Pfeiler geteilter Fenster,

deren oberste blind gewesen zu sein scheinen, da sie das Satteldach dahinter überragen. Wir hätten hier also eine Giebelfront, wenn der Giebel nicht durch eine von unten auf massive, gezinnte Mauer völlig versteckt worden wäre, wie das freilich in Braunschweig kaum an einem älteren Hause jetzt nachweisbar ist. Ist doch diese Massivfront selbst als solche in dieser Stättlichkeit das älteste Beispiel ihrer Art. Eine Merkwürdigkeit war auch die Holzgalerie vor dem ersten Obergeschoß, hinter der übrigens auf der Originalzeichnung besser als auf unserem Holzschnitt auch noch Pfeilerfenstergruppen nach Art der oberen Reihen zu erkennen sind. Daß diese Galerie zum Zuschauen bei irgendwelchen öffentlichen Lustbarkeiten gedient haben mochte, ist wohl möglich, aber sicher nicht zu eigentlichen Turnieren. Dennoch scheint sie die Veranlassung gewesen zu sein zur Benennung der angrenzenden Turnierstraße, die in der Tat, wie Heinrich Meier in seinen Straßennamen aufs bündigste gezeigt hat, mit Turnieren nicht das geringste zu tun hatte. Seit 1841 ist das Gebäude im Besitze des Rates nachweisbar; vielleicht wurde seitdem erst die Galerie hinzugefügt.



Treppenhaus im ehemaligen Collegium Carolinum

Werfen wir noch einmal einen Blick auf den Innenkranz dieses Hauses. Nicht weit von ihm, am Altstadtmärkte, steht das schicksalreiche Haus zu den Sieben Türmen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß dieses ursprünglich eine verwandte Form gehabt haben mochte. Denn massiv war auch dessen mittelalterliche Front, wie die steinernen Ziertürmchen ausweisen, in die sie ausklang und deren einige sich im Städtischen Museum erhalten haben. Die Siebenzahl legt aber den Gedanken nahe, daß diese Fassade giebelförmig gestaffelt gewesen war. Die Türmchen hätten dann den obersten Abschluß einer Staffel und zugleich einer vertikalen Front-

Gliederung gegeben. In monumentaler Form hat solch eine Front das Lüneburger Rathaus besessen, freilich in Backstein.

Eine Umwandlung anderer Art als jenes Bürgerhaus Ecke der Heydenstraße in ein Staatsgebäude erlebte eine Hausgruppe am Bohlweg zwischen Hagenscharren und Hagenmarkt. Sie wurde nach der Eroberung der Stadt 1671 aus Privatbesitz angekauft und Wohnung des Festungskommandanten. 1745 wurde der große Gebäudekomplex dem neu gegründeten Collegium Carolinum zugewiesen und so die Ursprungsstelle unserer heutigen Technischen Hochschule. Das Gebäude wurde 1893 abgerissen. Trotz vielfacher Umbauten schimmerte bis zuletzt der Gebäudezustand aus der Zeit seiner Nutzung als Kommandantur durch. Einen eleganten, zweiarmligen Treppenaufgang mit Kokolostuck und zierlichem Eisengeländer hatte es für die Schulzwecke Mitte des 18. Jahrhunderts erhalten, Abbildung S. 90. Mit diesem Gebäude war die wertvollste geistige Regsamkeit Braunschweigs in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts verbunden gewesen. Bedeutende Männer der Literatur und der Wissenschaft wußte damals der Organisator der Schule, der aufgeklärte Abt Jerusalem, an ihr zu vereinigen. Wir nennen die Namen Ebert, Arnold Schmid, Gärtner, Zachariä, Eschenburg. Lessing in Wolfenbüttel stand diesem Kreise am nächsten; auch Campe und Leisewitz waren ihm verbunden. Das Gebäude umschloß ein ganzes Internat für die auswärtigen Schüler samt Wohnungen für ihre Hofmeister und einzelne Lehrer. Am Hofende enthielt es eine Reitbahn. Viel jugendlicher Übermut mag da gelegentlich sich ausgetobt haben. Wir rechnen dahin auch die spukhafte Erscheinung des Magisters Dörrien, von der in der früheren Auflage dieses Buches ausführlich berichtet worden ist. Dieser Dörrien wohnte als Hofmeister, das heißt als Erzieher der jungen Leute im engeren Sinne, in der Anstalt selbst und starb darin 1746, erst 25 Jahre alt. Man sah ihn nach seinem Tode alsbald mehr-



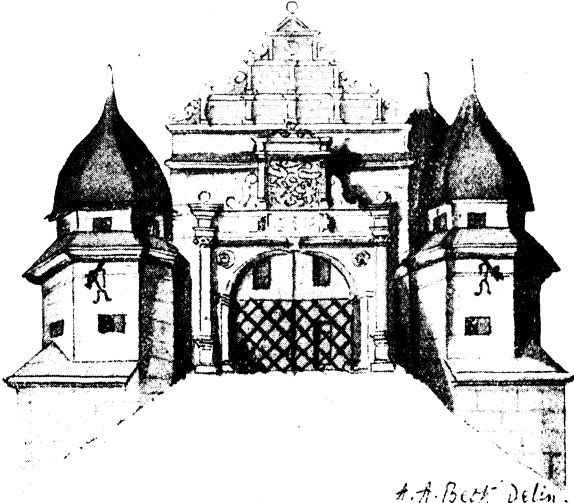
Die Lange Brücke im Jahre 1714

sach nachts im grünen Schlafrock vor seinem ehemaligen Wohnzimmer. Die Erscheinung erregte ein solches Aufsehen, daß sich darüber ein ganzer Altenstoß anhäufte, und der berühmte Professor Eschenburg selbst sie ausführlich in seiner 1812 erschienenen Geschichte der Hochschule zu erörtern für nötig hielt. Daß es sich dabei um einen Akt der jungen Leute gehandelt hat, hat sich als das Wahrscheinlichste ergeben.

Ein Langes und Breites könnten wir noch erzählen von den starken und oft zeitgemäß veränderten Befestigungen Braunschweigs, durch welche die fünf Weichbilder doch erst eigentlich zu einer gewissen auch politischen Einheit zusammen gezwungen worden sind. Zuerst besaß die Altstadt eine Befestigung für sich. Auf sie geht der Laurenturm zurück, ein Torturm, der den Kohlmarkt einst gegen den Hutfiltern, und damit die Altstadt gegen die Altwiek, abgeschlossen hat. Das Haus Hutfiltern 2 führt davon noch heute seinen Namen. Der Turm wurde im Jahre 1539 völlig abgebrochen. Unser 1801 für den Geschichtsforscher Sack hergestellter Holzschnitt S. 41 gibt das Tor nach einer alten Zeichnung wieder. Es hatte seinen Namen daher, daß in ihm im Mittelalter ein lebendiger Löwe, das Wappentier der Stadt, gehalten wurde. Später diente er als Haftlokal für zahlungsunfähige oder widerspenstige Bürger. Die Schuldbast war in früherer Zeit eine allgemeine Einrichtung. Der Türnberger Schulturm hatte daher den Namen Männereisen; und daneben befand sich dort ein zweiter Turm, das Weibereisen, für das überschuldete zartere Geschlecht. Von einem solchen besonderen Frauenschuldturm ist in Braunschweig nichts bekannt. Im Laurenturm tagte übrigens schon im Jahre 1292 das revolutionäre Junstregiment, es benutzte „den torn by S. Olrick vor eynen pallas“, wie die niedersächsische Chronik bei Abel sagt. Seine demnach ziemlich mannigfaltige Bestimmung verdankte der Turm, nachdem er seinen eigentlichen Wehrzweck verloren hatte, wohl seiner verhältnismäßig zentralen Lage. Nicht weit davon führte die Lange Brücke zwischen Kattreppeln und Hinterliebfrauen über die Oker ebenfalls aus der Altstadt in die Altwiek. Sie verschwand erst 1879 gelegentlich der Anlage der Münzstraße. Auch an ihr lag ein 1723 abgebrochener Befestigungsturm, der Wipperturm. Er wurde als Gefängnis für Schwerverbrecher im Mittelalter benutzt, insbesondere für entartete Söhne der Ratsgeschlechter, die man für gut fand, in der Stille auf immer verschwinden zu lassen. Unser auf einen Stich in J. G. Beck's Kalender von 1714 zurückgehender Holzschnitt S. 91 vermittelt eine Darstellung davon, wie Brücke und Turm von der Altwiek her gegen die Altstadt hin ausgesehen haben. Man sieht dahinter die 1784 abgebrochene Kirche des Johannerhofes.

Ein anderer Torturm innerhalb der Gesamtstadt, das Redingetor, lag im Hagen am Süden des Bohlwegs; dieses Tor gehörte zur äußeren Befestigung, als zwar der Hagen schon, aber noch nicht die Altwiek eingeschlossen waren, das heißt während fünf Jahrzehnten zwischen 1165 und 1215. Die alle fünf Weichbilde am Ende dieser Zeitperiode umschließende Wehranlage bestand aus einer betürmten Mauer und einem Graben mit fließendem Okerwasser davor. 1326 aber ist bereits ein zweiter, breiterer Okergraben vorhanden, zu dem der starke Wall zwischen ihm und dem älteren Graben zu rechnen ist. Dieser Zustand bestand bis zur Eroberung der Stadt 1671. Man passierte also damals von außen her erst ein äußeres Tor, das überall Renaissancecharakter besessen hat, und in den

Wall zwischen den beiden Gräben eingebaut worden war, und alsdann den höheren und älteren Torturm in der Mauerlinie. Abbildung S. 46 mit dem Syriakusstift läßt diese Anlage beim Michaelistore aus der Zeit um 1545 erkennen, Abbildung S. 93 zeigt das äußere Neustadtthor, erbaut 1569, abgebrochen 1793. Eine völlige und großzügige Umgestaltung der Befestigung in der bastionierten Vaubanschen Manier begann 1692 mit der Anlage des Neuen Petritors und der Umarbeitung der zugehörigen schwächsten Strecke bis zum Wendentor. Das alte Petritor und das Neustadtthor



Äußeres Neustadtthor im 18. Jahrhundert

wurden geschlossen. Allmählich wurde dann das Übrige umgestaltet. Das Michaelistor wurde, wie es scheint 1718, geschlossen und dafür das Wilhelmistor angelegt. 1729 war die Neubefestigung nach Fertigstellung des Augusttores an Stelle des Agidientores in der Hauptsache vollendet. August- und Wilhelmistor hatten ihren Namen bekommen vom Herzoge August Wilhelm. Heute hat sich von alledem nur der tiefe Umflutgraben erhalten, in den der Okerzufluß sich in der Hauptsache teilt, und dessen Zug die Bastionierung noch andeutet. Diese selbst und die Wälle sind in Gärten, Parks und Promenaden verwandelt, in denen noch als Hügel Reste der Erdwerke aufragen. Unsere Abbildung S. 51 gibt das innere Fällerslebertor nach einem Elbilde aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts im Städtischen Museum wieder. Der Torturm stand im Zuge der alten Stadtmauer, also der innersten Befestigungslinie. Auch er diente bis zu seinem Abbruch 1786 der innersten Befestigungslinie. Auch er diente bis zu seinem Abbruch 1786 üblicherweise als Gefängnis und hieß daher auch Kiechersturm, nach einem vielgenannten Einbrecher Joh. Adam Kiechers, der in ihm von 1770 bis 1772 eingesperrt und als der letzte Angeklagte der Tortur unterworfen worden war. Von dem vorderen, 1581 bis 1589 in den Hauptwall eingebauten Renaissancetorbau ist auf dem Bilde bereits nichts mehr zu sehen. Vielleicht hat der offene, ganz rechts an den äußeren Erdwall gelehnte Schwibbogen dazu gehört. Rechts vom Torturm ist das noch vorhandene Elisabethhospital zu erkennen, dessen Bettsaal 1737 eingeweiht worden ist, links vom Turme lag das Militärhospital. Ähnlich sahen auch alle anderen Tortürme aus.

Henning Brabant

Von H. Mack

Es ist eine bekannte Tatsache, daß Umwälzungen und sonstige Wirren innerhalb politischer Gemeinwesen jeder Größe sich durchaus nicht immer, auch nicht einmal in der Regel — im Gegensatz zu eigentlichen Kriegen — ohne Blutvergießen abspielen, ja daß sie zu allen Zeiten sehr häufig mit abscheulichen Missetheilen und besonders grausamen Morden und Hinrichtungen verbunden gewesen sind. Solch blutiger Verlauf ist auch ein Wesensmerkmal für die große Mehrzahl jener Aufstände und Unruhen, die im späteren Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit in größeren oder kleineren Zwischenräumen viele deutsche und außerdeutsche Städte heimgesucht haben. Einen besonders eindringlichen Beweis erbringt hierfür die Geschichte der Stadt Braunschweig. Schon der erste Aufstand, der hier ausbrach, kostete Bürgerblut genug. Als nach dem Tode Herzog Wilhelms am 30. September 1292 seine Brüder Heinrich von Grubenhagen und Albrecht von Göttingen in Erbstreit um das Land Braunschweig gerieten, versuchten die Gilden der Stadt durch Anschluß an Heinrich das Regiment des Rates, der auf Albrechts Seite trat, zu stürzen. Da sie starken Anhang auch unter den gemeinen Bürgern fanden, hatte es lange den Anschein, als ob sie ihr Ziel erreichen würden. Die Gildemeister wählten einen aus je einem Mitgliede der zwölf Gilden bestehenden Ausschuß, der sich nach und nach zahlreiche wichtige Befugnisse des Rates anmaßte, so daß tatsächlich zwei Regierungen in der Stadt neben- und gegeneinander walteten. Der Rat, der sich den Gegnern anfangs nicht gewachsen fühlte, versuchte durch Verhandlungen den Zwiespalt zu beseitigen, doch hatten diese trotz ihrer Förderung durch Herzog Heinrich keinen dauernden Erfolg, und so kam es, nachdem inzwischen die gemeinen Bürger sich wieder alle zum Räte geschlagen hatten, gegen Pfingsten 1294 zu offenem Kampfe zwischen beiden Parteien, der zwei Tage hindurch wütete und viele Tote und Verwundete kostete. Wieder griff jetzt Herzog Heinrich vermittelnd ein und setzte durch, daß aus dem Zwölferausschuß sechs Mitglieder ausgeschieden und sechs Ratmannen an ihre Stelle traten. Von nun an sollte der neue Ausschuß das Regiment führen, allein bald sonderten sich die sechs aus den Gilden entnommenen Mitglieder von den übrigen ab und trieben es mit ihren alten Kumpanen wie zuvor. Nicht lange mehr freilich sollte ihnen das vergönnt sein. Denn Mitte Juli 1294 ward Herzog Albrecht vom Räte nächtlicher Weile durch das Neustadttor in die Stadt eingelassen und bemächtigte sich ihrer bis auf die Burg, die vorläufig sein Bruder Heinrich noch festhielt. Da fand die Herrschaft der Gilden ein jähes Ende. Albrecht brachte die Zwölf mit einziger Ausnahme ihres Worthalters Johann Drake, dem es mit Herzog Heinrich und vierzig andern Gildelenten gelang über die Stadtmauer zu entkommen, in seine Hand und hielt strenges Gericht über sie. Nach neunwöchiger Haft ward den Aufrührern das Urtheil gesprochen, das sie sämtlich dem Henker überantwortete. Zehn wurden am Altstädter Galgen aufgeknüpft, der erste, Dietrich von Alfeld, ward seines hohen Alters wegen zur ehrenvolleren Strafe des Schwertes begnadigt.

Der Aufruhr von 1374, in dem sich die gesamte Bürgerschaft, Gilden und Gemeinden, — nur die der Altenwilk blieb ruhig — gegen den Rat

erhob, zeichnet sich, wie schon in dem Abriß der Geschichte der Stadt¹⁾ betont worden ist, durch besonders große Wildheit aus. Es wurde zur Begründung dieses Urteils auf die unglücklichen Opfer, die damals die Volkswut forderte, hingewiesen. Hierzu jetzt noch einige Ausführungen. Am 17. April genannten Jahres, einem Montage, berichteten die Ältesten des gemeinen Rates im Brüdernkloster den Gildemeistern über die drückende Geldnot der Stadt und machten Vorschläge zur Abhilfe, die den Gilden unterbreitet werden sollten. Nachdem das Volk schon durch ein falsches Gerücht, der Rat halte die Gildemeister im Kloster gewaltsam zurück, in Aufregung versetzt war, entflammte der Bericht, den die Gildemeister nach Schluß jener Versammlung den Schustern und Gerbern in ihrer Morgensprache im Schuhhose am Altstadtmarkt über die natürlich höchst unwillkommenen Vorschläge des Rates erstatteten, offene Empörung. Der wütende Haufe, der sich rasch vergrößerte, wandte sich gegen das neben dem Schuhhose belegene Haus zu den Sieben Türmen, in dem der Bürgermeister Tile vom Damme wohnte, plünderte und raubte es aus, zerstörte, was nicht weggeschleppt werden konnte, stieß die Angehörigen des Hauses herren, der sich selber über den Hof in ein Nachbarhaus geflüchtet hatte, nackt und bloß auf die Straße und steckte zuletzt das Haus in Brand. Schleunigst wurde Kort Doring, der zweite Bürgermeister der Altstadt, der gar nicht weitab am heutigen Eiermarke wohnte, von dem wüsten Treiben benachrichtigt, doch ließ er, anscheinend aus schadenfroher Mißgunst gegen seinen Amtsgenossen, den Dingen ihren Lauf, obwohl er vielleicht durch pflichtmäßiges tatkräftiges Einschreiten schlimmerem Unheil hätte wehren können. So aber wuchs der Aufruhr lawinenartig an. Bald entdeckte man Tile vom Damme in seinem Versteck und schleppte ihn in den Hagen, wo er in Etermanns, jetzt Bierbaums Hause an einer Säule festgebunden ward. Die Plünderung griff auf sieben andere Häuser der Reichen über, selbst in die Rathhäuser drang der Pöbel ein, ließ in den Weinkellern die Fässer auslaufen und raubte die dort in den Kästen verwahrten Gelder. Die männlichen Mitglieder der Geschlechter, vorab die Ratleute, wurden, soweit man ihrer habhaft werden konnte, in den Kerker geworfen, die Frauen schwer mißhandelt, so daß mehrere vorzeitig niederkamen, und auch manche von ihnen gefangen gesetzt. Nun packte auch Kort Doring die Angst. Mit drei andern Ratleuten flüchtete er sich in den Turm über dem Michaelistore. Durch Zusicherung von Leib und Leben betört, stiegen die vier Notgenossen wieder hinab. Da wurden auch sie gepackt und gefesselt, gleichfalls in den Hagen geführt und im Hause des Klaus von Uhrde an der Südwestecke der Fallerleberstraße und des Grabens, der jetzigen Wilhelmstraße, also Etermanns Hause gegenüber, wie Tile vom Damme an Säulen festgeschlossen. Alles das geschah am Montage. Sofort wurde es im Lande umher bekannt und schon am Dienstag oder Mittwoch erschienen Sendboten verschiedener benachbarter Städte und des Bischofs von Hildesheim, dazu Herzog Albrecht von Grubenhagen in Person vor der Stadt. Aber eingelassen wurden sie nicht, kaum daß man ihre Angebote zur Vermittlung und ihre Warnungen vor weiterer Willkür und Gewalttat anhörte. Diese nicht zu beachten war man von vornherein entschlossen. Noch am Mittwoch, dem 19. April, wurden vier der Gefangenen

¹⁾ Siehe oben S. 43

mit dem Schwerte gerichtet, zwei, darunter der greise Tile vom Damme, dem einer der Wortführer des neuen Rates, Tile von Ahlum, der in später Überlieferung als Patentkind des Hingemordeten erscheint, das Laten, worauf der Kopf herabfallen sollte, unterbreitete, auf dem Hagenmarke, die beiden anderen, je ein Bürgermeister aus dem Hagen und dem Sacke, vor dem Weinkeller in der Neustadt. Am übernächsten Tage fielen, obwohl inzwischen auch ein Schreiben Kaiser Karls IV. mit ernster Abmahnung von Mord und falschem Gericht aus Tangermünde eingetroffen war, auf dem Altstadtmarke noch zwei Köpfe, zuletzt der Kort Dorings, von dem das Schichtbuch berichtet, er habe angesichts des Todes der umstehenden Menge in ergreifenden Worten Eintracht zu der Stadt Bestem, Wachsamkeit gegenüber Fürsten und Adel und Endigung des Blutvergießens ans Herz gelegt, auch alle, die er etwa erzürnt habe, um Verzeihung gebeten. Rechnet man zu diesen Hingerichteten je einen Ratmann aus der Altstadt und dem Hagen, die vor ihren Häusern mit Ärten und Schwertern erschlagen worden waren, so kommt man auf acht Schlachtopfer dieses Aufstandes. Damit scheint der Blutdurst der aufgeheizten Masse und ihrer Führer gesättigt gewesen zu sein; gegenüber den sonstigen ihnen mißliebigen Angehörigen der Geschlechter begnügten sich die neuen Gewalthaber mit Stadtverweisung und rücksichtslosem Zugriff auf ihr Vermögen. Für alle diese Übeltaten mußte die Stadt demnächst schwer büßen.

Die Unruhen der Jahre 1445/1446, vor allem bedeutungsvoll wegen der durch sie herbeigeführten, gegen allerlei Mißbräuche in der Verwaltung und eine neu aufgekommene Vorherrschaft der Geschlechter gerichteten Verfassungsreform, die durch den sogenannten Großen Brief vom 13. Juli 1445 bekräftigt ward, verliefen unblutig. Unblutig verlief auch der Aufruhr von 1488, der nach dem Aufsteitscher und Führer der unzufriedenen Bürger, einem Kürschner und Bürgermeister im Sacke, den Namen Ludeke Hollands Schicht erhalten hat, aber nur der Aufruhr selber, nicht jedoch seine sich sehr lange hinziehenden Nachwehen. Es gelang Holland auf ein paar Jahre einem äußerlich rein demokratischen Regimente zum Siege zu verhelfen, in dem er selber die Hauptrolle spielte. Da aber die neuen Männer in ihre eigenen Taschen wirtschafteten, bei der Verfolgung ihrer Gegner alles Recht außer acht ließen und das Gemeinwohl zu wahren und zu fördern sich weder fähig noch gewillt zeigten, so brach ihre Herrlichkeit 1490 völlig zusammen; sie erkannten, daß ihre Lage unhaltbar geworden sei und traten ab, ohne es auf eine Entscheidung durchs Schwert, zu der die Gegenpartei wohl gerüstet und fest entschlossen war, ankommen zu lassen. Als dann zu Anfang 1491 verräterische Umtriebe von Anhängern Hollands aufgedeckt und die Schuldigen der Stadt verwiesen wurden, machte sich auch Holland selber, der in dieser Sache offenbar auch kein reines Gewissen hatte, mit einigen Spießgesellen davon und stand nun draußen immer auf dem Sprunge als Braunschweigs erbittertster Feind. Das zeigte sich besonders deutlich, als im Frühjahr 1502 anlässlich der Absicht des Rates, zur Minderung neuerlicher schwerer Schuldenlast der Stadt Schoß, Zise (Accise, Lebensmittelzölle) und Hölle beträchtlich zu erhöhen, die Bürgerschaft wiederum lebhafteste Unruhe erfaßte. Zwar gelang es dem Rate durch Verhandlungen mit Gildemeistern und Hauptleuten den drohenden Sturm zu beschwichtigen, dennoch aber schien einigen seiner Gegner aus dem Hagen die Zeit für neue hochverräterische Machenschaften günstig zu sein. Sie trafen sich mit

Ludeke Holland, der in Helmstedt Unterschlupf gefunden hatte, und seinem Anhang in Königsutter und beredeten mit ihm, daß er am Autorstage, dem 20. August, in die Stadt kommen und im Verein mit den dortigen Verschworenen und der aufgeregten Menge über die unter Beteiligung des Rates dann stattfindende Prozession zu Ehren des Heiligen mörderisch herfallen solle. Der teuflische Plan ward gerade noch rechtzeitig durch einen Gürtler, den einer der Rädelsführer, Wolter Hothhusen, in sicherem Glauben, er werde mittun, in das Vorhaben eingeweiht hatte, dem Rate entdeckt. Alsbald wurden die Tore geschlossen, so daß Holland, der vor dem Magnitore auf das verabredete Zeichen zum Losbruch wartete, ausgesperrt ward und die Prozession ungestört vor sich gehen konnte. Hothhusen setzte man sofort in den Altstadteller gefangen, den übrigen Hauptwühlern aber, deren Namen dem Rate zunächst nicht bekannt waren, gelang es aus der Stadt zu entweichen, wie auch Ludeke Holland sich noch durch schleunige Flucht zu retten vermochte. Hothhusen mußte für seinen Hochverrat furchtbar büßen. Am 15. September wurde er gerädert und gewierteilt, worauf man die vier Teile auf ebensoviel Räder legte, deren je eins zur abschreckenden Warnung beim Galgen vor der Altstadt, beim Hagengalgen, über der Schindertuhle vor dem Agidentore und auf dem Kreuzwege vor dem Michaelistore aufgerichtet ward. Im Januar 1503 erlitt dann noch den milderen Tod durch Enthauptung der Kürschner Jasper Boffe vom Bohlwege, der gleichfalls an der Verschwörung mit Holland beteiligt gewesen war und insbesondere mit seinem Gildegenossen Kersten Flugge durch Hollands Sohn als Boten Briefverkehr mit diesem unterhalten hatte. Ludeke Holland selber verzog sich nach dem Niglingen des Unternehmens von Helmstedt, wo man ihn eines dort begangenen Totschlags wegen auch nicht mehr dulden wollte, in die Altmark, nach Beetendorf und Kalbe. Von da aus überfiel er im Mai 1503 Braunschweiger Bürger in der Brutlosherde nördlich von Kästorf auf der Reise nach Lüneburg, nahm sie, etwa 12 an der Zahl, gefangen und raubte einem Pfaffen 900 Gulden, die er im Auftrage des Braunschweiger Rates dem zu Lüneburg überbringen sollte. Braunschweig rief daraufhin den Kurfürsten Joachim von Brandenburg um Hilfe an, die dieser auch bereitwillig gewährte. Er erzwang die Freilassung der Gefangenen, die Holland auf der Burg zu Kalbe festgesetzt hatte, sowie die Rückgabe des Geldes und verbot seinen Untertanen jenen zu haufen oder zu hegen. Da siedelte der zu einem Strauchdiebe herabgesunkene einstige Beherrscher der Stadt Braunschweig nach Dömitz in Mecklenburg über, wo er im März 1510 starb.

Drei Jahre später, im Sommer 1513, brachen in Braunschweig neue Unruhen aus, der Auflauf von den zwei Schossen, wie sie Hermann Boten, der Aufruhr der Armut, wie sie treffender Hänselmann genannt hat. Sie zeitigten Gewalttaten, die stark an die von 1374 erinnern. Bei der andauernden Finanznot der Stadt waren im Dezember 1512 vom Rate mit den Gildemeistern und Hauptleuten wiederum bedeutende Erhöhungen der Steuer- und sonstigen Auflagen vereinbart worden, vor allem zweimalige Erhebung des Schosses, jener Vermögenssteuer, die im Haushalte der alten deutschen Stadt eine so bedeutende Rolle spielt. Als nun im Juni 1513 die erste Schosßzahlung dieses Jahres geleistet werden sollte, fing es im Hagen und in der Altenwit unter den Angehörigen der ärmsten

Schicht, den Zimmerleuten, Dachdeckern, Schubflückern, Schweinetreibern, Badeknechten, Tagelöhnern usw. von der Mauern-, Griesen-, Schöppensiederstraße, vom Klinte und vom Nickelnkulte, bedenklich an zu gären. Sie rotteten sich zusammen und drangen am Montag, dem 6. Juni, um 11 Uhr mittags, durch Glockenschlag von der Katharinenkirche gerufen, mit wüstem Geschrei vor das Rathaus im Hagen, wo ein Teil des Rates beisammen war. Der Ratmann Henning Grünhagen ging auf den Markt hinunter, um die Tobenden zu beschwichtigen, doch wurde er ohne weiteres niedergeschlagen, so daß er tot liegen blieb. Hierauf sprengten die Aufrührer mit Äxten die Haupttür des Rathauses, die man noch rechtzeitig hatte schließen können, und stürmten hinein. Die Ratsherren flüchteten sich hintenherum ins Gewandhaus, nur des Bürgermeisters Heinrich Elers wurden die Eindringlichen noch habhaft und brachten ihm schwere Schulterwunden bei: auch er sank anscheinend tot zu Boden, genas aber später wieder. Vom Hagenmarke wälzte sich die lärmende Menge, durch Zuzug aus den übrigen Weichbildern verstärkt, hinter der Aufrührerfahne her, die ein Lehmflücker namens Knuffloyd (Knoblauch) trug, nach dem Altstadttrahause; unterwegs wurden von den Anwohnern der Straßen, durch die der Zug ging, mindestens zwölf, die der Tumult veranlaßt hatte, Ausschau zu halten, mutwillig verwundet. Auf dem Altstadtmarke und dem Rathause kam es dann zu Verhandlungen, die dahin führten, daß der Rat den Aufständischen erhebliche Zugeständnisse machte: einige mißliebige Persönlichkeiten, darunter der der Menge besonders verhaßte Zoltschreiber Hermann Boten, den wir schon als Verfasser des Schichtbuches kennen¹⁾, sollten die Stadt verlassen, auf den doppelten Schoß sollte verzichtet und die Zise wieder auf die alten Sätze herabgemildert, endlich durch Brief und Siegel zugesichert werden, daß niemand wegen des Aufruhrs belangt werden dürfe. Am nächsten Tage gebärdete sich der Pöbel noch wild genug, u. a. mußte Boten, der im Brüdernkloster Zuflucht gefunden hatte und aus diesem gewaltsam herausgeholt war, schwere Mißhandlungen über sich ergehen lassen, aber dann gewann doch allmählich die Vernunft wieder die Oberhand, und es zog wieder Ruhe in die Stadt ein. Indes trotz der Nachgiebigkeit des Rates auf finanziellem Gebiete, die, um nur das eine herauszuheben, zur Folge hatte, daß den zahlreichen Rentengläubigern der Stadt nur die Hälfte ihrer Renten gezahlt werden konnte, trotz der den Aufrührern bewilligten Straflosigkeit für ihre Untaten brüteten einige von ihnen über neuen finstern Plänen, an ihrer Spitze Ludete Kelling, ein Koch und Brauer auf der Wendenstraße, der sich in den letzten Wirren zu einem Hauptmann der Gemeinde im Hagen emporgeschwungen hatte. Abermals wollten sie das niedere Volk zur Auflehnung gegen die Obrigkeit, zu Mord und Plünderung fortreißen. Doch dem Rate wurde ihr Vorhaben entdeckt, so daß er umfassende Gegenmaßregeln treffen und zur Verhaftung der ihm namhaft gemachten Häupter der Verschwörung schreiten konnte. Kelling freilich hatte rechtzeitig Lunte gerochen und sich nach Jemte in der Heide geflüchtet, sieben seiner Genossen aber gerieten in die Hand des Rates und bekannten im Altstadtceller auf der Folter all die schlimmen Dinge, die sie vorgehabt, wobei allerdings dahingestellt bleiben muß, ob das erzwungene Geständnis wirklich der Wahrheit entsprach.

1) Siehe oben S. 42

Daraufhin wurden am 2. Dezember 1513 sechs der Gefangenen beim Altstädter Galgen vor dem Petritore enthauptet und unter dem Galgen verscharrt. Den siebenten, einen Zimmermann namens Lubbert, ließ man vorläufig noch am Leben, weil er noch Zeugnis ablegen sollte gegen Keteling und andere gleichfalls entflohene Verschwörer, über die man wieder Gewalt zu gewinnen hoffte. Inzwischen hatten die v. Bartenleben, die Gerichtsherren von Jembke, Keteling auf der Wolszburg in den Turm gesetzt, ihn nach Braunschweig auszuliefern, wie der Rat es gefordert hatte, zwar abgelehnt, aber gerichtliches Verfahren gegen ihn verstatet. In dem mit ihm angestellten Verhöre nannte er noch eine Anzahl Kumpane. Nur einen davon, den Bader Hans Trumper am Neustadtthore, gluckte es den Dienern des Rates zu fangen, die übrigen entkamen. Am 23. Februar 1514 mußte Keteling sein verrätherisches Treiben mit dem Leben bezahlen: man ließ ihn auf der Wolszburg enthaupten und zu Heflingen begraben. Drei Tage darauf starb Trumper eines natürlichen Todes. Am 2. März wurde sein Leichnam im Sacke zum Altstadthalgen hinausgefahren, dahin auch gleichzeitig Lubbert gebracht. Dort wurden sie beide, der lebende und der tote Missethäter, wie Keteling und ihre schon im Dezember hingerichteten Spießgesellen geköpft und unter dem Galgen begraben. Das war der düstere Ausgang des Aufruhrs der armen Leute.

Bilder, reich an Blut und Grauen, sind eben vor unsern geistigen Augen vorübergezogen, aber keines darunter vermag auch nur annähernd solchen Abscheu, solches Entsetzen zu erwecken, wie das Bild, zu dem sich all die furchtbaren Tüge von viehischer und zugleich wollüstiger Grausamkeit zusammenschließen, die den uns noch heute aufs tiefste erschütternden Untergang Henning Brabandts und seiner Genossen im Herbst 1604 kennzeichnen. Wie konnte es geschehen, fragt man sich bestürzt, daß Bürger einer deutschen Stadt einen Mitbürger von nicht geringen geistigen und sittlichen Eigenschaften so teuflisch zu Tode marterten, wie konnte das geschehen in einer Stadt, die seit achtzig Jahren eine Hochburg des Lutherthums war und sich sehr viel darauf zugute tat, wie konnte das vollends geschehen unter schwerer Mitschuld der Stadtgeistlichkeit? Um wenigstens bis zu einem gewissen Grade hierüber zur Klarheit zu kommen, um uns des Geistes jener Zeit recht deutlich bewußt zu werden und um uns durch ein besonders beweiskräftiges Beispiel die Tatsache noch fester einprägen zu lassen, daß aufgepeitschte politische Leidenschaft auch unsere Vorfahren trotz ihrer Zugehörigkeit zu dem schwerfälligen und für gewöhnlich gleichmütigen Niedersachsenstamme zu den scheußlichsten Untaten hinzureißen vermochte, wollen wir uns hier die schreckliche Katastrophe und ihre Vorgeschichte so gut zu vergegenwärtigen versuchen, als es die zwar reichlich fließende, aber in manchem doch auch lückenhafte und vor allem viele Widersprüche aufweisende Überlieferung gestattet, die zudem noch der zugleich gründlichen und kritischen Durcharbeitung harret.

Henning Brabandt¹⁾ wurde ums Jahr 1550 in Braunschweig geboren, wohin sein gleichnamiger Vater, der schon 1537 ein Haus an der Gördeningerstraße (jetzt Nr. 45) besaß, vermutlich aus Celle eingewandert war. Ein begabter Junge, erwarb er sich, wahrscheinlich auf dem Martineum, eine gute humanistische Bildung und widmete sich dann fünf Jahre

¹⁾ So schreibt er selber stets seinen Namen.

Schicht, den Zimmerleuten, Dachdeckern, Schublickern, Schweinetreibern, Badeknechten, Tagelöhnern usw. von der Mauern-, Griesen-, Schöppenstedterstraße, vom Klinte und vom Nickelnkulle, bedenklich an zu gären. Sie rotteten sich zusammen und drangen am Montag, dem 6. Juni, um 11 Uhr mittags, durch Glockenschlag von der Katharinenkirche gerufen, mit wüstem Geschrei vor das Rathhaus im Hagen, wo ein Teil des Rates beisammen war. Der Ratmann Henning Grünhagen ging auf den Markt hinunter, um die Tobenden zu beschwichtigen, doch wurde er ohne weiteres niedergeschlagen, so daß er tot liegen blieb. Hierauf sprengten die Aufrührer mit Ästen die Haupttür des Rathhauses, die man noch rechtzeitig hatte schließen können, und stürmten hinein. Die Ratsherren flüchteten sich hintenherum ins Gewandhaus, nur der Bürgermeister Heinrich Elers wurden die Eindringenden noch habhaft und brachten ihm schwere Schulterwunden bei: auch er sank anscheinend tot zu Boden, genas aber später wieder. Vom Hagenmarke wälzte sich die lärmende Menge, durch Zuzug aus den übrigen Weichbildern verstärkt, hinter der Aufrufsfahne her, die ein Lehmlicker namens Knufflopf (Knoblauch) trug, nach dem Altstadttrathause; unterwegs wurden von den Anwohnern der Straßen, durch die der Zug ging, mindestens zwölf, die der Tumult veranlaßt hatte Ausschau zu halten, mutwillig verwundet. Auf dem Altstadtmarke und dem Rathause kam es dann zu Verhandlungen, die dahin führten, daß der Rat den Aufständischen erhebliche Zugeständnisse machte: einige mißliebige Persönlichkeiten, darunter der der Menge besonders verhaßte Zollschreiber Hermann Boten, den wir schon als Verfasser des Schichtbuches kennen¹⁾, sollten die Stadt verlassen, auf den doppelten Schuß sollte verzichtet und die Zise wieder auf die alten Sätze herabgemildert, endlich durch Brief und Siegel zugesichert werden, daß niemand wegen des Aufruhrs belangt werden dürfe. Am nächsten Tage gebärdete sich der Pöbel noch wild genug, u. a. mußte Boten, der im Brüdernkloster Zuflucht gefunden hatte und aus diesem gewaltsam herausgeholt war, schwere Mißhandlungen über sich ergehen lassen, aber dann gewann doch allmählich die Vernunft wieder die Oberhand, und es zog wieder Ruhe in die Stadt ein. Indes trotz der Nachgiebigkeit des Rates auf finanziellem Gebiete, die, um nur das eine herauszubeben, zur Folge hatte, daß den zahlreichen Rentengläubigern der Stadt nur die Hälfte ihrer Renten gezahlt werden konnte, trotz der den Aufrührern bewilligten Straflosigkeit für ihre Untaten brüteten einige von ihnen über neuen finstern Plänen, an ihrer Spitze Ludeke Kefeling, ein Koch und Brauer auf der Wendenstraße, der sich in den letzten Wirren zu einem Hauptmann der Gemeinde im Hagen emporgeschwungen hatte. Abermals wollten sie das niedere Volk zur Auflehnung gegen die Obrigkeit, zu Mord und Plünderung fortreißen. Doch dem Rate wurde ihr Vorhaben entdeckt, so daß er umfassende Gegenmaßregeln treffen und zur Verhaftung der ihm namhaft gemachten Häupter der Verschwörung schreiten konnte. Kefeling freilich hatte rechtzeitig Lunte gerochen und sich nach Jembke in der Heide geflüchtet, sieben seiner Genossen aber gerieten in die Hand des Rates und bekannten im Altstadtceller auf der Folter all die schlimmen Dinge, die sie vorgehabt, wobei allerdings dahingestellt bleiben muß, ob das erzwungene Geständnis wirklich der Wahrheit entsprach.

¹⁾ Siehe oben S. 42

Daraufhin wurden am 2. Dezember 1513 sechs der Gefangenen beim Altstädter Galgen vor dem Petritore enthauptet und unter dem Galgen verscharrt. Den siebenten, einen Zimmermann namens Lubbart, ließ man vorläufig noch am Leben, weil er noch Zeugnis ablegen sollte gegen Keling und andere gleichfalls entflohene Verschwörer, über die man wieder Gewalt zu gewinnen hoffte. Inzwischen hatten die v. Bartenleben, die Gerichtsherren von Jembke, Keling auf der Wolfsburg in den Turm gesetzt, ihn nach Braunschweig auszuliefern, wie der Rat es gefordert hatte, zwar abgelehnt, aber gerichtliches Verfahren gegen ihn verstatet. In dem mit ihm angestellten Verhöre nannte er noch eine Anzahl Kumpane. Nur einen davon, den Bader Hans Trumper am Neustadtore, glückte es den Dienern des Rates zu fangen, die übrigen entkamen. Am 23. Februar 1514 mußte Keling sein verräterisches Treiben mit dem Leben bezahlen: man ließ ihn auf der Wolfsburg enthaupten und zu Heflingen begraben. Drei Tage darauf starb Trumper eines natürlichen Todes. Am 2. März wurde sein Leichnam im Sacke zum Altstadthalgen hinausgefahren, dahin auch gleichzeitig Lubbart gebracht. Dort wurden sie beide, der lebende und der tote Missetäter, wie Keling und ihre schon im Dezember hingerichteten Spießgesellen geköpft und unter dem Galgen begraben. Das war der düstere Ausgang des Aufruhrs der armen Leute.

Bilder, reich an Blut und Grauen, sind eben vor unsern geistigen Augen vorbeigezogen, aber keines darunter vermag auch nur annähernd solchen Abscheu, solches Entsetzen zu erwecken, wie das Bild, zu dem sich all die furchtbaren Tügel von viehischer und zugleich wollüstiger Grausamkeit zusammenschließen, die den uns noch heute aufs tiefste erschütternden Untergang Henning Brabants und seiner Genossen im Herbst 1604 kennzeichnen. Wie konnte es geschehen, fragt man sich bestürzt, daß Bürger einer deutschen Stadt einen Mitbürger von nicht geringen geistigen und sittlichen Eigenschaften so teuflisch zu Tode marterten, wie konnte das geschehen in einer Stadt, die seit achtzig Jahren eine Hochburg des Lutherthums war und sich sehr viel darauf zugute tat, wie konnte das vollends geschehen unter schwerer Mitschuld der Stadtgeistlichkeit? Um wenigstens bis zu einem gewissen Grade hierüber zur Klarheit zu kommen, um uns des Geistes jener Zeit recht deutlich bewußt zu werden und um uns durch ein besonders beweiskräftiges Beispiel die Tatsache noch fester einprägen zu lassen, daß aufgepeitschte politische Leidenschaft auch unsere Vorfahren trotz ihrer Zugehörigkeit zu dem schwerfälligen und für gewöhnlich gleichmütigen Niedersachsenstamme zu den scheußlichsten Untaten hinzureißen vermochte, wollen wir uns hier die schreckliche Katastrophe und ihre Vorgeschichte so gut zu vergegenwärtigen versuchen, als es die zwar reichlich fließende, aber in manchem doch auch lückenhafte und vor allem viele Widersprüche aufweisende Überlieferung gestattet, die zudem noch der zugleich gründlichen und kritischen Durcharbeitung harret.

Henning Brabant¹⁾ wurde ums Jahr 1550 in Braunschweig geboren, wohin sein gleichnamiger Vater, der schon 1537 ein Haus an der Görtelingerstraße (jetzt Nr. 45) besaß, vermutlich aus Celle eingewandert war. Ein begabter Junge, erwarb er sich, wahrscheinlich auf dem Martineum, eine gute humanistische Bildung und widmete sich dann fünf Jahre

¹⁾ So schreibt er selber stets seinen Namen.

hindurch auf verschiedenen Universitäten dem Studium der Rechte, worauf er die Notariatsprüfung ablegte. Dann widmete er sich der Notariats- und Anwaltspraxis, die rasch großen Umfang annahm. Zunächst wohl vornehmlich von seinen Mitbürgern in Anspruch genommen, gewann er bald auch einen stattlichen Klientenkreis außerhalb der Stadt, zu dem insbesondere zahlreiche Adlige der Umgegend gehörten. Dank seiner Tüchtigkeit, die bei der Führung großer Prozesse in helles Licht trat, ward er zum vereidigten Advokaten und Prokurator beim Fürstlichen Hofgerichte zu Wolfenbüttel bestellt, in der Folge auch mit der Vertretung von Recht suchenden vor andern fürstlichen und städtischen Gerichten betraut und sogar in die Notariatsmatrikel des Reichskammergerichts aufgenommen. Das große Ansehen, das sich Brabandt hierdurch bei der Bürgerschaft erwarb, ward noch gesteigert durch seinen makellosen, von starker Religiosität getragenen Lebenswandel und seine günstigen Vermögensverhältnisse, die ihm u. a. gestatteten sich 1581 ein großes Haus an der Westseite der Südstraße — bei Anlage des Bankplatzes ist es dem Abbruch verfallen — zu kaufen. Es wäre verwunderlich gewesen, wenn man einen solchen Mann nicht zur Mitwirkung im Stadtregerie herangezogen hätte: um die Jahreswende 1584 ward er zu einem der acht Hauptleute der Gemeinde in der Altstadt gewählt. Diese Wahl hat letzten Endes seinen grausigen Tod herbeigeführt. Vermöge seiner geistigen Fähigkeiten, vorab seiner großen Beredbarkeit, Federgewandtheit und ausgebreiteten Rechtskenntnis, ward er wohl gleich mit seinem Amtsantritt der Führer der sämtlichen Hauptleute als allen fünf Weichbildern, 28 an der Zahl. Seitdem jene 1445 sich zum Räte und den Gildemeistern als dritter Faktor der Stadtregerie gesellt hatten, waren sie, die unmittelbar von der breiten Masse der nicht in den Gilden organisierten gemeinen Bürger gewählt wurden, die natürlichen Hüter der Demokratie und infolgedessen die gegebenen Gegner des das Steuer der Stadt führenden Rates in den Zeiten seiner oligarchischen Erstarrung. In den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts machte sich diese wieder besonders stark geltend. Dem vorerwähnten Großen Briefe von 1445, der die gleichzeitige Zugehörigkeit naher Verwandter zum Räte verboten hatte, zum Trotz war es infolge fast zwangsläufiger Entwicklung der Dinge damals, wie auch schon in früheren Perioden, doch nur ein verhältnismäßig kleiner Kreis durch Alter und Besitz ausgezeichnet, von jeher mit den Regierungsgeschäften vertrauter Geschlechter, der die wirklich einflussreichen Mitglieder des Rates und die Inhaber der bedeutendsten Verwaltungsämter stellte, und der schon hieraus sich ergebende unvollstümliche Charakter der Rats herrschaft wurde noch dadurch verstärkt, daß die gelehrten Oberbeamten des Rates, die Syndici und Sekretarien, als Vertreter des römischen Rechtes dem gemeinen Manne fremd gegenüberstanden und sein Zutrauen nicht besaßen. Kein Wunder also, wenn derzeit Rat und Hauptleute eine tiefe Kluft voneinander trennte. Sie war zweifellos schon vorhanden, als Brabandt an die Spitze der Hauptleute trat; aber statt sich ihre Überbrückung angelegen sein zu lassen, arbeitete er an ihrer Vertiefung und Verbreiterung. Zunächst bekämpfte er die ihrerseits nicht minder streitlustigen Stadtkunker oder Patrizier, wie sie sich damals schon zu nennen pflegten, und den ganzen Rat in einer Anzahl von Prozessen, und als dadurch die Volksleidenschaft mehr und mehr aufgestachelt war, aufgestachelt auch durch Anschuldigungen gegen die Junker, die nur zum Teil begründet waren, wie namentlich die

Verdächtigung, daß jene um ihrer zahlreichen herzoglichen Lehen willen die Belänge der Stadt gegen den Herzog nicht gehörig wahrten, wirklichen Halts entbehrte, ging er zum entscheidenden Angriff über. Mit vollem Erfolge, denn am 28. Mai 1601 zwang er den Rat mit Gildemeistern und Hauptleuten den im wesentlichen als sein — Brabandts — Werk zu betrachtenden sogenannten Neuen Kezeß abzuschließen, der die Art an den Stamm des oligarchischen Regiments legte. Bekräftigung und Ausbau der Bestimmungen des Großen Briefes von 1445 — dahin läßt sich der



Henning Brabandt

Inhalt dieser Urkunde kurz zusammenfassen. Gegenüber dem Rechte des Rates, in dem nach Besiegelung des Kezeßes kein Raum für Vetternwirtschaft mehr geblieben war, wurden die der Gildemeister und Hauptleute als mit gleichem Anteil am Stadtreimente wie der Rat begabter Körperschaften scharf betont.

Die schwere Niederlage, die Brabandt so dem Patriziate beigebracht hatte und die am deutlichsten darin zum Ausdruck kam, daß eine stattliche Anzahl aus ihm hervorgegangener Ratleute, voran Curd Döring, Curd von Schöppenstedt, Jürgen von Damm, Melchior von Strombeck und Curd von Walbeck, anläßlich der Ratswahl zu Beginn des Jahres 1602 notgedrungen abdankte, schürte natürlich den Haß der Besiegten gegen die Hauptleute und deren Führer zur Siedehitze: die Beseitigung des Kezeßes und seiner Urheber war von nun an das Ziel, auf das sie mit allen Mitteln hinarbeiteten. Hierbei fanden sie kräftige Unterstützung durch die Stadtgeistlichkeit, an deren Spitze damals der Roadjutor — d. h. der

Gehilfe des Stadtsuperintendenten, dessen Stelle seit 1599 unbesetzt war — Magister Johannes Kaufmann stand, ein ungewöhnlich leidenschaftlicher und unduldsamer Mann. Sein Geist theilte sich auch seinen meisten Amtsbrüdern mit: rücksichtslos wetterten sie von den Kanzeln gegen die wirklichen und vermeintlichen Mißstände, wo immer sie ihnen aufstießen. Man kann nicht sagen, daß sie dabei die Reichen und Vornehmen verschont hätten, wie denn in einer am 6. Januar 1602, dem Tage vor der Ratswahl, gehaltenen Predigt Kaufmann selber, zur Wahl ehrlicher und tüchtiger Männer mahnend, das üppige und unsittliche Leben der Stadtkunker mit so starken Worten geißelte, daß es allgemeines Aufsehen erregte. Aber die Hauptgegnerschaft der Geistlichkeit galt doch den Vorkämpfern der Demokratie, in denen sie die Feinde nicht nur der Oligarchie, sondern auch der Hierarchie (Priesterherrschaft) erblickten. Schon bald nach dem Zustandekommen des Neuen Keßses hub ihre Fehde gegen die Hauptleute an. Den ersten Streitruf ließ der Pastor zu St Ulrici Bartold Völckerling in einer Predigt am 11. September 1601 erschallen, indem er im Hinblick auf tumultuarische Vorgänge, die sich zwei Tage zuvor gelegentlich der Rückkehr einer Gesandtschaft des Rates aus Prag abgespielt hatten, die Hauptleute und insbesondere Henning Brabandt als den Anstifter aller Unruhe beftig angriff. Und dieser Predigt folgte am 5. November eine nicht minder scharfe Jürgen Oedings, Pastors zu St Magni, die sich mit großer Bitterkeit gegen den Neuen Keßß und die Gewaltthätigkeit, wodurch er dem Rate abgedrungen sei, wandte. Die Hauptleute erwiderten diese Angriffe mit nachdrücklichen Verwahrungen und Beschwerden beim Rate, auch sahen sich die Geistlichen tätlichen Bedrohungen der Menge ausgesetzt. Das hinderte sie aber nicht, im Frühjahr 1603 den Kampf mit verdoppelter Streitmuth wieder aufzunehmen. Der äußere Anlaß dazu war folgender. Im Mai 1602 war Jürgen Schmidt, ein Salaunenmacher (Wolldeckmacher) in der Neustadt, unter der schweren Anklage der geplanten Befreiung dreier zum Tode verurtheilter Kirchendiebe und weiterer Aufruhrpläne vom Rate gleichfalls zum Tode verurtheilt worden. Da Schmidt jedoch dem Neuen Keßß zuwider in seinem eigenen Hause verhaftet war, protestirten die Hauptleute — übrigens ohne Beteiligung Brabandts, der damals, Anfang 1602 zum Reisesekretarius des Rates bestellt, in dessen Auftrage am kaiserlichen Hofe in Prag weilte — zu seinen Gunsten und erreichten schließlich, daß er gegen Stellung von Bürgen am 16. Februar 1603 auf freien Fuß gesetzt wurde. Einmal frei, machte sich aber Schmidt, seine Bürgen im Stiche lassend, auf Nimmerwiederssehen davon. Das Eintreten der Hauptleute für Schmidt benutzte nun die Stadtgeistlichkeit, um in maßloser Weise gegen sie zu hetzen. Da sich die Angegriffenen hiergegen kräftig zur Wehr setzten und sogar ein Rechtsgutachten aus Marburg erwirkten, das sich auf ihre Seite stellte, steigerte sich die Erbitterung der Geistlichen so, daß sie am 22. September den nach Lage der Dinge geradezu ungeheuerlichen Schritt taten, die Exkommunikation über die Hauptleute zu verhängen, die sie dann auch streng durchführten. Allen Ausgleichversuchen des Rates setzten sie die Forderung vorbehaltloser Abbitte der Hauptleute entgegen, und da diese sich zu solcher natürlich nicht verstehen konnten und wollten, zog sich der Streit endlos hin und war noch unausgetragen, als das Gewitter über Brabandt und seinen Freunden sich entlud.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß dieser Kampf der Geistlichen gegen die Hauptleute bei dem sehr starken Einfluß, den auch die lutherische Kirche damals noch auf den weitaus größten Teil ihrer Anhänger ausübte, der inzwischen nicht ruhenden Wühlarbeit der Stadtkunker gegen Brabandt nicht wenig zu statten kam. Auch der Umstand war ihr sehr förderlich, daß Brabandt 1602 zweimal und 1603 noch einmal vom Räte in Sachen der Stadt wider Herzog Heinrich Julius nach Prag verschickt ward und jede dieser Reisen ihn Monate lang von Braunschweig fernhielt, während welcher Zeit seine Gegner freies Feld hatten. Vielleicht am meisten aber begünstigte diese ein Drittes. Auch in seiner neuen Zusammensetzung brachte der Rat kein besseres Verhältnis zwischen der Stadt und dem Herzoge zuwege, vielmehr schuf ihr die Feindschaft des Landesherren stetig zunehmende Bedrängnis, die auch Brabandts eigene Verhandlungen in Prag nicht zu lindern vermochten. Das wurde natürlich eifrig gegen die Hauptleute und Brabandt vor allem ausgebeutet, und man wagte es sogar, wenn auch mehr oder weniger versteckt, diesen des Verrats der Stadt an den Herzog zu beschuldigen. So vollzog sich allmählich ein Stimmungsumschwung in der Stadt; immer weitere Kreise wurden von Argwohn und Mißtrauen gegen Brabandt und die um ihn erfasst. In welchem Maße, dafür ist bezeichnend die im April 1604 auftauchende, von dem Grobschmied Asche Kamla am Agidienmarke, wenn nicht erfundene, so doch zunächst verbreitete Behauptung, der Satan sei in Gestalt eines Raben Brabandt auf dem Agidienkirchhofe ins Gesicht geflogen, der sich seiner habe kaum erwehren können, eine Behauptung, die, noch weiter ausgeschmückt, trotz ihrer Ungereimtheit so vielen Glauben fand, daß Brabandt sich am 26. April auf dem Altstadtrathause feierlich gegen die Verleumdung zu verteidigen für nötig hielt und sie wenige Tage darauf noch in einer eigenen Flugschrift bekämpfte. Und kaum war diese erschienen, so fühlte er sich im vollen Bewußtsein seiner bedrohlichen Lage gedrungen, in einer weit umfänglicheren zweiten Schrift den sonstigen gegen ihn in Umlauf gebrachten Verdächtigungen und Beschuldigungen, als deren Urheber er u. a. die Patrizier Cyriacus und Heinrich von Vechelde bezeichnete, entgegenzutreten. Doch konnte er damit das Verderben nicht mehr aufhalten, das schließlich jäh über ihn hereinbrach. Das kam so.

Ein Bürger Autor Limble, der 1602 als einer der Mitschuldigen Jürgen Schmidts der Stadt verwiesen worden, war auf eigene Gefahr dahin zurückgekehrt und hatte sich dort so trotzig und auffässig benommen, daß er Ende August 1604 gefangen gesetzt wurde. Da er für einen Schützling der Hauptleute galt, so beschloßen Brabandts Feinde diesen Fall als Hebel zu dessen Sturze zu benutzen. Am 29. August veranstalteten sie, wie schon öfter, eine Versammlung auf dem Hagenmarke, die einen aus je zwei Bürgern aller Weichbilder bestehenden Ausschuß wählte und durch diesen den Rat auffordern ließ, Limble wegen seiner eigenmächtigen Heimkehr und wegen seiner Drohungen, bei denen er angeblich auf seinen Rückhalt an zwölf Personen gepocht hatte, einem strengen Verhöre zu unterziehen. Der Rat, der, wie es scheint, in seiner Mehrheit schon länger von dem Stimmungsumschwunge mit ergriffen worden war, kam der Forderung nach. Durch die Folter ward ein Bekenntnis von jenem erpreßt, wie es gewünscht wurde. Sicher ist, daß Limbles Aussagen Brabandt und dessen Anhänger schwer belasteten, wenngleich ihr genauer Inhalt noch nicht zu-

verlässig festgestellt worden ist. Die Erregung in der Stadt wuchs zusehends; wenn Brabant trotzdem nicht jetzt schon die Flucht ergriff, so bestimmte ihn dazu wohl weniger die Zuversicht eines reinen Gewissens — denn daß er nur zu gut wußte, in wie großer Gefahr er schwebte, dafür liegen Zeugnisse genug vor — als die Rücksicht auf die Seinigen und seine Genossen, die er nicht im Stiche lassen wollte. Am Montag, dem 3. September, versammelten sich, während der Rat auf dem Neustadtrathause tagte, die Patrizier, eine Anzahl Geistlicher und eine Menge Volks auf dem Hagenmarkte, Brabant dagegen und sein Anhang auf dem Altstadtmarkte. Zwischen beiden Parteien und dem Räte, der trotz seiner Hinnneigung zur Hagenmarktpartei offene Stellung zu nehmen scheute, wurde ergebnislos hin und her verhandelt. Erst gegen Abend ließ der Rat, nachdem er schon vorher alle Tore zu verschließen befohlen hatte, auf dem Hagenmarkte Einbles Bekenntnis verlesen, was die Wirkung hatte, daß mit Einverständnis des Rates ein tobender Haufe von bewaffneten Bürgern und Ratsdienern aufbrach, um sich der von Einble Beschuldigten zu bemächtigen. Inzwischen hatte sich die Versammlung auf dem Altstadtmarkte, wahrscheinlich weil man für den Abend keine Gewalttätigkeiten von der anderen Seite mehr erwartete, aufgelöst. Brabant hatte sich mit einigen Freunden in ihres Parteigängers, des Brauers Rndt Bierschmale, Haus an der Langen Brücke, das später den Namen „zum Einhorn“ führte, gegeben. Hiervon unterrichtet, stürmte die Rote der Gegner heran und drang gewaltsam in das Haus ein. In einem kurzen Handgemenge wurde einer von denen, die sie dort antrafen, Hermann Behme, ein Bürger der Altstadt, niedergeschossen; die übrigen gerieten teils in Gefangenschaft, teils vermochten sie zu entkommen. Unter letzteren befand sich Henning Brabant mit seinem Amtsgenossen Heinrich Depenau. Diese beiden sprangen in die nahe Oker und flüchteten durch das der Dammühle gegenüber gelegene Haus des Tischlers Jürgen Wegener nach der Südstraße, von wo sie, durch Henning Bosses Haus hindurcheilend, die Stadtmauer erreichten. Von ihr wagten sie den Sprung in die Tiefe, der aber nur Depenau glückte, während sich Brabant ein Bein brach. Dennoch kam er noch mit Depenaus Hilfe an den Wallgraben und in einen Kahn. Darin ans andere Ufer gelangt, trafen sie in einem Garten vor dem Michaelistore einen Leinwebergesellen, der die Nacht draußen zubringen mußte, weil er das Tor bereits geschlossen gefunden hatte. Mit diesem schleppte Depenau Brabant in die Nähe der Rotenburg, wo sie ihn unter einem Busche liegen ließen. Am andern Tage setzte die Verhaftung der wirklichen und vermeintlichen Anhänger Brabants in großem Umfange ein: die meisten Hauptleute, von denen mehrere auch dem Räte angehörten, aber auch eine Anzahl sonstiger Ratsmitglieder und nicht wenige gewöhnliche Bürger wurden im Laufe dieses und der nächsten Tage von ihr betroffen. Zugleich erließ der Rat Steckbriefe hinter den Entwichenen her und setzte große Belohnungen darin aus, die höchste, 100 Taler, für Brabants Festnahme oder Beihilfe dazu. Daraufhin meldete dann der Geselle, der ihn mit Depenau fortgeschleppt hatte, was sich in der vergangenen Nacht zugetragen, und alsbald entsandte der Rat bewaffnete Diener nach dem angegebenen Orte, wo sie auch den Unglücklichen noch fanden. Sie setzten ihn seines gebrochenen Beines wegen auf ein Pferd und brachten ihn, da die Tore schon geschlossen waren, für die Nacht nach dem Kreuzkloster. Am andern Morgen um 8 Uhr ward er dann, zum Hobn

mit einem alten blauen Mantel und einem alten Hute bekleidet, wieder aufs Pferd gesetzt und über den Königastieg durchs Hobetor in die Stadt geführt. Dort ging der traurige Zug, begafft von den Patriziern, die den verhassten Feind mit dem Zurufe „Siehe da, siehe da, da kommt der Raben König!“ begrüßten, begleitet von johlendem Pöbel, der den bejammernswerten Reiter beschimpfte und anspie, über den Altstadt- und den Kohlmarkt, durch die Schuhstraße und dann am Marstall vorbei nach der Frohnerei in der Neustadt, wo ein schmutziges und stinkendes Gelaß Brabandt aufnahm. Inzwischen hatten schon die von Deputierten des Rates angestellten Verböre der Gefangenen begonnen, die nun auch auf Brabandt ausgedehnt wurden. Damit sie zu dem rechten Ergebnisse führten, brachten jene gleich den Scharfrichter, Meister Peter, und seine Knechte mit, von denen sie die Gefangenen nach allen Regeln ihrer schrecklichen Kunst foltern ließen, während sie selber seelenruhig zuschauten, den Scharfrichter zu immer neuen Scheußlichkeiten aufmunterten, so daß er gelegentlich in Gewissensnot ihnen den Gehorsam weigerte, und sich an Wein, Bier, Claret und Konfekt in überreichem Maße gütlich taten. Die den unglücklichen Opfern dieser Schandjustiz angetanen Qualen waren so fürchterlich, daß sie schließlich alles bekannten, was man von ihnen verlangte.¹⁾ So auch Henning Brabandt, den man, obwohl er schon in Folge seines Weinbruchs Schmerzen genug litt, nicht im geringsten schonte, sondern sogar dreimal, am 5. und 6. September und an einem der nächstfolgenden Tage vielständiger Tortur unterzog. In solchen Nöten gestand er, wenn man dem erst am 17. September über seine „Urgicht“ aufgenommenen Notariatsinstrumente trauen darf, von weniger wesentlichen Punkten abgesehen, daß er in allerlei Verhandlungen mit dem Kanzler Jagemann und andern herzoglichen Vertrauensleuten Verrat der Stadt an den Herzog betrieben, daß er Aufruhr in der Stadt gestiftet und daß er sich im letzten Jahre mit dem Teufel in ein Bündnis auf sechs Jahre eingelassen habe. Auf dieses erzwungene und sicherlich auch schon damals von allen Einsichtigen als wertlos erkannte Geständnis hin, das vor versammelter Bürgerschaft nach und nach stückweise, dann als Ganzes verlesen ward, um ihren blinden Haß gegen Brabandt und seine Gefährten immer mehr zu entflammen, wurde der Unglücks mann unter Übergehung wiederholter schärfster Proteste des Herzogs gegen das allem geltenden Rechte Hohn sprechende Verfahren zu einem schauerlichen Tode verurteilt und selbiges Urteil am 17. September vollstreckt. Eingeleitet wurde die Exekution durch einen Gottesdienst in der Katharinenkirche, in dem der Pastor Johannes Wagner, sich zum Dolmetsch der Gefühle der Stadtgeistlichkeit gegen Brabandt machend, eine — später gedruckte — Predigt über die in Kap. 7 des Buches Josua erzählte Steinigung Achans hielt. Er legte in ihr dar, wie sich eine christliche Obrigkeit gegen öffentliche Verbrecher und Übeltäter zu verhalten habe und wie gottselige Christen solchen Strafen zusehen und sie sich christlich zu Gemüte führen sollten. Hierauf wurde Brabandt, nachdem ihm um 9 Uhr

¹⁾ Einer der Gefolterten, der Kämmerer Zacharias Drösemann, soll sogar nach einer Angabe, die durch später in Wolfenbüttel von Augenzeugen gemachte Aussagen gestützt wird, während der Tortur verschieden sein. In Wahrheit ist er aber, wie Andreas Pawels 1803 angelegtes Rats- und Konstabelregister in der Stadtbibliothek zu Braunschweig lehrt, erst am 15. Dezember 1804 im Gefängnis an einer Krankheit gestorben.

an der Gerichtsstätte der Neustadt der Gerichtschreiber vor zahlreicher Versammlung sein Bekenntnis nochmals vorgelesen und er selbst es in allem Wesentlichen als richtig bestätigt hatte, auf einem Karren zu dem Tags zuvor auf dem Hagenmarke aufgeschlagenen Blutgerüste oder, wie man es damals nannte, Palaste geführt. Dort angelangt ward er, weil er seines Beinbruchs wegen nicht gehen konnte, auch infolge der bei der Folterung erlittenen Zerreißungen und Quetschungen sehr hinfällig war, auf einen Stuhl gesetzt und von den Henkersknechten die Treppe des Gerüsts hinaufgetragen. Oben bot sich ihm ein schauerlicher Anblick dar, denn am selben Morgen war dort schon Rutor Eimble hingerichtet, dessen entseelter Körper noch dalag. Nun verrichteten die Henker an Brabandt ihr Werk, der nach allen Zeugnissen große Standhaftigkeit bewies und, so lange es ihm möglich war, inbrünstig betete und fromme Lieder sang. Dem Urtheile gemäß wurden ihm als meineidigem Verräther vom Scharfrichter zunächst zwei Finger der rechten Hand abgeschlagen. Dann ward er vom Diebshenker mit glühenden Zangen in die Arme und die Brust gezwickt. Hierauf entkleidet und auf einen Tisch festgebunden, ward er vom Scharfrichter entmannt und ihm der Bauch bis an das Brustbein aufgeschlitzt. In seiner entsetzlichen Qual und Angst wandte er sich an die ihm beigegebenen beiden Geistlichen mit den Worten: „Nun, Ihr Herren, bittet Ihr nun, denn mir vergeht's!“ so daß jene bitterlich an zu weinen fingen. Danach fiel er in tiefe Ohnmacht, doch ward er durch ein „Kraftwasser“ aus ihr wieder aufgeweckt, damit er weiter gemartert werden könnte. Dann setzte ihm der Diebshenker ein Messer aufs Brustbein und schlug mit einem hölzernen Hammer darauf. Endlich riß der Scharfrichter seinem Opfer das Herz aus dem Leibe, worüber es den letzten Atemzug that. Hiernach wurden die Eingeweide des Entseelten mit einer großen Zahl in seinem Hause beschlagnahmter Briefe und Urkunden, sowie mit sämtlichen Ausfertigungen des Neuen Rezesses und den von Brabandt verfaßten Streitschriften verbrannt, während der Körper, nachdem man ihn enthauptet hatte, der Vierteilung verfiel. Der Kopf wurde auf einer eisernen Stange vor dem Michaelstore aufgesteckt, die übrigen vier Teile aber in eisernen Körben am Petri-, Neustadt-, Fällersleber- und Magnitor aufgehängt. Die Hirnschale war noch nach über hundert Jahren als grauses Erinnerungszeichen an dem angegebenen Orte zu sehen.

Mit Brabandts Hinrichtung hatte die Tragödie ihren Höhepunkt erreicht. Folgten jener auch noch zahlreiche weitere Exekutionen, so konnten sie sich doch an Schrecknis nicht entfernt mit ihr messen. Am 18. September wurde der Leichnam des in dem Getümmel in Bierschwales Hause erschossenen Hermann Behme auf dem Ullrichkirchhofe wieder ausgegraben und unter dem Galgen der Altstadt aufs Rad gelegt. Am 25. September wurden, nachdem bereits am 21. der Hauptmann in der Altstadt Albrecht Wolters den Folgen der Tortur erlegen war, ohne daß sich sein Beichtvater hätte bewegen lassen dem Sterbenden das heilige Abendmahl zu reichen, — am 25. also wurden Egidius Spitzer, Rämmerer in der Altstadt, Schwiebrecht Bertram, Hauptmann und Hutmacher im selben Weichbilde, und Barthold Haberland, Ratmann und Hauptmann im Hagen, auf dem Hagenmarke enthauptet, Spitzer freilich erst, nachdem ihm wie ja auch Brabandt die beiden Schwurfinger der rechten Hand abgehauen waren. Am 10. Oktober erlitten dann noch ebenda gleichfalls den Tod durchs

Schwert der Ratmann und Hauptmann in der Altstadt Hans Gabel, der Ratmann und Hauptmann in der Neustadt Autor Düvel, der Vogt und Hauptmann im Hagen Werner Convallius und der Notar und Hauptmann im Sacke Nikolaus Enholt. Erst nahezu zwei Jahre später, am 8. August 1606, fiel endlich auch der Kopf Heinrich Depenaus, des Gefährten Brabandts auf seiner Flucht, der bei einem Versuche, wieder in die Stadt hineinzugelangen, gefangen genommen war. Auch diese Hinrichtungen waren mit vielen ergreifenden und jammervollen Szenen verknüpft, doch würde es zu weit führen näher auf sie einzugehen.

Ebenso können wir nur flüchtig der Fülle von Stadtverweisungen, Freiheits-, Vermögens- und sonstigen Strafen gedenken, die über diejenigen verhängt wurden, denen man — vielen allerdings erst nach harter, ihre Gesundheit auf immer schädigender Folterung — das Leben geschenkt hatte. Besonders erwähnt sei wenigstens noch des tragischen Geschicks eines der hervorragenden Freunde Brabandts, des greisen Bürgermeisters der Altstadt Simon Lüddeken, der 1607 im Gefängnisse starb. Erwähnt sei auch, daß man es sich nicht versagte, die fünf unmündigen Kinder Brabandts, denen schon im Dezember 1603 auch die Mutter gestorben war, durch Beschlagnahme des gesamten väterlichen Vermögens ins Elend zu stoßen. Der Rachedurst der Patrizier und ihres Anhangs war schier unersättlich. So muß man sich bis ins Innerste angewidert fühlen, wenn man liest, daß die Sieger im Dezember 1604 die Abwürgung der Gegner durch ein in allen Stadtkirchen gesungenes Te Deum feierten. Sicher hatte auch Brabandt, von politischem Ehrgeiz auf eine abscheuliche Bahn fortgerissen, nicht geringe Schuld auf sich geladen, und man wird ihn von der Anklage der Demagogie kaum ganz freisprechen können, aber wie leicht wiegt diese Schuld gegenüber dem fürchterlichen Verbrechen seiner Widersacher, durch das diese sich vor der Nachwelt ins schwerste Unrecht gesetzt und ihr Andenken auf immer geschändet haben. Wahrlich, das Verfahren gegen Henning Brabandt ist das schwärzeste von den vielen schwarzen Blättern in der Geschichte der Stadt Braunschweig!



Die Belagerungen der Stadt Braunschweig vom 15. bis ins 17. Jahrhundert

Von H. Mack

Die Stadt Braunschweig hat im Verlauf ihrer reich bewegten Geschichte, wie früher dargelegt ist, viele und vielerlei schwere Kriegsnöte durchmachen müssen. Unter diesen stehen ihre zahlreichen Belagerungen obenan. Sie zerfallen — wir scheiden hier die von manchen so genannte Belagerung durch die Franzosen im Jahre 1701 aus, weil sie nicht über die ersten Vorbereitungen hinausgekommen ist — in zwei Gruppen. Zur ersten gehören die Belagerungen, die Braunschweig in den Kämpfen Heinrichs des Löwen und seiner Nachkommen mit den Staufem für das angestammte Herzogsgeschlecht erduldet hat, zur andern die, die der Stadt aus der Verteidigung ihrer Selbstständigkeit gegen die

Herzöge erwachsen sind. Über die ins 12. und 13. Jahrhundert fallenden Belagerungen der ersten Gruppe, zu denen hie und da auch Operationen gerechnet werden, die kaum jenen Namen verdienen, wissen wir nicht allzuviel; ein anschauliches Bild läßt sich wohl nur von der Belagerung durch König Philipp im Jahre 1200 entwerfen, deren oben (siehe Seite 37) schon hinfänglich gedacht worden ist. Reicher fließen naturgemäß die Quellen über die Belagerungen der zweiten Gruppe. Sie allein sollen deshalb hier behandelt werden und zwar im Hinblick darauf, daß sie in den großen Zusammenhang der Dinge bereits früher von uns eingeordnet sind, unter vorwiegender Berücksichtigung des äußeren Verlaufs.

Den Reigen eröffnet die Belagerung Braunschweigs durch Heinrich den Älteren und seine Verbündeten, unter denen Heinrich dem Mittleren von Lüneburg der erste Platz zukommt, in den Jahren 1492 und 1493. Nachdem die langwierigen Verhandlungen zwischen dem Mitte 1491 zur Regierung gelangten Herzog und der Stadt wegen deren Huldigung, die sie nur gegen uneingeschränkte Bestätigung ihrer Privilegien leisten wollte, endgültig gescheitert waren, begann Heinrich am 10. August 1492 die Fehde. Er bemächtigte sich zunächst der das Landgebiet der Stadt schützenden Schlösser. Das am meisten gefährdete, die Alseburg, ließ der Rat am 19. August selber niederbrennen, aber auch die näher oder sonst günstiger liegenden vermochte er nicht zu halten: in den letzten Tagen des Augusts und den ersten des Septembers fielen Vechelde, Neubrück, Thune und Campen in des Herzogs Hände. Am 6. September erschien er dann, über Glesmarode und Rühme heranziehend, mit seinem ganzen Heere, nach einer Angabe 3600 Mann zu Pferde und 4000 zu Fuß, vor der Stadt, angesichts deren er am Dovesee ein befestigtes Lager bezog. Von hier aus ließ er am 8. September seine Truppen zum Sturme vorgehen, um die Vorbereitungen zur Beschießung der Stadt zu verschleiern. Diese währte mit großer Hefigkeit bis zum 12. September, ohne indes sonderlichen Schaden anzurichten. Besserer Erfolg war dem Feuer beschieden, mit dem die städtischen Geschütze von den Wällen beim Wendentore antworteten. Es wurde nämlich dem Herzoge so unbequem, daß er schon am 13. September begann sein Lager nach Riddagshausen zu verlegen. Hatte er wirklich geglaubt Braunschweig rasch bewältigen zu können, so sah er sich darin arg getäuscht; jedenfalls richtete er nun seine Absicht darauf, es auszuhungern. Auch ein schwieriges Unternehmen. Denn bei dem großen Umfange der Stadt reichten Heinrichs Streitkräfte zu einer völligen Einschließung nicht aus, er mußte sich also im wesentlichen damit begnügen, die wichtigsten nach Braunschweig führenden Straßen zu sperren. So ward die Belagerung eine weitausschauende Sache. Durch zahlreiche Auszüge in die nähere und weitere Umgegend, bei denen die Dörfer des Feindes soweit möglich niedergebrannt wurden, suchte im Laufe der nächsten Monate das Kriegsvolk der Stadt recht viel Lebensmittel beizutreiben; vor allem hatte man es auf Vieh aller Art abgesehen, das nicht selten in erheblicher Menge erbeutet ward. Die Belagerer ihrerseits beschränkten sich nicht darauf, die städtische Feldmark zu verwüsten und auszurauben, sondern waren natürlich auch nach Kräften bemüht, jene Auszüge zu verhindern oder zu stören, wobei sie auch gelegentlich der Weiber nicht verschonten, die sich aus der Stadt in die umliegenden Waldungen und Dörfer hinauswagten und dort Holz und

Lebensmittel sammelten und zwar in solchem Umfange, daß im Januar 1493 Heinrich der Ältere und sein Vetter von Lüneburg ihnen einen besonderen Fehdebrief zugehen ließen. Daneben spielten sich in großer Zahl kriegerische Aktionen im engeren Sinne ab. Vorstöße der herzoglichen Truppen wechselten ab mit Ausfällen der Belagerten; daraus entspannen sich häufig vor der Stadt, bei Gliersmarode, am Fußberge und vor Riddagshausen, beim Giersberge usw. kleine Scharmützel oder größere Gefechte, bei denen die Belagerer meist den kürzeren gezogen zu haben scheinen. In unregelmäßigen Zwischenräumen nahm auch die Beschießung der Stadt ihren Fortgang. So hub beispielsweise am Spätabend des 15. Oktobers eine heftige Kanonade der Belagerer vom Giersberge aus an, zugleich ward am Fällerslebertore mit Teertonnen und Keisig das äußerste Tor in Brand gesteckt, wohl um Verwirrung in der Stadt hervorzurufen und dadurch einen Sturm aufs Stein- oder Magintor zu erleichtern. Aber der Plan schlug fehl. Die städtischen Keisigen rückten ins Vorgebiet, das Fußvolk, Bürger und Söldner, hielt in voller Ruhe seine Posten auf den Wällen und Türmen, und die Büchschützen (Artilleristen) erwiderten von den Gräben aus das feindliche Feuer so nachdrücklich, daß die Herzoglichen sich unter empfindlichen Verlusten zurückzogen. Am andern Morgen fand man, wie der Chronist erzählt, auf dem Giersberge des zum Wahrzeichen „hende, foite, bregen, twe herte, anderhalven mynschenkop, ingeweide, tungen, korden (Säbel) und pöke (Dolche). Darto was de walstede gar ser bebloit, in maten ist dar ein schock swine gesteken weren. Die Belagerten hatten dagegen keine Verluste zu beklagen. Mehrfach machten übrigens auch diese Artillerieangriffe. Anfang Novembers beschossen sie ihrerseits vom Giersberge aus das Riddagsbäuser Lager und am Ende des Monats setzten sie sogar die „große Büchse“, d. h. die faule Mette (vgl. S. 44), die sie am 22. November mit großer Mühe vom Martinkirchhofe vors Steintor gebracht und am Graben nach dem Fällerslebertore zu aufgestellt hatten, mit drei Schüssen auf dasselbe Ziel — allerdings ohne jeden Erfolg — in Tätigkeit.

Trotz den, wie gesagt, oft reichen Erträgen der Beutezüge der übrigen machte sich doch seit Jahreschluß der Hunger in der Stadt immer stärker geltend, und die Preise für die nötigsten Lebensmittel stiegen so hoch, daß es in den unteren Schichten der Bürgerschaft bereits bedenklich zu gären begann. Da kam endlich noch gerade zur rechten Zeit von Hildesheim die lange versprochene, sehnlichst erwartete Hilfe. Am 7. Februar 1493 traf das von der Nachbarstadt für diesen Zweck angeworbene Kriegsvolk, gegen 500 Reiter und 800 Fußknechte, vor Braunschweig ein und gelangte, obwohl von Riddagshausen her angegriffen, mit den ihm zur Unterstützung entgegengesandten Braunschweigern durch das Petritor glücklich in die Stadt. Zwei Tage später rückten diese Hildesheimer Hilstruppen und ein braunschweigisches Bürger- und Söldnerheer nach Peine aus, wo die Braunschweiger blieben, während jene nach Hildesheim weiterzogen, am 12. aber, durch ein hildesheimisches Bürgeraufgebot verstärkt, nach Peine zurückkehrten. Die so vereinigten Streitkräfte, insgesamt etwa 7000 Mann, brachen am 13. wieder auf, um einen großen Wagenzug mit Lebensmitteln, Kaufmannsgut und Kriegsbedarf nach Braunschweig zu geleiten. Da ihnen vor Vechelde der Herzog mit einem fast doppelt so starken Heere, das allerdings zum größten Teil aus kriegsunfähigen

Bauern bestand, den Weg versperrte, wichen sie nach Süden aus, doch Heinrich folgte ihnen und zwang sie bei Bleckenstedt im Amte Salder zum Kampfe. In ihm behielten die Städte die Oberhand, so daß nunmehr der Weg nach Braunschweig für sie offen lag. Der Schlacht bei Bleckenstedt kommt, worauf schon früher (S. 45) hingewiesen, eine über die unmittelbaren Folgen hinausgehende Bedeutung zu: sie entschied über den Ausgang der Belagerung. Der Herzog gab jetzt die Hoffnung auf, Braunschweig durch Aushungerung zu bezwingen, wie er denn auch weiteren Lebensmitteltransporten dorthin nicht zu wehren vermochte. Immerhin setzte er die Belagerung noch einige Monate hindurch fort, während deren sich noch mancher heftige Zusammenstoß zwischen den feindlichen Parteien ereignete. In Kürze sei wenigstens noch eines solchen vom 27. März gedacht, der sich aus einem Beutezuge der Braunschweiger in die Dörfer zwischen Salzdahlum und der Asse entwickelte. In der Nähe jenes Dorfes stellte sich ihnen der Landgraf Wilhelm von Hessen entgegen, und nachdem die Städter ihn zurückgeworfen hatten, stießen sie in Abzum auf ungerne erbitterten Widerstand der Bauern, dessen sie nur dadurch Herr zu werden vermochten, daß sie in dem von den Bauern besetzten Kirchthurm eine Pulvertonne zur Explosion brachten. — Neben den Feindseligkeiten wurden jetzt aber mit erhöhtem Nachdruck — begonnen hatten sie schon viel früher — Unterhandlungen betrieben. Sie führten unter Vermittlung vornehmlich des Erzbischofs von Magdeburg und des Bischofs von Hildesheim am 7. Mai 1493 zur Einstellung der beiderseitigen Kriegstätigkeit, wodurch der Stadt der freie Verkehr und damit ihren Bewohnern friedensmäßige Zustände wiedergegeben wurden. Der wirkliche Frieden freilich, der, wie erwähnt, der Stadt bedeutende Zugeständnisse auferlegte, ward erst nach weiteren langen Verhandlungen am 4. Juni 1494 geschlossen.

Die beiden nächsten Belagerungen Braunschweigs ergaben sich aus dem scharfen Gegensatze der Stadt zu Herzog Heinrich dem Jüngeren, Heinrichs des Älteren Sohne. Weder an Dauer noch an Heftigkeit können sie sich mit der eben geschilderten messen. Durch die Schlacht bei Mühlberg (1547) aus fast zweijähriger Gefangenschaft befreit und wieder in den Besitz seines Landes gekommen, brannte Heinrich natürlich darauf, mit der Stadt Braunschweig, die 1542 die Häupter des Schmalkaldischen Bundes zu Hilfe gegen ihn herbeigerufen hatte, gründlich abzurechnen. Aber das mit dem Schwerte zu tun hinderte ihn vorläufig nicht nur die dem widersprechende Verpflichtung, die ihm der mit Philipp von Hessen abgeschlossene Vertrag von Melsungen (1547) auferlegt hatte, sondern sicherlich auch der Umstand, daß er zum Kampfe mit der Stadt noch nicht genügend gerüstet war. So kam es zunächst zu langwierigen Verhandlungen, die aber keine Einigung brachten; vielmehr trat noch eine Verschärfung des Gegensatzes zwischen Herzog und Stadt dadurch ein, daß diese Annahme und Durchführung des Augsburger Interims von 1548 hartnäckig verweigerte. Schließlich griff Heinrich doch zur Gewalt. Nachdem er schon einige Zeit vorher durch allerlei Feindseligkeiten seine Angriffsabsicht offenbart hatte, rückte er am 14. Juli 1550 gegen die Stadt heran und verschanzte sich in den „Weinbergen“ vor dem Regidentore (d. h. südlich des Zuckerberges) in einem Lager, das er „Steuer-Braunschweig“ nannte. Von da aus leitete er die Belagerung, die sich ähnlich abspielte wie die vorige, nur daß größere Unternehmungen seltener gewesen zu sein scheinen. Man

war eifrig bemüht, sich gegenseitig durch Plünderung, Brand und Verwüstung Abbruch zu tun, wobei die Herzoglichen sich nicht auf die unmittelbare Umgebung der Stadt beschränkten, sondern auch ihr Landgebiet heimsuchten und am 7. August sogar das Dorf Wasbüttel im Lüneburgischen auspöckten, weil dort die von Kalin, das bekannte braunschweigische Patriziergeschlecht, Meier sitzen hatten. Ein recht kennzeichnender Vorgang wird zum 28. Juli berichtet. An diesem Tage erschien der Wolfenbüttler Großvogt Baltzer v. Stechow in mehreren Dörfern des der Stadt seit langem verpfändeten Assseburger Gerichts, trieb die dort vorgefundenen Frauen und Kinder vor Kollum auf einen Haufen zusammen und zwang jene unter Zurücklassung ihrer Kinder in einem schweren Unwetter sich nach Braunschweig zu begeben, von wo sie nicht sollten heimkehren dürfen, wenn sie nicht ihre — offenbar zur Verstärkung der städtischen Wehrmacht dorthin entbotenen — Männer mit zurückbrächten, damit sie dem Herzoge huldigten. Dem wehrte natürlich der Rat, doch bewirkte er, daß der Amtmann der Halberstädter Dompropstei zu Dardesheim die hilflos zurückgebliebenen Kinder auf Katskosten in Wagen nach Braunschweig befördern ließ. Die beiderseitigen Streifen und sonstigen Vorstöße führten notwendig wieder zu manchem Treffen. Meist waren dabei die Verluste gering. Es war schon viel, wenn in einem Scharmügel bei Eisenbüttel am 16. Juli auf Seiten der Stadt vier Bürger und acht Landsknechte fielen und auch von den Herzoglichen einige Reiter und Fußknechte, darunter der Oberstrittmeister Franz von der Lieth, das Leben einbüßten, oder wenn im Gefechte beim Jogetborn (Gödebrunnen) am 15. August die Herzoglichen gar 15 Tote, darunter Heinrich von Münchhausen, und etwa ebensoviele Gefangene, darunter mehrere Adlige, verloren, während die Stadt keinerlei Verlust gehabt haben will. Ubrigens spielte der Jogetborn während dieser Belagerung auch sonst eine Rolle, schnitten doch die Feinde in der Nacht vom 24. auf den 25. Juli die Holzhöhlen ab, in denen das Wasser aus dem Brunnen nach dem Altstadtmarkte geleitet ward. — Von seiner Artillerie machte der Herzog nur wenig Gebrauch: so wurden in der Nacht auf den 1. September 36 Schuß aus dem Lager in die Stadt abgefeuert, am 4. September 60 Schuß; beide Male war der Sachschaden nicht von großem Belang, und der Verlust an Toten beschränkte sich auf eine Begine im Aegidienkloster. Städtischerseits wurde die auf dem Michaelisbröndel beim Gieseler (nahe der vom Hauptbahnhofe nach Westen führenden Brücke) in Stellung gebrachte „faule Netze“ am 30. August und 1. September gegen das feindliche Lager abgefeuert: das erste Mal zersprang der Stein, den sie schleudern sollte, im Rohre, der zwei Tage darauf abgeschossene fiel jenseits des Lagers nieder. — In der ersten Hälfte des Augusts ergriff der Herzog eine Maßnahme, die sich anfänglich sehr übel für die Braunschweiger anließ. Er dämmte nämlich die Oker oberhalb Eisenbüttel ab, so daß sich in der Stadt bald großer Wassermangel einstellte. Doch hielt der Damm dem Wasserdruck nicht lange stand, wodurch die Absicht Heinrichs vereitelt ward. So schleppte sich die Belagerung ziemlich zwecklos hin, bis ihr durch gemessenen kaiserlichen Befehl und die Vermittlung der Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, des Herzogs Erich von Calenberg und benachbarter Städte und Stände ein rasches Ende bereitet wurde. Am 8. September steckte Heinrich sein Feldlager in Brand und zog „mit aufgerichteten fenlein“ von der Stadt ab.

Einen wirklichen Austrag der Feindseligkeiten zwischen dem Herzog und Braunschweig hatte aber jene Vermittlung nicht erreicht; tatsächlich war nur ein Waffenstillstand geschlossen worden. Drei Jahre später sahen wir denn auch die Stadt schon wieder von Heinrich belagert. Am 12. September 1553 hatte er den von ihm im Verein mit Kurfürst Moritz von Sachsen schon am 9. Juli bei Sievershausen besiegten Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach bei Steterburg vollends geschlagen und wandte sich nun zur Züchtigung Braunschweigs, das, wie im Vorjahre mit dem Grafen Volrad von Mansfeld, so jetzt mit Albrecht gegen den Herzog im Bunde gewesen war. Am 18. September bezog dieser sein altes Lager vor dem Aegidientore, das er neu befestigte. Demnächst baute er noch eine starke Schanze, deren Nordende sich an den Windmühlenberg am oder im jetzigen Vierwegischen Garten anlehnte, sowie ein Werk, das vom Windmühlenberge bis zum Giersberge und darüber hinaus reichte, außerdem legte er noch ein zweites Lager auf dem Fußberge an. Die beiderseitige Artillerietätigkeit war diesmal wohl erheblich reger als drei Jahre zuvor, erzielte aber auch keine entscheidenden Erfolge. Die üblichen Scharmützel vor der Stadt scheinen für beide Teile verlustreicher gewesen zu sein als bei der vorigen Belagerung. Mehrfach glückte es den Belagerten bei ihren Auszügen besonders reiche Beute, namentlich an Vieh, zu machen. — Schon Ende September wurde durch Gesandte Nürnbergs und Hildesheims zwischen den Parteien zu vermitteln versucht. Auch Gesandte Goslars, Göttingens und Einbecks beteiligten sich weiterhin an diesen Verhandlungen, die schließlich durch das Eingreifen eines kaiserlichen Kommissars bereits am 20. Oktober zu gutem Erfolge führten. Auf Grund erheblicher Zugeständnisse Braunschweigs kam es jetzt zu einem regelrechten, Hoffnung auf Dauer gewährenden Friedensvertrage, der auch die Aufhebung der Belagerung in sich schloß. Am 22. Oktober räumten und verbrannten die herzoglichen Truppen ihre beiden Lager, nach dem sie noch Tags zuvor ein hitziges Gefecht zwischen Giers- und Windmühlenberg angefaßt hatten.

Etwa der gleiche Zeitraum wie von der Belagerung der Jahre 1492 und 1493 trennt die Belagerung Braunschweigs durch Herzog Heinrich den Jüngeren von der nächstfolgenden durch dessen Enkel Heinrich Julius. Daß die Abschlachtung Henning Brabands unter der völlig grundlosen Beschuldigung des verräterischen Einvernehmens mit dem Herzoge diesem den Hauptanstoß zu dem Beschlusse gab, die Stadt mit Gewalt niederzuzwingen, wurde früher bereits erwähnt (siehe S. 48). Ebenso, daß er zunächst versuchte Braunschweig durch Ueberrumpelung — die jedoch sehr gründlich vorbereitet war — in seine Hand zu bekommen. Am 10. Oktober 1605 fuhren etwa um 3 Uhr nachmittags zwei Kutschen mit schwarzgekleideten Insassen ins äußere Aegidientor ein. Auf dem Boß der einen Kutsche saß ein Trompeter Jürgen Hoffmann, der früher im Dienste der Stadt gestanden und dort noch manche gute Bekannte hatte. Er begrüßte die Wache, lud sie zu einem Trunk in der Wachtstube ein und erzählte, daß die Herren in den Kutschen Kaufleute seien, die 12 Wagen mit Korn durch die Stadt führen wollten. Als nun die ersten Frachtwagen in Sicht gekommen waren, fielen Jürgen und die angeblichen Kaufleute, in Wirklichkeit herzogliche Offiziere, über die aus sieben Bürgern bestehende Wachmannschaft her, machten sie nieder und schlossen die Torflügel des inneren Torturms, so den Zugang zum Tore von der Stadt her ver-

sperrend. Gleichzeitig kletterten von den Frachtwagen Soldaten über Soldaten herab, besetzten die Torwerke und erstiegen die Wälle zu beiden Seiten des Aegidientores, den zum Bruch hin sich erstreckenden Aegidien- und den am Magnitore endigenden Magnwall. Durch die in großer Menge von Süden und Südosten hinter ihnen heranrückenden Truppen erheblich verstärkt, nahmen sie die Stadt unter das Feuer der Geschütze, die auf den Wällen standen, und drangen zugleich gegen das Magnitor vor, dessen Einnahme aber durch den tapfern Widerstand von Bürgern der Steintorbauerschaft, die zufällig in voller Bewaffnung auf dem Walle beim Steintore zur Musterung versammelt waren, vereitelt ward. Hierdurch und durch das Feuer, das die Bürger und Söldner von der Stadtmauer gegen die Feinde auf den Wällen richteten, kam der Angriff ins Stocken, wozu sehr viel beitrug, daß die herzoglichen Truppen größtenteils frisch ausgehobene, kaum geübte Bauern waren, denen wirkliche Kampftüchtigkeit und Lust völlig abgingen. Damit war's aber auch in weiten Kreisen der Bürgerschaft schlecht bestellt, und als nun abends aus zwei Mörsern, die hinter dem „die Katze“ genannten Außenwerke des Aegidientores aufgestellt waren, ein schweres Bombardement mit Brandkugeln einsetzte, dazu der Anmarsch immer neuer feindlicher Regimenter beobachtet wurde, sank die Stimmung in der Stadt sehr tief, und der regierende Rat versuchte noch während der Nacht, dann am 17. Oktober in der Frühe Verhandlungen mit dem Herzog anzuknüpfen. Ehe es aber zu solchen kam, wurde am Vormittag dieses Tages ein Gegenstoß städtischer Streitkräfte ausgeführt, der vom schönsten Erfolge gekrönt war. Der Hauptangriff ward, durch Geschützfeuer unterstützt, vom Magnitore her gegen die rechte Flanke des Feindes angesetzt. Zugleich aber sah sich dieser durch Leute, die in Räbnen vom Bruch her auf der Oker und dem Wallgraben herankamen, in der linken Flanke und im Rücken bedroht. Da ergriffen die Herzoglichen in voller Verwirrung die Flucht: viele wurden getötet, viele fanden im Wallgraben den Tod durch Ertrinken, viele auch wurden gefangen, indem ihnen durch Herablassen des Schoßgatters der Ausweg aus dem Aegidientore gesperrt wurde. Braunschweig war gerettet. Das Hauptverdienst daran wird, freilich nicht in den gleichzeitigen, wohl aber in wenig jüngeren durchaus beachtlichen Berichten, namentlich in der Chronik Tobias Olfens, dem Junker Jürgen von der Schulenburg, einem alten erprobten und erfahrenen Krieger, der in seinem stattlichen Hause zu Braunschweig den Abend seines Lebens verbrachte, zugeschrieben, und in der Tat spricht manches dafür, daß er den beschriebenen Gegenangriff veranlaßt und geleitet hat.

Nach dem völligen Mißlingen dieses Handstreichs entschloß sich Heinrich Julius zur förmlichen Belagerung der Stadt. Schon am 18. Oktober besetzte er sämtliche dorthin führenden Straßen und begann zugleich mit dem Bau eines Kranzes sie beherrschender starker Schanzen, mindestens zwölf an der Zahl. Zahlreiche kleine Schanzen schoben sich zwischen sie ein. Das Hauptlager befand sich in Oelper, gedeckt durch eine Schanze in Oelper selbst und eine zweite auf dem Oelper Berge. Neben den Schanzarbeiten betrieb der Herzog die Neugestaltung und Auffüllung seines durch die Niederlage am 17. Oktober stark geschwächten und in Unordnung geratenen Heeres. Der Rat legte sich jetzt aufs Verhandeln, der Herzog aber erkannte bald, daß jener nur Zeit gewinnen wollte, um auswärtige

Hilfe heranziehen zu können, und griff deshalb zu einem Mittel der Stadt kräftigst zuzusetzen. Kurz oberhalb der Oelper Mühle hatte er durch die Oker einen breiten und hohen, mit einer Schleuse versehenen Damm gezogen. Ende November ließ er nun die Schleuse schließen, wodurch der Fluß zu solcher Höhe aufgestaut ward, daß in den am niedrigsten liegenden Weichbildern, dem Hagen und der Neustadt, die Straßen unter Wasser standen und die beiden Wassermühlen am Wendenz und am Neustadttore ihren Betrieb einstellen mußten, was sich um so unangenehmer bemerkbar machte, als am 4. Dezember herzogliche Truppen in den Windmühlen vor dem Agidiens und dem Hohen Tore das Mühlengetriebe zerstörten. Zum Glück für die Stadt brach der Damm unter dem hohen Wasserdruck am 11. Dezember, doch setzte nun eine heftige Beschießung ein, die mit kurzen Unterbrechungen vom 12. Dezember bis zum 6. Januar dauerte und großen Schaden verursachte. Gleichzeitig wurde das Stadtgebiet vor den Toren nach Möglichkeit verwüstet. Der Dammbruch gab das Signal zur Niederbrennung des Kreuzklosters und vieler Häuser in seiner Nachbarschaft. Am 18. Dezember wurde dem Siechenhause St. Leonhard aufs übelste mitgespielt. Am 6. Januar 1606 wurden das Schützenhaus auf der Neustadtmauer und die Windmühle vor dem Wendentore in Asche gelegt. In ihrer Not wandte sich die Stadt an den schon einige Wochen bei seinem Schwager Heinrich Julius weilenden König Christian IV. von Dänemark mit der Bitte um Vermittlung und erlangte auch durch solche am 30. Januar eine Waffenruhe auf der Grundlage des augenblicklichen Zustandes. Die ihr damit gewährte Atempause benutzte sie aber nicht, um zu endgültiger Einigung mit dem Herzoge zu gelangen, sondern sie bemühte sich mit größtem Eifer um die Vermehrung ihrer Streitkräfte, zu welchem Behufe sie mit dem Obersten Heinrich Quadt einen Werbevertrag abgeschlossen hatte. Da dem Herzoge diese Bestrebungen, zumal bei dem starken Rückhalt der Stadt an den Hansestädten und anderen Freunden, höchst bedrohlich erschienen, glaubte er wiederum zur Gewalt greifen zu müssen. Mitte März ließ er die Oker durch Schließung der Schleuse vor Oelper von neuem stauen. Eine Überschwemmung war die Folge, die die halbe Stadt umfaßte und starke Zerstörungen an den Häusern, Kirchen und Festungswerken anrichtete, auch die Friedhöfe umwühlte; besonders arg sollen das Stift St Blasien, vor allem die Stiftskirche, durch die Gluten gelitten haben. Zu Gunsten der geängsteten Stadt legten sich nun kaiserliche Kommissare ins Mittel, die schon seit Wochen, auf kaiserliche Mandate gestützt, die Parteien zur Einstellung der Fehde zu bewegen versuchten. Ihrer Forderung gemäß ließ Heinrich Julius bereits am 17. März die Schleuse wieder öffnen, und ein am 22. März zwischen ihm und der Stadt abgeschlossener Vertrag, der durch eine Tags darauf den kaiserlichen Kommissaren übergebene Gehorsamserklärung der letzteren bekräftigt wurde, machte der Belagerung auch formell ein Ende.

Trotzdem bestand, wie früher erzählt, die Feindschaft zwischen Braunschweig und Heinrich Julius bis zu dessen Ende in unverminderter Schärfe weiter. Von Heinrich Julius erbte sie sein Sohn und Nachfolger Friedrich Ulrich. Daß die Verhandlungen, die nach seiner Thronbesteigung von ihm mit Braunschweig gepflogen wurden, scheiterten, daran war diesmal nicht die Stadt schuld, die in starkem Friedensbedürfnis, auch von der Hanse zur Nachgiebigkeit gemahnt, sich zu beträchtlichen Opfern

bereit erklärte, sondern die auf glatte Unterwerfung abzielenden Forderungen des Herzogs. Sein böser Geist war hierbei der Statthalter zu Wolfenbüttel Oberst Michael Viktor v. Wustrow, der hartnäckig auf neuen Krieg gegen Braunschweig hindrängte. Am 22. Juli 1615 wurden die Feindseligkeiten von den Herzoglichen durch gewaltsame Vertreibung der zwischen Braunschweig und Riddagshausen mit Feldarbeit beschäftigten Bürger und ihrer Leute eröffnet; zwischen Rünningen und Melverode begann man eine Brücke über die Oker zu schlagen, und am 23. Juli ward der Bau einer Schanze bei Melverode in Angriff genommen. In den nächsten Wochen wurde eifrig weiter geschanzt, so bei St Leonhard und dem Giersberge, bei Riddagshausen, bei Oelper usw.; von den äußeren Schanzen her aber arbeiteten sich die Feinde mit Laufgräben immer näher an die Stadt heran. Von Anfang an kam es auch jetzt wieder zu zahlreichen Zusammenstößen vor der Stadt von größerem oder geringerem Umfange und mit wechselndem Ausgang. Sie brachten beiden Theilen mancherlei Verluste, den Herzoglichen aber anscheinend bedeutendere und empfindlichere. So wurde am 3. August in einem Gefecht, das sich vom Jogetborn nach der Stadt hinzog, ein trefflicher Offizier des Herzogs, der Fähnrich Wolf Christoph v. Rauchhaupt, tödlich verwundet; auf einer Leiter in die Stadt gebracht, hauchte er auf dem Altstadtmарkte sein Leben aus und ward am 7. August mit militärischen Ehren auf dem Martinikirchhofe an der Nordseite der Kirche begraben, wo noch heute ein schönes Epitaph an ihn erinnert. Am 1. September aber fiel gar bei einem siegreichen Ausfall der Bürger und städtischen Söldner gegen Oelper der oben genannte Statthalter und Oberst v. Wustrow, als er von Riddagshausen her der bedrängten Besatzung Oelpers zu Hilfe eilte; nicht einmal seine Leiche konnten die Seinigen bergen, sie ward vielmehr von den Braunschweigern, die er so wütend gehaßt hatte, wie einen Monat zuvor der sterbende Fähnrich v. Rauchhaupt, mitgeführt und neben diesem am 10. September unter einfachen Ceremonien zur Erde bestattet.

Eine weit bedeutendere Rolle als bei den früheren Belagerungen spielte diesmal die Beschießung der Stadt, die mit großer Heftigkeit wochenlang dauerte und bei der, namentlich nachts, starker Gebrauch von glühenden Kugeln gemacht wurde. Sie fügte den Belagerten nicht unbeträchtliche Verluste zu und bewirkte sehr erhebliche Zerstörungen an den Gebäuden und Festungswerken. Vor allem hatte man es auf die Tore abgesehen, von denen z. B. das Aegidien-, das Magnis-, das Stein- und das Petritor schwer mitgenommen wurden; erwähnt sei auch, daß am 19. September der eine Turm der Magnikirche (der Nordturm?) herabgeschossen wurde, auf dem leichte Geschütze in Stellung gebracht waren. Noch heute sieht man übrigens hie und da in der Stadt in die Wände eingemauerte Kugeln, die von jener Beschießung herrühren sollen. Nicht ihr letzter Zweck war aber wohl, die Schanz- und Minenarbeiten der Belagerer zu verschleiern und zu decken. Diese näherten sich, wie gesagt, der Stadt immer mehr und trugen sich schon Ende August mit Sturmabsichten, wie Vorbereitungen zur Überschreitung des Wallgrabens zeigten. Bald kam es denn auch zu immer wiederholten scharfen Sturmangriffen auf einzelne Teile der Mälle. Durchschlagende Erfolge waren ihnen nicht beschieden, schon weil sie allem Anschein nach nie in größerem Zusammenhang ausgeführt wurden, dann aber auch, weil sie stets auf hartnäckigsten Widerstand der Belagerten

stießen. Mindestens bei einem dieser Anstürme, der sich am 13. September gegen den Magniwall richtete, nahmen sogar eine Anzahl Mägde aufs rühmlichste an der Abwehr teil, indem sie unverzagt im stärksten Feuer in ihren Schürzen Steine an die Brustwehr schleppten und auf die den Wall emporkletternden Feinde herabwälzten. Den größten Ruhm hat unter diesen wackeren Verteidigerinnen ihrer Vaterstadt die 34jährige Gesche Meiburg davongetragen, deren Taten durch mehrere Flugblätter in Wort



Gesche Meiburg

und Bild gefeiert worden sind. Sie soll sich sogar mit Musketen, Schwert und Streithammer am Kampfe beteiligt und manchen Feind getötet haben. Ob sie übrigens auch gerade am 13. September oder nicht vielmehr an einem späteren Tage mitgekämpft hat, muß dahingestellt bleiben.

Indes solche heldenhafte Tapferkeit, die sich auch durch viele Ausfälle bekundete, beselte keineswegs die ganze Einwohnerschaft. Schon Mitte Septembers griff infolge der Belagerungsschrecken und -nöte, namentlich auch wohl unter dem Drucke der schwieriger werdenden Nahrungsverhältnisse der Kleinmuth stark um sich, und in den von ihr befallenen Kreisen wurde gütliche Einigung mit dem Herzoge, d. h. Unterwerfung, gefordert. Am 17. September wollte man sich zur Durchsetzung dieser Forderung auf dem Hagenmarke versammeln, da rückten am frühen Morgen desselben Tages über 2000 Mann hansische Hilfstruppen, 350 Pferde und

8 Fähnlein Fußknechte, unter dem Oberbefehle des Obristleutnants Reichsfreiherrn Dodo v. Inn- und Aynphausen durchs Petritor in die Stadt ein, ohne daß die Herzoglichen ernstlich versucht hätten, sie daran zu hindern. Sofort hob sich die Stimmung wieder, und keiner wagte mehr der Kapitulation das Wort zu reden. Durfte man doch obendrein damit rechnen, daß bald noch weitere Hilfe kommen werde. Denn jenes Korps war nur ein Teil der Truppen, die von den mit Braunschweig enger verbündeten Hansestädten unter Beteiligung der Generalstaaten der Niederlande zum Entsatz der Stadt angeworben und der Führung des Generalobersten jener Städte, des Grafen Friedrich v. Solms, unterstellt waren. Freilich zog sich dann doch der Anmarsch des Grafen v. Solms weit über Erwarten hinaus. Er lagerte seit dem 11. Oktober bei Gifhorn, hielt sich aber mit den ihm zur Verfügung stehenden 8 Kompagnien zu Fuß und ebensovielen zu Pferde nicht für stark genug, um den Durchbruch nach Braunschweig wagen zu können. Da erhielt er von dort am 19. Oktober durch einen Eilboten die Nachricht, daß die Stadt sich werde ergeben müssen, wenn sie nicht in aller Kürze entsetzt werden würde. Jetzt durfte er nicht länger säumen: am 20. Oktober sandte er den Boten mit der Meldung an den Obristleutnant v. Inn- und Aynphausen zurück, daß er am 21. Oktober bei Tagesanbruch vor der Landwehr zwischen Velper und dem Rasturm eintreffen werde; jener solle schon einige Zeit vorher einen Ausfall machen, um ihm einen Weg durch die Landwehr zu bahnen. Obwohl nun der Bote früh genug in Braunschweig wieder anlangte, rückten doch die vom Grafen zu seiner Unterstützung angeforderten Truppen von dort erst aus, als der Kampflärm von draußen erscholl. Infolgedessen stieß Solms auf unerwartet harten Widerstand; erst durch vierstündigen harten Kampf, der ihn erhebliche Verluste kostete, konnte er sich den Einmarsch in die Stadt erzwingen, der etwa um 11 Uhr durchs Petritor vor sich ging. Indes der Erfolg war der gebrachten Opfer wert. In der Erkenntnis, daß er Braunschweig nun doch nicht mehr werde bewältigen können, ließ sich Herzog Friedrich Ulrich durch den König von Dänemark, der, wie vor neun Jahren, mit zahlreichen andern Unterhändlern, darunter auch wieder kaiserlichen Kommissaren, schon seit geraumer Zeit zwischen den Parteien zu vermitteln bemüht gewesen war, zur Aufhebung der Belagerung bestimmen. Am 1. und 2. November zogen seine Truppen aus ihren Stellungen vor der Stadt ab. Erst danach setzten die eigentlichen Friedensverhandlungen ein, die durch den für Braunschweig so günstigen Vertrag von Steterburg vom 21. Dezember 1675 ihren Abschluß fanden.

Die letzte Belagerung der Stadt, die hier zu behandeln ist, zugleich überhaupt die letzte, die sie zu bestehen gehabt hat, ist wie die kürzeste, so die wirksamste gewesen, die einzige, die mit ihrer Kapitulation geendet hat. Ihr Beginn ist auf den 19. Mai 1671 anzusetzen. Denn an diesem Tage plünderte die von verschiedenen Seiten herandrückende Kavallerie der zur Niederzwingung Braunschweigs verbündeten Herzöge von Wolfenbüttel, Celle und Hannover die der Stadt gehörigen Dörfer so aus, „daß es der ärgste Feind nicht schlimmer machen können“, bemächtigte sich auch des draußen weidenden Viehs der Bürger, soweit es nicht noch mit knapper Not gerettet werden konnte. Die Stadt, der dieser feindliche Anfall ganz überraschend kam, setzte sich, so gut es ging, in Verteidigungszustand und lehnte die von ihr geforderte gutwillige Unterwerfung, worüber bis zum

26. Mai verhandelt wurde, ab, indem sie sich lediglich zur Huldigung, wie sie 1616 geleistet sei, erbot. Inzwischen waren auch die feindliche Infanterie und Artillerie vor der Stadt angekommen und hatten die Herzöge ihr Hauptquartier im Kloster Kiddagshausen aufgeschlagen. In der Nacht vom 26. zum 27. Mai wurden die ersten Laufgräben zwischen Wenden- und Fallerslebentor ausgeworfen, was den Anfang der eigentlichen Belagerung bedeutete. Die Belagerten suchten die Arbeiten durch Geschützfeuer zu stören, der Feind aber antwortete kaum, weil noch keine seiner Batterien fertig war. Erst als am 31. Mai die schwere cellische Batterie völlig eingerichtet war, begann diese eine kräftige Beschießung der Stadt, bei der sie seit dem 2. Juni mit der inzwischen vollendeten, ganz in ihrer Nähe angelegten Wolfenbüttler Batterie abwechselte. Diese Beschießung, die, zumal auch glühende Kugeln verwendet wurden, mancherlei Schaden anrichtete — als Merkwürdigkeit wird berichtet, daß eine Kugel durch ein Fenster der Katharinenkirche geflogen und mitten in die zum Gottesdienste versammelte Gemeinde gefallen sei, ohne jemand ein Leid zuzufügen —, dauerte bis zum 5. Juni mittags. Dann war die Widerstandskraft der Belagerten, die sich anfangs tapfer gewehrt hatten, gebrochen. Die nun folgenden mehrtägigen Verhandlungen, während deren übrigens die Belagerungsarbeiten eifrig fortgesetzt wurden, mußten zur Kapitulation führen, da die von der Stadt gehegte Hoffnung auf Hilfe ihrer auswärtigen Freunde sich als eitel erwiesen hatte. Am 12. Juni rückte das wolfenbüttelsche Regiment Stauff durchs Fallerslebentor ein. Tags darauf folgten ihm mehrere andere Regimenter. Die Selbständigkeit der Stadt Braunschweig hatte ihr Ende erreicht. Sie hatte aufgehört ein Staat im Staate zu sein. Der Staat, in den sie aufging, hat trotz des geringen Umfangs und der Zerrissenheit seines Gebiets seinerseits die Selbständigkeit bis heute noch bewahrt. Wie lange ihm das noch weiter gelingen wird, diese Frage aufzuwerfen, dürfte angesichts der heutigen politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse in Deutschland nicht unberechtigt sein.



Vom Braunschweigischen Fürstenhause

Von P. Zimmermann

Fast von allen deutschen Fürsten-, Grafen- und Edelgeschlechtern gilt die Regel, daß sie ihren Namen von dem Stammsitze, den sie bewohnten, angenommen haben. So die Hohenstaufen, Hohenzollern, Habsburger, Wittelsbacher, Wettiner, Meißner, wie die Grafen von Blankenburg, Regenstein, Honstein, Stolberg und unzählige andere. Im Gegensatz hierzu stehen die Welfen, die ihre Bezeichnung nicht nach einer Burg oder Stadt, sondern nach dem Namen erhalten haben, den ihre Mitglieder zuerst hauptsächlich geführt haben. Es sind die Namen Welf und Wolf, die nebeneinander allein oder in Zusammensetzungen wie Welfhart, Wolfhart, Welfrat, Wolfpat usw. gebraucht wurden und der Familie eigentümlich sind. Man hat auf Grund dieser Namen und der Lage ihres Güterbesitzes in die älteste Geschichte des Welfenhauses, die sich in graue

Vorzeit verliert und vielfach von der Sage umwoben ist, Licht zu bringen versucht. Die älteste, sicher beglaubigte Namensform ist Welpo. Sie ging später in Welf über, womit man das Junge des Hundes wie des wilden Tieres, des Bären, Drachen, ganz besonders aber des Löwen bezeichnete. Wir finden diese Erklärung wieder in der Stammsage des Geschlechts von den jungen Welfen oder Hundten, die wir später unter den Vaterländischen Anekdoten mittheilen werden.

Als die ältesten Mitglieder des Geschlechts müssen wir nach einer Urkunde vom 8. August 760 Richbald oder Beno (= Bernhard) und dessen damals schon verstorbenen Bruder Welpo ansehen. Vielleicht gehörten sie einem ursprünglich fränkischen Geschlechte an, das um 750 von Pipin nach der endgültigen Unterwerfung von Alemannen hierher verpflanzt wurde. Jedenfalls lag seit der Zeit hier in Altorf-Weingarten der Hauptstammsitz der älteren deutschen Welfen, deren Mannsstamm im Jahre 1055 mit Herzog Welf IX. von Kärnthen erlosch. Seine Schwester Cuniza hatte um das Jahr 1055 den Markgrafen Albert 230 II. von Tuscien-Este geheiratet, der möglicherweise auch schon selbst mit dem älteren Welfenhaufe Stammesgemeinschaft hatte. Dieses Ehepaar begründete das jüngere deutsche Welfenhaus. Ihr Sohn, Welf I. (X.) Herzog von Baiern, war der Vater Herzog Heinrichs des Schwarzen, der durch seine Vermählung mit Mulfilde, einer der beiden Erbtöchter des Herzogs Magnus von Sachsen aus dem Billingschen Hause zuerst in Niedersachsen festen Fuß faßte. Von seinem Sohne und seinem Enkel, Heinrich dem Stolzen und Heinrich dem Löwen, wurde der Schwerpunkt des Geschlechts dann nach dem deutschen Norden verlegt. Es gelangte hier zu bedeutender Machtstellung und hohem Ansehen; ihre Herrschaft gewann durch Germanisierung und Christianisierung slavischer Gebiete eine immer gewaltigere Ausdehnung. Aber durch den Sturz Heinrichs des Löwen fand diese glückliche Entwicklung einen jähen Abschluß. Was Herzog Otto das Kind aus dem Schiffbruche der Macht seines Großvaters noch gerettet hatte, übergab er auf dem Reichstage zu Mainz am 21. August 1235 Kaiser Friedrich II., um es von ihm als Herzogtum Braunschweig und Lüneburg als Reichslehen zurück zu erhalten. So ist Otto der erste Herzog zu Braunschweig und Lüneburg geworden und hat die lange Reihe der Fürsten eröffnet, die bis in unsere Tage die Herrschaft, wie in einem großen Teile Niedersachsens überhaupt, so besonders im jetzigen Braunschweiger Lande geführt haben. Wir können aus der bunten Menge der Gestalten, die uns hier entgegentreten, auch nicht einmal die wichtigsten hier sämtlich behandeln. Wir müssen uns auf eine kleine Auswahl beschränken und greifen vor allem solche Persönlichkeiten heraus, die in der Erinnerung des Volkes noch mehr oder weniger lebendig sichtbare Spuren ihrer Tätigkeit auch noch unserer Zeit hinterlassen haben: Herzog Julius, den Kirchenreformer und Volkswirt, Heinrich Julius, den einflußreichen kaiserlichen Berater und dramatischen Dichter, August d. J., den Sammler und Gelehrten, Ferdinand, den Feldherrn und Menschenfreund, Karl Wilhelm Ferdinand, den trefflichen Regenten, Friedrich Wilhelm, den unbeugsamen deutschen Patrioten, und seinen Sohn Wilhelm, der von ihnen allen am längsten segensreich im Lande waltete.

Herzog Julius

Von P. Zimmermann

In der langen und meist dichten Reihe der Fürsten des Welfenhauses nimmt Herzog Julius eine eigenartige Stellung ein. Ihm fehlen gänzlich diejenigen Eigenschaften, die man als ganz besonders charakteristisch für dieses Geschlecht ansieht: der kriegerische Sinn und der kühne Kampfesmut, der sonst den ganzen Stamm beseelt und Duzende seiner Söhne den Heldentod auf dem Schlachtfelde hat finden lassen. Natürliche Anlagen und Lebensschicksale haben den Herzog Julius nach einer anderen Richtung geleitet. Ein von Anfang an schwächliches Kind, hatte er am 29. Juni 1528 zu Wolfenbüttel das Licht der Welt erblickt; noch in zarter Jugend ließ die sorglose Wärterin ihn fallen und verursachte so eine Verkrüppelung der Füße, die langwierige, schmerzhaft Operationen nicht zu beseitigen vermochten. Zum Kriegsdienste war der Knabe nun ein für allemal verdorben; als nachgeborenem Prinzen war ihm da der Weg zu geistlichen Pfründen wie vorgezeichnet. Die Mutter verlor er im 12. Jahre seines Lebens; der Vater aber, Herzog Heinrich d. J., sah, ganz ein Kind seiner Zeit, vor allem kriegerische Tätigkeit als die eines Fürsten würdige an und blickte scheel auf den Sohn, der seinen Erwartungen so wenig entsprach. Aber er trug es mit Gleichmut, solange die beiden älteren Söhne, Karl Viktor und Philipp Magnus, noch lebten, die als Musterbilder aller ritterlichen Tugenden den Stolz und die Freude des Vaters bildeten. Als 1542 die Schmalkaldener seinen eifrig katholischen Vater des Landes verjagt hatten, kam Julius erst an verschiedene Höfe, dann nach Köln, wo das Leben in der reichen und großen Handelsstadt einen gewaltigen Eindruck auf das junge, bildsame Gemüt des Prinzen nicht verfehlt haben wird. Einen noch bedeutenderen Einfluß übte aber später ein Aufenthalt in den Niederlanden auf ihn aus, die er nach der Rückkehr des Vaters in seine Lande (1547) für längere Zeit aufgesucht hatte. Er lag in der damals blühenden Universität zu Löwen den Studien ob. Mit welchem Erfolge, müssen wir dahingestellt sein lassen; der große Gelehrte, den die dankbaren Lehrer der von ihm gestifteten Alma Julia zu Helmstedt aus ihm haben machen wollen, ist er schwerlich gewesen. Um so erfolgreicher wird seine Lehrzeit hier für die praktischen Aufgaben des Lebens gewesen sein. Er lernte hier kennen, schätzen und bewundern ein fleißiges, arbeitsames Volk, ein reichentwickeltes Gewerbe, einen weit ausgedehnten Schiffsahrtverkehr, im Lande wie über das Meer, und einen schwunghaften Handel, der sich damals anschickte, den Erdbreis zu umspannen. Seiner eigenen Natur war der Volkscharakter des Landes durchaus sympathisch: ruhig, bedächtig und nüchtern, dabei aber zäh und fest, besaß auch er die Neigung zu erwerben und Reichtümer zu sammeln, aber zugleich auch das Bestreben, sie höheren Zwecken dienstbar zu machen.

Wann Julius in die Heimat zurückgekehrt ist, wissen wir nicht genau. Bei dem Begräbnisse seiner älteren Brüder, die beide am 9. Juli 1553 in der Schlacht bei Sievershausen den Tod gefunden hatten, war er jedenfalls schon wieder zu Hause. Jetzt brach hier für ihn eine schwere Zeit an. Denn nun war er plötzlich und unvermutet Thronfolger geworden, zum schweren Verdruß des Vaters, dem die Hinneigung des Sohnes zur protestantischen Lehre ein Dorn im Auge war. Er suchte durch eine zweite

Ehe mit Sophie, der Tochter König Siegismonds I. von Polen, einen neuen Erben zu gewinnen, aber ohne Erfolg. Auch sein Plan, Eitel Heinrich v. Kirchberg, seinen und der Eva v. Trott natürlichen Sohn, legitimieren zu lassen und zum Erben einzusetzen, schlug fehl; in edler Gesinnung wies der unedel Geborene die ihm zuge dachte Ehre entschieden von sich ab.

Julius Verhältnis zum Vater wurde immer gespannter. Am Osterfeste 1558 hatte er ihm die Teilnahme an der katholischen Abendmahlsfeier standhaft abgeschlagen. Er fürchtete nun das Schlimmste und suchte sich dem, von Freunden gewarnt, durch die Flucht zu entziehen. Er entwich nach Küstrin zu dem Gemahl seiner Schwester Katharine, dem Markgrafen Johann von Brandenburg. Dieser Aufenthalt wurde für ihn bedeutungsvoll. Er lernte hier ein glückliches, musterhaftes Familienleben kennen, einen trefflich geführten Haushalt und eine bestens geordnete Landesverwaltung. Das war für die Aufgaben, die seiner demnächst in der Heimat harrten, eine vorzügliche Schulung. Ein nicht minder großes Glück aber war es für ihn, daß er hier die Lebensgefährtin fand, die ihm demnächst in seinem Streben und Schaffen verständnisvoll zur Seite treten sollte, Hedwig, die Tochter Kurfürst Joachims II. von Brandenburg. Allmählich wurde dann durch Vermittlung von Verwandten auch mit dem Vater ein besseres Verhältnis hergestellt. Julius kehrte nach Wolfenbüttel zurück; ja der Vater willigte sogar in seine Heirat, die am 25. Februar 1560 vollzogen wurde. Das junge Paar schlug auf dem Hause Hesse ein bescheidenes Hoflager auf. Am 11. Juni 1568 wurde dann Julius durch den Tod des Vaters zur Regierung des Fürstentums Braunschweig-Wolfenbüttel berufen.

Man würde irren, wenn man annehmen wollte, daß Julius sich zu allen Regierungsgrundsätzen seines Vaters in schroffen Widerspruch gesetzt hätte. Im Gegenteil, alle die Bestrebungen, die Heinrich in planvoller Arbeit verfolgte, um die alte aus dem Mittelalter überlieferte Herrschaft zu einem kräftigen Staatswesen der Neuzeit umzugestalten, setzte er mit stiller Beharrlichkeit fort. So auf dem Gebiete des Rechtslebens, des Finanzwesens und des Kriegswesens. Wie der Vater wehrte auch er dem eifrigen Bestreben der Stände, ihre Sonderrechte zu erweitern, trat er den reichsstädtischen Gelüsten der Stadt Braunschweig entgegen. Nur suchte er, weit friedlicher als der leidenschaftliche Vater gesinnt, seine Zwecke auf ruhigeren Wegen zu erreichen, als dieser oft einschlug. Ganz besonders aber hielt er sich von dem politischen Treiben der großen Welt, aus dem Heinrich sein Lebtage nicht herauskam, mit Vorsicht fern; er wollte den aufblühenden Wohlstand seiner Lande so wenig wie möglich gefährden. Diesen zu fördern war das Hauptbestreben seines unablässig tätigen arbeitsreichen Lebens. Nur in einem Punkte, demjenigen, der ihm vor allem Sinn und Herz erfüllte, brach er sofort mit der Vergangenheit. Er konnte nach seiner Überzeugung unmöglich der neuen Lehre Martin Luthers sein Land noch länger verschließen; er reformierte die Kirche und ließ in ihr das lutherische Bekenntnis, für das er soviel in seiner Jugend hatte leiden müssen, überall zu alleiniger Geltung kommen. Schon am 1. Januar 1569 wurde die neue Kirchenordnung ausgegeben. Übrigens wurden die Klostergüter nicht eingezogen; der Herzog wollte sich nicht an ihnen bereichern; sie sollten auch in Zukunft den Zwecken der Kirche und des von ihr geleiteten Unterrichts dienen. Um tüchtige Geistliche für sein Land

ausbilden zu können, stiftete er schon 1571 in Gandersheim das Pädagogium illustre, das dann 1574 nach Helmstedt verlegt und bald zu einer Universität erweitert wurde. Er erlangte für diese, die am 15. Oktober 1576 eröffnet wurde, umfassende Privilegien des Kaisers. Diese Hochschule war die Liebingschöpfung des Fürsten, auf die er sehr bedeutende Geldmittel verwandte. Die

theologische Fakultät wurde ganz im Sinne der strengen lutherischen Orthodoxie besetzt. Auch für seine Person dieser zugetan, verband er mit einem festen Glauben einen für seine Zeit von Aberglauben freien Sinn. Dabei war es aber sein lebhaftester Wunsch, unter den verschiedenen streitenden Richtungen der Lutheraner die Eintracht herzustellen. Auf das Eifrigste förderte er daher das Werk der Konkordienformel, von dem man die Erreichung dieses Zieles, wenn auch vergeblich, erhoffte. Als aber die Theologen, die hierbei vor allem tätig waren, ihn auf das Heftigste angriffen, weil er seinen Sohn als Bischof von Halberstadt nach katholischem Ritus hatte einführen lassen, kränkte dies seinen Fürstenstolz dermaßen, daß er von der

Konkordienformel und ihren Geistlichen sich lossagte. Dadurch kamen in Braunschweig Kirche und Universität in eine etwas isolierte Stellung; das eröffnete einer freieren Richtung die Bahn, die dann später durch die Berufung



(Aus dem Hohenzollern-Jahrbuch 1905.
Herzog Julius zu Braunschweig
und Lüneburg

von Joh. Caselius, die Anstellung Georg Calixts u. a. erfolgreich eingeschlagen wurde.

Noch weit mehr aber als die kirchlichen Fragen und die Förderung

der Wissenschaften lagen Julius die wirtschaftlichen Interessen seines Landes am Herzen. Er hatte richtig erkannt, daß die festeste Grundlage eines gesunden Staatswesens eine gut geordnete Finanzwirtschaft bildet. Deshalb suchte er vor allem die finanziellen Kräfte seines Landes zu heben und zu entwickeln. Er war bestrebt, die ihm und seinem Hause gehörigen Landgüter, die größtenteils verpfändet in fremden Besitze sich befanden, wieder in die eigene Hand zu bekommen und auf allen Ämtern und Gütern einen verständigen landwirtschaftlichen Betrieb in die Wege zu leiten. Um die Erträge der Felder zu erhöhen, suchte er den Mergel dafür nutzbar zu machen. Streng sah er überall auf eine ordnungsmäßige Führung des Haushalts; auch auf die Verwaltung der Klostergüter hatte er ein wachsameres Auge; um einen kräftigen Bauernstand zu erhalten, achtete er darauf, daß die Meiergesälle nicht gesteigert, die Höfe leistungsfähig gelassen oder gemacht würden.

In gleicher Weise widmete er auch dem Forstwesen seine Sorgfalt. Auch hier suchte er die Einnahmen zu erhöhen und durch emsige Pflege der Waldungen auch für



Verlag von Wiesecke & Devrient, Leipzig.)
und seine Gemahlin Hedwig, geb. Markgräfin
zu Brandenburg, mit ihren Kindern

die Zukunft zu sorgen; den Holzverbrauch zu mindern, war er auf die Erschließung von Steinkohlenlagern bedacht. Mit ganz besonderem Eifer aber war er bestrebt den Bergbau und das Hüttenwesen zu fördern. Auf diesem Gebiete und bei der Verwertung der hier gewonnenen Erzeugnisse zeigte er seine größte Begabung. Er sagte selbst wohl im Scherz, daß, „wie andere Ebur- und Fürsten meistens dem Jagdteufel anhängig“, er selbst „dem Bergteufel nachhänge“. Nicht nur die alten Bergwerke wurden kräftiger in Betrieb gesetzt, auch neue in Angriff genommen. Auf alle Naturprodukte, die sich gewinnbringend verwerten ließen, richtete er seine Aufmerksamkeit; Salinen, Steinbrüche u. a. wurden angelegt; die Saline Juliushall in Bad Harzburg trägt noch heute den Namen ihres Gründers. Mit vielem Geschick wurden dann die Rohprodukte verarbeitet und darauf die so angesammelten Massengüter in großzügiger Weise kaufmännisch verwertet. Um ihren Absatz zu erleichtern, suchte er nicht nur die Landwege zu bessern, sondern vor Allem auch neue Wasserstraßen zu schaffen. Er machte die Oker schiffbar und begabte den großartigen Plan, die Weser und Elbe durch einen Kanal zu verbinden, auf dem er nach allen Richtungen seine Erzeugnisse leicht hätte ausführen können. Der kleinliche Widerstand der Nachbarn, besonders die kurzsichtige Politik der Stadt Braunschweig (vgl. auch S. 47), die in blindem Eifer ihren eigenen Vorteil so gänzlich verkannte, ließen diesen für jene Zeit hochbedeutsamen Gedanken nicht zur Tat werden. Erst in unseren Tagen ist er wieder aufgenommen worden. Noch an einer anderen Stelle berühren sich des Herzogs Pläne mit denen unserer Zeit in auffallender Weise. Wo man jetzt im Okerthale eine Talsperre errichten will, da hat bereits Julius ein Stauwerk herstellen lassen, um die Wasserkraft der Oker planmäßig auszunutzen und die Fluren der harzischen Vorlande vor verderblichen Überschwemmungen zu schützen. Wohl nichts anderes zeigt deutlicher den scharfen und klaren Blick des Fürsten auf technischem und volkswirtschaftlichem Gebiete und die hohe Bedeutung, die man ihm hier zusprechen muß.

Besondere Mühen und Sorgen erwuchsen dem Herzoge noch in seinen letzten Jahren durch den Anfall der Lande seines Veters, Herzog Erichs d. J., der am 17. November 1584 in Pavia verstarb. Er hatte sich meistens im Auslande aufgehalten und die Verwaltung seines Fürstentums auf das Ärgste vernachlässigt. Das war nach seinem Tode nur zu deutlich zu spüren. Julius schaffte hier bald Wandel und war mit Erfolg bestrebt, diese neu erworbenen Landesteile auf dieselbe Höhe zu heben, auf die er die alten gebracht hatte.

In politischer Beziehung war Julius trotz seinem lutherischen Bekenntnisse gut kaiserlich gesinnt. Etwa ein Jahr vor seinem Tode ließ er sich von seinem Sohne Heinrich Julius geloben, kein Bündnis, zumal gegen das Haus Oesterreich, einzugehen, es sei denn zum Schutze „unser waren Religion der Augspurgischen Confession, auch der althergebrachten teutschen Freyheit“. Sehr eingehend hat er sich mit dem Plane einer umfassenden Reichsreorganisation beschäftigt. Von seiner eigenen Hand ausgehend liegen zahlreiche Vorschläge vor, die den vorhandenen Ubelständen in eingehender Erörterung Abhilfe bringen sollen und für jene Zeit beachtenswerte Zeugnisse bilden.

In seinen Lebensgewohnheiten war Julius einfach und anspruchslos, froher Geselligkeit nicht abgeneigt, aber ein Feind der damals an den Höfen so oft herrschenden Zechlust. Er nennt sich selbst „einen groben alten Braunschweigischen Sachsen der alten deutschen Art“. Sein Leben ging in treuer, unablässiger Arbeit in seinem fürstlichen Berufe auf. Sein Hofprediger Basilius Sätler, der ihm kein Schmeichler war, rühmte von ihm, er habe „mehr gearbeitet als nicht einer, sondern etliche fürnehmste und arbeitsamste Diener“; er konnte den Wahlspruch: *aliis inserviendo consumor* (im Dienste für Andere reibe ich mich auf) mit Recht für sich in Anspruch nehmen. Wie an sich, so stellte er auch an seine Beamten hohe Anforderungen. Jedem seiner Untertanen konnte er in seinem Hauswesen wie in seinem ehelichen Leben zum Vorbilde dienen. Ein sichtbares Zeichen der inneren Eintracht der beiden Gatten bildet ihr gemeinsames Monogramm, das aus den Initialen ihrer Namen einem J und einem H zusammengesetzt ist. In den letzten Jahren von Steinschmerzen heftig geplagt, starb Julius am 3. Mai 1589. Seine Gattin Hedwig hat ihn noch bis zum 21. Oktober 1602 überlebt. Sie haben beide in der jetzt vermauerten alten Fürstengruft der schönen Marienkirche zu Wolfenbüttel ihre letzte Ruhestätte gefunden.



Herzog Heinrich Julius

Von P. Zimmermann

Herzog Heinrich Julius ist jedenfalls eine der glänzendsten und tüchtigsten Fürstengestalten, die im Welfenhause erwachsen sind. Ein Mann von ungewöhnlicher Begabung, gründlicher Bildung und vielseitigen Interessen, von klarem Verstande und festem Willen, der die gefaßten Beschlüsse zielbewußt und tatkräftig auch zur Ausführung zu bringen bestrebt war, dabei ein Fürst, dem sehr bedeutende Machtmittel zu Gebote standen, dem sein Vater ein wohlgeordnetes Staatswesen und reich entwickelte Finanzquellen hinterließ, zuletzt auch eine lebenswürdige Persönlichkeit, die, des Wortes wie der Feder in gleicher Weise mächtig, Personen der verschiedensten Kreise für sich zu gewinnen und zu leiten verstand. Wenn dennoch eines solchen Fürsten Regierung bedeutende und bleibende Erfolge für sein Land nicht hervorbrachte, so hat das außer in den ungünstigen Zeitverhältnissen vor allem darin seinen Grund, daß er noch mitten im Schaffen zu früh aus seiner Lebensarbeit abgerufen wurde, und daß an seine Stelle ein Nachfolger trat, der den schweren Aufgaben, die seiner harrten, nichts weniger als gewachsen war.

Heinrich Julius wurde auf dem Schlosse Hessen, wo damals sein Vater Julius als Erbprinz einen bescheidenen Hofbalt führte, am Morgen des 15. Oktober 1564 geboren und dort am 5. November auf dem Tanzaale getauft. War die Geburt dieses Prinzen für das ganze Land ein frohes Ereignis, so besonders eine gewaltige Freude für den Großvater, den fast 75-jährigen Herzog Heinrich, der sich sehnlichst einen Stammbalter wünschte. Auf die Kunde von der Geburt des Enkels eilte er sogleich freudestrahlend nach Hessen, zog sein Schwert aus der Scheide und legte es dem Kinde auf die Brust mit den Worten: „Du saßt nu myn leeve

Soen sien“. Auch das Verhältniß des Herzogs zu seinem Sohne Julius besserte sich nun merklich; der Enkel brachte schon bei seiner Geburt Glück in das Haus. Die Liebe des Großvaters zu ihm hielt an. Als das Kindlein, auf dem Tische vor ihm tänzelnd, den langen Bart ihm lustig zauste, rief er vergnügt: „Ziehe, ziehe mein lieber Sohn, Du magst es wohl tun, aber, bei dem Leiden Gottes! es sollte mir kaiserliche Majestät wohl daraus bleiben!“

Herzog Julius ging, wie bei allem, auch bei der Erziehung seines Sohnes sorgsam zu Werke. Er erhielt in Heinrich von der Lübe und Kurt von Schwicheldt treffliche Hofmeister und fern vom Hofe in Gandersheim und in Schöningen von verschiedenen Lehrern vorzüglichen Unterricht. Von früh auf zeigte er staunenswerte Gaben; spielend nahm er den ganzen Bildungstoff der Zeit in sich auf. Schon im neunten Lebensjahre wußte er sich an einer theologischen Disputation gescheit zu beteiligen, und als am 16. Oktober 1576 die Universität Helmstedt feierlich eröffnet wurde, da trug er als deren erster Rektor frei aus dem Gedächtnisse eine lange lateinische Rede vor, die mit Recht die Bewunderung aller Zuhörer erregte.

Trieb Heinrich Julius u. a. auch mit Vorliebe chemische Studien und, der Sitte der Zeit gemäß, alchemistische Versuche, so war doch von allen Wissenschaften ihm weitaus die liebste die Jurisprudenz. Nächste der heiligen Schrift war ihm, nach der Versicherung eines seiner Leichenredner, nichts lieber als Justinians Institutionen; die Pandekten zog er allen Reizungen der Welt, den Coder jeder leichten Lektüre vor. Er konnte zur Freude seines Vaters selbst das Amt eines Hofrichters ausfüllen, später selbst seine schwierigen Prozesse führen und umfangreiche Deduktionen gegen seine Gegner in Schrift und Druck ausgehen lassen. Auch der Rechtspflege im Lande nahm er sich an; im Geiste der Zeit hat das zu zahlreichen Hexenverbrennungen geführt. Aber das Studium des römischen Rechts, dem er mit Begeisterung oblag, sollte auch in anderer Beziehung für sein Leben und Wirken bald von schwerwiegender Bedeutung werden. Aus der Teilnahme für die Wissenschaft erwuchs ihm aus ihr allmählich ein Interesse von hervorragendem praktischem Werte. Er lernte aus ihr eine neue Auffassung vom Fürstenrecht, die mit der Vergangenheit nicht ganz übereinstimmte, seinen eigenen Neigungen und Bestrebungen aber bestens entsprach. Er machte die so begründeten Hoheitsrechte unbekümmert um die alte Landesgeschichte und die bestehenden Privilegien mit Entschiedenheit geltend. Daß er dabei auf Widerstand stieß, war natürlich. Wenn er dann zu heftigeren Maßregeln schritt, so hat ihn wohl mehr die innere Überzeugung von seinem Rechte als der Hang zu Gewaltthätigkeit dazu veranlaßt. Auch dieser unausgeglichene Gegensatz zwischen Fürst und Untertanen ist eines der Momente, die den Erfolg seines Wirkens nicht unwesentlich beeinträchtigt haben.

Schon früh gelangte Heinrich Julius zu selbständiger Herrschaft. Bereits als zweijähriges Kind war er zum Bischof von Halberstadt erwählt worden. Aber das Domkapitel behielt sich noch für zwölf Jahre die Regierung selbst vor und verwandte in dieser Zeit die Einnahmen des Bistums in der Hauptsache zur Tilgung der Stiftsschulden. Am 8. Dezember 1578 wurde er als Bischof in Halberstadt eingeführt. Neben der Einführung der Reformation, bei der er mit schonender Milde verfuhr,

und die er erst im Jahre 1591 zum Abschlusse brachte, ist die Anlegung des großen Bruchgrabens von Hornburg nach Oschersleben, der weite sumpfige Strecken fruchtbarer Kulturarbeit erschloß, hier das wichtigste Zeugnis seiner landesfürstlichen Fürsorge gewesen.

Da das Bistum Halberstadt dicht an das Fürstentum seines Vaters stieß, so war es schon ein großes ziemlich geschlossenes Gebiet, das er nach des Vaters Tode († 3. Mai 1589) unter seiner Herrschaft vereinigte. Zu



Herzog Heinrich Julius

diesen Fürstentümern Wolfenbüttel, Kalenberg-Göttingen und Halberstadt sollten nun bald noch umfangreiche Erwerbungen hinzukommen. Am 8. Juli 1593 starb in Lohra Graf Ernst VII. von Hohnstein, ohne Erben zu hinterlassen. Trotz dem Widerspruche der Grafen von Schwarzburg und Stolberg nahm Heinrich Julius von der Grafschaft Besitz, hatte seine Ansprüche demnächst aber noch in einem langwierigen Prozesse vor dem Reichskammergerichte zu vertreten. Zu gleicher Zeit erwarb er die Abtei Walkenried, zu deren Administrator er an Graf Ernsts Stelle gewählt wurde. Wie dort so blieb auch der Erwerb des Fürstentums Braunschweig-Grubenhagen nicht unbestritten, das er sofort nach dem Tode Herzog Philipps II. († 4. April 1596) besetzte; seine Lüneburger Vettern behaupteten, nähere Erbrechte zu haben, und strengten daher beim Reichshofrate in Wien eine Klage gegen ihn an. Zuletzt fiel ihm noch durch den Tod Graf Johann Ernsts († 4. Juli 1599) die Grafschaft Blankenburg-Regenstein zu, auf die freilich auch die Grafen von Stolberg Ansprüche erhoben.

Gingen manche von diesen neuen Gebieten seinem Sohne auch später wieder verloren, so hat er sich doch Zeit seines Lebens in ihrem Besitze mit Glück behauptet. Zwar kosteten ihn die Prozesse, die ihm daraus erwuchsen, viel Mühe, Zeit und Geld: das verschlug ihm nichts, er war nicht der Mann, der auf wirkliche oder vermeinte Rechte freiwillig Verzicht geleistet hätte. Wie nach außen, so hat es ihm auch im Innern des Landes an Streitigkeiten nicht gefehlt. Das herrische Auftreten seines tüchtigen Kanzlers Joh. Jagemann, der, früher Rechtslehrer in Helmstedt, wie sein Herr die fürstlichen Hoheitsrechte aus römisch-rechtlichen Grundsätzen herleitete, erregte Widerspruch bei den Landständen, z. T. Erbitterung, namentlich bei einer Anzahl von Adligen. Es kam zu einer Verurteilung der Gebrüder von Salder, die sich dann klageführend gegen den Herzog an das Reichskammergericht wandten, während ihr im Lande belegener Besitz von dem Herzoge eingezogen wurde. In offenen Kampf geriet der Herzog aber mit der Stadt Braunschweig, die bei dem Abscheiden seines Vaters Julius jede ehrende Teilnahme für diesen schroff abgelehnt hatte und ihm selbst jetzt die Huldigung verweigerte. Das führte zu endlosen Streitigkeiten, deren Entscheidung sogar mit Waffengewalt versucht wurde. (Vergl. S. 47.) Andererseits trachteten auch die Bürger der Stadt danach, den Fürsten in ihre Gewalt zu bringen. Als er am 4. April 1606 arglos von Schöningen nach Wolfenbüttel ritt, wäre er unweit Dettum fast in einen Hinterhalt der Städter gefallen; nur die Schnelligkeit seines edlen Rosses rettete ihn vor der Gefangenschaft. Wohl gelang es dem Herzoge bald nachher (22. Mai 1606) eine Achtserklärung der Stadt zu erreichen, später (27. Juni 1611) auch eine Wiederholung derselben durchzusetzen. Aber zur völligen Unterwerfung der Stadt ist es trotzdem bei seinen Lebzeiten niemals gekommen.

Galt von seines Vaters, des Herzogs Julius Regierung im vollen Umfange der Spruch: „Friede ernährt“, so trifft auf die seines Sohnes mit gleichem Rechte die zweite Hälfte jenes Sprichwortes zu: „Unfriede verzehrt“. Es war natürlich, daß alle die Streitigkeiten, Prozesse und Kämpfe, die wir hier nur kurz haben andeuten können, große Geldsummen verschlangen, daß der vom Vater sorgsam angesammelte Schatz allmählich auf die Neige ging. Dabei fehlte dem Sohne leider vollständig der haushalterische Sinn des Vaters, der Einnahmen und Ausgaben selbst streng kontrollierte und erstere zu mehrern eifrigst bedacht war. Er war eine großzügige, geniale Natur, die um solche Kleinarbeit des täglichen Lebens sich nicht gern kümmerte und bei der Verfolgung hoher Ziele durch Rücksichten auf seine Kammerkasse sich nicht leicht beeinflussen ließ. Manches Andere kam noch hinzu diese ungebührlich schwer zu belasten. Heinrich Julius war ganz ein Kind der neuen Zeit, der den altväterischen Sitten, in denen sein Vater noch volles Behagen fand, entsagte und mit innerer Freude alle die Lebensgewohnheiten annahm, die aller Orten der steigende Luxus in Kleidung und Schmuck, Wohnung und Lebensführung mit sich brachte. Er hielt einen glänzenden Hof, der von dem der früheren Zeit sich gewaltig unterschied. Aber es war nicht nur Glanz und Pracht, womit er sich umgab. Ein hoher Kunstsinne war es vielmehr, der ihn hier leitete, und was er auf verschiedenen Gebieten hier schuf, hat ihm eine ehrenvolle Stellung in der Geschichte des deutschen Geisteslebens gesichert. Da sind vor allem seine literarischen Interessen zu erwähnen. Es war

die Zeit, wo die englischen Schauspieler zuerst nach Deutschland herüberkamen und den Sinn für die dramatische Kunst hier weckten und belebten. Nirgends fanden sie eine bereitwilligere Aufnahme als am Hofe zu Wolfenbüttel; der Herzog nahm eine Truppe dauernd in seinen Dienst; er war nebst dem Landgrafen Moriz von Hessen der erste deutsche Fürst, der in Deutschland ein festes Theater errichtete, auf dem von berufsmäßigen Schauspielern gespielt wurde. Mehrere von den englischen Komödianten sind ganz in Wolfenbüttel geblieben und haben hier, wenn auch in anderer Stellung, ihr Leben beschossen. Die Teilnahme des Herzogs für das Theater ging so weit, daß er sich selbst, und zwar mit bestem Erfolge, als dramatischer Dichter versuchte. Es sind in den Jahren 1593 und 1594 zehn Dramen von ihm gedruckt worden. Er zeigt sich hier als ein Schüler der Engländer, denen er, entgegen den Versen der früheren deutschen Dramatiker, in der Beibehaltung der Prosa folgte und die stehende lustige Person entnahm, für die er auch die eigene plattdeutsche Mundart nicht verschmähte. Es waren die verheißungsvollen Ansätze eines wirklichen deutschen Dramas, die aber bald nachher die Stürme des dreißigjährigen Krieges erbarmungslos knicken sollten.

Neben dem Schauspiel kam auch die Musik zu ihrem Rechte. Der Herzog hielt eine treffliche Kapelle. Daß er auch hier einem ernstern Streben huldigte, erhellt allein schon aus dem Namen des Kapellmeisters, der kein geringerer als Michael Prätorius war. Sodann die Baukunst. Auch in ihr hat er sich ein paar bleibende Denkmäler gesetzt, das Juleum in Helmstedt und die Marienkirche in Wolfenbüttel; bei beiden wirkte Paul Franke als Baumeister. Auch schon als Prinz hat er sich im Bistum Halberstadt in seiner Residenz Gröningen ein prächtiges Schloß erbaut, später in Halberstadt den stattlichen Bau der Kommisse errichtet. Daß er daneben auch die Kleinkunst, Bildhauerei, Malerei u. a. pflegte, ist nur natürlich. Überall zeigt er sich als ein kunstsinziger Herr, der bei allen Kunstbestrebungen der Zeit ganz auf der Höhe stand. Nicht minder war er den Wissenschaften hold. Bald nach seinem Regierungsantritt berief er von Rostock den berühmten Humanisten Johann Caselius nach Helmstedt, der durch sein eigenes Wirken und durch das seiner Schüler, insbesondere Georg Calixts, für die Hochschule von unberechenbarem Segen gewesen ist. Durch ihn wurde der freie milde Geist begründet, der lange Zeit in Helmstedt geherrscht, eine ruhmenswerte Eigenart der Hochschule gebildet und ihren guten Ruf vor allem begründet hat.

Dieser Richtung der Universität entsprach auch die eigene Gesinnung des Fürsten, der zwar für seine Person ein treuer Lutheraner war, aber von jedem konfessionellen Eifer sich fernhielt und daher auch anders Gesinnten volles Verständnis entgegenbringen konnte. Diese Eigenschaft befähigte ihn vor allem, auch in der großen Politik gerade in dieser Zeit eine hervorragende Rolle zu spielen. Wiederum ganz im Gegensatz zu seinem Vater, der sich von den Händeln der Welt ängstlich fern zu halten suchte, fühlte er die Kraft und den Drang, sich auch hier zu betätigen. Er war, wie Vater und Großvater, trotz dem religiösen Unterschiede gut kaiserlich gesinnt; ihn beseelte ein starkes, warmes Gefühl für des Reiches Wohl und Ehre, er war ein Feind des Liebäugelns mit dem Auslande, besonders mit Frankreich und Spanien, das schon damals viele deutsche Fürsten trieben, und er trug kein Bedenken, für die gute Sache auch eigene beträch-

liche Opfer zu bringen. Sein Wahlspruch: *Honestum pro patria!* d. i.: Mit Ehren fürs Vaterland! war für ihn kein leerer Schall, sondern seines Strebens und Lebens wirklicher Ausdruck, und das Wort „Vaterland“ galt für ihn im weiteren Sinne: Das ganze Deutschland sollt' es sein.

Als nach dem Frieden von Verviers zwischen Spanien und Frankreich (2. Mai 1598) die spanischen Truppen verwüstend in die niederrheinischen Gebiete eindrangen, da brachte er nach vergeblichen Versuchen, die deutschen Fürsten dagegen in Bewegung zu setzen, als Oberster des niedersächsischen Kreises ein Heer auf die Beine, und wenn dennoch der gewünschte Erfolg ausblieb, so ist das mehr der anderen Fürsten Schuld, als die des Herzogs gewesen, dem schwere Geldopfer aus seiner patriotischen Haltung erwuchsen.

Noch weit umfassender und tiefgreifender war seine politische Tätigkeit in seinen letzten Lebensjahren. Gewiß war es, als er sich im Jahre 1607 nach Prag begab, seine nächste Absicht, am kaiserlichen Hofe auf seine dort schwebenden Prozesse gegen die Stadt Braunschweig und die Lüneburger Vettern persönlichen Einfluß auszuüben, und er hat diesen Zweck auch niemals ganz aus den Augen verloren. Aber allmählich traten die eigenen Sorgen hinter den großen Fragen des Reiches mehr und mehr in den Hintergrund. Diese nahmen ihn immer stärker gefangen; hier fand er ein Feld der Tätigkeit, auf dem er seine reichen Gaben frei entfalten, seinen hochstrebenden Ehrgeiz vollauf befriedigen konnte. Seit dem Jahre 1600 ist er kaum jemals in die Heimat zurückgekehrt. Er gewann das Vertrauen des menschen scheuen Kaisers Rudolf II., der ihn zum obersten Direktor seines Geheimen Rats ernannte. Er nahm seinen eigentlichen Wohnsitz fortan in Prag, wo er einen eigenen Palast erwarb und eine evangelische Kirche errichten ließ. Wie in den Streitigkeiten des Kaisers mit seinem Bruder Matthias, so übte er auch in den innerpolitischen Fragen des Reiches, wo die konfessionellen Gegensätze immer scharfer hervortraten und einer gewaltsamen Entscheidung entgegen drängten, klug und geschickt einen vermittelnden höchst heilsamen Einfluß aus. Von dem unermüdlichen Eifer, den er hier bewies, gibt uns Franz Grillparzer in seinem Trauerspiel: „Ein Bruderzwist in Habsburg“ eine höchst anschauliche Schilderung; dabei sind wir berechtigt anzunehmen, daß es nicht nur der Dichter, sondern auch der genau unterrichtete Archivbeamte gewesen ist, der diesen braunschweigischen Herzog uns vorführt. Wir können hier auf Einzelheiten seiner Tätigkeit, die mit der allgemeinen Reichsgeschichte eng verwachsen ist, nicht näher eingehen. Er setzte sie auch nach Rudolfs Tode († 20. Januar 1612) in gleicher Weise fort. Er war gerade bestimmt, als Gesandter des Kaisers auf den Reichstag nach Regensburg zu gehen, wo man noch einmal versuchen wollte, einen Ausgleich zwischen den hadernden Parteien in Deutschland herbeizuführen, und wo gerade er, der protestantische Fürst und vertraute Rat des katholischen Kaisers, wie kein zweiter, der berufene Vermittler gewesen wäre, als ihn nach einem Fehlgelage, das das Haupt der katholischen Partei, Wilhelm Slavata, veranstaltet hatte, eine heftige Krankheit befiel, die am Abend des 20. (30.) Juli 1613 seinen Tod herbeiführte. Für das Reich, das er in bösen Wirren zurückließ, wie für sein Haus und Land, die seine Anwesenheit seit langer Zeit zu ihrem Schaden hatten entbehren müssen und nun vor mancher noch ungelösten schweren Frage standen, war sein Tod ein herber

Verlust, der um so schwerer war, da niemand an seine Stelle trat, der auch nur einigermaßen ihn hätte ersetzen können.

Heinrich Julius hatte sich am 26. September 1585 mit Dorothea, einer Tochter Kurfürst Augusts von Sachsen, vermählt, die ihm aber bereits am 13. Februar 1587 wieder entrisen wurde und nur eine Tochter geschenkt hatte. Am 19. April 1590 ging er dann mit Elisabeth, der Tochter König Friedrichs II. von Dänemark, eine zweite Ehe ein, der im Ganzen 10 Kinder entsprossen. Als Heinrich Julius starb, waren von diesen neben fünf Töchtern noch vier Söhne am Leben, außerdem noch drei seiner Brüder. Es währte kaum 21 Jahre, da war der ganze Mannstamm dieses kinderreichen Zweiges des Geschlechts vollständig abgestorben. Elisabeth starb am 19. Juli 1626 in Braunschweig, wurde aber erst am 15. Oktober 1628 in der neuen Fürstengruft der von ihrem Gemahl erbauten schönen Marienkirche in Wolfenbüttel beigesetzt, in der er selbst als Erster der Familie am 4. Oktober 1613 die letzte Ruhe gefunden hatte.



Herzog August der Jüngere

Von P. Zimmermann und L. C. Bethmann †.

Herzog August d. J., ein Enkel Herzog Ernsts des Bekenners und Sohn Herzog Heinrichs von Dannenberg, ist am 10. April 1579 zu Dannenberg geboren. Noch mehr als der Sitte der Zeit entsprach seinen eigenen Anlagen und Neigungen, daß seine Erziehung wesentlich eine gelehrte war. Er bezog schon im Jahre 1594 die Universität Rostock, 1595 die zu Tübingen, an beiden Orten wurde er zum Rektor der Hochschule erwählt. 1598 ging er nach Straßburg und trat eine längere Reise nach Italien an, wo er in Padua gelehrte Studien trieb, Rom, Sizilien, Malta u. a. O. aufsuchte, um im September 1600 nach Dannenberg zurückzukehren. Im folgenden Jahre ging er wieder nach Straßburg, wurde hier Domherr und reiste dann über Belgien nach England, darauf nach Frankreich. Im Anfang des Jahres 1604 schloß er mit seinem Bruder Julius Ernst einen Erbvergleich, in dem ihm Stadt und Amt Hitzacker zum Unterhalte angewiesen wurden. Auf dem Schlosse zu Hitzacker, seinem „Ithaka“, wie er es nannte, schlug er nun seinen Wohnsitz auf. „Voll 30 Jahre glücklicher Ruhe füllte er hier aus mit den Wissenschaften, einem ausgebreiteten gelehrten und politischen Briefwechsel und vor Allem mit Ansammeln seiner Bibliothek. Hier verfaßte er unter dem Namen Gustavus Selenus (d. h. Augusts von Lunäburg) sein großes Werk über das Schachspiel, einen anderen Folioband über Geheimschrift, Kryptomenytik und Kryptographie, eine Übersetzung von Gioselinis Lebensbeschreibung des Ferdinand Gonzaga, eine Deduction seines Erbfolgerechts am Herzogtum Wolfenbüttel.“

Denn der Tod Herzog Friedrich Ulrichs († 11. August 1634), mit dem die mittlere Linie des Hauses Braunschweig ausstarb, führte ihn aus seinem beschaulichen Gelehrtenleben auf den politischen Kampfplatz und ganz neuen Aufgaben zu. Er siedelte nun nach Braunschweig über und erlangte nach längeren Verhandlungen mit seinem Bruder und seinen Vettern im

Teilungsrezesse vom 14. Dezember 1635 das Fürstentum Wolfenbüttel; dazu erhielt er 1651 nach dem Aussterben der Harburger Linie die Grafschaft Blankenburg. Er vereinigte so unter sich im Wesentlichen das Gebiet, das noch heute das Braunschweiger Land bildet. Eine schwere Aufgabe lag vor ihm, die Hebung seines Landes, das durch die Nöte des 30 jährigen Krieges und die Mißwirtschaft seines Vorgängers wirtschaftlich, geistig und sittlich aufs Tiefste gesunken war. Das schöne Denkmal auf dem Stadtmärkte zu Wolfenbüttel, vom Bildhauer Georg Meyer-Stegltz 1904 geschaffen, stellt ihn dar, wie er zu Rosse das Land durchreist und nun sinnend erwägt, wie er der vielen Schäden, die ihm entgegen traten, wohl werde Herr werden können. Er erstrebte, um das Gedeihen des Landes zu fördern, für dieses vor Allem den Frieden. Deshalb schloß er am 16. Januar 1642 einen Separatfrieden mit dem Kaiser, in dem ihm Neutralität zugesichert wurde. Das veranlaßte ihn leider zu voreiliger Abrüstung. So stand bei den Verhandlungen, die endlich zum Westfälischen Frieden führten, hinter den Forderungen, die er erhob, keine Waffensmacht, die seinen gerechten Ansprüchen Anerkennung hätte verschaffen können. Er ist bei der großen Verteilung im Westfälischen Frieden so gut wie leer ausgegangen. In der folgenden Zeit schlug er gegen das katholische Kaisertum eine ablehnende Haltung ein, er nahm Teil an der Vereinigung der evangelischen Stände, 1652 am Hildesheimer Bunde, 1654 am Rheinbunde. Erfolgreicher als in der äußeren Politik war August jedenfalls auf dem Gebiete der inneren Landesverwaltung, der Kirche und Schule, sowie seiner eigenen gelehrten Bestrebungen. Er setzte sie fort mit ungeschwächter Kraft bis zu seinem Tode, der am Morgen des 17. September 1666 erfolgte. Seine dritte Gemahlin, Sophie Elisabeth, eine Mecklenburgische Prinzessin, welche die literarischen Neigungen ihres Gatten im vollen Umfange teilte und selbst als Schriftstellerin und namentlich als Komponistin mit Erfolg hervorgetreten ist, überlebte ihn bis zum 12. Juli 1676. Sie ist zu Lüchow gestorben und am 4. Oktober d. J. in der neuen Fürstengruft der Marienkirche zu Wolfenbüttel neben ihrem Gatten beigesetzt.

Von dem Wesen und Wirken des edlen Fürsten hat niemand eine schönere Schilderung entworfen als der Wolfenbüttler Bibliothekar Ludwig Conrad Bethmann. Sie hierunter folgen zu lassen, gereicht mir auch persönlich zu besonderer Freude. Denn seit meiner Kindheit steht die Gestalt dieses wackern Gelehrten, der ohne Nebenabsichten und Gepränge mit warmem Herzen für seine Bibliothek lebte und webte, vorbildlich vor Augen.

„In demselben Jahre (1635) trat August nach Friedrich Ulrichs Tode die Regierung des Fürstentums Wolfenbüttel an, die er, damals schon im sechsundfünfzigsten Jahre stehend, noch 32 Jahre lang mit kraftvoller Hand segensreich geführt hat. Die ersten acht Jahre mußte er in Braunschweig in der Burg residieren, weil Wolfenbüttel erst 1643 von den Kaiserlichen geräumt wurde. Mit demselben Eifer wie vorher auf gelehrte Studien, warf er sich nun auf die Ordnung seines ganz unglaublich heruntergekommenen Landes, vor allem im Kirchen- und Schulwesen; und wie er in seiner Bibliothek die größte Freude daran hatte, alles selbst zu ordnen und zu registrieren, so ging er auch in der Verwaltung sehr ins Einzelne, getreu dem Grundsatz, den er schon im sechzehnten Jahre in

seiner Rostocker Antrittsrede aussprach: „ein guter Fürst sei wenig oder gar nicht von einem guten Hausvater unterschieden.“ Gleich nachdem er das Schloß in Wolfenbüttel bezogen hatte, setzte er Ostern 1645 eigenhändig eine Ordnung der Frühpredigten für die Schloß- und Stadtkirche auf.“

**SERENISSIMUS AC CELSISSIMUS PRINCEPS AC
DOMINUS, DOMINUS AUGUSTUS, DUX BRUNSVICENSIS ET
LUNEBURGENSIS etc. AETATIS SUAE XXXIV**



Aspice vultum huius Principis AUGUSTI augustum: Si Sapientie Principis Principi deferenda principem loquimur, hic Princeps dñs obtinuit: Princeps qui orbem totum non quidem imperio, sed No-
tibus magis, ordine occupat. Aspice hunc indetico maturitatis, Senem, hunc doctorem, Solem, in-
tellectum, splendorem, magnam litterarum Principem. Huius Principis ut quidem huius
fortunam est animus, vultu eternitatis et pulcherrime incomparabilis mens studium, turba-
tionem ob salutem Publicam et ob aliorum commoda noctes atq; dies inquit, neque cibis, neque
potus, neque somno ab hoc iustitiae praesentis studio revocat: in huius Principis adeo orbis uni-
versi Mulum est. Aspice vultum huius Principis AUGUSTI augustum!

Herzog August der Jüngere

„Um dem ganz darniederliegenden Schulwesen aufzuhelfen, wurde der gelehrte Professor der Philologie zu Helmstedt, Christoph Schrader, zum Oberinspektor aller Schulen des Landes ernannt, und 1651 eine Schulordnung erlassen, dabei aber auch, was der praktische Sinn des Fürsten als eine Grundbedingung zum Gedeihen der Schulen erkannte, für

die Besoldung der Lehrer nach Nothdurft gesorgt. Zugleich wurde im Verein mit den Landständen das Konsistorium neu geordnet oder eigentlich ganz neu geschaffen, 1636 eine Buß-, Bet- und Festtagsordnung erlassen, 1655 die Klosterordnung, 1657 die Agenda oder Kirchenordnung. Daneben erschien 1656 das „Corpus doctrinae catecheticae Augustum, das ist Anleitung zur Katechismuslehre, auf Herzog Augusti gnädige Verordnung aufgesetzt von Joachim Lütke mann, samt einer Vorrede Balth. Cellarii“, woran sich 1661 die „Katechismuslehre in Frag und Antwort gefasset und mit Hauptsprüchen „der h. Schrift erkläret“ vom Generalsuperintendenten Hannemann in Wolfenbüttel anschloß.“

„Dabei gab der Herzog aber das eigene gelehrte Arbeiten keineswegs auf; vielmehr erschien von ihm 1640 „Die Geschichte von des Herrn Jesu des Gesealbten Leyden Sterben und Begräbniß: aus der Evangelisten Schrifften von neuen ordentlich zusammengetragen“, und zwar nicht aus der Lutherschen, sondern aus eigener Uebersetzung, wozu Georg Calixtus eine Vorrede schrieb. Der Herzog hatte sie mit eigner Hand zunächst für seine Kinder verfaßt. Sie fand aber so viel Beifall, daß schon im folgenden Jahre eine neue Auflage nötig wurde. Im J. 1644 folgte dann die „Evangelische Kirchen-Harmonie“, ebenfalls nach eigener Uebersetzung, mit vielen Kupfern. Der Herzog arbeitete ein Jahr daran, und mit solcher Liebe, daß er sogar den Druck selbst korrigierte. Er veranstaltete drei Ausgaben, in Quart, Oktav und Duodez, jede gegen die vorige verändert und verbessert. Eine vierte „zum Gebrauch verordnet den Kirchendienern im Herzogtum Bruns-Wieg“ ließ er 1648 an seinem siebenzigsten Geburtstage erscheinen; die fünfte 1650, die sechste 1656. Wenn es schon jedem Autor eine nicht zu beschreibende Freude macht, sein Werk gedruckt zu sehen, und wohl gar mehrere Auflagen davon zu erleben: wie groß muß erst die Wonne des fürstlichen Schriftstellers gewesen sein, wenn er so zu der angeborenen Krone auch noch die süßere, selbsterworbene des Lorbeers sein Haupt schmücken sah, wenn er in seiner geliebten Bibliothek, damals der bedeutendsten Europas, seine eigenen Werke aufstellen konnte neben denen der größten Geister aller Zeiten; und wie mag es ihn, der nach gelehrtem weit begieriger war als nach Kriegeruhm, erquickt haben, als seine Buchhändler „die Sternen“ dem fürstlichen Autor meldeten, daß sein Werk abermals vergriffen, und eine sechste Auflage nötig sei!“

„Es ist ein eigentümlicher Anblick, in jenen traurigen Zeiten zumeist, die verschiedenartige Tätigkeit des rastlosen Fürsten zu sehn. Regieren und Studieren ging bei ihm immer Hand in Hand. Es ist staunenswert, was er mit seinem Wahlprüche „Alles mit Bedacht“ in seinem langen Leben vor sich gebracht hat. Sein Briefwechsel allein füllt mehr als dreißig Folianten; darunter mit den größten Gelehrten jener Zeit. Und über was alle für Gegenstände! Einmal schreibt er an seinen Amtmann in Königsutter: „wenn er nicht mache, binnen vier Wochen die Räuberbande zu verjagen, welche nun schon seit drei Jahren in der wüsten Kirche vor Lutter ihr Wesen treibe, so würde Er, der Herzog, selber kommen; dann solle der Amtmann aber inne werden, mit wem er es zu tun habe.“ Ein andermal schreibt ihm ein Pastor aus der Haide: „er habe mit einem Jesuiten disputiert über die Reliquienverehrung; da habe der eine Stelle des Kirchenvaters Chrysostomus angeführt, aber anders als er, der Pastor, sie gelesen zu haben glaube. Da er nun keinen Chrysostomus im Hause

hätte, so bäte er, obgleich Sr. fürstl. Gnaden gänzlich unbekannt, Dieselben wollten auf Dero weltberühmter Bibliothek einmal nachsehen lassen.“ Der Herzog schickte dem Pastor eine Antwort zwei Folioseiten lang, deren eigenhändiger Entwurf noch bei jenem Briefe liegt; darin teilt er ihm nicht allein die Stelle nach allen Ausgaben und Handschriften mit, sondern setzt auch seine eigene Ansicht in einer Weise auseinander, deren sich der gelehrteste Theologe unserer Tage nicht zu schämen brauchte.“

„Auf der Bibliothek in Wolfenbüttel hängt ein Gemälde, auf welchem er sich inmitten seiner Lieblingsbeschäftigungen hat abbilden lassen. Der Herzog sitzt dort in einem schwarzen Talare, schon ergrauten Hauptes, mit klugem durchdringenden Blicke; auf dem Tische vor ihm sieht man Bücher, Palette und Pinsel, Zirkel und Reißzeug, Baupläne, ein Stundenglas, einen Totenkopf und über alle dem das Kreuzifix, zu dem er mit dem Lineal, das er eben zum Zeichnen eines Planes gebraucht, als eine regula vitae (Richtschnur des Lebens) den Beschauer hinweist. Unten neben dem Tische stehn und liegen musikalische Instrumente — er war ein großer Freund der Musik und hat sogar komponiert —; weiterhin die beiden Erd- und Himmelsgloben, welche noch jetzt den großen Saal der Bibliothek zieren; in der Ecke am Boden liegt eine Maske (also auch der Humor fehlte dem alten Herrn nicht, wenn er an seine mannigfaltigen Verhandlungen mit Freund und Feind dachte, mit dem Kardinal Alefel, den Schweden, dem Kaiser, der Stadt Braunschweig und den eigenen Vettern), und im Hintergrunde steht die Spieluhr aus seinem Schlafzimmer, die ihn jeden Morgen mit dem Liede weckte „Wenn mein Stündlein verbunden ist“. Und das sind noch lange nicht alle seine Beschäftigungen; denn viele Zeit nahmen ihm fortwährende Reisen; auch an Jagd, an Fechten und Ritterspiel erfreute er sich eifrig; im Armbrustschießen hatte er es zu hoher Fertigkeit gebracht, die er durch stete Übung bis ins Alter erhielt; und kein Pferd bestieg er, das er nicht selbst zugeritten hatte. Nur am Kriege fand er keine Lust; ihm fehlte der rasche Entschluß, der den Feldherrn macht. Sein liebster Aufenthalt war die Bibliothek, an der er schon von den Kinderjahren an gesammelt hatte, und die bei seinem Tode über 118 000 Werke enthielt. Um sie bequemer zur Hand zu haben, ließ er sogar über den Schloßgraben einen schmalen Steg legen, der ihn geradeswegs dahin führte. Zahllose Bücher tragen am Rande in Bemerkungen seiner Hand den Beweis, wie er in ihnen lebte. Die ganze Korrespondenz über den Ankauf der Bücher, die Durchsicht der Buchhändlerkataloge, die Anordnung und Aufstellung, alles besorgte er selbst; er war sein eigener Bibliothekar. Sogar den Katalog hat er mit eigener Hand verfaßt, vier starke Bände in größtem Folio, jeder über tausend Seiten, in großen Zügen, sauber und klar und so gleichmäßig fest, als sei alles in einem Zuge geschrieben, da es doch die Arbeit von mehr als dreißig Jahren ist; dazu noch ein fünfter Band, der den alphabetischen Katalog bildet, nichts als Namen und Zahlen; das Ganze ein Werk von staunenswerter Geduld, und wahrhaft ehrwürdig, wenn man bedenkt, daß es die Frucht der Mußstunden eines regierenden Fürsten ist, der darüber nie eine Regentspflicht versäumt hat.“

„Und doch ist ein anderes Buch von ihm, das die Bibliothek bewahrt, vielleicht noch ehrwürdiger. Es ist die Handbibel, die er seinem ältesten Prinzen Rudolf August geschenkt hat; in schlichtem Einbände, in einem einfachen mit Sammet ausgeschlagenen Kästchen. Vorn schrieb

der Vater seinem Nachfolger den Spruch des Psalmisten hinein: „Der Herr dein Gott hat dich auff Seinen stuel gesetzt, darumb, daß du recht und redlichkeit handhabest.“ Zwischen die Blätter legte er hier und da kleine Bilder frommen Inhalts, auch sein und seiner dritten Gemahlin Portrait, und viele weiße Blätter, auf die Rudolf August nachmals allerlei Gebete, Gesänge, Sprüche und fromme Gedanken geschrieben hat. Dazwischen liegt ein Heft von zehn kleinen Blättern, überschrieben: „1632. Verzeichnis was mein hertzlieber Sohn Rudolf August beten kan wie folget. Des morgends.

1. Das walt gott der Vater &c.

2. Im namen Jesu stehe ich auf“

usw., in allem 43 Gebete, zum Teil ganz, zum Teil nur die Anfangsworte aufgeführt; am Rande bemerkt der Herzog bei jedem entweder „täglich“, oder die einzelnen Wochentage nebst „vormittags“ oder „nachmittags“, insgesamt 63. Welch tiefen Blick in die noch durch und durch deutsche Fürstenerziehung jener Zeit in unserm Herzogshause gewähren uns die wenigen Blätter, vergilbt und abgegriffen, noch die sichtbaren Spuren der frommen Hand tragend, welche sie tagtäglich aufschlug, während der junge Prinz seine Gebete sprach; die Hand der Mutter, die dem damals noch nicht sechsjährigen Knaben und seinen drei jüngeren Geschwistern schon nach zwei Jahren der Tod entriß; die Hand des Vaters, der, nie ruhend von gelehrter und von Regierungsarbeit, doch noch täglich Zeit genug hatte und Geduld und Liebe, sich der Erziehung seiner Kinder anzunehmen; der für dieselben Kinder auch später die Passionsgeschichte eigens übersetzte und herausgab, in der Meinung, wie Calixt in der Vorrede dazu so schön sagt, „daß gute Kinder immer lieber lesen und lieber lernen werden, was ihr eigener Vater für sie geschrieben, als was ein fremder verfasst.“ Wie wenige Väter tun heute desgleichen, auch die mehr Zeit haben als Herzog August.“

„Und diese Erziehung ist bei keinem seiner sechs Kinder — vier andere starben ganz jung — vergebens gewesen; alle blieben in ihrem Leben dem Ernsteren zugewandt. Rudolf August, der älteste, hatte von der Natur des Vaters am meisten die beschauliche theologisch gelehrte Richtung, weniger die praktisch politische Tätigkeit, obwohl der Herzog ihn auch in diese frühzeitig einführte. Er teilte deshalb die Regierung bald mit seinem Bruder, um ungestört geistlichen Studien leben zu können; er gründete das Predigerseminar in Riddagshausen, das erst im 19. Jahrhundert nach Wolfenbüttel verlegt ist, und schrieb selbst 1672 einen „Kern der Fest-, Catechismus- und andern schönen Gesängen und Gebeten, wie selbige von unsern Vorfahren ihrem ersten und rechten Satz nach sind herausgegeben“; ferner 1702 „Einer andächtigen Seele Gedanken von Gott, zu Gott und in Gott“ und einen „Kern der Psalmen Davids“. Er war noch eine ganze deutsche Natur, am liebsten plattdeutsch redend, dem französischen Wesen seines Bruders abhold, das er verspottete, wo er konnte; ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn, dabei ein großer Kinderfreund und so einfachen Sinnes, daß er sich in einem schlichten tannenen Sarge beisetzen ließ, und auf dem Sterbebette den Prediger zurechtwies, der ihn da noch mit „Ew. fürstl. Gnaden“ anreden wollte.“

„Anton Ulrich dagegen, geistreich und prachtliebend, führte das französische Wesen hier zu Lande ein, gründete die italienische Oper, baute sich

ein Versailles in Salzdahlum, und schrieb die bändereichen Romane Cassandra, Octavia, Atamena, nebst mehr als zehn Singspielen. Salzdahlum mit seiner Pracht ist verschwunden; auf der Stelle des Opernhauses erhob sich, noch ehe das Jahrhundert endete, die Schulbuchhandlung; des Herzogs einst viel gelesene Romane und Singspiele kennt niemand mehr; nur seine geistlichen Lieder, in dem „Christfürstlichen Davids Harfenspiel zum Spiegel und Fürbild himmelflammender Andacht“ von ihm 1667 gesammelt und von seiner Stiefmutter mit Melodien versehen, unter seinen Werken das bescheidenste und worauf er selbst wohl am wenigsten gab — sie sind von allen seinen Schöpfungen die einzigen, die ihn überdauert und sich zum Teil noch jetzt lebendig erhalten haben.“

„Der dritte Sohn, Ferdinand Albrecht, war das Ebenbild des Vaters in Liebe zum Studieren, zu Reisen und zu Büchern und Karitäten, die er auf seinem Schlosse Bevern sammelte. Letztere, unter denen das Mantuanische Gefäß am berühmtesten ist, sind die Grundlage des Museums in Braunschweig geworden. In die Bücher schrieb er eigenhändig Titel, Inhalt und oft noch einen Vers oder frommen Spruch oder eine Bemerkung über sein Leben, die wohl einmal gesammelt zu werden verdienten. Wie sein Vater in Wolfenbüttel, so gründete er in Bevern eine Buchdruckerei, wo er unter dem Titel „Wunderliche Begegnissen und wunderlicher Zustand in dieser wunderlichen verkehrten Welt, durch den Wunderlichen im Fruchtbringen“, sein eigenes Leben druckte, ein äußerst selten gewordenes Buch, sowie auch die „Sonderbaren aus göttlichem Eingeben andächtigen Gedanken in Reimen, von einem Liebhaber seines Herrn Jesu, deswegen auch unglückseligen Fürsten“ und seine „24 Andachten vom Leiden Christi, nach so vielen Gemälden aufgesetzt“. Auch seine Tochter Sophia Eleonore hat geistliche Lieder gedichtet, von denen einige sich sogar noch in unserm Gesangbuche erhalten haben.“

„Und nicht allein die Söhne Herzog Augusts arteten dem Vater nach in Liebe zu geistigem Leben: auch seine Prinzessinnen, vor allen die älteste, Sibylla Ursula, haben den Ruhm frommen Sinnes und gelehrter Bildung; wie denn nicht leicht ein anderes Fürstenhaus gefunden werden möchte, in dem so viele ausgezeichnete Frauen glänzten. Der Geist des Stammvaters ruht hier auf Kind und Enkelkindern, ein reichbegabtes, lange blühendes Geschlecht.“



Herzog Ferdinand

Von P. Zimmermann

Unter den zahlreichen Söhnen des Braunschweiger Fürstenhauses, die im 18. Jahrhundert in und außerhalb Deutschlands zumeist durch ihre eigene Tüchtigkeit zu hohen Ehren emporstiegen, gebührt dem Herzoge Ferdinand wohl die vornehmste Stelle. Als bedeutender Feldherr wie als edler Mensch ist er unserer Bewunderung und Achtung in gleichem Maße wert.

Herzog Ferdinand wurde am 12. Januar 1721 zu Braunschweig auf dem „Mosthofe“ geboren; in der Reihe der 14 Kinder des Herzogs Ferdinand Albrecht II. († 1735) war er das sechste. Wie die Geschwister erhielt auch er eine sorgfältige Erziehung, die insbesondere auch den religiösen

Sinn weckte und durch Reisen in das Ausland vervollständigt wurde; zugleich bekam er eine tüchtige militärische Ausbildung. Anfangs fand er diese daheim; 1740 aber trat er in preussische Dienste. Schon der geringe Umfang und die finanzielle Lage des Landes nötigten die Braunschweigischen Prinzen Stellung und Unterhalt mehr oder weniger in anderen Staaten zu suchen. Ferdinand schloß sich dem Könige Friedrich II. von Preußen an, der 1733 seine Schwester, Elisabeth Christine, geheiratet, wie andererseits sein Bruder der regierende Herzog Karl I., einige Wochen darauf eine Schwester Friedrichs, Philippine Charlotte, heimgeführt hatte. An der ganzen Heldenaufbahn des großen Königs hat Ferdinand nun von Anfang bis Ende sich ruhmvoll beteiligt.

Im ersten schlesischen Kriege war er in den Schlachten bei Mollwitz und Chotusitz (1741) in der Umgebung des Königs, der seine Verdienste im folgenden Jahre mit dem schwarzen Adlerorden belohnte. Im zweiten schlesischen Kriege erhielt er den Befehl über die Mustertruppe des preussischen Heeres, das Leibgardebataillon; an den Schlachten von Hohenfriedberg und Soor nahm er ehrenvollen Anteil. Aus letzterer trug er, wie sein Bruder Herzog Ludwig Ernst, der gegen ihn auf österreichischer Seite focht, eine Verwundung davon. Bei dem Triumphzuge in Berlin saß Ferdinand im Wagen an des Königs Seite. Zu immer höheren Stellungen stieg er empor; 1750 ward er zum Generalleutnant, 1755 zum Gouverneur der wichtigen Elbfestung Magdeburg ernannt. Bei Ausbruch des siebenjährigen Krieges rückte er mit nach Sachsen und Böhmen ein und in der Schlacht bei Prag führte er eine Division in hervorragender Weise.

Inzwischen war auf dem westlichen Kriegsschauplatze, wo ein Heer der Verbündeten Friedrichs, König Georgs II. von England und verschiedener deutscher Fürsten, die Franzosen abwehren sollte, Unglück auf Unglück gefolgt: am 26. Juli 1757 die Niederlage bei Hastenbeck, am 8. September d. J. die Konvention von Kloster Zeven. Das ganze Land stand den Franzosen offen, auch Braunschweig wurde besetzt. Das hannoversche Heer mußte fast ganz Hannover räumen; die deutschen Fürsten fingen an, ihre Truppen zurück zu rufen. Zwar entsetzte Georg II. seinen Sohn des Oberbefehls und weigerte sich, den von ihm abgeschlossenen Vertrag anzuerkennen. Aber vor allem war jetzt ein Mann Tot, der in dieser so äußerst ungünstigen Lage fest und sicher der Verhältnisse Herr zu werden vermöchte. Dieser schwierigen Aufgabe hielten Georg und Friedrich niemand mehr für gewachsen als den Herzog Ferdinand. Er glaubte sich ihrem Rufe nicht entziehen zu dürfen und hat das ihm angetragene Amt eines Oberbefehlshabers des verbündeten Heeres, seiner schweren Verantwortung sich wohl bewußt, übernommen.

Ferdinand verstand es nicht nur die Truppen beieinander zu halten und aus den fremdartigen, bunt zusammengesetzten Teilen des Heeres, den Hannoveranern, Braunschweigern, Hessen, Bückburgern, Engländern und Preußen ein einheitliches Ganze zu schaffen, sondern er wußte auch, indem er sogleich die Operationen mit Glück eröffnete und die Feinde im folgenden Jahre über den Rhein zurück trieb, im Fluge das gänzlich geschwundene Selbstvertrauen der Soldaten zu heben und durch unermüdete Fürsorge für sie ihre Liebe und Anhänglichkeit in unerwartetem Maße sich zu erwerben. Während aller der nun folgenden Kriegsjahre hatte er stets gegen einen übermächtigen Feind zu kämpfen, dem mitunter über das

doppelte seiner Streitkräfte zur Verfügung stand. Er war daher häufig genötigt, sich auf die Verteidigung zu beschränken; aber selbst wenn er sich vorübergehend, wie nach dem Unfalle bei Bergen (13. April 1759), wo er dem Herzoge von Broglie unterlag, zurückziehen mußte, so hat er doch seinen Hauptzweck, den Rücken Friedrichs vor den Franzosen zu decken, vollständig erreicht und weite Strecken, die vordem ganz in den Händen der Franzosen waren, auf immer von ihnen befreit. Siel auch Wolfenbüttel am



Johann Georg Ziesenis: Herzog Ferdinand
(Vaterländisches Museum Braunschweig)

10. Oktober 1761 vorübergehend in ihre Gewalt, so blieb doch Braunschweig durch den Sieg, den Herzog Friedrich August von Braunschweig-Oels wenige Tage später bei Olper errang, glücklich vor ihnen bewahrt. Gegen fünf französische Marschälle hat Ferdinand seine überlegene Kriegskunst erwiesen; als seine glänzendsten Waffentaten sind aber die Siege zu bezeichnen, die er am 23. Juni 1758 über den Grafen Clermont bei Krefeld und am 1. August 1759 über Broglie und Cotades bei Minden davontrug, letzterer um so bedeutungsvoller, da Friedrich am 12. August von den Österreichern und Russen bei Kunersdorf geschlagen wurde, ein Sieg der Franzosen also gerade damals von den verderblichsten Folgen hätte sein müssen. Durch die Siege, die Ferdinand ferner am 15. und 16. Juli 1761

bei Vellinghausen und am 24. Juni 1762 bei Wilhelmstal erschocht, war er bei Ende des Krieges in der günstigsten Stellung. Zu dessen glücklichem Abschlusse hat wohl keiner von des Königs Generälen soviel beigetragen als Herzog Ferdinand, der allein selbständig auf einem besonderen Kriegsschauplatze mit Glück und Erfolg den Oberbefehl führte. Groß war daher auch der Dank des preussischen wie des englischen Königs. Ersterer ernannte ihn am 6. März 1758 zum General der Infanterie, am 8. Dezember desselben Jahres zum Feldmarschall „als Beweis Meiner Freundschaft und Dankbarkeit für die ausgezeichneten Dienste, welche Sie sowohl der allgemeinen Sache als Mir persönlich geleistet haben“. Georg II. verlieh ihm nach der Schlacht bei Minden den Hosenbandorden.

Leider erlitt das schöne Einvernehmen Friedrichs und Ferdinands eine Trübung, die bald zu einem Bruche führte. Schon während des Krieges hatte der feinfühlige Sinn des Herzogs die Ungeduld und den Unwillen des Königs gelegentlich unangenehm empfunden. Hatte er damals im Interesse der Sache, in deren Dienst er sich gestellt hatte, dieses geduldig ertragen, so war er doch nicht der Mann, in Friedenszeiten den Wechsel der Stimmungen, selbst nicht von Seiten des großen Königs, ruhig über sich ergehen zu lassen. Dagegen sträubte sich das wohlberechtigte Selbstgefühl, das ihn bei aller Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit seines Wesens erfüllte. Als der König im Juni 1766 auf einer Revue zu Magdeburg Ausstellungen machte, die dem Herzoge unbegründet erschienen, entsagte er sofort ohne alle Pensionsansprüche dem preussischen Dienste. Er hat auch in der Folgezeit alle Anerbietungen anderer Staaten, eine militärische Befehlshaberstelle zu übernehmen, entschieden abgewiesen. Trotzdem blieb die gegenseitige Hochachtung zwischen Friedrich und Ferdinand die alte. Schon in seinem Testamente von 1769 gedachte der König „seines Schwagers, den er immer hochgeschätzt“, auf das Ehrendste und wiederholt sind später beide Männer freundschaftlich zusammen gekommen. Als Friedrich starb, ließ Ferdinand ihm zu Ehren eine Trauer-Cantate in Braunschweig aufführen.

Der Herzog lebte nun fern von Geschäften als einfacher Privatmann theils in Braunschweig, wo ihm sein Bruder die Burg Dankwarderode zu einer Wohnung umgebaut, theils in Vechelde, das er sich 1764 als Sommersitz gekauft hatte. Die Entfernung aus dem Militärdienste ertrug er nicht schwer. Eine durchaus friedliche Natur sah er in dem Kriege trotz der Meisterschaft, mit der er ihn führte, nur ein notwendiges Übel. Als man ihn nach dem Siege von Krefeld freudig beglückwünschte, erwiderte er ernst: „Wünschet mir kein Glück, sondern betrachtet nur das mit Leichen bedeckte Schlachtfeld! Es ist dies nun das zehntemal, daß ich diesem Trauerspiele beizuhne; wollte Gott, es wäre das letzte mal gewesen!“ Das war der wahre Gefühlsausbruch seines Herzens, dessen Grundstimmung tiefe Religiosität und innige Menschenliebe bildeten. Für erstere sind die Worte bezeichnend, mit denen er sein Kriegstagebuch beschloß: „Die Vorsehung hat sich im Verlaufe dieses Feldzuges aufs Neue durch den mächtigen Schutz geoffenbaret, den sie mir hat zu theil werden lassen. Ihr heiliger Name sei gepriesen!“ Nicht minder die Inschrift seines Sarges, die er sich selbst wählte: „Ferdinand, Guts Herr zu Vechelde, . . . Großer, aber durch das Blut Jesu Christi, seines Heilandes und Erlösers begnadigter Sünder vor Gott. Hier nur seine irdische Hülle!“

Seiner Menschenfreundlichkeit sind alle Zeitgenossen voll. Man braucht nur einen Blick auf sein Bild zu werfen, so tritt einem aus seinen offenen blauen Augen sofort die Herzensgüte seines Wesens unverkennbar entgegen. Zu den edlen Gesichtszügen kamen eine hohe Gestalt und würdevolle Haltung, ein offenes Auftreten, höfliche gewinnende Lebensformen: kein Wunder, daß schon seine äußere Erscheinung sogleich überall des günstigsten Eindrucks gewiß war. Mit ihr stand das innere Wesen im vollen Einklange. Denn weit höher stieg die Achtung vor dem Fürsten bei denen, die sein Herz kannten. Aufrichtig verehrte und liebte ihn vor allem die große Zahl derer, die Wohlthaten von ihm genossen hatte. Schon während des Krieges suchte er dessen traurige Folgen nicht zum mindesten mit seinen eigenen Mitteln, wo und wie er nur konnte, zu mildern, Unbill nach Kräften zu wehren. Später war er ein wahrer Vater der Armen und Bedrängten. Leider fehlte es dabei mitunter auch nicht an solchen, die seine Güte ungebührlich ausnutzten. Wie er ein abgesagter Feind alles Scheins, eine einfach vornehme Natur war, die nicht auf die Stimme der Menschen, sondern nur auf die des Gewissens hörte, so übte er auch seine ausgebreitete Wohltätigkeit in der Stille, ohne irgend Aufhebens von ihr zu machen. Er trieb sie so weit, daß er trotz den hohen Einkünften, die ihm insbesondere von England aus zufließen, vollkommen verschuldet gestorben ist. Daß Ferdinand bei solcher Gesinnung ein eifriges Mitglied der Freimaurerloge wurde, ist nicht zu verwundern und ebenso erklärlich, daß ihn hier das Vertrauen der Brüder 1772 zu der Würde eines Großmeisters der vereinten Logen Deutschlands, 1782 zu der eines General-Großmeisters des Ordens erhob. Die gleiche Sinnesrichtung hatte von seinen Verwandten vorzüglich Herzog Leopold, den die Menschenliebe bei dem Versuche Menschen zu retten in den Fluten der Oder ein frühes Grab finden ließ. In dem Garten der Freimaurerloge zu Braunschweig hat der Oheim dem edlen Jünglinge ein Denkmal errichten lassen.

Neben dieser philanthropischen Tätigkeit suchte Ferdinand aber auch wissenschaftliche und künstlerische Bestrebungen zu fördern. Er selbst hatte sich in seiner Jugend in der Kupferstecherkunst geübt. Mit dem Abte Jerusalem verband ihn innige Freundschaft und, als er verschieden, ließ er dem berühmten Theologen in dem Schloßgarten zu Vechelde ein Denkmal setzen. In dem regen schöngeistigen Kreise Braunschweigs, der vornehmlich von den Lehrern des Collegium Carolinum gebildet wurde, war er eine allgemein beliebte und verehrte Persönlichkeit; selbst ein Lessing, der von Fürstendienerei so frei war wie nur einer seiner Zeit, huldigte ihm mit anerkennenden Versen. Er war ein Freund einfacher, heiterer Geselligkeit. In Braunschweig hatte er an einem Tage der Woche offenes Haus; auch in Vechelde sah er seine Nachbarn, wie z. B. den Philanthropen Sundeiker, dessen Erziehungsanstalt er mit lebhafter Teilnahme verfolgte, gern um sich versammelt. Der große Klub in Braunschweig ehrte ihn und sich selbst durch die Übertragung der Protektorwürde.

Des Herzogs von Natur kräftige Gesundheit erlitt 1784 durch einen Schlaganfall einen Stoß, den er ganz nie wieder überwinden sollte. Im Jahre 1787 wurde er von schwerer Krankheit heimgesucht und mit lauter Freude wurde in weiten Kreisen seine Genesung gefeiert. Der Schlaganfall wiederholte sich 1791 und am 3. Juli 1792 machte ein sanfter Tod seinem tatenreichen Leben ein Ende. — Seiner Bestimmung gemäß ward er in

einem Grabgewölbe unter hohen Lindenbäumen im Schloßgarten zu Vechelde beigesetzt, dann aber doch, da das Wasser den Sarg schädigte, Anfang des Jahres 1794 in die Domgruft zu Braunschweig überführt.

Bei Krefeld und Minden, unweit Amöneburg, und im Walde bei Jägerspreis in Dänemark sind dem Herzoge Ferdinand Denkmäler errichtet. An dem Monumente Friedrichs des Großen in Berlin ist er, hoch zu Rosse sitzend und den Marschallstab mit der Rechten erhebend, auf die Vorderseite des Sockels gestellt und damit treffend die große Bedeutung ausgesprochen, die seine Tätigkeit für den König gehabt hat. In seiner Braunschweigischen Heimat hat unser Landsmann Wilhelm Raabe dem Fürsten in seinem Odfelde ein schönes literarisches Denkmal gesetzt. Fehlt auch sonst im Lande Braunschweig noch ein äußeres Erinnerungszeichen an den Mann, der ihm einst ein Retter gewesen: sein Gedächtnis wird alle Zeit in Ehren bleiben. Denn nicht leicht hat ein Fürst den Ruhm eines großen Feldherrn mit so viel aufrichtiger Frömmigkeit, reiner Herzensgüte und wahren Seelenadel zu vereinigen gewußt wie Herzog Ferdinand.

Herzog Ferdinand bei Minden

Ein Soldatenlied im Tone der Zeit gedichtet von Wilhelm Brandes.

„Wir lustigen Braunschweiger,
sein wir alle beisammen —
wir lustigen Braunschweiger,
sein wir alle beisammen:
ei so woll'n wir Eins singen,
die Nacht zu verbringen,
Grenadier und Musketier —
Lustige Braunschweiger, das sein wir!

Bruder Schott' und Bruder Englischmann,
rückt man immer dreiste mit heran!
Hannoveraner und Hessen,
seid auch nit vergessen,
doch die Allerersten für und für,
Lustige Braunschweiger, das sein wir!

Unser Herzog, der heißt Ferdinand,
wer zum Teufel tut ihm Gegenstand?
Von der Aller zur Leine,
von der Weser zum Rheine
alle Nacht ein neu Quartier —
Lustige Braunschweiger, das sein wir!

Vor Minden auf dem breiten Plan,
was Franzosen wir da halten sahn;
alles weiß, blau und gelbe
von Köcken und Helme
mit Kanonen und mit Aleingewehr! —
Lustige Braunschweiger, das sein wir!

Unser guter Herzog Ferdinand,
seinen Stab den nahm er in die Hand;
und da taten wir sechten,
wie er wies mit der Rechten,
blos drei Stündlein oder vier —
Lustige Braunschweiger, das sein wir!

Herzog Ferdinand, du teurer Held,
schlägst die Franzosen alle aus dem Feld!
Aus dem Feld und der Wiese
den Broglie und Soubise,
das ganze französische Heer —
Lustige Braunschweiger, das sein wir!

Herzog Ferdinand, du teurer Held,
wollte Gott, du hättest des Kaisers Geld!
Tätest alles verschenken
uns alle bedenken
Grenadier und Musketier —
Lustige Braunschweiger, das sein wir!

Rendezvous — Rendezvous!

Lustige Braunschweiger, das sein Deubelskinder!

Rendezvous — Rendezvous!...“

Aus Wilhelm Brandes Balladen III. Auflage (Cotta, Stuttgart und Berlin 1908) mit Genehmigung des Verfassers abgedruckt.



Herzog Karl Wilhelm Ferdinand

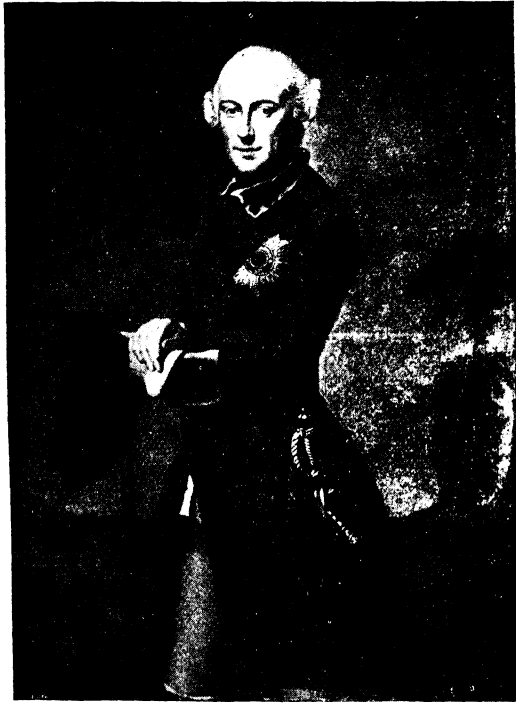
Von P. Zimmermann

Nicht leicht hat jemand die Wahrheit des alten Wortes: „Niemand ist vor seinem Tode glücklich zu preisen“, tiefer und schmerzlicher erfahren als der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand. Reiche Erbsfolge hatte er ein langes Leben hindurch als Kriegerheld und als Friedensfürst davon getragen. In hochgeachteter Stellung stand er unter den Fürsten Europas; als sorgsamer, gerechter Landesvater erfreute er sich daheim der größten Achtung und Liebe seiner Untertanen. Da wurde er plötzlich von der Sonnenhöhe des Glücks mit einem Schlage jählings in die Tiefe hinabgeschleudert, so daß der Todesengel zu ihm als ein Erlöser kam.

Karl Wilhelm Ferdinand ist zu Wolfenbüttel am 9. Oktober 1735 als Erbprinz geboren, kurz nachdem sein Vater, Herzog Karl I., den Thron seiner Väter bestiegen hatte. Seinem Großvater, König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, machte die Geburt dieses Enkels, den ihm seine Tochter, die Herzogin Philippine Charlotte, geboren hatte, solche Freude, daß er selbst von Berlin nach Wolfenbüttel reiste, um ihn über die Taufe zu heben und ihm den schwarzen Adlerorden in die Wiege zu legen. Der junge Prinz entwickelte sich an Körper, Geist und Charakter zu voller Freude und stolzer Hoffnung der Eltern. Schön von Gestalt und Gesichtszügen, die zum Teil an seinen Oheim Friedrich den Großen erinnerten, erhielt er unter des würdigen Abts Jerusalem Leitung eine treffliche Erziehung und eine vielseitige Bildung. Er zeigte scharfen Verstand, schnelle Auffassung und ausdauernden Fleiß; von Haus aus besaß er einen feurigen Geist und leidenschaftlichen Sinn, aber schon früh lernte er sich selbst zügeln und seiner Leidenschaften Herr werden. Ihn besetzte, wie fast alle Söhne seines Geschlechtes, ein kühner Kampfesmut, der mit Todesverachtung den größten Gefahren sich aussetzte und im Schlachtgetümmel die Warnungen seiner Begleiter mit den Worten zurückwies: „Mein Vater hat noch mehrere Söhne, die nach mir regieren können.“ In der Schlacht bei Hastenbeck (1757) stürmte er an der Spitze zweier Bataillone eine feindliche Batterie, und der Tag wäre für seine Seite ein siegreicher geworden, wenn hier überall die gleiche Entschlossenheit geherrscht hätte. Später hat er unter dem Oberbefehle seines Oheims, des Herzogs Ferdinand, sich in vielen Kämpfen des siebenjährigen Krieges reiche Lorbeeren errungen. Kein Geringerer als Friedrich der Große pries sein Lob in einer Ode und meinte, daß die Natur ihn zu einem Helden bestimmt habe.

Als dann aber der Krieg vorüber war, da hat Karl Wilhelm Ferdinand mit nicht minderem Eifer sich den Werken des Friedens gewidmet. Auch hier ist ihm derselbe glückliche Erfolg wie dort zu teil geworden. Verschiedene Umstände hatten damals zusammen gewirkt, das Land in eine sehr bedenkliche finanzielle Krisis zu bringen; ein allgemeiner Staatsbankerott stand dicht vor der Tür. Da hat das kluge und tatkräftige Eingreifen des Erbprinzen, der rücksichtslos in der Hof- und Landesverwaltung auf Ersparungen drang und neue Geldquellen eröffnete, die arge Finanznot beseitigt und den Kredit des Landes wiederhergestellt. Mit unermüdlicher Arbeitskraft verband er eine seltene Arbeitslust. Er war auf allen

Gebieten der Staatsverwaltung gleichmäßig gut beschlagen, kannte die Sachen und wußte die rechten Männer auf die richtige Stelle zu setzen. Schon bei Lebzeiten seines Vaters war Karl Wilhelm Ferdinand in den letzten Jahren die Seele der Regierung; er blieb es natürlich, als Herzog Karl am 26. März 1780 die Augen geschlossen hatte. Da hat er in seinem Herzogtume in echt landesväterlichem Sinne gewaltet, sparsam und genau, aber wohlwollend und gerecht, stets auf das Beste seiner Untertanen bedacht, gemäßigtem Fortschritte nicht abhold. Dabei war ihm alles gewaltsame Durchgreifen zuwider. Er pflegte eine Sache von allen Seiten zu betrachten; das führte ihn dazu, auch abweichenden Ansichten ihre Berechti-



Johann Georg Diefenüs: Karl Wilhelm Ferdinand
(Schloßmuseum, Braunschweig)

gung zuzugestehen und mit seinem Entschlusse zu zögern. Seine Tatkraft wurde dadurch mitunter gelähmt und bei lebhaftem Widerspruche, zumal von Seiten der Lanostände, gab er selbst wohl vorbereitete Pläne schließlich ganz wieder auf. So scheiterte der Versuch, das gesamte Erziehungswesen des Landes von Staats wegen nach philanthropischen Grundsätzen umzugestalten und die Leitung der Schule der Kirche vollständig zu nehmen, an dem Widerstande der Geistlichkeit und der Landstände, obwohl der Herzog zur Durchführung jener Reformen und künftigen Leitung des Schulwesens als eine besondere Behörde das Schuldirektorium bereits begründet hatte, für das als einflussreichstes Mitglied J. H. Campe nach Braunschweig berufen worden war. Auch die Verhandlungen über die Universität Helmstedt, die man nach Wolfenbüttel oder Braunschweig zu verlegen dachte, kamen nicht zum Abschlusse. Vielleicht zum Verderben

der Hochschule; denn besonders in der Stadt Braunschweig würde auch die westfälische Regierung ihren Fortbestand schwerlich gefährdet haben. Können wir auch sonst manche Maßnahmen des Herzogs jetzt nur bedauern, wie den Abbruch der Tore und anderer Bauwerke Braunschweigs, die der Stadt ein mittelalterliches Aussehen gaben, die öffentliche Versteigerung der reichen Schätze des Wolfenbütteler Zeughauses, das kostbare fürstliche Rüstungen enthielt, so wußten die Zeitgenossen auch darin zu meist nur den sparsamen haushalterischen Sinn des Herzogs zu rühmen, den er auf so vielen Gebieten erfolgreich betätigte. Auch fanden alle gewerblichen und gemeinnützigen Unternehmungen die bereitwilligste Unterstützung des Fürsten. So die hauptsächlich durch Leisewitz betriebene Ordnung des Armenwesens in der Stadt Braunschweig u. a. Gute Landstraßen sollten den Verkehr erleichtern, Handel und Wandel befördern. Seine Residenzstadt suchte er nach Kräften zu verschönern; mit Hilfe P. J. Krabes, den er vom Rheine berief, plante er hier auch eine Kunstakademie zu errichten. Ganz besonders aber suchte er für sein Land die guten geordneten Finanzverhältnisse, die er hergestellt hatte, zu erhalten und es vor Wiederkehr der ehemaligen Schuldenlasten zu bewahren. Er knüpfte daher in dem bekannten Schuldenedikte vom 1. Mai 1794 aus freien Stücken die Belastung des Kammergutes mit Schulden, die Veräußerung und Verpfändung von Domanalgut an die Zustimmung der Landstände und fesselte sich und seinen Nachfolgern somit selbst die Hände, damit „das enge Band zwischen dem Wohlstande des Landesherren und der Glückseligkeit der Untertanen nie möge geschwächt oder gar aufgelöst werden“. Dankbar hat man im Lande stets die weise und gerechte Regierung Karl Wilhelm Ferdinands anerkannt und zu wiederholten Malen hat die Liebe und Verehrung des Volkes für ihn unverkennbaren Ausdruck gefunden. Aber kein Lob wiegt schwerer als das, welches der Feind erteilt. Bei Eröffnung der Landstände zu Kassel sprach der wackere westfälische Minister Simon es rückhaltlos aus: „Braunschweig war glücklich durch die Weisheit und gute Verwaltung seines Fürsten.“

Neben dieser sorgfältigen Verwaltung des eigenen Landes hat der Herzog nun auch eine sehr ausgedehnte Tätigkeit im Dienste der preussischen Krone entfaltet. Hier war er als Heerführer, Diplomat und Berater der Regierung auf das Mannigfachste beschäftigt. Sein kleines Land suchte er von der hohen Politik nach Möglichkeit fern zu halten, um den aufblühenden Wohlstand nicht aufs Spiel zu setzen. Aber durch seine Persönlichkeit, deren Rat begehrt und geachtet wurde, war sein Wort überall von bedeutender Wirkung. Nach dem Tode Friedrichs II glaubte man wohl, daß sein Einfluß am Berliner Hofe ein maßgebender werden würde. Aber er hatte gar nicht den Ehrgeiz, sich in solcher Weise dort geltend zu machen; meist trug er nur aufgefördert seine Ansichten vor. Er war ein gewandter Diplomat, scharf beobachtend, kalt berechnend, aber zu viel erwägend, kein Staatsmann höheren Stiles, der mit der ruhigen Sicherheit des Genies die einmal gefaßten Pläne fest und sicher verfolgt. Sein ängstliches Bestreben, alles ohne Tadel auszuführen, hat ihn einen kühnen großen Wurf niemals gelingen lassen. Nach Friedrichs Tode galt er als der erste Feldherr der Zeit; als Generalfeldmarschall bekleidete er im preussischen Heere die oberste Stelle. Sein Kriegsrühm wurde noch erhöht durch die Erfolge, die er als Oberbefehlshaber der preussischen

Truppen 1787 mit leichter Mühe bei der Einnahme von Holland errang. Sein Ruf stand so fest begründet, daß man ihn 1792 allen Ernstes in Frankreich mit der schwierigen Aufgabe betrauen wollte, das französische Heer vollständig neu zu organisieren. Er hatte das Angebot kaum abgelehnt, als ihn der König von Preußen berief, jenem selben französischen Heere an der Spitze der preussischen Truppen entgegenzutreten. Es ist bekannt, daß hier der fest gehoffte Erfolg ausblieb. Wurde auch in den Kämpfen bei Pirmasens und Kaiserslautern die alte Waffenehre tapfer gewahrt, so waren doch zwei Kriegsjahre eigentlich ohne Ergebnis geblieben, als der Herzog zu Anfang des Jahres 1794 den Oberbefehl niederlegte. Die Kriegslorbeeren des Fürsten begannen zu verblassen. Dennoch ist er, als es 1806 endlich zur Waffenentscheidung zwischen Frankreich und Preußen kam, trotz anfänglichem Sträuben an die Spitze des preussischen Heeres getreten. Ohne Siegeszuversicht zog er in den Kampf; er wollte nur tun, was Ehre und Pflicht ihm geboten. Dem Feldherrngenie eines Napoleon war seine Kriegskunst nicht gewachsen. Die Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt vernichtete wie das alte Staatswesen Friedrichs des Großen, so den Kriegsruhm des Herzogs. Schon bei Beginn des Kampfes wurde er durch eine feindliche Kugel des Augenlichtes beraubt; als ein völlig gebrochener Mann ward er vom Schlachtfelde geführt und vor dem siegreichen Feinde um den Harz herum nach Braunschweig geflüchtet, das seine Angehörigen auf die Kunde von der fürchterlichen Niederlage bereits verlassen hatten. Am 20. Oktober traf hier die Bahre mit dem todkranken Fürsten ein, der Tausende weinender Bürger wie in einem Leichenzuge zum Schlosse folgten. Der Herzog hatte sich nur für seine Person als preussischer Offizier am Kampfe gegen Napoleon beteiligt; sein Land, das er keinen Säbhelikten aussetzen wollte, hatte er neutral gelassen. So hoffte er denn für dieses Gnade bei dem Sieger zu finden. Aber vergeblich; die kurze Antwort: „Das Haus Braunschweig hat aufgehört zu regieren,“ machte allen weiteren Plänen ein völliges Ende. Die Flucht mußte fortgesetzt werden, bis man auf sicherem neutralem Gebiete Ottenfen erreichte, wo der greise, des Augenlichtes beraubte Fürst in tödlicher Ungewißheit über das Schicksal seiner Familie wie seines Landes seinen körperlichen und seelischen Schmerzen um die Mittagsstunde des 10. Novembers glücklich durch den Tod entrückt wurde. Er ward im Grabgewölbe der dortigen Kirche beigesetzt, unweit der Stätte, wo der Dichter des Messias, Fr. G. Klopstock, wenige Jahre vorher die letzte Ruhe gefunden hatte.

Doch die dankbare Anhänglichkeit seines Braunschweiger Landes blieb dem Herzoge Karl Wilhelm Ferdinand auch im Tode getreu. Kaum war die Gewalt des fremden Eroberers gebrochen und die Freiheit des Vaterlandes, die zu erkämpfen auch des Herzogs Sohn Friedrich Wilhelm sein Leben freudig dahin gegeben hatte, endgültig gesichert, da regte sich überall im Lande der Wunsch, die Leiche des geliebten Landesherrn in der Heimat selbst zu bewahren. Im Jahre 1819 ging er in Erfüllung; am 10. November, dem Todestage, wurden unter einer ernsten, würdigen Feier die irdischen Überreste Karl Wilhelm Ferdinands in der Gruft des alten Blasiusdomes zu Braunschweig beigesetzt, wo mit ihm so viele Söhne und Töchter seines Geschlechts zur ewigen Ruhe gebettet sind.

Herzog Friedrich Wilhelm zu Braunschweig-Lüneburg-Oels

Von Paul Zimmermann

Dohne Zweifel erfreut sich von allen Fürsten des Welfenhauses keiner einer größeren Volkstümmlichkeit als der Herzog Friedrich Wilhelm zu Braunschweig-Lüneburg-Oels. Das gilt auch noch für unsere Tage. Noch heute ist sein Gedächtnis im ganzen Volke lebendig, und mit Stolz blickt der Braunschweiger auf seinen „schwarzen Herzog“. Und hat er nicht ein volles Recht dazu? Sehen wir auf die deutschen Fürsten zur Zeit des gewaltigen Napoleon: wer von ihnen hat für die deutsche Sache auch nur annähernd die Opfer gebracht wie Friedrich Wilhelm? wer hat sein Alles, sein Hab und Gut, seine Person kühn und todesmutig zur Befreiung des Vaterlandes aufs Spiel gesetzt? wer hat außer ihm dafür selbst sein Leben geopfert? Mit Fug und Recht ist dem Herzoge unter den Helden der deutschen Freiheitskriege ein Ehrenplatz eingeräumt. Nicht nur für unser kleines Land, für ganz Deutschland hat er seine geschichtliche Bedeutung.

Friedrich Wilhelm, oder wie er ursprünglich hieß, Wilhelm Friedrich — wurde am 9. Oktober 1771 zu Braunschweig geboren als der vierte und jüngste Sohn Herzog Karl Wilhelm Ferdinands. Da nicht anzunehmen war, daß er jemals zur Regierung kommen würde, so erhielt er eine vorwiegend militärische Erziehung. Anfangs daheim; dann trat er den verwandtschaftlichen Beziehungen folgend ins preußische Heer; am 26. Mai 1791 ward er Major. Er nahm an dem Rhein Feldzuge gegen das revolutionäre Frankreich teil und wurde bei Elsch am 27. November 1792 nicht ungefährlich verwundet. Dann erhielt er als Oberst ein Regiment in Halle, später, da er hier in Zwistigkeiten mit den Studenten geriet, in Prenzlau. Er war mit Leib und Seele Soldat, „wegen seines fortwährenden Dienstefers und der im Kriege bewiesenen Tapferkeit“ war er 1801 zum Generalmajor befördert. Aber daneben hat er, ein frischer, lebenslustiger Jüngling, im fröhlichen Kreise der Kameraden die Freuden eines jungen Offiziers in vollen Zügen genossen. Das war nicht im Sinne des Vaters, der wohl unwillkürlich an seine eigene Jugend dachte, wo er in schwerer Selbstzucht den leidenschaftlichen Sinn hatte bändigen und manchen Wunsch sich hatte versagen müssen. Die Not des Staates zwang ihn dazu. Dieses Hemmnis fiel bei dem Sohne fort und die steten scharfen Ermahnungen des Vaters, der den Sohn beständig unter strenger Aufsicht halten wollte, verfehlten zumeist ihre Wirkung. Mit Sorgen blickte dieser in die Zukunft; die Hoffnung der Familie sah er nur auf diesem, seinem jüngsten Sohne, begründet. Denn der älteste Sohn Karl Georg August war seit dem Jahre 1790 zwar verheiratet, aber ohne Nachkommen geblieben. Die beiden folgenden Brüder Georg Wilhelm und August waren körperlich und geistig so gänzlich unbegabt, daß sie hier nicht weiter in Betracht kamen. Mit Thränen in den Augen hatte Karl Wilhelm Ferdinand dem Könige von Preußen den Prinzen Friedrich Wilhelm mit den Worten vorgestellt: „Herr, hier haben Sie den Letzten der Braunschweiger.“ Es war natürlich, daß unter diesen Verhältnissen der

Vater dringend die Verheirathung des Sohnes wünschte. Entsprach es auch anfangs keineswegs den Wünschen des Sohnes, das ungebundene Leben aufzugeben, so konnte er sich doch den überzeugenden Gründen des Vaters auf die Länge nicht verschließen. Die Wahl fiel auf die anmutige Prinzessin Marie von Baden, die Tochter des Erbprinzen Karl Ludwig und Enkelin des späteren Großherzogs Karl Friedrich von Baden. Am 12. Juni 1801 wurde in Karlsruhe ihre Verlobung mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Braunschweig gefeiert, am 1. November 1802 fand hier im Residenzschlosse die Vermählung statt.

Wenn irgendje so hat dem Herzoge Friedrich Wilhelm bei seiner Heirat das Glück gelächelt; er hätte schwerlich im Leben eine trefflichere Gattin finden können, als sie ihm mit Marie zuteil wurde. Freilich war für diese der Anfang nicht leicht. Wohnort, Landschaft, häusliche Einrichtung, Verkehrskreis u. a. ließen sich mit dem allem in der Heimat nicht in Vergleich stellen. Und es bedurfte auch einiger Zeit, bis die Gatten sich aneinander gewöhnten. Ihre Charaktere waren zu verschieden und beide so geartet, daß der Eine dem Andern diese Gewöhnung nicht übermäßig erleichterte. Er, einen guten Kern in rauher Schale bergend, leicht auf-fahrend und heftig, sie schüchtern und zurückhaltend; erst allmählich gelang es, zwischen diesen Naturen die volle Seelenharmonie zu finden. Als sie dann aber einmal hergestellt war, da hat sie auch die Probe für das Leben auf das glänzendste bestanden. Nicht leicht haben zwei Gatten mit innigerer Liebe aneinander gehangen, besser und glücklicher einander ergänzt. Was die strengen Mahnungen des Vaters nicht zu Wege bringen konnten: dem sanften Zuspruche der Gattin war es ein Leichtes, ihn zu mildern, zu befänstigen, von übereilten Entschlüssen zurückzuhalten. Er selbst hat es nach ihrem Tode in den schwersten Tagen seines Lebens auf das dankbarste anerkannt, daß sie den heilsamsten Einfluß auf ihn ausgeübt habe. Niemand hat aber auch richtiger den wahren Wert seines Wesens zu erkennen und zu schätzen gewußt, hat die Grundsätze, die unverrückbar bei ihm standen, vor allem das strenge Rechtsgefühl ganz sich zu eigen gemacht, wie sie. Hier irgendein Preisgeben von ihm fordern, wäre ihr wie Verrat an seiner und ihrer Ehre erschienen; hier war sie zu der größten Aufopferung mit Freuden bereit.

Auch das Verhältnis des Herzogs zu seinem Vater gestaltete sich jetzt in der erfreulichsten Weise. Dieser war dem Sohne ein treuer Berater. So namentlich in der Oelser Angelegenheit. Dem Bruder Karl Wilhelm Ferdinands, dem Herzoge Friedrich August, war 1792 das Fürstentum Oels als Leben zugefallen. Da er in kinderloser Ehe lebte, so war Friedrich Wilhelm schon von Friedrich dem Großen in die Anwartschaft auf das Fürstentum aufgenommen. Man konnte sicher auf dessen Anfall, der nach dem Tode des Oheims am 8. Oktober 1805 auch wirklich erfolgte, rechnen. Friedrich August war ein tüchtiger Soldat und geistreicher Mensch, aber ein sehr schlechter Haushalter, der auf seinen Besitz Schulden auf Schulden häufte. Die Bemühungen des älteren Bruders, dies Schuldenwesen verständig zu regeln und eine ordentliche Verwaltung in Oels einzuführen, waren völlig erfolglos. Schulden und Unannehmlichkeiten mit den Testamentserben des Oheims war der einzige Genuß, der Friedrich Wilhelm aus seinem Fürstentume zunächst erwuchs.



Herzog Friedrich Wilhelm zu Braunschweig-Lüneburg-Oldenburg

Inzwischen war am 30. Oktober 1804 auch der langersehnte Wunsch des Landes erfüllt, ein Thronerbe geboren, der den Namen Karl erhielt. Am 25. April 1806 folgte die Geburt des Herzogs Wilhelm (s. S. 102 ff.). Etwa ein Vierteljahr darauf, im August 1806, erfolgte der längst erwartete Bruch zwischen Preußen und Frankreich. Herzog Friedrich Wilhelm stand bei dem Korps des Herzogs von Weimar, das in der Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt gar nicht zur Verwendung gekommen war. Am 21. Oktober kam er auf kurze Zeit nach Braunschweig zu seinem todsiechen Vater (s. S. 146). Da der Erbprinz schon am 20. September d. J. plötzlich gestorben war, so mußte bei der Regierungsunfähigkeit der beiden folgenden Brüder die Erbfolge geregelt und diese dem jüngsten Bruder zugesprochen werden. Sobald dieses urkundlich festgesetzt war, kehrte Friedrich Wilhelm, nun der rechtmäßige Thronfolger, zu seinem Regimente zurück, das zu Blüchers Korps gestoßen war. Er nahm an der Verteidigung Lübecks teil, geriet aber dann durch den Vertrag zu Ratkau in französische Kriegsgefangenschaft. Er bekam Urlaub nur nach Ottenfen, um hier die Leiche seines Vaters in der einfachen Dorfkirche beizusetzen. Zu seiner Gattin, die beim Anrücken der Franzosen über Stralsund zu ihrer Schwester Friederike nach Malmö geflüchtet war, konnte er nicht kommen.

Es beginnt eine lange Zeit schmerzlicher Trennung der beiden Gatten. Auf badischer Seite hegte man noch immer die Hoffnung, dem Herzoge sein Land von Napoleon wieder zurück zu verschaffen. Mit kaum noch getheilten Gefühlen steht die Herzogin diesen Versuchen gegenüber; sie kannte den vaterländischen Sinn und den dynastischen Stolz ihres Mannes, der nur mit einem Bruche seiner Überzeugung zu der Rolle eines Rheinbundsfürsten sich würde verstehen können. Und anders wäre eine Einsetzung in seine Lande doch nicht möglich gewesen. Sie warnte ihn geradezu, Verpflichtungen zu übernehmen, die ihm auf die Länge unerträglich sein würden, schreibt ihm offen, daß es ihr ehrenvoller erscheine, der alten Gesinnung treu zu bleiben als durch Demütigungen sein angestammtes Erbe sich zu erkaufen. Das ist in der Zeit von Deutschlands tiefster Erniedrigung die Gesinnung einer Fürstin, deren ganze Familie in Deutschland, Großvater, Bruder und zwei Schwäger, die Hauptvertreter des Rheinbundes waren. Fürwahr, wenn irgendwo, so zeigt sich hier der hohe Seelenadel der Herzogin im herrlichsten Lichte. Erst im Sommer 1807 kam das Ehepaar wieder zusammen; sie schlugen anfangs in Ottenfen, dann im Juni in Dockenhude in bescheidenster Weise ihren Wohnsitz auf.

Der Friede zu Tilsit (7. und 9. Juli) entschied endlich ihr Schicksal. Das Herzogtum Braunschweig ward dem neuerrichteten Königreiche Westfalen zugeteilt; der Herzog erhielt eine jährliche von dem westfälischen Könige zu zahlende Pension von 100 000 holl. Gulden. Da der Herzog seine Bewegungsfreiheit erhalten hatte, so siedelte er mit seiner Familie nach Bruchsal über, wo sie Marias Mutter, die Markgräfin Amalie, im alten stattlichen Schlosse der Bischöfe von Speier aufnahm. Wenn von hier aus nochmals ein Versuch gemacht wurde, günstigere Bedingungen für die herzogliche Familie zu erlangen, so hatte der Herzog daran gewiß keine Hoffnungen geknüpft. Er richtete ein Schreiben an Napoleon, das zwischen den niedrigen Schmeicheleien und begehlichen Wünschen anderer Fürsten durch seine selbstbewußte Haltung erfrischend anmutet. Sein Sinn ist kurz zusammen gefaßt:

Herzog Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg sendet durch den Freiherrn v. Berckheim den Orden der Ehrenlegion, den sein Vater getragen, zurück und hofft von der Gerechtigkeit des Kaisers die Wiedereinführung in seine Staaten.

So war denn, wenn auch sonst alles verloren, doch die Ehre gerettet. Wie wenige deutsche Fürsten und Fürstinnen konnten das damals von sich sagen!

Und doch stand dem Herzoge auch hier noch ein Verlust bevor, der ihn wohl noch schwerer, als alles frühere, bis in sein Innerstes getroffen hat. Am 19. April 1808 genas Marie einer totgeborenen Tochter und am folgenden Tage entschlief sie selbst in den Armen des Gatten, dem ihr letzter Blick, ihr letztes Verlangen galt. „Wilhelm, gib mir Deine Hand,“ waren die letzten Worte, die man von ihr hörte. In der Morgenfrühe des 27. April wurde die Leiche in der Fürstengruft zu Pforzheim beigesetzt. Der Herzog war durch diesen Verlust auf das Tiefste erschüttert; er fühlte nur zu sehr, wie viel er mit dieser Frau verloren hatte. „Sie war es,“ schrieb er an einen alten Vertrauten in Braunschweig, „die so manches Unangenehme mit mir theilte; durch sie wurde mir das Herbe weniger empfindlich; sie gab mir Freude, beruhigte meine Empfindungen und war in allen Lagen meine Zuflucht. Dies meinem Herzen so unendlich theure Wesen habe ich verloren, und mit ihm Alles — was mich früher an diese Welt fesselte. Meine gute Marie ist tot, und damit ist mir alles Ubrige gleichgültig. Nach diesem schmerzhaften Ereignisse kann mir nichts mehr beugen, das mein innerstes Gefühl so unglücklich machte.“

Aber mochte er sich auch anfangs dumpfer Trauer und düsterer Melancholie überlassen: auf die Länge entsprach solch stummer Gram nicht seinem Charakter. Unwillkürlich suchte sein Schmerz sich ein Ziel, an dem er sich betätigen, durch das seine Seele sich befreien konnte. Nur zu leicht war es gefunden. Wer war es, der in den letzten Jahren Anstrengung und Noth, Kummer und Sorgen ohne Maß auf das geliebte Wesen gehäuft hatte, daß der zarte Körper schier unter der Last zerbrechen mußte? Wer anders als der, der seinen Vater in den Tod getrieben, ihn und seine Kinder des väterlichen Erbes beraubt hatte: Napoleon Bonaparte. Die heiße Liebe zu seiner Marie schürte noch den glühenden Haß, der ihn wie alle Deutschgesinnten gegen den Todfeind seines Volkes längst schon befeuerte. So hat auch die sanfte Frau an den Heldentaten ihres Gemahls in den späteren Jahren ihren ruhmvollen Anteil.

In innerer Unruhe spähte der Herzog nach jeder Gelegenheit aus, wo er diesen grimmigen Haß auswirken konnte. Sein angeborener Tathrang ließ ihn nicht stille sitzen, nicht geduldig warten, bis andere sich regten und für ihn handelten. Er wollte selbst mit den Waffen in der Hand sich das Land seiner Väter, das ihm geraubt war, erstreiten und gab sanguinisch, wie er war, sich der kühnen Hoffnung hin, er könne das ganze Volk im deutschen Norden zur Abschüttelung des fremden Joches mit sich fortreißen. Zunächst suchte er durch Anschluß an Preußen dieses Ziel zu erreichen; er stand von Oels aus mit dem Grafen Goetzen in Schlesien, der ähnliche Bestrebungen verfolgte, in naher Verbindung. Als aber im Oktober 1808 das zwischen Preußen und Oesterreich geplante Bündnis nicht zustande kam, bot er sich dem Kaiserstaate als Bundesgenossen an. Hier fanden seine Anträge bereitwillige Annahme. Am 25. Februar 1809 wurde ihm im Wiener Vertrage Selbständigkeit seines Truppentörpers in poli-

tischer, strategischer und wirtschaftlicher Hinsicht zugestanden. Er legte besonderen Wert darauf, daß er als deutscher Reichsfürst und Bundesgenosse Österreichs, nicht unter österreichischem Oberbefehle am kommenden Kriege teilnahm. So behielt er in politischen und militärischen Dingen die Freiheit des Entschlusses; er konnte, sobald ihm die Gelegenheit günstig erschien, nach dem deutschen Nordwesten vordringen. Er übernahm aber zugleich gewaltige Lasten. Denn er hatte die Ausrüstung seines Korps aus eigenen Mitteln zu bestreiten. Von Österreich erhielt er eine Anleihe und auch sonst mancherlei Unterstützung; von Preußen wurden ihm einst geliehene Beträge zurückgezahlt; dennoch bleibt es eine bewunderungswerte Leistung, daß er ein Korps von etwa 1000 Mann Infanterie, Husaren und Artillerie schnell auf die Beine brachte. In Braunau und Nachod waren die Werbeplätze; aus aller Herren Länder kamen hier die Mannschaften zusammen, die Offiziere zumeist aus dem preußischen Heere. Das gab eine gewisse Einheitlichkeit der Ausbildung und des Dienstbetriebes in der sonst bunt zusammen gewürfelten Menge, die vertrauensvoll zu ihrem Führer aufsah, der Not und Gefahr mit seinen Leuten teilte, Verfehlungen streng ahndete, sonst aber einem jeden leutselig gegenübertrat und in wunderbarer Weise die Gabe besaß, Geister und Herzen an sich zu fesseln.

Es war ein nicht übel ausgerüstetes Korps, das am 21. Mai 1809 über die böhmische Grenze in Sachsen einrückte und Jittau besetzte. Auffallend war schon seine äußere Erscheinung. Fußvolt und Husaren waren in schwarze Schnürenröcke mit blauen Aufschlägen gekleidet und trugen den Totenkopf vor dem roßschweifgeschmückten Tschako. Nur die Scharfschützen hatten grüne Röcke mit roten Aufschlägen, die Ulanen Ulankas. Der Herzog operierte zunächst mit dem österreichischen General Am Ende, dessen Bedächtigkeit dem Herzoge aber keineswegs zusagte. Am 11. Juni ward Dresden genommen, der Angriff der anrückenden Sachsen am folgenden Tage bei Wilsdruff zurückgeschlagen, am 22. Juni Leipzig erreicht. Eregischer ward die Kriegsführung, als Feldmarschalleutnant v. Riemayer den österreichischen Oberbefehl erhielt. Mit ihm vereint hat der Herzog die Franzosen unter Junot bei Bernerz geschlagen. Dann aber machte der Waffenstillstand von Znaim, der am 12. Juli der unglücklichen Schlacht bei Wagram folgte, allen weiteren hochfliegenden Plänen des Herzogs ein plötzliches Ende. Österreich gab den Kampf gegen Napoleon auf; des Herzogs ward bei den Friedensverhandlungen gar nicht gedacht. Eine schwere Entscheidung stand ihm jetzt bevor.

Aber bald war der Entschluß des Herzogs gefaßt. Nach Böhmen konnte er seine Truppen nicht zurückführen. Sie wären dort aufgelöst, in österreichische Dienste aber niemals übernommen, Offiziere und Mannschaften also einer verzweiflungsvollen Lage ausgesetzt. Und er selbst — konnte und wollte er sich Napoleon unterwerfen? Dagegen sträubten sich sein ingrimmiger Haß gegen den Emporkömmling, sein dynastisches Gefühl, sein gerader Rechtsinn und sein warmes treudeutsches Empfinden. So sah er das einzige Heil in einem todesmutigen Vorwärts. Gewiß, sein Zug konnte ebenso wie Major Schills mutiges Unternehmen ein schreckliches Ende finden. Auf allen Seiten standen in drohender Nähe feindliche Truppen, die ihm den Weg verlegen und vereint ihn leicht hätten erdrücken können. Da war vor allem schnelles Handeln vonnöten.



Herzog Friedrich Wilhelm am Petritore in der Nacht auf den 1. August 1809

Er mußte den Gegnern vor ihrem Zusammenschluß zuvorkommen, den Einzelnen zur Seite schieben oder überwinden, bis der Andere herankam. An der norddeutschen Küste rechnete er fest auf englische Unterstützung, und sein Feuergeist, der sich leicht in Illusionen wiegte, hoffte nicht nur das Korps zu retten, sondern den Anstoß zur Befreiung des deutschen Vaterlandes zu geben.

Am 24. Juni trug der Herzog vor Zwickau dem Korps seinen kühnen Plan, sich zur Nordsee durchzuschlagen, offen vor. Eine Anzahl Offiziere traten aus persönlichen Gründen von dem Wagnis zurück; sie erhielten sofort ihren Abschied; die andern und die Mannschaften aber erwiderten die zündenden Worte des Herzogs mit dem Rufe: „Wir bleiben bei dem Herzoge!“

Der kühne Wurf gelang. Über Altenburg, Leipzig, Halle, Hettstedt und Quedlinburg ward am Abend des 29. Juli Halberstadt erreicht, das Oberst Meyronnet mit einem westfälischen Regimente besetzt hatte. Die Stadt wurde mit schweren Verlusten auf beiden Seiten im Sturm genommen, die Besatzung mit ihrem Obersten zu Gefangenen gemacht. Bei Hefsen wurde Tags darauf zuerst der braunschweigische Boden betreten. Der Herzog war tiefbewegt; er stellte das Korps um sich auf und hielt folgende Ansprache:

„Kameraden! Bis hierher half uns Gott, der Herr; dem Vater in der Höh' sei Ehr! Ja, Kameraden, Gott und Eurer Bravheit verdanke ich die himmlische Freude, die vaterländische Erde wieder betreten zu können. Der Himmel ist doch nirgends so schön blau, als da, wo wir ihn zum ersten Male erblickten. Ihr tapfern Soldaten! Ihr braven treuen Menschen! Ihr verlaßt die väterliche Heimat, um einem durch Gewalt mißhandelten Fürsten sein ihm geraubtes väterliches Erbteil wieder erobern zu helfen. Diese Liebe und Anhänglichkeit wird Euch einst belohnt werden. Jetzt nehmt von mir den innigsten Dank, den je ein Mensch empfangen. Auf dieses Schwert hat jeder von Euch Anspruch, sowie auf dieses Haupt (hier entblößte der Herzog sein Haupt). Mein Herz ist Euer, und von diesem Augenblicke an betrachte ich Euch alle wie meine Kinder.“

Tief ergriffen vernahm das Korps die prächtigen Worte des edlen Fürsten.

Am folgenden Tage ging es nach Wolfenbüttel weiter, hier wurde Mittagsrast gemacht und bis zum Abend gewartet; erst bei Fackelschein erfolgte unter dem brausenden Jubel der Bevölkerung der Einzug in die Stadt Braunschweig. Der Herzog eilte nach dem Schlosse, aber es wurde ihm zu eng in den stillen, verlassenen Räumen. Unter Gottes freiem Himmel hat er am Petritore in der Mitte seiner Krieger die Nacht verbracht. Am folgenden Morgen erließ er einen Aufruf, in dem er in aller Form die Regierung seiner angestammten Lande antrat. Aber lange konnte seines Bleibens trotzdem hier nicht sein; von Norden nahen die Westfalen unter Rewbell, im Süden rückten die Holländer unter Gratien heran. Jener mußte zurückgeworfen werden, ehe er sich mit diesem vereinigte. Den richtigen Ausdruck der Stimmung des Herzogs gab sein jetzt angestimmter Lieblingsgesang:

Dir trau ich, Gott, und wankte nicht,
Wenn gleich von meiner Hoffnung Licht
Der letzte Funken schwindet.



Tod des Herzogs Friedrich Wilhelm in der Schlacht bei Quatrebras am 16. Juni 1815

Es kam zum Gefechte bei Olper. Furchtlos setzte sich der Herzog selbst den größten Gefahren aus, sein Pferd wurde ihm unterm Leibe erschossen; er bestieg ein anderes und „führte seine Schwarzen an, dem Feind ins Angesicht“. Trotzdem wurde der Durchbruch nicht erzwungen. Der Herzog zog seine Truppen nach Braunschweig zurück. Er plante einen nächtlichen Überfall des Feindes, als die Nachricht einlief, daß Newbell das Feld geräumt habe, um Gratien die Hand zu reichen. Nun war die Bahn frei. In starken Eilmärschen ging es über Burgdorf, Hannover, Neustadt, Hoya, Delmenhorst zur Nordseeküste, wo bei Elsleth und Brake am 7. August die Einschiffung des Korps auf englischen Schiffen erfolgte. Glücklicherweise wurde der rettende Boden Englands erreicht.

Das Korps des Herzogs wurde in englische Verwaltung übernommen. Unablässig war er selbst bemüht, sein altes Ziel, die Abschüttelung des französischen Joches in Norddeutschland mit englischer Hilfe zu betreiben. Aber er konnte das britische Ministerium für diesen Plan, den auch ein Gneisenau teilte, nicht in Bewegung setzen. Ungern ließ er seine Truppen nach Portugal und Spanien ziehen, wo sie ruhmvoll an der Bekämpfung der Franzosen teilnahmen. Er hätte sie lieber bei der Hand behalten, weil er immer noch hoffte, mit ihnen an der Befreiung des Vaterlandes teilnehmen zu können. Auch durch persönliche Verhandlungen in Deutschland war nichts zu erreichen. Er mußte untätig aus der Ferne zuschauen, wie am 16. bis 18. Oktober 1813 bei Leipzig die Macht Napoleons zusammenbrach und auch für sein angestammtes Land die Freiheit errungen wurde.

Er hatte nun nichts Eiligeres zu tun, als den Major Olfermann als Bevollmächtigten nach Braunschweig zu senden, der in seinem Namen von dem Herzogtume Besitz ergriff. Nichts lag dem Herzoge aber mehr am Herzen, als sofort ein neues Truppenkorps aufzustellen, da seine alten Regimenter so schnell nicht heranzuziehen waren. Schon am 10. November machte Olfermann damit den Anfang. Am 22. Dezember 1813 hielt dann der Herzog unter dem begeisterten Jubel der Bevölkerung seinen Einzug in die Stadt seiner Väter. Mit fieberhaftem Eifer setzte er nun selbst die Leitung der Rüstungen fort, und er ruhte nicht eher, als bis er mit einem neuen Truppenkorps im April 1814 nach Brabant ausrücken konnte. Zu kriegerischer Tätigkeit fand er dort aber keine Gelegenheit mehr. Auch nach seiner Rückkehr hielt er sein Truppenkorps auf großer Höhe. Als man ihm im Interesse des Landes dagegen Vorstellungen machte, erwiderte er, daß der Kampf mit Napoleon noch nicht vorbei sei. Er hat Recht behalten. Während man auf dem Kongresse zu Wien noch mitten im Verhandeln und Markten war, kehrte Napoleon von Elba am 1. März nach Frankreich zurück, dessen Bevölkerung ihm wieder begeistert zusiel. Friedrich Wilhelm hatte sich vorübergehend auch in Wien aufgehalten; er war aber keine diplomatische Natur und hatte dort nichts erreichen können, obwohl für die deutsche Sache gewiß kein Fürst größere Opfer gebracht hatte als er. Aber jetzt, wo es wieder zu kämpfen galt, war er der Erste am Platze. Am 17. April 1815 marschierten seine Truppen nach Belgien ab, am 6. Mai folgte er ihnen nach. Er hatte sich dem englischen Heere unter Wellington angeschlossen; am 11. Mai traf er in Brüssel ein und nahm seine Wohnung in der Nähe der Stadt zu Laeken. Seine Truppen waren in weitem Umkreise einquartiert. Sie wurden zum Morgen des 16. Juni vor Brüssel zu-

sammen berufen, rückten bis Genappes vor und nahmen dann am Kampfe bei Quatrebras den wirksamsten Anteil. Unermüdlich war der Herzog selbst dabei tätig, bis ihn eine feindliche Kugel vom Pferde zu Boden streckte. Der wackere Korporal Kübel trug ihn mit Hilfe zweier Jäger aus dem Schlachtgetümmel nach einem nahestehenden Hause La baraque, wo er noch am Abend des 16. Juni seine tapfere Seele aushauchte. Er hat den endgültigen Sieg über Napoleon nicht mehr erleben sollen, aber er hat ihn zu erringen freudig sein Bestes beigetragen. Am 17. Juni ward die Leiche nach Laeken gebracht, dann über Antwerpen nach Braunschweig, wo sie am 22. Juni gegen Mitternacht anlangte. In der Nacht des 3. Juli fand die feierliche Beisetzung im St. Blasien dome statt. Wohl niemals hat in dem alten ehrwürdigen Raume eine Trauerfeier solch aufrichtige Teilnahme des ganzen Volkes gefunden.



Nach dem Abzuge des Herzogs Friedrich Wilhelm und der ihn verfolgenden Westfalen und Holländer aus Braunschweig am 2. August 1809 hatten die 1807 errichteten braunschweigischen Bürgerwachen eine Zeitlang den Wachtdienst in der Stadt und namentlich an den Toren zu versehen. In diesen Tagen war der Schneidermeister Christian Friedrich Krämer Wachtkommandant am Petritore. Da seine Kameraden die dichterischen Gaben ihres Führers kannten, und das Erscheinen des Herzogs in der Stadt und sein Gefecht bei Ölper Sinn und Herz aller Braunschweiger damals vollständig erfüllten, so forderten sie ihn auf, ein Lied auf den Herzog zu machen. Krämer ging darauf ein und so entstand das wohl vollständigste von allen den Liedern, die dem Fürsten gewidmet sind. Es wurde anfangs nur im geheimen in Abschriften verbreitet und als eine davon der Polizei in die Hände fiel, hätte dies beinahe zu einer Untersuchung geführt, die dem Dichter leicht das Leben hätte kosten können. Er starb als Theaterschneider beim Herzoglichen Hoftheater am 13. Mai 1841.

„Hoch lebe Friedrich Wilhelm hoch!“

Hoch lebe Friedrich Wilhelm, hoch!
Er rückt' ins Feld heran
Und schlug mit seiner kleinen Macht
Viel tausend Mann in mancher Schlacht,
Der Held aus Heinrichs Stamm.

Von Böhmen bis zum Elbestrom
Durch achtzig tausend Mann
Schlug er mit neunzehnhundert sich,
Und ward dem Feinde fürchterlich:
Wild flohen Koss und Mann.

Der Sachse rief in vollem Lauf
Zu dem Westfalen: flieh!
Und die Holländer glaubten fest,
Es käm' aus seinem Höllennest
Der Teufel hinter sie.

Durch Sachsen brach er seine Bahn
Zu seiner Vaterstadt,
Und stieß mit seinem Corps voll Mut
Auf Deutsche, da floß deutsches Blut
Im Sieg zu Halberstadt.

In Braunschweig war ein Jubelfest,
Als man den Herzog sah;
Er kam noch spät beim Fackelschein,
Doch freudig jauchzte Groß und Klein
Und rief: Victoria!

Der Held kam nicht um auszuruhen
In seine Vaterstadt;
Denn gleich am andern Morgen schon
Rief ihn ein andrer Siegeston
Hinaus ins Feld zur Schlacht.

Raum war die Nachricht ihm gebracht,	Ihr Krieger, nicht an Mann und Pferd,
Daß Feinde kämen an,	An Heldenmut gebracht's;
Rückt er mit seinem Heldencorps	Was half euch nun das größte Corps
Sogleich hinaus vors Petritor	Was eu'r gepugtes Feuerrobr?
Und jagte Roß und Mann.	Was blanke Säbel? — Nichts!

Bei Olper stand sein kleines Heer,	Schnell, wie der Blitz, lief nun der Feind
Entflammt von hoher Glut;	Sinem in Feld und Wald,
Kanonen brüllten gegen ihn,	Warf Säbel, Flinten und Montur,
Doch Korfes ließ Kartätschen sprühn,	Tornister fort und suchte nur
Da sank dem Feind der Mut.	Dort sichern Aufenthalt.

Sein Pferd sank ihm durch einen Schuß,	Denn Wilhelm kam und sah und schlug
Doch er, er jagte nicht,	Mit kräftig-deutscher Hand;
Bestieg ein andres, ritt voran	Ja selbst der Feind muß es gestehn,
Und führte seine Schwarzen an	Daß solch ein Held noch nie gesehn
Dem Feind ins Angesicht.	Im ganzen deutschen Land

♦♦

Vom Herzog Friedrich Wilhelm

Von Otto Lüdecke

1. Jungbraunschweig im Jahre 1809

Der kurze Aufenthalt des Herzogs Friedrich Wilhelm in der Stadt Braunschweig und das Gefecht bei Olper am 1. August 1809 hatten bei Braunschweigs Bewohnern einen tiefen Eindruck hinterlassen, und stärker als zuvor hingen ihre Herzen an dem angestammten Fürsten. Auch bei der lieben Jugend, namentlich bei den Knaben, waren jene denkwürdigen Tage nicht spurlos vorübergegangen. Sie hatte ja den Heldenherzog und seine mutige Schar mit eigenen Augen gesehen, auch den Kanonendonner von Olper selbst gehört. Was Wunder, wenn ihr lebhafter Nachahmungstrieb bald nach dem Durchzuge des Herzogs auf ein Spiel versiel, welches den Kampf der Braunschweiger mit den Franzosen darstellte, wobei natürlich die ersteren stets die Sieger waren. Bei diesen Straßenkämpfen ging es oft so erbittert zu, daß die besiegten „Franzosen“ mit blutigen Köpfen heimzogen. Die westfälische Polizei hatte längst ein Auge auf das Gebaren der Braunschweiger Jugend geworfen, und bald schritt sie ein und verbot das Spiel. Aber an ein Aufgeben dieses herrlichen Vergnügens dachte die liebe Jugend nicht; sie verlegte den Kriegsschauplatz in entfernter liegende Straßen und — kämpfte weiter. Der nachspürenden Polizei blieb jedoch dieses nicht lange verborgen, und nunmehr setzte sie Strafen für die Zuwiderhandelnden fest. Jeder, der bei dem Spiel abgefaßt wurde, hatte eine bestimmte Anzahl Stockschläge zu gewärtigen, jedoch mit dem Unterschiede, daß jedem „Franzosen“ vier, jedem „Braunschweiger“ aber acht Schläge zugeteilt werden sollten. Die ständigen Niederlagen der „Franzosen“ waren wohl der Grund, weshalb mit solch ungleichem Maß hier gemessen wurde. Trotz allen Strafen wurde dennoch weiter gespielt. Da geschah es, daß wieder einmal an einer Anzahl Knaben die festgesetzte Strafe vollzogen werden sollte, wobei man

einen der Beteiligten, der „Braunschweiger“ gewesen war, zu den „Franzosen“ zählte. Als dieser die vier Streiche ruhig und standhaft hingenommen hatte, verlangte er mit erhobenem Kopfe noch weitere vier, „weil er ein Braunschweiger sei“. Wie groß war die Vaterlandsliebe in diesem mutigen Anaben, wie spiegelt sich aber auch in ihm die Gesinnung des ganzen Volkes wieder!

Als im Dezember 1813 Herzog Friedrich Wilhelm in Braunschweig wieder einzog, da gefellte sich zu denen, die den Ruhm des Heldenfürsten besangen, auch Friedrich Rückert. In einem längeren Gedichte auf den Herzog preist er auch den Mut jenes Anaben und schließt mit den Worten:

„Bürger Braunschweigs, die ihr heute
Den verehrten Fürstensohn,
Dessen Ruhm die Welt erfreute,
Rückempfangt auf euren Thron:
Geht, und holt doch jenen Anaben,
Der vielleicht jetzt ist ein Mann,
Daß der edle Herzog laben
Sich an seinem Anblick kann.“

2. Der Thronessel des Königs Jérôme

Für Braunschweig stand im Jahre 1808 ein hoher Festtag in Aussicht: König Jérôme, der „Bruder Lustig“, wollte seine zweite Residenz, zu der er Braunschweig ernannt hatte, mit seinem Besuche beehren. Den Behörden war die Absicht des Königs bereits angezeigt, und diese beeilten sich, die zu einem solchen Empfange nötigen Vorbereitungen zu treffen. Im Schlosse wurden die erforderlichen Zimmer instand gesetzt, doch sah man sich genötigt, einen neuen Thronessel anfertigen zu lassen. Denn obgleich ein solcher schon vorhanden war, so glaubte man doch, daß ein König sich unmöglich auf einen Herzogsthron setzen könnte. —

Nun lebte damals in Braunschweig ein Tischlermeister mit Namen Georg Friedrich Mack, dessen Arbeiten als vorzüglich anerkannt waren. Dieser, gefragt, ob er wohl ein solches Prunkstück anfertigen könne, erklärte sich bereit und nannte auch gleichzeitig den Preis: Einhundert und fünfzig Reichstaler. Man war erstaunt über diese Forderung und beriet sich längere Zeit. Da kam plötzlich die Nachricht, daß der beabsichtigte Besuch „Sr. Majestät“ auf eine spätere Zeit verschoben sei, und der Auftrag für Meister Mack kam zunächst nicht zur Ausführung.

Eines Tages wurde aber den Behörden die Mitteilung, der „hohe Besuch“ träte nunmehr in Bälde ein, und man machte jetzt bei unserem ehrsamem Handwerksmeister die Bestellung eines neuen Thrones. Zur festgesetzten Zeit hatte dieser den Thron fertiggestellt und wollte ihn im Schlosse abliefern. Zugleich legte er die Rechnung bei, die freilich von der früher verlangten Summe etwas abwich, denn jetzt stellte sie sich um fünfzig Reichstaler höher. Nach dem Grunde dieses Preisaufschlages gefragt, erwiderte Meister Mack: „Meine Herren! Einen Königsstuhl für das Braunschweiger Herzogschloß zu fertigen, ist keine Kleinigkeit. Sollte Ihnen der Stuhl zu teuer sein, so behalte ich ihn für spätere Zeiten; in meinem Hause ist noch Platz.“ — Meister Mack mußte seinen kostbar geschnitzten und reich vergoldeten Thron wieder mit nach Hause nehmen, und

es wurde ein billigerer Handwerker mit der Anfertigung eines Thronsessels beauftragt.

Am 22. Dezember 1813 war Herzog Friedrich Wilhelm, jubelnd empfangen von seinem Volke, in das Schloß seiner Väter wieder eingezogen. Wenige Tage später erschien auch Meister Mack beim Herzoge, um ihm eine Bitte vorzutragen. „Nun,“ sagte der Herzog leutselig, „was ist denn Ihr Wunsch?“ — „Durchlaucht,“ antwortet Mack, „ich habe ein Stück Möbel mitgebracht, das kein Mensch entbehren kann. Und da Sie gewiß noch nicht so ganz eingerichtet sind, wollte ich Durchlaucht bitten, dasselbe von mir anzunehmen. Es befindet sich im Vorzimmer.“ — Der Herzog betrat das letztere und sah voller Spannung einen Gegenstand, der von einem Teppich verhüllt war. Meister Mack entfernte diesen und sagte zum Herzoge: „Durchlaucht, nur ein Nachstuhl, den ich aus dem Thronessel gemacht habe, der vor einigen Jahren für ein Zimmer des Königs in diesem Schlosse bestimmt war.“ — Laut auf lachte der Herzog über diesen originellen Einfall des Meisters Mack. „Zu schade ist das Ding für den täglichen Gebrauch, aber annehmen will ich es gern und ihm einen Platz in meinem Schlosse anweisen. Als historische Merkwürdigkeit wird mancher in späteren Zeiten diesen Stuhl betrachten und seinen Gedanken dabei freien Lauf lassen.“ So der Herzog.

Wie so viele Aften und andere Gegenstände, so wird auch leider dieser merkwürdige Thron beim großen Schloßbrande 1830 ein Raub der Flammen geworden sein. —

3. Taufe beim Tischlermeister Mack

Kurze Zeit nach dem Durchzuge des Herzogs Friedrich Wilhelm und seiner schwarzen Schar durch Braunschweig sollte in der Familie des Tischlermeisters B. Fr. Mack eine kleine Feier stattfinden, nämlich die Taufe seines jüngsten Kindes. Meister Mack, ein Patriot und glühender Verehrer seines Herzogs, ließ seinem Kindlein nun ein Taufhemdchen anfertigen, das eine getreue Nachbildung der Uniform der Schwarzen war, also von schwarzem Zeug mit Schnüren auf der Brust, dazu ein Mützchen, nach der bekannten Feldmütze des Herzogs Friedrich Wilhelm gearbeitet. In diesem Kleidchen ließ nun der Meister Mack sein Kind in der Katharinenkirche in Braunschweig taufen, und alle Warnungen vor der westfälischen Polizei fanden bei ihm keine Beachtung. Die Geschichte weiß auch von keiner Strafe zu berichten, die ihm auferlegt wäre. Jetzt bewahrt unser Vaterländisches Museum das Taufhemdchen samt dem Mützchen zur Erinnerung an jene Zeit und Begebenheit auf.

4. Herzog Friedrich Wilhelm in Osnabrück 1813

Der kurze Wintertag — man schrieb den 18. Dezember — war längst zur Rüste gegangen, und die tiefen Schatten der Nacht hatten sich auf Osnabrücks Straßen und Plätze gesenkt. Immer stiller war es in dem Städtchen geworden, denn die Einwohner hatten sich theils der wohlverdienten Ruhe schon hingegeben, theils waren sie wohl noch mit den Vorbereitungen zum nahen Christfeste in ihren Wohnungen beschäftigt. Da plöglich erscholl auf der Straße der Ruf: „Der Herzog von Braunschweig-Oels kommt in einer Stunde durch Osnabrück!“ Wie mit einem Zauber

schlage veränderte sich die ganze Stadt. Die männlichen Bewohner kamen aus ihren Häusern geeilt, hielten miteinander kurzen Rat, um dann mit ihren aus den Wohnungen geholten Flinten zu dem Hegertore zu eilen. Von hier bis weit vor die Stadt wurde eine Postenkette gebildet, die beim Naben des Herzogs ihre Flinten abschießen sollte und damit den Beginn des festlichen Empfanges des Helden der fernen Stadt zu melden. Andere Bürger liefen zu den Kirchtürmen, um die Glocken bei der Ankunft des Herzogs zu läuten, und in den Straßen vom Hegertore bis zum Posthause und noch weiterhin stellten die Hausfrauen Kerzen in die Fenster.

Lange Zeit verging nicht, da hörte man die ersten Schüsse fallen, und bald feuerte die ganze Postenkette. Und als nun der Wagen des Herzogs am Stadttore anlangte, umringt von Hunderten von Bürgern, da begannen die Glocken von allen Türmen der Stadt zu läuten, da wurden die Kerzen in den Fenstern angezündet, und ein sich immer wiederholendes Hurrarufen durchbrauste die vor kurzem noch so stillen Straßen. Nur mühsam konnte der mit drei Pferden bespannte einfache Reisewagen des Herzogs sich durch die Volksmenge, die ihn umgab, hindurcharbeiten, und zahllose Hände zugleich streckten sich dem Helden zum Willkommen entgegen.

Und was sagte der Herzog Friedrich Wilhelm zu diesem Empfange? Der Bericht in unserem Stadtarchiv über jene Nacht meldet: „Dem eisenfesten Manne rannen bei dem herzlichen Empfange unaufhörlich die Tränen über die Wangen.“

5. Die Christfeier im Großen Waisenhause 1814

In der Frühe des 22. Dezember 1814 zog eine stattliche Kinderschar über den Bohlweg in Braunschweig nach dem Residenzschlosse; es waren die Jöglinge des Großen Waisenhauses B. M. V., Knaben sowohl wie Mädchen. Sie wollten den Herzog Friedrich Wilhelm mit einigen Liedern erfreuen und auch zugleich den Tag als Festtag für Braunschweig einleiten, an dem vor einem Jahre der rechtmäßige Landesherr wieder seinen Einzug in seine Vaterstadt gehalten hatte. In aller Stille nahmen die Kinder unter den schon erleuchteten Fenstern des Herzogs Aufstellung, um dann, nachdem die sechste Morgenstunde von der nahen Domkirche verkündet war, mit dem Vortrag ihrer Lieder zu beginnen. Schon beim ersten Liede öffnete der Herzog ein Fenster, um so den Gesang besser hören zu können. Beim Schlusse dieser kleinen Serenade sprach er dem Führer der Kinder seinen Dank aus, dabei bemerkend, es werde ihm diese Überraschung unvergeßlich sein.

Zwei Tage später war heiliger Abend. Schon senkte sich die Nacht hernieder, und die ersten Christbäume erstrahlten im hellen Kerzenschimmer. Auch im Großen Waisenhause sollte die Christfeier, wie alljährlich, vor sich gehen. Auf langen Tafeln lagen die Geschenke für die Kinder, und ein mächtiger Tannenbaum mit unzähligen Lichtern gab erst die rechte Weihe zu der bevorstehenden Feier. In diesem Jahre aber war die Freude der Kleinen besonders groß, lag doch auf jedem Platze noch extra ein blanker Taler. Von wem dieses Geschenk stammte, wurde ihnen bald mitgeteilt. Der Herzog Friedrich Wilhelm hatte sich so sehr über

den Morgengesang der Kinder gefreut, daß er seinen Dank wollte durch diese Gabe ausdrücken.

Aber eine noch größere Freude stand den Kindern bevor. Soeben sollte die Feier beginnen, als die Thür des Saales weit geöffnet wurde und in derselben ein hoher Offizier erschien. Dicht hinter ihm — der Herzog Friedrich Wilhelm. Er selbst wollte seinen Dank den Kindern sagen. Und nun, in Gegenwart des geliebten Fürsten, nahm die Feier ihren Verlauf. Nach Beendigung derselben unterhielt sich der Herzog noch mit verschiedenen Personen, um dann wieder ins Schloß zurückzukehren. — Die Christfeier am 24. Dezember 1814 wird wohl allen Teilnehmern Zeit ihres Lebens in Erinnerung geblieben sein. Für den Herzog aber war es das letzte Christfest, das er überhaupt noch feiern sollte.



Herzog Wilhelm

Von P. Zimmermann

Lang und glücklich wie kaum die eines zweiten Welfenfürsten war die Regierung des Herzogs Wilhelm. Und dennoch fiel der Lebens- wie der Regierungsanfang dieses Fürsten in unruhige, sturmerfüllte Zeiten. Freilich, als er, ein Sohn Herzog Friedrich Wilhelms und seiner Gemahlin Marie von Baden, am 25. April 1806 zu Braunschweig das Licht der Welt erblickte, strahlte die Sonne des Glückes über dem Fürstenhause noch in ungetrübtem Glanze. Dann aber traf es bald ein schwerer Schicksalsschlag nach dem andern. Am 20. September starb der Erbprinz Karl Georg August. Wenige Wochen darauf vernichtete der Tag von Jena und Auerstädt, der den preussischen Staat völlig zu Boden warf, den Feldherrnruhm des Großvaters, des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand (vgl. S. 146). Die ganze herzogliche Familie mußte schleunigst vor den anrückenden Franzosen aus Braunschweig flüchten. Die Herzogin Marie eilte mit ihren beiden Söhnen am 18. Oktober nach Stralsund auf schwedisches Gebiet, dann zu ihrer Schwester, der Königin Friederike, nach Malmö. Erst im Frühling 1807 trifft sie mit ihrem Gatten wieder zusammen, mit dem sie sich erst bei Hamburg aufhält, dann zu ihrer Mutter, der Markgräfin Amalie, nach Bruchsal übersiedelt. Hier traf den Herzog und seine beiden Söhne der schwerste Schlag: am 20. April 1808 starb die Herzogin Marie im Kindbett. Als im folgenden Jahre Herzog Friedrich Wilhelm als Verbündeter Oesterreichs mit in den Kampf gegen Napoleon trat, wurden die Prinzen zunächst nach Oels, dann über Schweden nach England in Sicherheit gebracht. Erst am 14. Oktober 1809 kamen sie hier mit dem Vater wieder zusammen, um dann bei ihm die folgenden Jahre in London zu bleiben. Auch sie kehrten nach dem Zusammenbruche der Westfälischen Herrschaft nach Braunschweig zurück. Aber auch hier sollten sie sich nur kurze Zeit des Vaters erfreuen: am 16. Juni 1815 starb er auf dem Schlachtfelde von Quatrebras den Heldentod.

Die Sorge für das Land wie für die Kinder war testamentarisch dem damaligen Prinzregenten, späteren Könige Georg IV. von England anver-

traut, einer besonders für die letztere Aufgabe gewiß recht ungeeigneten Persönlichkeit. Leider fehlten auch sonst in der Familie Verwandte, die auch nur einigermaßen den Prinzen Vater und Mutter hätten ersetzen können, und nach dem Tode des Grafen Schulenburg († 1818) war auch sonst kaum jemand vorhanden, der ihnen unwillkürlich Achtung und Autorität eingeflößt hätte. Denn leider waren die Erzieher, zumeist ungeschickte Pedanten, dazu nicht imstande. Zudem fehlte bei ihrer Erziehung jeder weibliche Einfluß. Ist auch der spätere Vorwurf, die Erziehung der Prinzen sei mit Absicht schlecht geleitet gewesen, in das Reich der Fabel zu verweisen, so bleibt doch wahr, daß sich ihre Jugend unter sehr ungünstigen Verhältnissen entwickelte. Am 19. April 1820 wurden sie zu Braunschweig zusammen konfirmiert. Dann weilten sie bis Mitte 1822 in Lausanne, später bei der Großmutter in Karlsruhe. Von hier schieden sich ihre Wege; Karl ging nach Wien, Wilhelm für ein Jahr nach Göttingen, wo er im Kreise gleichaltriger Landsleute ungezwungen verkehrte. Im Anfange des Jahres 1824 teilten die Brüder in Braunschweig das väterliche Vermögen; dabei fiel Wilhelm zumeist das stark verschuldete Fürstentum Oels zu. Er lebte nun zwei Jahre teils in Braunschweig, teils auf Reisen, bis er den Familienüberlieferungen getreu in preussische Militärdienste trat und unterm 17. Februar 1826 in Berlin als Rittmeister im 2. Gardelandwehr-Kavallerie-Regiment angestellt wurde; am 22. Oktober erfolgte seine Beförderung zum Major. Das kriegerische Blut der Väter rollte auch in seinen Adern; gar zu gern hätte er sich als Soldat auch einmal im Felde betätigt; aber zur Teilnahme an dem russischen Feldzuge gegen die Türkei wurde ihm der erbetene Urlaub verweigert. Diese Offiziersjahre in Berlin hat Wilhelm, der im Kreise der Kameraden wie des königlichen Hofes eine allgemein beliebte Persönlichkeit war, stets als die glücklichste Zeit seines Lebens bezeichnet.

Die frohen Tage sollten plötzlich einen jähen Abschluß finden. Ganz unerwartet traf ihn die Kunde, daß sein Bruder Karl am 7. September 1830 aus dem Lande vertrieben sei. Er eilte sofort nach Braunschweig, wo er am Mittag des 10. Septembers eintraf und nun erst über die Verhältnisse, die Mißregierung des Bruders, die Erbitterung seiner Reise gegen ihn u. a. deutliche Aufklärung erhielt. Er sah ein, daß vorläufig an eine Rückkehr des Bruders nicht gedacht werden konnte und ließ sich daher sogleich bestimmen, in dessen Namen die Regierung bis auf weiteres zu übernehmen. Er fand bei dem stammverwandten englischen Fürstenhause wie bei der preussischen Regierung die bereitwilligste Unterstützung. Trotzdem waren alle Versuche, auf friedlichem Wege eine Einigung mit seinem Bruder herbeizuführen, völlig erfolglos. Dieser zog die ihm früher erteilte Vollmacht wieder zurück. Es blieb Wilhelm, wollte er überhaupt feste, geordnete Verhältnisse schaffen, nichts anderes übrig, als unbekümmert um des Bruders Proteste die Regierung im eigenen Namen zu führen. Am 20. April 1831 erklärte er sich dazu bereit; am 25. April, seinem Geburtstage, fand die allgemeine Landeshuldigung statt.

Es war für Herzog Wilhelm ein bitterschwerer Entschluß, diesen wichtigen Schritt zu tun. Denn mit ihm beginnt die tiefe Tragik seines Lebens. Gesah das, was er tat, auch nur im wohlverstandenen Interesse seines Landes, dessen Wohl sonst sicher zu stellen er kein Mittel sah, er-

füllte er damit auch nur den allgemeinen heißesten Wunsch seiner Untertanen, der ihm von allen Seiten entgegengebracht wurde, handelte er dabei auch völlig im Einklange mit den Agnaten und allen befreundeten Höfen: es blieb doch in seiner Seele ein Stachel zurück, der ihn bis zum Tode seines Bruders niemals verlassen hat. Er entzweite sich nun auf immer mit diesem Bruder, dem einzigen nahen Verwandten, den er überhaupt besaß, und bei dem strengen, starren Rechtsgeföhle, das ihn beseelte, mußte er sich doch unausgesetzt sagen, daß er an einer Stelle sitze, die von Gott und Rechtswegen einem anderen gebührte. Die untilgbare Erinnerung an die rauchenden Trümmer des Schlosses seiner Väter, die er am 10. September 1830 erblickte, mußte ihm stets den revolutionären Ursprung seiner Herrschaft lebendig erhalten. Das hat er Zeit seines Lebens nicht verwunden. Noch eine zweite böse Folge hatte für ihn dieser unheilbare Zwist mit dem Bruder; er konnte eine Gemahlin, wie er sie wünschte, nicht finden und mußte nun einsam durchs Leben gehen mit dem Bewußtsein, daß mit ihm die ruhmvolle ältere Linie seines Hauses ihr Ende erreichte. Denn wenn auch am Bundestage der Widerspruch gegen die Thronbesteigung Wilhelms bald verstummte, und es am 12. Juli 1832 zu dem Beschlusse kam, daß er als stimmführendes Mitglied des Deutschen Bundes zu betrachten sei, so ist doch die Frage niemals zur Entscheidung gekommen, wessen Kinder bei legitimer Nachkommenschaft beider Brüder zur Thronfolge würden berufen sein. Dieser unsicheren Zukunft wollte keines der Häuser, bei denen Wilhelm anklopfte, eine Tochter aussetzen. Durch diesen ungeklärten Rechtszustand, nicht aber, wie man wohl gefabelt hat, durch Intrigen des hannoverschen Hofes, ist die Ehelosigkeit des Herzogs verursacht.

Als Herzog Wilhelm zur Regierung kam, lag eine sehr schwere Aufgabe vor ihm. In eine aufgeregte Stimmung und verwickelte Verhältnisse war Ruhe und Ordnung zu bringen, und das war zu leisten von einem Fürsten, der bis dahin zur Herrschertätigkeit gar nicht vorbereitet war. Aber er brachte dazu mit einem scharfen vorurteilslosen Blick, ein gesundes Urteil und die glückliche Gabe, den richtigen Mann an die richtige Stelle zu setzen. Kaum jemals hat er in dieser Beziehung einen ernststen Fehlgriff getan. Den Männern aber, die er in verantwortungsvolle Stellen berief, schenkte er offenes Vertrauen und ließ ihnen freies Feld, ihre Gaben zum Heile des Ganzen frei zu entfalten. Denn das Staatswohl zu fördern war er in erster Linie bestrebt, bereitwilligst ließ er diesem Zwecke gegenüber auch persönliche Anschauungen und Neigungen zurücktreten. Wohlwollen und Gerechtigkeit waren, wie später einmal der Staatsminister Schulz richtig hervorhob, die Grundzüge seiner Regierung.

Eine glückliche Fügung war es, daß der Herzog sogleich bei Antritt seiner Regierung den Freiherrn Wilhelm von Schleinitz in das Staatsministerium berief, den Mann, der bis zu seinem Tode († 1856) die Seele der Regierung blieb, und von dem die meisten der segensreichen Reformen, die nun zur Durchführung gelangten, ihren Ausgang nahmen. Es war der Weg besonnenen Fortschritts, den man nun einschlug; es erfolgte ein im besten Sinne liberaler Ausbau der Landesordnungen. Wir müssen es uns hier versagen, ausführlich auf diese Dinge einzugehen. Nur kurz wollen wir hinweisen auf das neue Staatsgrundgesetz, die „Neue Landschaftsordnung“ vom 12. Oktober 1832, die, noch heute in Geltung, sich auf

das vorzüglichste bewährte, auf die Regelung des Justizwesens durch Gesetze von mustergültiger Eigenart, die Städte- und Landgemeindeordnung, die den damals an vielen Orten noch unerhörten Grundsatz der Selbstverwaltung einführte, auf die Agrargesetzgebung, die den ländlichen Grundbesitz von lästigen Fesseln löste und zu freier glänzender Entwicklung führte, auch die Förderung des Verkehrswesens, die sich im Bau trefflicher Landstraßen und in der frühen Anlage von Eisenbahnen (1838 die Bahn von Braunschweig nach Wolfenbüttel, die erste Staatsbahn Deutschlands!) zeigte und vorteilhaft auf die Entwicklung der Industrie und des Handels einwirkte, auf die Pflege der Schul- und Bildungsanstalten, die sich in gleicher Weise auf das niedere und höhere Schulwesen bezog und in der zeitgemäßen Umwandlung des Collegium Carolinum in eine technische Hochschule im Jahre 1877 einen schönen Abschluß fand, auf die Leitung des Kirchenregiments, das, in mildem versöhnlichem Sinne gehandhabt, allen Geistesrichtungen freie Entfaltung bot, auf die reiche Bautätigkeit, die sich neben der Errichtung neuer stattlicher Gebäude zu den verschiedensten Zwecken auch auf die würdige Wiederherstellung alter, insbesondere kirchlicher Bauten erstreckte. Überall, wo es galt, zwischen den verschiedenen Interessen des Landes und des Fürstenhauses zu vermitteln, ließ Herzog Wilhelm zu einem billigen Vergleiche sich gern bereit finden. War mit Herzog Karl eine Einigung über die Kammergüter und Forsten nicht zu erzielen gewesen, so wurde jetzt durch den sog. Finanznebenvertrag vom 12. Oktober 1832 für den Herzog eine bestimmte Zivilliste festgesetzt, der übrige Ertrag aber für den Staatshaushalt verwandt, der dadurch erst eine feste Grundlage erhielt.

In der Politik, besonders in der deutschen Frage, zeigte der Herzog stets eine gut vaterländische Gesinnung. Auf das wärmste trat er stets für die Rechte Schleswig-Holsteins ein. Er war der einzige deutsche Bundesfürst, der im Kriegsjahre 1848 nicht nur seine Truppen ausrücken ließ, sondern auch selbst auf dem Kriegsschauplatze erschien. Auch die deutschen Einheitsbestrebungen zu fördern, war er stets mit Freuden bereit. Er ließ bei der Beratung der deutschen Reichsverfassung (1849) als einer der ersten Fürsten erklären, daß er ein erbliches Oberhaupt an der Spitze des Deutschen Reiches anzuerkennen bereit sei. Auch nach seinem Scheitern blieb er dem Gedanken des preussischen Erbkaufertums treu. Er trat so gleich dem von Preußen begründeten „Dreikönigsbündnisse“, später der Union bei und nahm im Jahre 1850 an dem Fürstentongresse in Berlin teil. Am 1. Dezember 1849 schloß er mit Preußen auch eine Militärkonvention ab, die bis zum Jahre 1854 in Kraft blieb. Als die Schleswig-Holsteinsche Frage Ende 1863 aufs neue entbrannte, erklärte er sich mit aller Entschiedenheit für die staatsrechtliche Selbständigkeit dieser deutschen Bundesländer. Man weiß, wie sehr die Hoffnungen der deutschen Klein- und Mittelstaaten bald darauf enttäuscht wurden. Klug und selbstlos war die Haltung des Herzogs im Jahre 1866. Es ist nicht unglaublich, daß er sich persönlich mehr zur österreichischen Partei geneigt habe. Aber das Wohl seines Landes, das fast nach allen Seiten an preussisches Gebiet grenzte, forderte unabweislich die entgegengesetzte Politik. In der Bundestagsitzung vom 13. Juni 1866 erklärte sich Braunschweig gegen den österreichischen Antrag. Das Land blieb neutral; erst am 6. Juli schloß der Herzog mit Preußen ein Bündnis; ein kriegerisches Eingreifen der

braunschweigischen Truppen wurde bei dem schnellen Abschlusse des Friedens nicht mehr erforderlich. Seitdem ist Herzog Wilhelm in ehrlichster Weise allen Verpflichtungen nachgekommen, die die norddeutsche Bundes- später die deutsche Reichsverfassung ihm auferlegten. Als nach der Kriegserklärung König Wilhelm am 1. August 1870 an der Stadt Braunschweig vorbei kam, fuhr der Herzog zu ihm hinaus, um ihn zu versichern, daß er sich auf ihn bei allen Gelegenheiten verlassen könne; gerührt schlossen sich die beiden Freunde in die Arme. Bis zum Jahre 1875 bewahrte das Verhältnis der beiden Fürsten die alte Herzlichkeit; dann trat allmählich eine Entfremdung ein, die wohl in verschiedenen Dingen ihren Grund hatte.

War das Verhältnis zum hannoverschen Königshause auch nicht immer ein sehr inniges gewesen, so hat der Herzog dem Könige Georg V. im Unglück doch treulich Beistand geleistet und ihm sogleich nach seiner Vertreibung 1866 seine Villa in Hietzing bei Wien zur Verfügung gestellt. Einen sehr vertraulichen Charakter gewann später die Stellung des Herzogs zu der Familie des Herzogs von Cumberland; mit dem Herzoge von Cambridge war er Pate bei dem ältesten Sohne, der nach ihnen die Namen Georg Wilhelm erhielt. Die Haupt Sorge seines späteren Lebens war der Frage gewidmet, wie er für den Fall seines Todes die Selbstständigkeit des Landes und das Thronfolgerecht des welfischen Hauses sichern könne. Denn sein lebhaftester Wunsch war, daß der Herzog von Cumberland, den er auch zum Haupterben seines Vermögens einsetzte, ihm dereinst als rechtmäßiger Erbe in der Landesregierung nachfolgen möge. Aber angesichts der obstehenden Schwierigkeiten suchte er einen festen Rechtsboden zu schaffen, von dem aus dieses Ziel auch in einer ferneren Zukunft sicher zu erreichen sein würde. Diesen glaubte er in dem Regentenschaftsgesetze vom 16. Februar 1879 gefunden zu haben. Als ihm der Staatsminister Schulz die Annahme dieses Gesetzes in der Landesversammlung meldete, erklärte er diesen Tag für den glücklichsten seines Lebens; denn nun wisse er das Recht seiner Dynastie und die Selbstständigkeit des Herzogtums gesichert. Den Hinweis des Ministers auf die noch bestehenden Schwierigkeiten lehnte er ab mit den Worten: „Ich bin getrost — Recht muß doch Recht bleiben.“ Saß dreißig Jahre sollten nach dem Tode des Fürsten noch ins Land gehen, ehe dieses sein Wort Erfüllung fand.

Obwohl die Zurückhaltung des Herzogs von der Öffentlichkeit mit den Jahren immer mehr zunahm und er seinem Volke in einsamer Ferne fast fremd gegenüber stand, so empfand man doch überall und zu allen Zeiten mit inniger Dankbarkeit die reichen Segnungen, die das Land seiner Regierung verdankte. Diese Gesinnung kam bei der Feier seines 25 jährigen und noch mehr seines 50 jährigen Regierungsjubiläums zu bereedtem Ausdrucke, und aufrichtig war die Trauer des Volkes bei seinem Tode, der ihn am Morgen des 18. Oktobers 1884 in Sibyllenort ereilte. Seine Leiche wurde nach Braunschweig gebracht und am 25. Oktober in der ehrwürdigen Fürstengruft des alten St. Blasiusdomes feierlich beigesetzt. Unweit davon erhebt sich jetzt vor der Burg Dankwarderode das Reiterstandbild des Fürsten von Ludwig Manzel, das die Landesversammlung in Dankbarkeit diesem letzten Sprossen der älteren Linie des Hauses Braunschweig hat errichten lassen.

Stammssage vom Ursprung der Welfen

Irmentrud, die Gemahlin eines gewissen Isenbard, stieg einst von dem Schlosse Ravensberg hernieder und stieß auf eine Bettlerin, die Mutter von Drillingen. Die arme Frau bat um eine Gabe, aber Irmentrud verweigerte das Almosen, weil sie glaubte, so viel Kinder hätten nicht ohne Ehebruch auf einmal geboren werden können. Das arme Weib rief Gott zum Zeugen ihrer Unschuld auf und tat den Wunsch, daß Irmentrud auf einmal so viel Kinder zur Welt bringen müsse, als das Jahr Monden zähle. — Irmentrud gebär darauf zwölf Knaben von ganz gleicher Gesichtsbildung. Da sie bei ihrem Gemahl deswegen in den Verdacht des Ehebruchs zu kommen fürchtete, so gab sie Befehl, alle, mit Ausnahme eines einzigen, den sie zurückbehielt, im Scherzebache zu ertränken. Als die Wehmutter den grausamen Auftrag zu erfüllen ging, begegnete ihr Isenbard und fragte, was sie trage? — „Kleine Welfen“¹⁾, antwortete die Alte; — sprach Isenbard: Liebe, laß schauen, ob mir etliche darunter gefallen, die ich aufziehen und brauchen möge. — Die Alte weigerte sich zu willfahren; allein Isenbard zwang sie ihm zu zeigen, was sie trage. Da er nun die elf Knäblein sah, fragte er mit ernstesten Worten, wessen sie seien und wohin die Alte mit ihnen wolle. Da gestand sie ihm alles. Darauf gebot Isenbard, die Kindlein ganz insgeheim zu einem Müller zu bringen, der sie groß ziehen wollte. Die Alte aber bedrohte er mit Verlust ihres Kopfes, wenn sie der Frau von diesem Vorfalle Kunde gebe. — Den zwölften Knaben aber zog Irmentrud auf dem Schlosse Ravensberg groß. — Nach Verlauf von sechs Jahren versammelte Isenbard alle Freunde und Angehörigen und ließ alle zwölf Knaben in ganz gleicher Kleidung plötzlich an der Tafel erscheinen. Da erhob er sich vom Tische und fragte seine Gattin, welche Strafe die Mutter wohl verdient habe, die den Befehl gegeben, so edelgeborene Welfen in den Gluten zu versenken. Da fiel die Frau, ihres Herrn Zorn fürchtend, ohnmächtig nieder. Als sie aber durch Hilfe der edlen Frauen, die da zugegen waren, wieder erquickt war, fiel sie mit vielen Tränen und herzlichen Seufzern ihrem Hauswirt und der ganzen Freundschaft zu Füßen und begehrte Gnade um Gottes Barmherzigkeit willen und gestand alles, wie es sich begeben. Da hob Isenbard sein Weib auf und ließ alles vergeben und vergessen sein. Seitdem ließ er die Knaben Welfen nennen und stiftete zum Gedächtnis dieser Geschichte ein Nonnenkloster zu Altorf.

Charakterzüge und Anekdoten aus dem Leben Braunschweiger Herzöge

Es gab eine Zeit, wo es sich die Prediger herausnahmen, von der Kanzel herab ihren Landesherren die derbsten Wahrheiten zu sagen. Dafür ein Beispiel aus dem 18. Jahrhundert.

Der damalige Herzog von Braunschweig Rudolf August war ein großer Freund der Jagd und besuchte in dieser Absicht nicht selten den wildreichen Harz. Dieses geschah auch einstmals an einem Sonntage, obgleich

¹⁾ Welfen — junge Hunde.

laut seiner eigenen Edikte das Jagen am Sonntage bei harter Geldstrafe verboten war. Indessen wollte es der alte Herzog dennoch bei seinem Prediger in Blankenburg, in dessen Umgebungen die Jagd gehalten war, gleichsam wieder gut machen, daß er noch am nämlichen Sonntage den Gottesdienst besuchte, obgleich er ein wenig zu spät kam. Er fürchtete deshalb die kleinen Seitenhiebe seines Konsistorialrats, deren er sonst schon gewohnt war; allein diesmal schwieg der Konsistorialrat, und der Herzog glaubte am Ende der Predigt allen Kritikern entgangen zu sein, als der Prediger plötzlich das weitläufige Edikt des Herzogs gegen die Sabbatschänder, welche sogar am Sonntage zu jagen pflegten, hervorzog und es vollständig, nebst den darin enthaltenen Strafgesetzen ablas. Der Herzog — ein von Natur froh gelaunter Herr —, nahm dieses dem Geistlichen nicht übel, machte aus der Sache einen Scherz und sandte dem Prediger die Strafgeelder selbst zu, die er laut des Edikts wegen der an einem Sonntage geübten Jagd zu bezahlen hatte. Der Geistliche nahm die Gelder an und schickte seinem Landesherrn eine Quittung mit den Worten zu: „Daß er die von Sr. Durchlaucht wegen des Jagdunfugs am Sonntage von Rechtswegen zu erlegenden Strafgeelder richtig erhalten habe.“

*

*

*

Nie verfehlte der Hofprediger Dreißigmark dem Herzoge Karl I. bei dessen Wiegenfeste (er war geb. am 1. August 1713) seine devotesten Wünsche pflichtschuldigst zu Füßen zu legen. An einem solchen Geburtstagsfeste begab er sich schon des Morgens früh um 7 Uhr zum Schlosse, um dem Herzoge seine Aufwartung zu machen. Hier erfährt er, daß derselbe bereits im Garten sei. Der Hofprediger eilt in den Schloßgarten, wo er den Herzog ohne Begleitung spazieren gehend antrifft und ihn also anredet: „Eben habe ich eine große Freude gehabt, Ew. Durchlaucht; ich komme in das Schloß und höre, daß Hochdieselben bereits im Garten seien. Eine noch größere Freude habe ich gehabt bei dem Eintritte in den Garten, als ich Ew. Durchlaucht allein fand. Siehe, dachte ich bei mir selbst, da geht Er, die Stütze des Vaterlandes, Er, für dessen stetes Wohlergehen heute aller Herzen dankerfüllt ihre flehentlichen Wünsche zum Himmel schicken, Er, auf den heute Aller Augen schauen, da geht Er allein, hebt sein Angesicht zu Gott empor, schlägt sich an die Brust und ruft: Gott sei mir Sünder gnädig!“

Einst hatte man den Herzog Karl I. gebeten, zu erlauben, daß auch am Sonntage Theater sein dürfe, und dieser hatte nach einiger Weigerung seine Zustimmung dazu gegeben. Der damalige Hofprediger Dreißigmark erhielt am Sonntag morgen nach abgehaltener Predigt hiervon Nachricht und eilte sofort in vollem Ornate nach dem Schlosse, wo er beim Herzoge Audienz erbat, welche auch sogleich gewährt wurde. Freundlich empfing der Herzog den würdigen Prediger, der in seinem Eifer fast den Respekt hintansetzend, den Herzog also anredet: „Hochfürstliche Durchlaucht halten zu Gnaden; ich komme in einer Angelegenheit, welche Hochdero fürstlichen Durchlaucht noch nicht zu Ohren gekommen sein wird, welche aber unfehlbar Hochdero Zorn im höchsten Grade erregen wird, sobald Durchlaucht es vernehmen. „Nun, was ist's, mein lieber Dreißigmark,“ erwiderte der Herzog. „Er macht mich neugierig.“ „Ja, Durch-

laucht, kaum wage ich untertänigst, Höchst Dero Ohren und Gemüt dadurch zu verlegen. Denken Durchlaucht, es geht in der Stadt das Gerücht, Höchst Dero Hofdiener wollten Ew. Durchlaucht bitten, daß heute, an diesem feierlichen Tage, dem Tage des Herrn, Komödie gespielt werden möge; aber —“ „Schon gut, schon gut,“ war die Antwort des gutmütigen Fürsten, „gehe Er ruhig nach Hause, es soll nicht geschehen.“

*

*

*

Der Herzog Ferdinand kam an einem Sonntage in Hamburg an und stieg in dem Hause eines Bankiers ab, der aber nicht zu Hause war; man ging eben in die Kirche, der Herzog entschloß sich auch dahin zu gehen und ließ sich in den Stuhl seines Wirts führen, den noch einige Kaufleute zu benutzen hatten. Ein junger Kaufmannssohn, der erst kürzlich von Reisen gekommen war, trat nach ihm herein und sah den Fremden, der in seinen Reiselleidern eben keine sonderliche Figur machte, ziemlich über die Achseln an; der Klingbeutel ließ sich hören, der Herzog legte einen Gulden vor sich, der junge Mensch sah es für eine Ausforderung an und wollte einem in seinen Augen so geringen Nebenbuhler des Stolzes seine Macht zeigen; er zog einen Dukaten heraus und legte ihn, so wie jener den Gulden, vor sich; der Herzog, der nun seinen Mann kennen lernte, wollte ihn weiter probieren und legte auch einen Dukaten zu seinem Gulden; jener holte zum Trotz noch einen hervor und so überstiegen sich beide, bis jeder zwölf Dukaten vor sich liegen hatte. Der Klingbeutel kam, der junge Herr, dem er zuerst dargereicht wurde, warf mit einer heldenmäßigen Großmut seine zwölf Dukaten hinein, der Herzog aber, der klüger war, strich die zwölf Dukaten ein und gab nur den Gulden hin.

*

*

*

Prinz Friedrich August von Braunschweig (geb. am 29. Oktober 1740, gest. am 8. Oktober 1805), ein jüngerer Sohn des Herzogs Karl I., ebenso berühmt durch seine Kriegstaten, als bekannt durch seine beißende Satyre und seinen scharfen Witz, war hinsichtlich seiner Gestalt nichts weniger als schön gebaut, indem ein ansehnlicher Höcker seinen Rücken verunzierte. Dieses körperliche Gebrechen suchte der joviale Herzog jedoch nicht wie andere möglichst zu verstecken, sondern er trug es frei und ungezwungen zur Schau, spöttelte selbst darüber und wurde durchaus nicht unwillig, wenn andere seinen Buckel zum Gegenstande ihres Witzes machten. Man erzählt sich im Volke noch manche freilich mitunter etwas derbe Witze von ihm.

So soll sein Oheim Friedrich der Große, der ihn sehr gern hatte, auf seine dichterischen Neigungen anspielend und auf seinen Buckelweisend, ihn einmal gefragt haben: „Wie kommt man denn auf den Parnas?“ Sofort erwiderte der Herzog: „Majestät, hinten geht eine Wendeltreppe hinauf, die Tür steht immer offen.“

Einst war Friedrich August in der Kirche, als gerade der Prediger über die Textesworte predigte: „Alles, was Gott macht, ist gut.“ Nach dem Gottesdienste trat Friedrich August auf den Prediger zu und redete ihn, um ihn in Verlegenheit zu setzen, mit den Worten an: „Er hat gesagt,

alles, was Gott gemacht, ist gut, betrachte er mich!" wollte sich aber vor Lachen ausschütten, als der Prediger ganz ruhig antwortete: „Für einen Budkligen sind Eure Durchlaucht recht gut gemacht.“

Ein anderes Mal war der Dichter G. W. Burmann, der eine seltene Stärke im Dichten aus dem Stegreif besaß, in der Gesellschaft des Prinzen. „Nun, Burmann!" rief der Herzog diesem zu, „machen Sie doch Stegreifreime, daß man sich darüber budklicht lacht.“ Kaum hatte Prinz Friedrich diese Aufforderung geendet, als auch schon Burmann erwiderte:

Durchlauchtigster! Du brauchst ja keinen,
Denn die Natur gab Dir schon einen.

Einst lud er zur Tafel eine Gesellschaft von Männern, die mit ihm von ähnlicher Körpergestalt waren. Es erregte bei jedem Neueintretenden eine Überraschung, die Anwesenden sich gleichgeformt zu erblicken. Indem der Herzog zur Tafel erschien, erklärte er der Gesellschaft: „Meine Herren! Es ist Ihnen bekannt, wie wir gewöhnlich von den gerade Gewachsenen durchgebechelt werden; heute wollen wir es ebenso machen und uns auf Kosten jener belustigen: wir wollen einmal so ganz unter uns sein.“ Daß diese Unterhaltung bei den in der Regel ausgezeichnet witzigen Köpfen der Budkligen höchst interessant war, läßt sich wohl vermuten.

Nicht selten war aber des Prinzen Budel auch die Zielscheibe des Witzes der jüngeren Offiziere, welche, obgleich sie den Prinzen wohl erkannten, doch taten, als wüßten sie nicht, wer er sei. Aber der sarkastische Herzog war gewöhnlich den Witzlingen überlegen und fast immer hatte er die Lacher auf seiner Seite. In Berlin riefen ihm einst einige Leutnants spottend nach: „Aesop! Aesop!" Der Herzog drehte sich ruhig um und rief laut: „Erraten! Lasse ich nicht die Tiere reden?"

Als der Prinz nach dem Feldzuge von 1793 von seinem Kommando abberufen wurde, zog er sich nach Oels zurück und widmete seine Muße literarischen Arbeiten, vorzüglich einer militärischen Geschichte seiner Feldzüge und einem Journal d'Oels. Mit rücksichtslosem Freimut und stachelndem Witze beurteilte der Herzog die bedeutendsten Männer jener Zeit, ohne selbst die höchsten Personen zu schonen, und es kostete Mühe, ihn von dieser Schriftstellerei zurückzubringen und die Unterdrückung jener Schriften teilweise zu bewirken. Wie wenig dieses indessen gelang, zeigt folgender Vorfall. Die Helmstedter Professoren der Theologie, die Abte Sertro und Henke hatten, bei einem Besuche bei dem Kirchenrat Wolff in Braunschweig von Zahnschmerzen befallen, nach dem dort lebenden Zahnarzt Giraud geschickt, wurden aber statt dessen infolge einer irrigen Bestellung von dem ebenfalls in Braunschweig sich aufhaltenden emigrierten Abbé Gireux besucht. Dieses an sich unbedeutende Mißverständnis erregte die satyrische Ader des Prinzen Friedrich und gab ihm Gelegenheit, den Vorfall zum Gegenstande einer jetzt sehr seltenen Karikatur zu wählen, welche dann in das Publikum gebracht wurde. Abt Henke war indessen nicht der Mann, einen solchen Angriff unerwidert vorübergehen zu lassen; er schickte dem Herzog einen Band der neuen Auflage seiner Kirchengeschichte mit einer eingeschobenen Zueignung, als bewährtem Beförderer der schönen Künste. Die Erwiderung des Herzogs bestand in einem munteren Schreiben mit Übersendung einer Schnupftabakdose, weil der Gebrauch des Tabaks den

Geist erwecke, und jener Geschichte der Feldzüge, wobei die sorgfältigste Geheimhaltung wegen ihres bedenklichen Inhalts dringend empfohlen, zugleich aber ein zweites Exemplar beigelegt war, um solches auf der Universitätsbibliothek in Helmstedt öffentlich auszustellen.

*

*

*

Herzog Leopold von Braunschweig, geb. am 11. Oktober 1752, der jüngste Sohn des regierenden Herzogs Karl I., jener edle, hochherzige Menschenfreund, der bei Frankfurt am 27. April 1785 in den Gluthen der empörten Oeder bei dem Versuche, Menschen zu retten, den Tod fand, war ein freigebiger Beschützer aller Armen und Bedrängten, unter den Letzteren auch der Juden. Er war im Sinne eines Lessing, mit dem er im Jahre 1775 Italien bereist hatte, frei von den Vorurtheilen, die die Zeitgenossen gegen die jüdischen Glaubensgenossen im allgemeinen noch hegten, und half auch ihnen, wo und wie er nur konnte. Das beweist die nachfolgende Geschichte.

Ein unbemittelter Israelit zu Frankfurt, Samuel Levin, hatte mehrere Kinder, unter denen ein Sohn, Jacob Levin, seine Vaterstadt verließ, um in der Ferne sein Fortkommen zu suchen. Nach mannigfach wechselnden Schicksalen kam er nach Kopenhagen, wo er es durch Fleiß und Sparsamkeit dahin brachte, einen nicht unbedeutenden Kleinhandel anlegen zu können. Dieser wurde mit jedem Tage ergiebiger und erregte den Neid seiner Glaubensgenossen. Sie hatten das Recht, jeden fremden Handelsmann ihrer Nation aus Kopenhagen zu verweisen, und verlangten deshalb von der Polizei die Entfernung des Jacob Levin. Nur mit Mühe erhielt er die Erlaubnis, sich zur Einziehung seiner Schuldposten noch vier Wochen dort aufhalten zu dürfen.

In einem rührenden Briefe klagte der Verfolgte seinen Eltern, die er schon oft mit namhaften Summen unterstützt hatte, seine Noth und schloß sein Schreiben mit folgenden Worten: „Es gibt nur noch ein Mittel, mich und meinen Handel in Kopenhagen zu sichern. Es ist freilich unfehlbar, aber ich darf wohl auf eine so große Gnade nicht rechnen. Die Königin von Dänemark ist die Tante Ihres menschenfreundlichen Herzogs Leopold. Könnte ich von diesem huldreichen Fürsten eine Fürbitte erhalten, so würde ich wohl gegen die Verfolgungen unserer Glaubensgenossen geschützt werden.“

Vertrauensvoll geht der Vater, ein ehrwürdiger Greis, mit diesem Schreiben zum Herzog, wird sogleich vorgelassen und schüttet sein bekümmertes Herz vor dem teilnehmenden Menschenfreunde aus. Dieser theilt die Antwort: „Ich werde Ihm das Empfehlungsschreiben eigenhändig aufsetzen; nur heute ist es mir nicht möglich, da ich dringende Regimentsgeschäfte abzumachen habe.“ Hoch erfreut kehrt der getröstete Vater zurück und kann seiner Familie von der Leutseligkeit des Fürsten nicht genug erzählen.

In der Abenddämmerung klopft es an die Thür des armen Juden. Der Alte öffnet und erblickt mit freudigem Erstaunen den Herzog Leopold, der zu ihm sagt: „Ich bringe Euch, mein lieber Mann, den Brief noch heute, da meine Geschäfte früher beendet worden sind, als ich glaubte. Schreibt

Eurem Sohn noch heute und sagt ihm, er möchte diesen Brief ja selbst der Königin überreichen.“ „Gnädigster Fürst,“ erwiderte der hocherfreute Greis, „Gott mag es Ihnen lohnen, was Sie an mir armen Manne und meinem Kinde tun; allein für heute ist's zu spät, an meinen Sohn zu schreiben. In einer halben Stunde geht die Post ab, und man nimmt schon jetzt keinen Brief mehr an.“ „Seid außer Sorgen, lieber Alter, von mir nehmen sie ihn noch; schreibt nur geschwind. Ich will ihn selbst abgeben, mein Weg führt mich bei der Post vorbei.“

Der Alte mußte sich setzen und schreiben. Während der Zeit unterhielt sich der Fürst auf die leutseligste Weise mit der Frau und trug dann den Brief selbst zur Post. Man öffnete hier recht gern das schon geschlossene Felleisen. Der Brief gelangte glücklich an den jungen Levin, der sogleich aufs Schloß eilte, sein Empfehlungsschreiben in tiefer Demut überreichte und seine Bitte mit dem besten Erfolge gekrönt sah.

Wie groß auch das natürliche Wohlwollen und die weiche Gemütsstimmung des Herzogs Leopold war, so reichte er doch nie unüberlegt eine Gabe, nur um sich vom Anblicke des Elends loszureißen. Er ging selbst in die Hütten der Armen, untersuchte den Zustand der Bedrängten, trat mit den Behörden in Verbindung, hörte ihre Ratschläge und gab nicht bares Geld, sondern Kleidung, Holz, Wohnung, Arbeit. — Aber auch in ihm lebte der tapfere Geist der braunschweigischen Fürsten. Als er die Geschichte der Feldzüge seines Oheims Ferdinand im siebenjährigen Kriege las, sprach er: „Wenn ich ihm ähnlich werden und nur einen Teil seines Ruhmes erlangen könnte, so wünschte ich wohl lange zu leben.“ Seinem älteren Bruder Friedrich August schrieb er: „Wird es wohl Krieg? Ich habe mich ganz dazu vorbereitet. Der Krieg ist zwar eine schlimme Sache, aber ich wünsche, daß er zu einer Zeit ausbreche, wo ich noch durch Tätigkeit beweisen kann, daß ich würdig bin, der Nefse des Königs und ein Prinz von Braunschweig zu sein. Sollte es aber, so lange ich lebe, nicht zum Kriege kommen, so werde ich diese Zeit um so sorgfältiger anwenden, um mich zur großen Reise nach einer besseren Welt geschikt zu machen.“ — Sein Bruder antwortete darauf: „Ein wahrer Christ muß sich täglich zum Tode vorbereiten, wie ein braver Soldat täglich streitfertig sein muß. Noch stärker als Dein edles Ehrgefühl rühren mich die letzten Worte Deines Schreibens; denn das Ewigdauernde hat einen unendlich höheren Wert als alle Güter des Glücks.“

Herzog Leopold würde, wenn der Tag des Kampfes gekommen wäre und die Pflicht ihn gerufen hätte, unfehlbar bis zum letzten Wutestropfen für seine Ehre, seinen König und seines Hauses Ruhm gekämpft und selbst sein Leben freudig dahingegeben haben. Hatten doch auch zwei Brüder seines Vaters und sein eigener Bruder ihren Kriegereid mit dem Tode besiegelt. Prinz Albrecht, geboren am 4. Mai 1725, fiel als preussischer Generalmajor am 30. September 1745 bei Soor unweit Trautenau in Böhmen, von drei Kugeln durchbohrt. „Ich habe als ein Christ zu sterben gelernt,“ erwiderte er, als er die besorgten Gesichter sah, und unter den heftigen Schmerzen starb er ruhig und entschlossen. Sein Bruder Friedrich Franz, geboren am 8. Juni 1732, fand bei dem Überfall bei Hochkirch, am 14. Oktober 1758, seinen Tod, von einer Kanonentugel am

Kopfe getroffen. Leopolds älterer Bruder, Prinz Albert Heinrich, geboren am 26. Februar 1742, wurde in einem Treffen, welches am 20. Juli 1761 bei dem Dorfe Rühnen zwischen dem Korps des Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand und einem französischen Armeekorps vorfiel, durch eine Kugel am Halse verwundet und starb infolge der Verwundung, 19 Jahre alt, am 8. August 1761 zu Hamm.

*

*

*

Unter der Regierung Herzog Karls I. wurde auf dem Unterharze das Wild zur unausstehlichen Last der Untertanen gehegt und gepflegt; nicht um die eigentliche Jagdlust zu befriedigen, sondern um theils die herrschaftliche Küche, theils die herrschaftliche Kasse zu versorgen. Die Untertanen klagten, wurden aber nicht gehört. Als Karl Wilhelm Ferdinand zur Regierung gekommen war, wandte man sich an ihn, und er entschied so: wann ein Stück Wild einem Untertan Schaden zugefügt hat, so soll der Untertan es dem Förster anzeigen und der Förster soll das verklagte Wild todschießen.

Die Herren vom Forst- und Jagd-Departement erinnerten sehr bedeutend, wie ehemals, an die herzogliche Küche. — Ei was! sagte der Herzog, ich kann mich wohl satt essen ohne Wild, aber meine Untertanen nicht ohne Brot!

*

*

*

Nach dem Antritte seiner Regierung besuchte Herzog Karl Wilhelm Ferdinand alle Behörden in Braunschweig. So kam er auch morgens um 9 Uhr ins Rathhaus, fand das Parteien-Zimmer voller Menschen und die Ratsstube leer. Er fragte die Anwesenden: „Was wollt Ihr hier?“ „Wir sind bestellt.“ „Alle?“ „Ja, wir haben Termin.“ „Um welche Stunde seid Ihr bestellt?“ „Um 9 Uhr.“

„Geht nach Hause, Kinder! Ihr versäumt zu viel an Euren Geschäften und Broterwerbe. Ich werde dafür sorgen, daß Ihr nicht früher bestellt werdet, als Ihr vorgenommen werden könnt.“

Er schickte sie alle fort und ging in die Ratsstube, um die Ratsherren zu erwarten.

Von 10 Uhr an erschienen die Ratsmitglieder, einzeln, und um 11 Uhr endlich der Bürgermeister. Sie mußten sich setzen, und nun hielt ihnen der Herzog eine wackere Strafpredigt über unverantwortliche Pflichtversäumnis und Verleitung der Bürgerschaft zur Versäumnis ihrer häuslichen und ernährenden Geschäfte usw. Späterhin schickte er von Zeit zu Zeit einen betrauten Beamten nach dem Magistrate, der ihren Sitzungen beiwohnen und nach Recht und Ordnung sehen sollte; auch mußten nun die Parteien von Viertelstunde zu Viertelstunde bestellt und abgefertigt werden.

Wenigen dürfte bekannt sein, auf welche energische Weise einst Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig die Kirchenzucht in seinem Lande aufrecht erhalten hat. Es hatten nämlich die männlichen Bewohner mancher Dörfer die schlechte Gewohnheit angenommen, an jedem Sonntage, statt in die Kirche, in die Schenke zu gehen und sich in Schnaps zu betrinken. Alle Ermahnungen der Prediger blieben fruchtlos, ja auch

die der Landesregierung blieben in einem Dorfe ganz ohne Erfolg. Die Sache kam an den Herzog und dieser entschloß sich, sogleich selbst einzuschreiten. An einem Sonntage fuhr er incognito nach dem Dorfe. In einem schlichten, bis an das Kinn zugeknöpften Oberrode trat er kurz vor Beginn des Gottesdienstes in die Schenke, wo ein langer Tisch in der Trinkstube die Gäste erwartete. Kaum hatte der Herzog an dem obern Ende des Tisches Platz genommen, als die Glocken erschallten und die Stube sich mit Bauern füllte. Ein großer vierschrötiger Landmann, welcher infolge vieljähriger Praxis von Bier und Branntwein hochrot gefärbt war und der gewöhnliche Präsident der Zechengesellschaft zu sein schien, näherte sich dem Herzoge und musterte ihn mit geringschätzenden Blicken; er schien es mit Unwillen zu ertragen, daß ein Fremder seinen Ehrenplatz eingenommen hatte. Indessen schwieg er doch, ließ sich aber mit lärmlicher Gebärde zur Rechten des Herzogs auf einen Stuhl nieder. Die übrigen reiheten sich an und füllten den ganzen Tisch. Nun trat der Wirt herein und setzte einen großen Henkelkrug voll Schnaps vor den Präsidenten hin. Dieser ergriff den Krug an beiden Henkeln, blickte den Fremden wegwerfend von der Seite an und tat einen tüchtigen Zug. Dann reichte er das Gefäß seinem Nachbar zur Rechten hin und sagte: „Gif et wieder!“ (Gib es weiter). Der Krug ging herum bis zu des Herzogs Nachbar zur Linken. Dieser trank, gab dem Fremden durch Blick und Miene zu verstehen, daß er nichts bekommen werde, und ließ den Krug wieder zurückwandern, mit den Worten: „Au lat et wedder sau herum gahn“; (Nun laß es wieder so herum gehen), und das Gefäß ging wieder links herum, bis zu des Herzogs Nebenmann zur Rechten. Dieser trank, gab es wieder zurück, mit schnalzender Zunge sprechend: „Au lat et wedder sau herum gahn“. — Da sprang der Herzog auf und zeigte sich in Uniform, den Stern auf der Brust. Mit donnernder Stimme gab er sich den erschrockenen Bauern zu erkennen, hielt ihnen eine derbe Strafpredigt über ihre Lächerlichkeit und drohte mit strenger Strafe, wosern sie nicht ablassen würden von ihrem Ungehorsam. Dann schlug er seinen Nachbar zur Rechten hinter die Ohren, daß diesem die Zähne wackelten und sprach: „Gif et wieder!“ Dieser gehorchte; aber der Folgende zögerte. Da zog der Herzog den Degen und rief: „Weiter gegeben, wer lässig ist, den greife ich mit dem Degen unter die Arme.“ Diese entschiedene Sprache und der blitzende Stahl erfüllte die guten Leute mit wunderbarem Eifer, den Befehl des Herzogs zu vollziehen. Die Ohrfeigen wanderten klatschend bis zu des Herzogs Nachbar zur Linken und kaum hatte dieser die seinige auf den linken Backen erhalten, so reichte ihm der Herzog eine zweite auf den rechten Backen und gab ihm die Weisung: „Au lat et wedder sau herum gahn!“ Die Ohrfeigen wanderten nun zurück zu des Herzogs Nachbar zur Rechten. Da schlug der Herzog diesem zum zweiten Male hinter die Ohren und sprach mit großem Gleichmuth: „Au lat et wedder sau herum gahn!“ — Nachdem er dieses Exerzitium ein halbes Duzend Mal wiederholt hatte, stand er auf, wiederholte seine Ermahnungen und ging von dannen, seine Untertanen in tiefster Rührung zurücklassend. Ihre Wangen glühten in der schönsten Purpurröthe, schöner als der reichste Genuß des Schnapfes sie hätte malen können. Die wackeren Leute wurden fortan die fleißigsten Kirchengänger.

Wolfenbüttel

Von Th. Voges

Zwischen sanft ansteigenden, waldbewachsenen Höhen liegt eine weite, flache Niederung, von der Oker durchzogen, an ihren Ufern und an den Sümpfen Weiden und Erlen. Die ganze Gegend ein Paradies für Wasser- und Sumpfvögel, von Ansiedlungen leer. Wenn oben auf den Harzbergen und im Vorlande der Schnee vergeht, wird das ganze Gelände weithin überflutet, und nur einige höhergelegene Stellen ragen inselartig aus der Wasserfläche hervor. Solch ein Aussehen hatte die Landschaft vor Zeiten da, wo heute Wolfenbüttel liegt.

Die ältesten Anzeichen von Niederlassungen finden sich auf den Höhen, die die Niederung einschließen, so auf dem Sandberge unfern des alten Dorfes Lechede und da, wo heute an der Lindener Straße der neue Kirchhof liegt. Es war altes Cherusterland, später den Thüringern untertan geworden. Als dann aber um 531 die Franken, von den Sachsen unterstützt, das Thüringerreich zerstörten, überließen die Sieger ihren Bundesgenossen den nördlichen Teil des eroberten Landes, und so wurden auch die Gaue an der Oker sächsisches Gebiet. Damals und auch wohl noch später sind dann Fremdlinge aus den Stammsitzen der Sachsen hier eingewandert und haben hier Niederlassungen gegründet. So erschien denn, vielleicht noch im sechsten Jahrhundert, hier ein sächsischer Mann mit Namen Mulferi oder Wolfer und erwählte sich zum Wohnsitz eine Insel in der sich hier teilenden Oker, die hügelartig aus dem umliegenden sumpfigen Gelände aufstieg und vom Hochwasser verschont blieb. Der Fremdling hat wohl nicht gedacht, daß sein Hof sich zu einer Burg, ja sogar zu einem Herzogschlosse auswaschen sollte. Dieser Werder, auf dem er sich niederließ, gehörte zur Feldflur des nahgelegenen Dorfes Lechede.

Von diesem Ankömmling, der wahrscheinlich aus dem südlichen Holstein stammte, erhielt die Siedlung ihren Namen. Ein paar Jahrhunderte später haben Halberstädter Mönche sie als Mulferisbutle oder auch Wolferbutle in ihre Pergamente eingetragen. So ist dieser Name, da vorgeschichtliche Altertümer auf dem eigentlichen Stadtgebiete bis jetzt noch nicht gefunden sind, die älteste Urkunde der Stadt. Damit wird Wolfenbüttel der Gruppe der Büttelorte zugewiesen. Büttel, ursprünglich Bodele oder Butle, bedeutet so viel wie Besizung, Eigentum, während der vorgesetzte Teil des Ortsnamens den Herrn bezeichnet. Mulferisbutle war demnach der Gutshof jenes Fremdlings aus Holstein, wo noch heute zahlreiche Dörfer der alten Nordachsen einen ähnlichen Namen haben. So liegt unfern Meldorf noch ein Wolfenbüttel, ein Abbau des Dorfes Busenwürth.

Die Niederlassung Mulferis war ein Ackerhof, dessen zugehörige Felder auf den benachbarten wasserfreien Erhöhungen lagen. In der Folge ersieht man sie dann als Burg, aber wer diese errichtet und wann das geschehen, ist völlig ungewiß. Da nun aber der Bau fester Steinhäuser ein Vorrecht der Landesherren war, so kann als Gründer nur einer der brunonischen Grafen angesehen werden, die seit den Tagen Ludwigs des Deutschen hier walteten. Wahrscheinlich hat die Ungarnnot den Bau dieser wie auch den anderer Burgen hervorgerufen, und dann muß das zehnte Jahrhundert als Gründungszeit der Feste angenommen werden.

Aber nicht nur zum Schutz des Landes gegen die räuberischen Horden der Ungarn allein ist die Burg hier auf der Osterinsel aufgeführt worden, wahrscheinlich sollte sie noch einem anderen Zwecke dienen. Von Westen, vom Rheine her, zog über Minden und Hildesheim eine vielbefahrene Handelsstraße heran, die wahrscheinlich anfänglich bei Ohrum den Okerübergang gesucht hat, dann aber über Wolfenbüttel geleitet wurde. Aber dieser große Heerweg erforderte nicht nur feste Brücken über beide Okerarme, die den Burghügel umgaben, es war auch nötig, einen Damm aufzuschütten, damit der Wagenverkehr die sumpfige Niederung durchqueren konnte. Er ging von den späteren Krambuden durch das Löwentor und weiter durch das Dammtor (Abb. S. 188), überschritt den Schloßplatz und verließ bei der Damm-Mühle den Ort; westlich von derselben war schon wieder höheres Gelände. Zur Instandhaltung des Dammes mußten die Fuhrleute einen Zoll entrichten, wozu die Burg den nötigen Rückhalt bot. Das Haus des Zöllners stand der Burg gegenüber bei einem mächtigen Findlingsblocke, der darum auch der Tollenstein genannt wurde. Derselbe ist nicht mehr vorhanden.

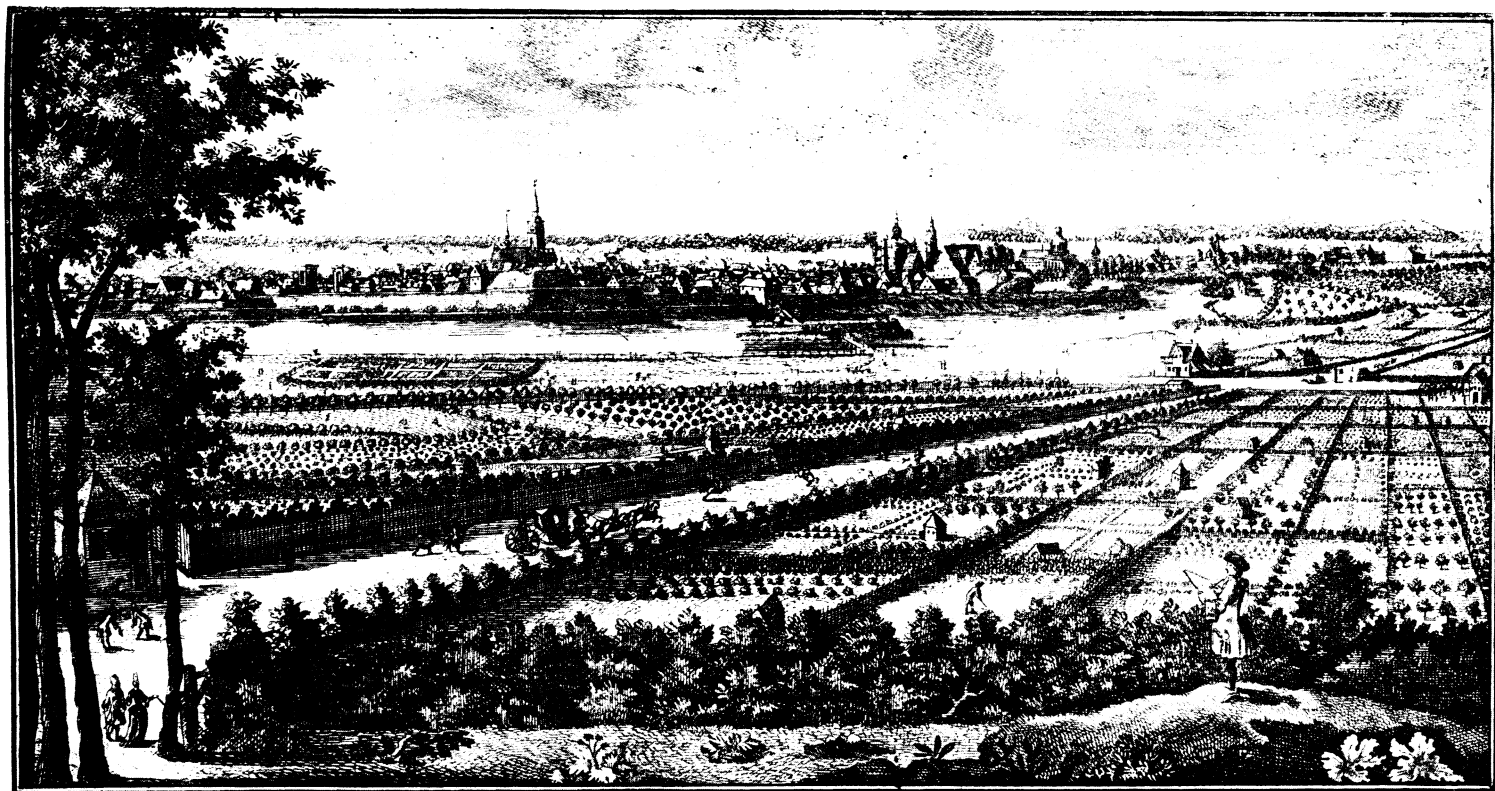
Die Grafen der Brunonen übergaben die Burg als Lehen einem vornehmen Herrn des Landes, der sich nun nach der Feste nannte. Unter diesem Vasallen der gräflichen Herren erscheint als erster Inhaber der Ministeriale Widukind von Wolferbotte, der ums Jahr 1089 unter den Bürgen war, die der Brunone Ekbert II. dem Kaiser Heinrich IV. für seine Treue stellte. Damit wird Wolfenbüttel zum ersten Male in den Urkunden genannt.

Graf Ekbert II. wurde 1090 erschlagen, der Letzte der Brunonen. In den nächsten Jahrzehnten ging durch drei Erbtochter dreimal Habe und Herrschaft dieses edlen Geschlechtes an eine andere Familie über (vergl. S. 36/37).

Gleiche Wandlungen mußte auch die Burg Wolfenbüttel durchmachen. In den bewegten Zeiten Heinrichs des Löwen erscheint als Besitzer des Lehnsgutes ein Ekbert. Als der Herzog 1172 seine Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande unternahm, setzte er Ekbert, der besonders als treu galt, über sein Gesinde; insbesondere wurde er zum Dienste der Frau Fürstin Mathilde bestimmt. Später jedoch änderte sich das Verhältnis zu seinem Landesherren. Ekbert trat zur Partei des Kaisers Friedrich Barbarossa über und verwüstete im Verein mit andern mit Feuer und Schwert des Herzogs Lande. Indes sollte dieser Lehnbruch nicht ungestraft bleiben. Des Herzogs ältester Sohn, der jugendliche Heinrich, der Lange zu benannt, belagerte die Feste Wolfenbüttel. Sie wurde von Gunzelin, dem Sohne Ekberts, verteidigt. Die Herzoglichen bauten vorzügliches Belagerungswerkzeug und griffen die Burg mutig mit Mauerbrechern und Wurfmaschinen an. Schon am vierten Tage wurde Gunzelin zur Übergabe gezwungen. Die Wohngebäude wurden verbrannt, Mauern und Türme zerbrochen.

Doch nicht lange lag die Burg in Trümmern. Als der greise Herzog sich mit dem Kaiser aussöhnte, wurden auch die Wolfenbüttler wieder zu Gnaden angenommen, und aus Schutt und Asche entstand eine neue Feste.

Gunzelin diente darauf sowohl dem Kaiser Otto IV., wie auch dessen Nachfolger Friedrich II. als Reichstruchseß und war als solcher über



WOLFENBÜTTEL.

J. G. Beck del. et sculp.

Wie solches vor dem Herzog Thor sich Präsentiret auff der Straße wann man von Saltzthalen kömmt.

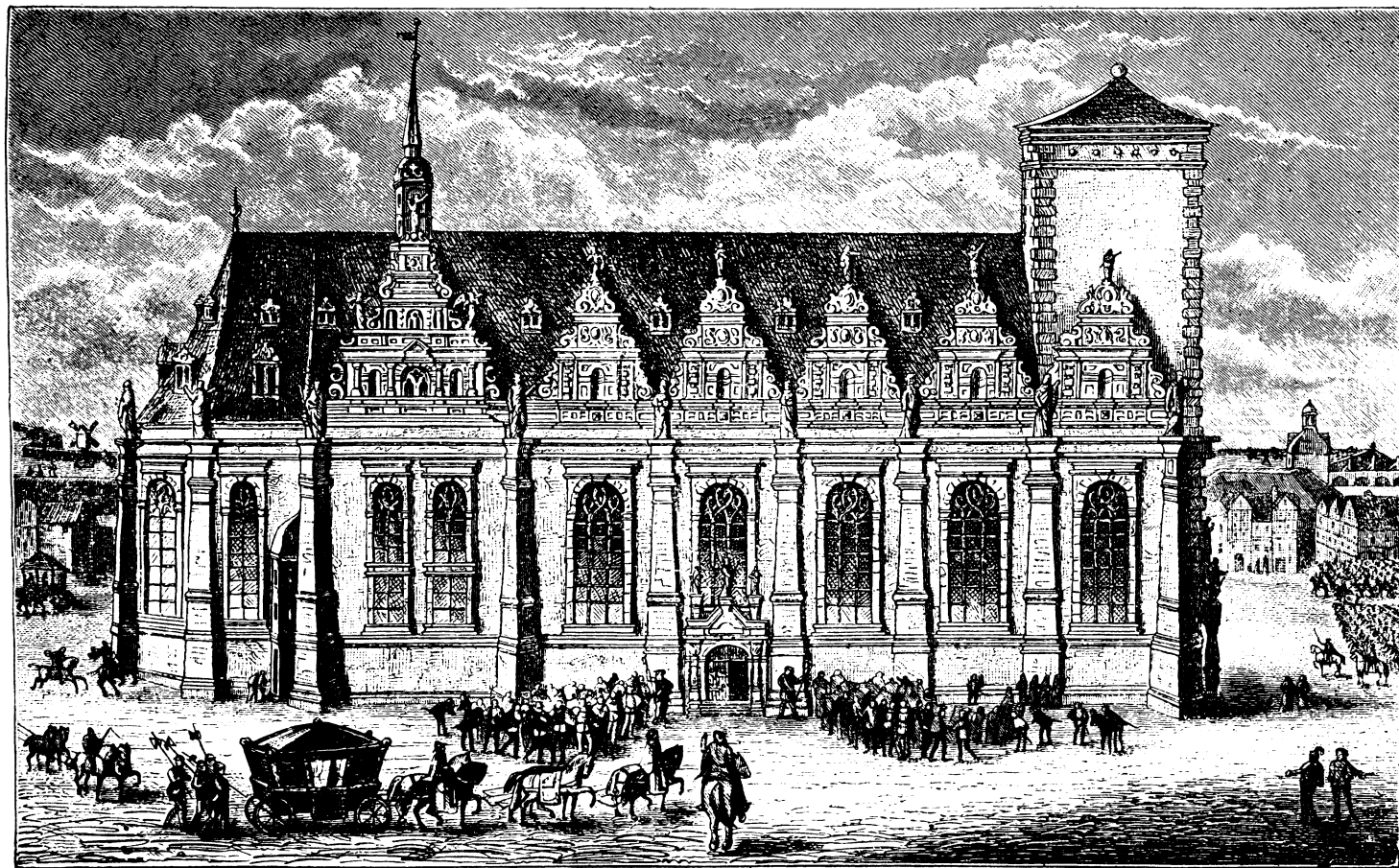
Gegen 1711

Küche und Ökonomie der kaiserlichen Hofhaltung gesetzt, versah aber außerdem mancherlei Reichsgeschäfte. Er war ein ehrgeiziger und tatkräftiger Herr, der lieber ein Lehnsmanu des Kaisers als ein Vasall der welfischen Fürsten sein wollte. Als nun der junge Herzog Albrecht I. der Große, der Urenkel Heinrichs des Löwen, zur Regierung kam, verschmähte es Gunzelin, sich von diesem sein Lehn bestätigen zu lassen und verweigerte seinem Landesherrn aus besonderem Hochmut und hartnäckiger Bosheit den Huldigungseid. Albrecht war jedoch nicht Willens, sich Trotz bieten zu lassen und beschloß, den Widerspenstigen zu unterwerfen. Im Jahre 1255 belagerte der junge Fürst die Burg Wolfenbüttel und gewann sie auch schon nach drei Tagen. Und abermals wurden, wie 63 Jahre zuvor, die Türme niedergerissen, die Mauern in den Graben geworfen, und die Burg dem Erdboden gleich gemacht. Damit kam das Lehnsgut wieder in die Gewalt des Welfenhauses und blieb fortan unmittelbar im herzoglichen Besitz.

So lag die Burg wieder in Trümmer, und auf den Mauerresten wuchs das Unkraut. Es schien so, als sollte sie das Schicksal so mancher andern Feste teilen, die nach kurzem Bestande zerstört und dann als Ruine liegen blieb. Aber sie sollte doch auch diesmal neu entstehen. Die Söhne Albrechts des Großen handelten nach dem Grundsatz des Apostels Paulus: Sind wir denn Brüder, so sind wir auch Erben! Darum teilten sie das Land, und der älteste, Heinrich, zubenannt der Wunderliche, erhielt Grubenhagen, dem jüngsten, Wilhelm, fiel Braunschweig zu (vergl. S. 39). Jener aber, ein herrschsüchtiger Mann, konnte sich nicht mit seinem Anteil begnügen, sondern hätte gern das Land um Braunschweig an sich gebracht. So hielt er sich anfangs fast immer bei seinem Bruder Wilhelm in der Burg Dankwarderode auf und leitete den unerfahrenen Jüngling nach seinem Willen. In jenen unruhigen Zeiten sind die geistlichen Herren von Hildesheim und Halberstadt nicht immer gute Freunde und getreue Nachbarn der Fürsten von Braunschweig gewesen, und um nun das Land gegen etwaige Angriffe derselben zu sichern, erbaute Herzog Heinrich 1285 die Burg Wolfenbüttel aufs neue, die ja auch schon zur Sicherheit des Dammes, über den die große Heerstraße Köln—Magdeburg zog, sowie zur Erhebung des Zolles nötig war. Diese Heinrichsburg, wie sie nach ihrem Erbauer genannt wurde, lag südlich vom heutigen Schlosse, da, wo sich jetzt der Gärten ausbreitet. Sie wurde bald die Residenz der älteren Linie des welfischen Hauses. Dies hatte dann zur Folge, daß in der Nähe der Burg noch andere Gebäude entstanden. So lag ihr am Heerwege die Damm-Mühle gegenüber, und neben dem Zollhause ist auch zweifelsohne früh schon eine Herberge entstanden.

Östlich der Burg, wo das Gelände allmählich wieder ansteigt, und wo sich von der Handelsstraße zur Elbe der nach Leipzig führende Weg abzweigt, lag ums Jahr 1301 auf einer erhöhten Stelle eine kleine Kapelle, die der Jungfrau Maria geweiht war. Wahrscheinlich war sie für die Reisenden bestimmt, denn es war ein frommer Brauch, daß diesen frühmorgens die Messe gelesen wurde. Später ist aus dem unscheinbaren Gotteshause die Hauptkirche Beatae Mariae Virginis (Abb. S. 179) entstanden.

Die Burgleute aber besuchten den Gottesdienst in der alten St. Stephanskirche zu Ledehe oder Letheln. Bald aber machte sich das Bedürf-



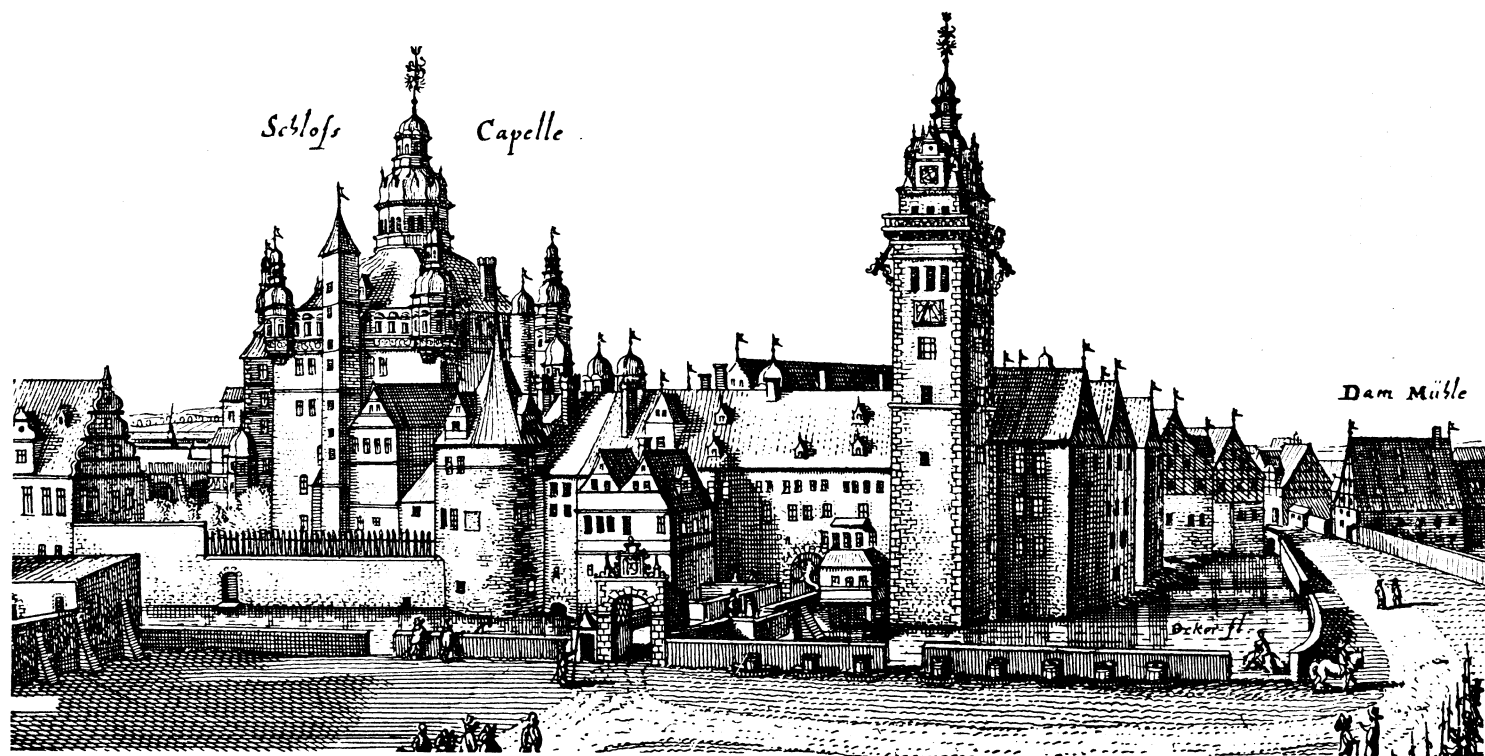
Die Marienkirche zu Wolfenbüttel im Jahre 1643

nis nach einer nähergelegenen Andachtsstätte geltend, und so entstand ums Jahr 1315 der Burg gegenüber eine andere Kapelle, die dem heiligen Longinus geweiht war, jenem Kriegermanne, der dem Heilande am Kreuze die Seite mit seinem Speer öffnete. Vielleicht ist das gotische Portal, das in den Anlagen der Bibliothek steht, ein Rest der Longinikapelle.

Dadurch, daß die Burg zur bevorzugten Residenz einer Linie des Herzogshauses geworden war, konnte es nicht ausbleiben, daß die fürstliche Hofhaltung hier manche Ansiedler heranzog. Es scheint, als ob besonders Bewohner von Lechede sich hier, damals noch auf ihrer Feldmark, angebaut haben. Anno 1315 wird eine Curie für den Kaplan erwähnt und ein Stoben (ein Badehaus), so daß damals neben der Burg eine kleine Ortschaft entstand, die den Namen Damm führte.

Neun Jahrzehnte nach der Wiederaufrichtung der Burg Wolfenbüttel regierte im Herzogtume Braunschweig Herzog Magnus mit der Kette, auch Magnus Torquatus genannt. In einer wilden Schlacht bei Leveste am Deister fand er einen frühen Tod 1373. Da drängte sich Herzog Otto der Quade von Göttingen herzu und verwaltete als Vormund für die minderjährigen Söhne des Erschlagenen das Fürstentum, glaubte auch wohl, die reiche Erbschaft für sich zu gewinnen. Aber er wurde ein arger Feind der Braunschweiger, so daß diese am liebsten gesehen hätten, er wäre in seinem Lande an der Leine geblieben. Die jungen Fürsten behandelte er mit hochfahrendem Übermut, besonders Friedrich, der älteste derselben, erfuhr wenig Gutes von ihm. Als nun der quade Otto ihm immer wieder sein Erbe vorenthielt, schloß er einen Bund mit den Braunschweigern, die versprachen, ihm auch getreulich beizustehen. Eines Sonntages, es war im September 1381, ritt der junge Fürst mit einem Haufen gewappneter Mannen aus Braunschweigs Tore, dem Dorfe Lechede zu. Oben am Holze hielten sie an, noch eine kurze Beratung, dann ritt Friedrich kecklich allein weiter gen Wolfenbüttel. Mit seinem Oheim ging er dann in die Longinikapelle, um die Messe zu hören; der Burghauptmann dagegen wandte sich der nahgelegenen Schenke zu. Friedrich hatte wohl acht gegeben, ehe sie die Burg verließen, wo die Schlüssel zu den Pforten hingen. Als nun der Priester das Credo sang, stellte er sich, als blute ihm die Nase, nahm deshalb sein Taschentuch, hielt es vor das Gesicht und lief gebückt zur Kapelle hinaus nach der Burg. Kaum über die Brücke gelangt, wand er dieselbe auf, befreite die in den Kerkern gefangenen Braunschweiger und steckte einen eisernen Handschuh an einem langen Spieße aus dem Turm hinaus und gab damit seinen Gefährten am Lechelnholze das verabredete Zeichen, daß der Anschlag gelungen war. Sobald sie den Handschuh sahen, jagten sie vor die Burg. Der Herzog Otto witterte Unrat, verließ eiligst die Kapelle und sah seine Sache verloren. Auf einem Fischerkahn fuhr er über die Oker und suchte den nächsten Weg nach seinem Göttinger Lande. Auf diese Weise gelangte Friedrich zum Besitze seines väterlichen Erbes.

Unter den Nachfolgern Friedrichs ist das fürstliche Schloß allmählich vergrößert worden. So erbaute Herzog Heinrich 1471 einen gewaltigen runden Turm, von dem aber jetzt nur noch das Untergeschoß mit seinen dicken Mauern erhalten ist. Und wie die Burg, so erweiterte sich nach und nach die Ansiedlung vor derselben. Anno 1462 ließ der vorerwähnte Fürst die Damm-Mühle neu erbauen. Für herzogliche Räte und Diener mußten



Wolfenbüttel, Schloß im Jahre 1654 nach dem Stich bei Merian

Wohnungen beschafft werden, durch den Krachverkehr wurden Handwerker herangezogen, und Herbergen und Schenken werden gleichfalls nicht gefehlt haben. Wer sich aber ansiedeln wollte, mußte sich zuvor einen Bauplatz sichern und Sümpfe und Moräste abseits des Dammes ausfüllen. Auch bei der Marienkapelle oder dem Kirchlein zu Unserer lieben Frauen entstanden



Wolfenbüttel, Schloßeingang

Wohngebäude. Als dann 1514 Herzog Heinrich der Jüngere zur Regierung kam, konnte bald von einer Dreistadt die Rede sein: Schloß, Damm und Liebfrauenstadt. Da nun eine Verlegung der Residenz nach Braunschweig nach wie vor völlig aussichtslos war, so förderte Heinrich den Ausbau dieser Teile und verwandelte die Burg mit dem benachbarten Damm in eine Festung. Besonders richtete er sein Augenmerk auf die Ansiedlung bei der Marienkapelle, die er zu der „Neustadt“ ausbaute. Im Jahre 1540 erteilte er dem Gesamtort das erste Stadtprivileg. Darum

muß Heinrich der Jüngere als eigentlicher Gründer der Stadt angesehen werden, die aber ihren Namen Wolfenbüttel erst im Jahre 1747 erhielt.

Die bewehrte Stadt hatte mehrere Tore. Ganz im Westen lag neben der Mühle das Mühlentor, im Osten (neben der heutigen Schule) das Dammtor (Abb. S. 188). Ihm gegenüber, durch einen breiten Graben getrennt, lag das Löwentor (unter den heutigen Krambuden), während das Alte Tor, auch Stobentor genannt, nordwärts nach Lechede zu führte. Im Osten lag nahe der Marienkapelle das Liebfrauentor, von dem die Straßen nach Magdeburg und Leipzig ihren Ausgang nahmen.

Die fremden Handelsleute, die durch die Tore einzogen, die Wanderer, die hier rasteten, haben gewiß den Bewohnern der jungen Stadt manchen Verdienst zukommen lassen. Aber sie brachten auch Kunde von Geschehnissen aus andern Orten mit. Und als dann Luther seine Thesen angeschlagen und seine Flugblätter ausgehen ließ, da ist die neue Lehre auch bald in Wolfenbüttel bekannt geworden, und Heinrich der Jüngere hat es nicht hindern können, daß heimlich lutherische Lieder gesungen und lutherische Predigten gelesen wurden.

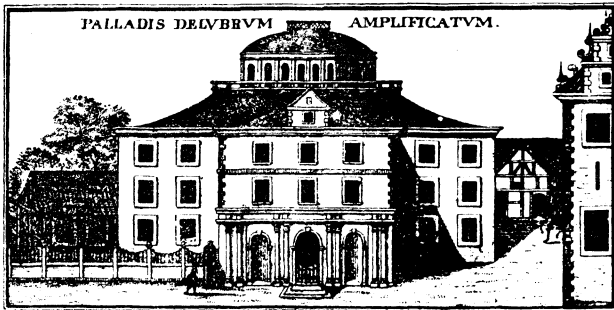
In trauriger, unrühmlicher Weise ist Heinrichs Name mit dem Schicksale des kühnen und hochgesinnten Bürgermeisters Jürgen Wullenweber von Lübeck verknüpft. Im September 1537 wurde er von dem hochnotpeinlichen Halsgerichte am Tollenstein zum Tode verurteilt und auf dem Galgenberge am Lechelnholze hingerichtet.

Der Widerstand, den Herzog Heinrich der Einführung der Reformation entgegensetzte, sowie seine Feindschaft gegen Braunschweig führte endlich zum Ausbruch des Schmalkaldener Krieges. Die verbündeten lutherischen Fürsten, der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen und der Landgraf Philipp von Hessen, zogen im Verein mit den Braunschweigern im August 1542 vor Wolfenbüttel, das damals als Festung ersten Ranges galt. Die Sachsen schlugen ihr Lager am rechten Okerufer auf nördlich von Wolfenbüttel, da, wo das Dorf Lechede gelegen, das aber damals schon wüst war. Der Landgraf warf seine Schanzen am Fuße des Oderwaldes unweit Sümmelse auf, und die Braunschweiger lagerten im Südosten dieses Ländchens. Anfänglich widerstanden die festen Mauern des Schlosses, und schon blies der Türmer vom Hausmannsturme das Spottlied: „Hat dich der Schimpf gereuet, so zeug nun wiederum heim!“ Da ließ der Landgraf Philipp, der mit Belagerungsgeschützen reichlich versehen war, alle Stücke gegen den Turm richten; ihr gemeinsames Feuer brachte ihn zu Falle, wobei auch der naseweise Türmer seinen Tod fand. Nach einem erneuten Sturm wurde Wolfenbüttel genommen. Eine ungeheure Beute an Lebensmitteln, Geschütz, Kleidern und Pferden fiel den Siegern in die Hände. Nun wurde im ganzen Lande der katholische Gottesdienst abgeschafft und das reine Evangelium an dessen Stelle gesetzt.

Vergebens waren die Bemühungen des Herzogs, sein Land wieder zu gewinnen, vergeblich belagerte er Wolfenbüttel, ja im weiteren Verlaufe des verderblichen Krieges geriet er in der Schlacht bei Hötzelheim selbst in die Gefangenschaft des Landgrafen Philipp, der ihn nach Ziegenhain, einem heftigen Städtchen an der Schwalm, brachte. Das feste Schloß Wolfenbüttel wurde zerstört, die Festungswerke wurden geschleift, nur der mächtige runde Turm Herzog Heinrichs aus dem Jahre 1471 blieb stehen.

Als dann 1547 Kaiser Karl V. bei Mühlberg an der Elbe die Schmalkaldischen besiegt hatte, öffneten sich die Tore des Gefängnisses, Heinrich wurde wieder in seinen fürstlichen Stand und in sein Erbe eingesetzt. Die früheren kirchlichen Zustände im Lande wurden wieder hergestellt.

Eifrig war Heinrich darauf bedacht, seine Residenz wieder in den früheren Stand zu setzen. Das Schloß (Abb. S. 181) wurde ausgebessert und vergrößert, die Festung hergestellt und durch neue Werke verstärkt. Die Neustadt östlich des Dammtores, die sich bis zu dem Okergraben an der Fischer- und Okerstraße erstreckte, wurde ausgebaut. Ein erfreuliches Zeichen für das Aufblühen des Städtchens war der Gartenbetrieb. Anno 1548 lagen 29 Gärten nach Groß-Stöckheim zu und 16 im Südosten nach dem Kurzen Holze zu. So alt ist die heute so bedeutende Gartenkultur!



Die alte Bibliothek, erbaut von Hermann Korb 1700–1710

Als Herzog Julius 1568 seinem Vater folgte, bildete der Damm mit der Neustadt ein kleines Landstädtchen mit armseligen Häusern und unregelmäßig angelegten Straßen, das durchaus nicht den Erwartungen entsprach, die man an eine fürstliche Residenz stellen konnte. Julius ging eifrig daran, sich eine Stadt zu schaffen, die der Bedeutung des Herzogshauses entsprach. Die Neustadt nannte er seinem Vater zu Ehren die Heinrichsstadt und erteilte ihr ein Wappen: im blauen Felde vor einer roten, goldgekrönten Säule, über der ein weißer Stern schwebt, ein weißes springendes Ross mit schwarzem Zaum und Sattel. Östlich vom Liebfrauentore legte der Fürst einen neuen Stadtteil an, der bis zur heutigen Engen- und Karlsstraße reichte und den Namen Juliusfriedensstadt erhielt. Der abschließende Wall hatte in der Mitte das Kaisertor; es lag an Stelle der heutigen Trinitatiskirche.

In der Heinrichsstadt errichtete er ein Gebäude, die heutige „Spanische Krone“, mit Wein- und Bierauschank nebst einer Gartlücke. Das daranstoßende Haus diente als Kommissie, wo die Handwerker und Arbeiter für billigen Preis und gegen Abzug von ihrem Lohn die notwendigen Lebensmittel erhielten. Im oberen Geschloß konnten auch größere Hochzeiten gefeiert werden.

Der Herzog richtete auf die Verbesserung und Erweiterung des Bergbaues seine Bestrebungen, und als Niederlage für die reichen Schätze, die der Harz lieferte, baute er die Faktorei, die spätere Kanzlei, das heutige Archiv.

In den ersten Jahren seiner Regierung tauchte ein Fremdling am herzoglichen Hofe auf, der vorgab, nicht nur des Bergwesens kundig zu sein, sondern auch mit Hilfe des Steines der Weisen unedle Metalle, wie Blei und Kupfer, in Gold verwandeln zu können. Außerdem verstände er, das Wasser des Lebens zu bereiten, das alle Krankheiten heilen und die Menschen verjüngen könne. Sein Name war Philipp Sömmering. Der Herzog ließ sich betören, nahm ihn in seine Dienste, beschenkte ihn reichlich und machte ihn sogar zu seinem Kammer- und Bergrate. Auch allerlei gute Freunde, die sich nach und nach einstellten, erhielten Behausung und Verköstigung. Aber Sömmerings Versprechungen erwiesen sich doch bald als haltlos, den Verrüthern ward der Boden unter den Füßen zu heiß, und als gar ein Anschlag auf das Leben der Herzogin Hedwig, die der Bande



Wolfenbüttel, Lessinghaus

schon lange nicht traute, mißlang, ergriffen sie die Flucht, wurden jedoch eingeholt und vor der alten Kanzlei, dem Schlosse gegenüber, gerichtet.

Weil ihm die ärmlichen Häuser in der Heinrichsstadt nicht gefielen, so verfügte er im Jahre 1576 den Abbruch derselben. Mit seiner tatkräftigen Unterstützung sollten die Gebäude draußen vor dem Kaisertore an einem Orte, der das Gotteslager hieß, wieder aufgeführt werden. Dieser merkwürdige Name ist nicht von Julius gegeben worden, er fand ihn wahrscheinlich schon vor. Es wird wohl ein alter Flurnamen sein und bedeutet so viel wie Lager, Stätte, Eigentum eines Mannes namens God, ähnlich wie Godeshusen, Godesberg, Godestal und andere.

Dies Gotteslager war ein Dorf und enthielt Herbergen für die Frachtfuhrleute und Wanderer und für die, die sich verspätet hatten, denn nach Torschluß wurde niemand mehr eingelassen. Es bestand aber nur bis 1632, da wurde es abgebrochen.

Aber der Herzog hatte noch weit umfassendere Pläne. Braunschweig, dem ganzen Welfenhaufe gehörig, war je länger, je mehr eine widerpenstige, rechtshaberische Stadt, die sich weigerte, den Herzog als ihren Landesfürsten anzuerkennen. Die ehrbaren Ratsherren wollten lieber einen Türken in den Mauern haben als einen Herzog. Da gedachte Julius den Trotz Braunschweigs, seiner Erb- und Landstadt, wie er sie zu ihrem größten Verdruss nannte, zu brechen. Bei Wolfenbüttel sollte eine Handelsstadt entstehen, großartig und prächtig, die sollte allen Verkehr an sich ziehen, aber den Handel Braunschweigs lahmlegen (vergl. S. 124).

Aber diese maßlosen Pläne konnten nicht verwirklicht werden, denn die Verhältnisse waren mächtiger als der Wille des Fürsten.

Der Herzog Heinrich Julius brachte die Pläne seines Vaters betreffs Wolfenbüttels zu Ende. Die immer noch hier und da vorhandenen Sümpfe wurden ausgefüllt und neue Häuser errichtet, deren Holzwerk oft mit Schnitzerei und Inschrift verziert war. Das älteste datierte Haus, Kanzleistraße 13, stammt aus dem Jahre 1597. Bald darauf wurde das malerische Rathaus mit der Ratswage erbaut. Für die von Goslar heranziehende Heerstraße entstand 1603 das Harztor (Abb. S. 191), vor dem sich dann auch eine kleine Ansiedlung, das Kalte Tal, bildete. Durch seinen berühmten Baumeister Paul Franke (vergl. S. 194) ließ er an Stelle der kleinen Liebfrauenkapelle seit 1604 die herrliche Marienkirche aufführen. Auch die beiden Zimmerhöfe entstanden um diese Zeit, und 1613 wurde das Zeughaus begonnen, das erst 1619 vollendet und 1806 als Kaserne eingerichtet wurde.

Der prachtliebende Heinrich Julius hielt als erster deutscher Fürst auch ein stehendes Theater, an dem meist englische Schauspieler tätig waren und für das er selbst Dramen schrieb (vergl. S. 129). Das „Kömmödienhaus“ stand im heutigen Schloßgarten.

Unter Friedrich Ulrich wurde der Bau der Marienkirche (Abb. S. 179) weiter gefördert, auch die innere Ausstattung beendet, so daß sie zum Gottesdienst benutzt werden konnte, nur der Turm blieb unvollendet. Dann brach das Unglück über Stadt und Land herein. Der große Krieg, im fernen Böhmen entstanden, überzog auch unser Land. Der Dänenkönig Christian IV., zum Kriegsobersten des niedersächsischen Kreises erwählt, ersah sich Wolfenbüttel, die Residenz seines Neffen, als willkommenen Stützpunkt für seine Unternehmungen aus, und Friedrich Ulrich wurde so gegen seinen Willen in die Kriegswirren hineingezogen. Der herzogliche Rat von Rutenberg spielte die starke Festung verräterischerweise dem Könige in die Hände. Nach der schweren Niederlage, die Christian IV. im August 1626 bei Lutter am Barenberge erlitt, blieb Wolfenbüttel in der Gewalt der Dänen, die den Herzog wie einen Gefangenen behandelten, die Dörfer ringsum plünderten und einäscherten und das umliegende Land arg verwüsteten.

Da rückten im nächsten Jahre die Kaiserlichen heran, um den Dänen ihren letzten Stützpunkt im südlichen Teile Niedersachsens zu entreißen. Dem großen Heerhaufen voraus streifte sengend und brennend das blutdürstige Kroatengesindel, und wehklagend strömte das Volk vom Lande in die Städte. Mit 12000 Mann begann der General Pappenheim die Belagerung Wolfenbüttels. Er legte seine Kriegsvölker in die Dörfer rings um die Stadt, die bald ganz von Laufgräben und Verschanzungen eingeschlossen war. Ob nun Pappenheim mit schwerem Belagerungsgeschütz nicht hinreichend versehen war, oder ob er mit scharfem Blick erkannte, auf andere Weise rascher die Festung bewältigen zu können: genug, er trieb aus den Dörfern das elende Bauernvolk zusammen und ließ in den Wiesen zwischen Groß-Stöckheim und Leiferde quer durch das Flußbett einen mächtigen Damm aufwerfen. Dadurch staute er die Oker und setzte die niedriggelegene Stadt unter Wasser. Der Winter half den Kaiserlichen wacker dabei, die Flut stieg höher und höher. Bald hob das Wasser die

toten Körper in den Kirchen, die Erschlagenen und Hungergestorbenen in den Straßen und trieb und wirbelte sie umher zwischen Trümmern und Eisshollen. In Rähnen und auf zusammengebundenen Brettern schwammen die geängstigten Leute umher. Die Mühlen lagen still, die Bachhäuser standen voll Wasser. Bald neigten und senkten sich die Häuser und stürzten zusammen. Dazwischen donnerte das Geschütz von den Wällen, es waren grauenvolle Tage. Über drei Monate verteidigten die Dänen die Festung, dann kapitulierte der Kommandant. Da ließ Pappenheim den Damm einreißen, die Wasser liefen schnell ab, und der Greuel kam zu Tage, den sie angerichtet hatten. Die Dänen zogen gen Norden ab und die Kaiserlichen besetzten die Festung.

Der Herzog Friedrich Ulrich war aus Wolfenbüttel entwichen und fand in Braunschweig eine sichere Zuflucht. Hier starb er 1634, ohne einen Sohn hinterlassen zu haben. Schon war das Land in Gefahr, unter die kaiserlichen Feldherren verteilt zu werden, als nach mancherlei Streitigkeiten die verschiedenen welfischen Linien sich einigten und Herzog August von Dannenberg als Fürst bestimmt wurde.

Um die Stadt den Kaiserlichen zu entreißen, vereinigten sich Schweden, Braunschweiger und Lüneburger und schritten 1641 ihrerseits zur Belagerung. Durch den erneuerten Damm wurde Wolfenbüttel abermals unter Wasser gesetzt. Da rückte der Erzherzog Leopold Wilhelm heran, um die Belagerer zu vertreiben. Zwischen Fimmelse, Thiede und Steterburg kam es zur Schlacht, in der die Verbündeten den Sieg gewannen; der mühsam erbaute Damm war gerettet.

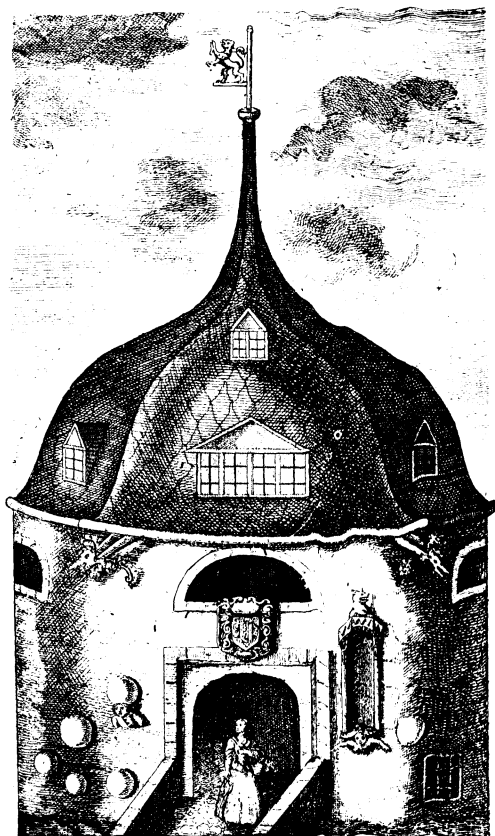
Als die Belagerung neun Monate gedauert hatte und auch die Verbündeten Mangel litten, wurden sie des Werkes überdrüssig. Es entstand Uneinigkeit unter ihnen, darum wurde der Damm geöffnet, und die Verbündeten zogen ab.

Die Eroberung Wolfenbüttels war in weite Ferne gerückt. Da nahm Herzog August die Verhandlungen mit dem Kaiser wieder auf, und nach zwei Jahren sollte ihm endlich die Stadt übergeben werden. Am 13. September 1643 bequerten sich die Kaiserlichen zur Räumung, und auch da hing das Schicksal der Stadt an einem Faden. Wenige Stunden vor dem Ausmarsche der feindlichen Besatzung kamen zwei Kuriere vor Wolfenbüttel an, welche wichtige Briefe für den Kommandanten abzugeben hatten. Herzog August, der befürchtete, sie brächten widrige Botschaft, ließ sie jedoch nicht eher vor, bis die Kaiserlichen ausmarschiert und seine Truppen eingezogen waren. Und wirklich ward er in seiner Vermutung nicht betrogen, denn der Kommandant erhielt Befehl, nicht zu weichen. Als dieser nun die Briefe vor dem Tore las, stellte er sich, als habe er noch was Wichtiges vergessen und ritt mit seinem Gefolge wieder zurück. Aber schon waren die Zugbrücken aufgezo gen und die Wälle besetzt, und so mußte er unverrichteter Sache abziehen.

Am folgenden Tage geschah der feierliche Einzug des Fürsten in die arg verwüstete Stadt, und in der Marienkirche fand ein feierlicher Gottesdienst statt. Aber im Schlosse war seines Bleibens nicht, denn das war in einem greulichen Zustande. An Möbeln sollen nur sechs Tische, einige Schränke und ein paar Bänke vorhanden gewesen sein, und so zog er wieder nach Braunschweig zurück. Von dort ordnete er die Herstellungsarbeiten

sowohl in der verfallenen Stadt, wie in dem verwüsteten Schlosse an, und erst im Februar des folgenden Jahres verließ der Herzog die Stadt Braunschweig und zog nach Wolfenbüttel, in die alte Stammburg seiner Ahnen.

Unermüdlich sorgte nun August für die Wiederherstellung seiner unglaublich heruntergekommenen Residenz, und wenn je ein Fürst den

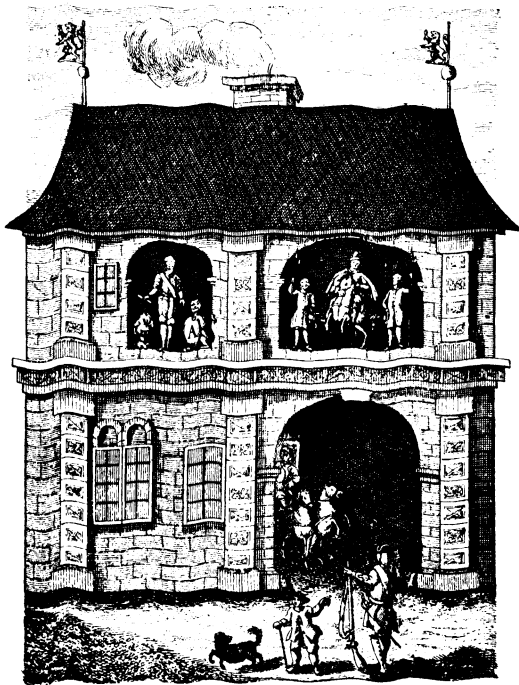


Wolfenbüttel, Dammhor

Ehrennamen Pater patriae verdient hat, so ist es Herzog August gewesen. Die Zahl der Bürger war von 1200 auf 180 zurückgegangen, viele Häuser waren eingesunken, viele Wohnstätten lagen wüst da. Eifrig sorgte der Herzog für den Wiederaufbau, die Mehrzahl der erhaltenen Häuser stammt aus dieser Zeit; so z. B. das reich verzierte Rathhaus am Kaiserplatze Nr. 14. An der Marienkirche ließ er die noch fehlenden Ziergiebel aufrichten und die reichgeschnitzte Tür im Westportal einstellen, auch die große Glocke im Turme ließ er gießen. Für seine schon in Hildesheim angesammelten Bücherschätze, die hier noch vermehrt wurden, schuf er zwei große Säle in dem Gebäude der alten Kanzlei, das dem Schlosse gegenüberlag. Westlich vor dem Mühlentore, wo sich an der Heerstraße nach Hildesheim eine kleine Ansiedelung befand, gründete der Fürst 1654 eine neue Vorstadt, die Auguststadt, die auch bald ihre Kirche erhielt. Kanzel, Altar und Orgel

für dieselbe ließ er aus dem fürstlichen Schlosse zu Hessen kommen. Da im Osten der Stadt die Festungswerke weiter hinausgerückt werden mußten, so wurde im April 1655 das alte Gotteslager abgebrochen und an seinen heutigen Ort gelegt. Heute heißt es jedoch Juliusstadt. Das Kaisertor wurde geschlossen und dafür 1660 das Herzogtor erbaut (Abb. S. 189), dessen bildnerischen Schmuck, Wappen und Statuen, das Vaterländische Museum in Braunschweig aufbewahrt.

Der älteste Sohn des Herzogs August, Rudolf August, ein friedliebender Herr, nahm seinen prachtliebenden Bruder Anton Ulrich, den be-



Wolfenbüttel, Herzogtor

geisterten Nachahmer Ludwigs XIV., zum Mitregenten an, und Wolfenbüttel sah eine Periode des Glanzes. Unter seinen Dienern war ein geschickter Mann, Hermann Korb (vergl. S. 196), der sich zu einem tüchtigen Baumeister ausgebildet hatte. Ihm wurde zunächst die Umwandlung des Schlosses übertragen. Dieses bot mit seinen Türmen und Zinnen, seinen Giebeln und Ertern, überragt von der mächtigen Kuppel der Schlosskapelle, einen äußerst malerischen Anblick (Abb. S. 181). Das war aber nicht im Sinne Anton Ulrichs, der die Bauten seines verehrten Sonnenkönigs in Versailles und Umgegend nachahmen wollte. So begann denn Hermann Korb zunächst im Innern mit der Errichtung größerer Zimmer, die reich mit Stuckdecken und Kaminen ausgestattet wurden. Dem Äußern wurde ein barocker Vorbau angefügt, freilich nur aus Fachwerk, der dem Ganzen ein einheitliches Gepräge gab. Dies Werk wurde, wie die Inschrift an dem prächtigen Portal bezeugt, erst unter dem Herzoge August Wilhelm 1710 vollendet. Dann erbaute Hermann Korb seit 1700 auf

den Grundmauern des ehemaligen Klostertores die Trinitatiskirche, die aber 1705 abbrannte. Sofort wurde ein Neubau im holländischen Barockstil in Angriff genommen, der erst 1719 auch unter August Wilhelm geweiht werden konnte. Von 1706 bis 1710 erfolgte die Ausführung des Bibliotheksgebäudes. Währenddem schuf sich Anton Ulrich in Salzdahlum ein großartiges Lustschloß (vergl. S. 196).

Nach dem Tode August Wilhelms 1731 folgte ihm sein Bruder Rudolf August. Seine jüngste Tochter Antoinette Amalie vermählte sich 1712 mit dem Herzoge Ferdinand Albrecht II. von Bevern und wurde die Stamm-mutter aller späteren Herzöge von Braunschweig. Ihr Name wird noch heute in Wolfenbüttel oft genannt, denn der Vater erbaute für sie 1733 das Lustschloß Antoinettenruh vor dem Lechlumer Holze (vergl. S. 206). Nach seinem 1735 erfolgten Tode kam Karl I. zur Regierung, der, wie einst Julius und August, auf volkswirtschaftlichem Gebiete hervorragend gewesen ist. Unter ihm wurde in den Jahren 1740 und 1741 für Hofbeamte das „Lessinghaus“ (Abb. S. 185) aufgeführt (der Baumeister war J. G. L. Meyer), wohl das letzte Haus, das seitens des Hofes hier errichtet wurde.

Sehr vorteilhaft für Wolfenbüttel war eine Verordnung vom Jahre 1747, durch die der Ungleichheit der verschiedenen Stadtteile auf dem Gebiete der Rechtspflege und Verwaltung ein Ende gemacht und der Name Wolfenbüttel nun allgemein wurde. Im Jahre 1750 wurde das Lehrerseminar gegründet, das bis 1879 seinen Sitz im Waisenhause auf der Auguststadt hatte, und ein Jahr darnach erhielt der Turm der Marienkirche seine heutige Spitze, die freilich von dem ursprünglichen Plane stark abweicht. Noch erinnert das große C in der Fahne an den Herzog, es sollte für lange Zeit das letzte Zeichen landesherrlicher Fürsorge für Wolfenbüttel sein, denn 1753 verlegte Karl I. seine Residenz nach Braunschweig.

Aber mit dem Hofe siedelten auch viele Familien mit hinüber, ebenso mehrere Behörden. Dadurch wurde die Stadt schwer geschädigt, und wenige Jahre danach wurde sie in die Wirren des siebenjährigen Krieges mit hineingezogen. Enge verwandtschaftliche Bande verknüpften Karl mit der preussischen Königsfamilie, und so wurde der Herzog auch ein Feind der Franzosen. Zweimal sind diese in der Stadt gewesen, zuerst 1757 unter dem Herzoge von Richelieu und dann noch einmal 1761 unter dem Prinzen Xavier von Sachsen. Alles was Belagerungen und Besetzungen mit sich bringen: Bedrückungen und Gewalttätigkeiten, unerschwingliche Lieferungen aller Art, Kriegssteuern und Einquartierungen mußte erlitten werden. Damit war der Wohlstand der Stadt auf viele Jahre völlig zerstört.

In die stille und verödete Stadt zog 1770 Lessing ein. In dem vereinsamten Fürstensitze wurden ihm die im oberen Geschosse des östlichen Flügels belegenen Prinzenzimmer zur Wohnung angewiesen. Hier schrieb er seine „Emilie Galotti“. In diesem „verwünschten Schlosse“, wie er es selbst nannte, hat er bis zu Anfang 1776 gehaust. Dann verheiratete er sich mit Eva König und bezog nun mit ihr und ihren Kindern das obere Stockwerk des Meisnerschen Hauses am Schloßplatze, in dem jetzt das Konsistorium ist. Hier verlebte Lessing das glücklichste Jahr seines Lebens. Dann verließ ihm der Herzog eine größere und angenehmere Wohnung.

nämlich das nach ihm genannte Lessinghaus (Abb. S. 185), wohin er am Schluß des Jahres 1777 übersiedelte. Am Weihnachtsabende wurde ihm hier ein Söhnlein geboren, das aber nach wenigen Tagen starb, und zwei Wochen später entriß ihm der Tod auch sein geliebtes Weib, die treue Genossin seines Lebens. Unermüdlich tätig lebte er in dem stillen Hause noch drei Jahre mit seinen Stiefkindern, deren Erziehung nun ihm anheimfiel. In dem Sterbezimmer seiner Frau (es liegt rechts vom Gartensaale) schrieb er seinen „Nathan“. Während eines Aufenthaltes im Angottschen Hause



Wolfenbüttel, das Harztor oder Neue Tor

am Agidienmarke in Braunschweig erkrankte er und starb dort am 15. Februar 1781.

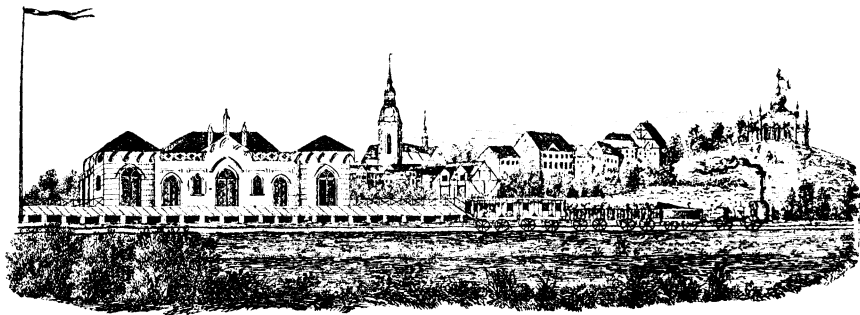
Als nach dem Ausbruch der französischen Revolution viele vornehme Familien ihre Heimat verließen und in Deutschland eine Zuflucht suchten, zogen auch manche in Wolfenbüttel ein, wo ihnen der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand freie Wohnungen, sogar im Schlosse, verschaffte.

Eine außerordentliche Wohltat erwies der Fürst unserer Stadt, als er seit 1803 die völlig überflüssig gewordenen Festungswerke abtragen ließ und ihr mehr Luft und Licht verschaffte. Die Wälle wurden in parkartige Anlagen verwandelt, die nun ein rühmenswürdiger Schmuck der Stadt sind.

So war Wolfenbüttel ein offener Platz geworden und brauchte keine Belagerungen mehr zu fürchten, wenngleich sie durch Einquartierungen in der napoleonischen Zeit, in der es zum Königreich Westfalen gehörte, viel zu leiden hatte.

Dann aber kamen bessere Zeiten. Besonders unter der langen, friedevollen Regierung des Herzogs Wilhelm (1831—1834) entwickelte sich je länger, je mehr die Stadt, die Zahl der Einwohner stieg, der Wohlstand wuchs. Im Jahre 1838 wurde die Eisenbahn von Braunschweig nach

Wolfenbüttel erbaut, das erste Glied der völkerverknüpfenden Straße, dem sich bald andere anschlossen. Für Gymnasien und Seminare wurden neue Gebäude errichtet, neue Schulen und Erziehungsanstalten entstanden, und von 1881—1886 erfolgte der Neubau der Bibliotheca Augusta.



Der Eisenbahn-Hof zu Wolfenbüttel.

Rechts das türkische Kaffeehaus, 1839 zur Hebung des Eisenbahnverkehrs erbaut

Daneben hat sich der Großbetrieb entwickelt. Fabriken wurden errichtet (Spinnerei, Strohpressen, Eisengießereien, Wurst- und Konservenfabriken), und die Gartenkultur steht in voller Blüte.

So hat sich die Stadt von kleinen Anfängen aus heraufgearbeitet und durch Kriegsnot, Überschwemmung und Verwüstung hindurchgerettet bis in die Gegenwart. Möge sie weiter wachsen, blühen und gedeihen!

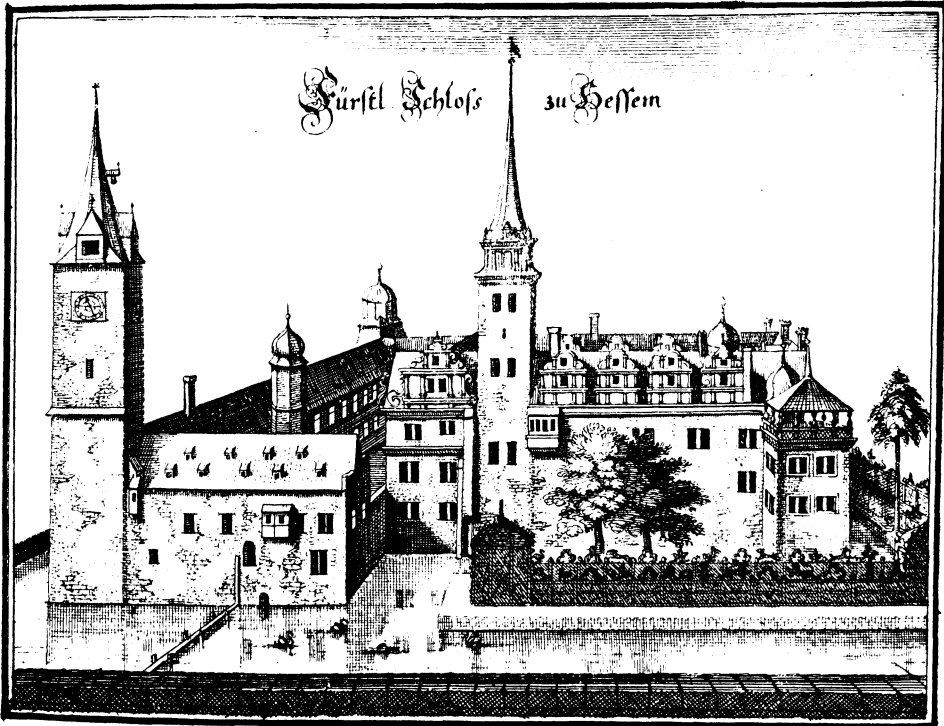


Salzdahlum, sowie andere herzogliche Sommerschlösser und Jagdhäuser

Von Karl Steinacker

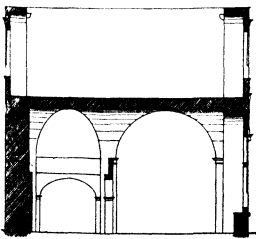
Die Herzöge hausten im Mittelalter wie andere Grundherren auf ihren meist engen und winkligen Burgen. Deren geräumigste, die Burg Dankwarderode in Braunschweig, wurde ihnen frühzeitig entfremdet, nachdem das große ihnen untergegebene Landgebiet in verschiedene Teilfürstentümer zersplittert worden war. In dem uns hier zunächst beschäftigenden Gebietsteil Braunschweig—Wolfenbüttel wurde alsbald die Burg Wolfenbüttel der bevorzugte Aufenthalt seiner Herzöge: deren Residenz. Häufig hielten sie sich später auch auf ihren mehr oder weniger befestigten Amthäusern, den heutigen Domänen, auf. Einige solcher Amthäuser wurden im 16. und 17. Jahrhundert, zum dauernden Aufenthalte von verwitweten Herzoginnen oder auch einem Prinzen, nunmehr schon schloßartig-eindrucksvoll ausgebaut. Das bemerkenswerteste eben dieser „Amtschlösser“ ist, abgesehen von dem eine Sonderstellung einnehmenden Schlosse zu Bevern, das zu Hessen. Denn es ist noch heute, wenigstens in seiner äußeren Stattlichkeit, einigermaßen so erhalten, wie es seine fürstlichen Bewohner aus der Zeit zwischen 1560 und 1654 hinterlassen haben.

Als Besitzer der Burg Hessen seit dem Jahre 1129 ist eine nach dem Orte genannte hochadlige Familie nachzuweisen. Sie starb im Anfange des 14. Jahrhunderts aus. An ihrer Stelle erscheinen alsdann die Grafen von Regenstein, die ihrerseits infolge ihres politischen Zusammenbruches im Jahre 1343 den Braunschweiger Herzögen alle ihre Rechte an Dorf und



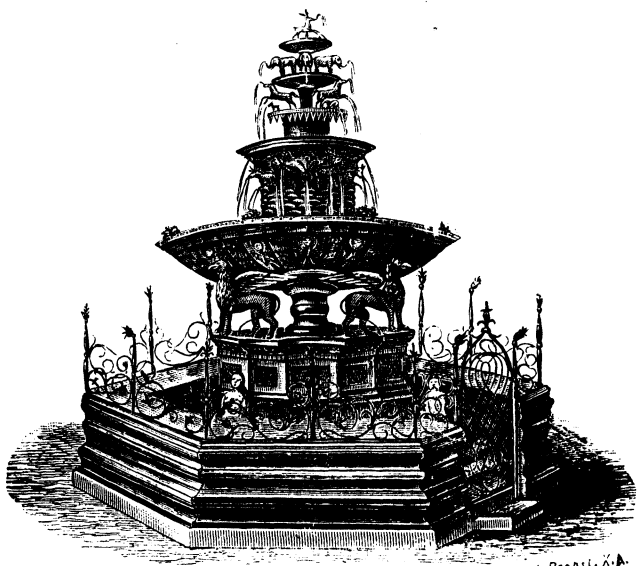
Schloß Hessen, nach Merian

Burg verkauften. Fortan diente die Burg gleich anderen als fürstliches Pfandobjekt, bis sie dem Herzoge Julius infolge seiner Vermählung als Wohnung angewiesen wurde. Er schon, noch mehr aber sein hier geborener Sohn Herzog Heinrich Julius gaben der Burg ihren noch gegenwärtig erkennbaren Charakter eines eigentlichen fürstlichen Schlosses. Abbildung S. 193 zeigt seinen Zustand im Jahre 1653 nach einem Stiche in Merians Topographie. Heute fehlen ihm unter anderem die schönen Ziergiebel. Jene Fürsten, Vater und Sohn, hielten sich beide gern darin auf, gleichwie es auch ihre Witwen bewohnten. Zwar ist das Schloß jetzt auch im Innern arg entstellt, aber immerhin ist der Hauptsaal mit einer auffällig in ihn hineingebauten kleinen rechteckigen Halle mit Empore darüber leidlich erhalten. (Abbildung S. 193). Vermutlich besitzen wir darin sogar das einzige noch vorhandene Beispiel der primitiven Bühnenbauten jener Zeit, wie sie noch Shakespeare für seine Stücke voraussetzt. Der auch literarisch sehr regsame Herzog Heinrich Julius schrieb bekanntlich selbst Theaterstücke und ließ sich gelegentlich von



Hessen, Querschnitt mit Bühne im Erdgeschoß

englischen Komödianten vorspielen (vergl. S. 129). Es ist eine reizvolle Vorstellung, daß eben dieser Fürst jene steinerne Bühnenstraße in seinem Schlosse für die Vorführung seiner eigenen und etwa auch schon Shakespearescher Dramen hätte erbauen lassen. In der Erneuerung des Schlosses in den feinen Renaissanceformen des ausgehenden 16. Jahrhunderts war vermutlich Paul Grande besonders beteiligt. Er war schon unter dem 1589 verstorbenen Herzog Julius tätig und der bevorzugte Baumeister von dessen Nachfolger Heinrich Julius. Als solcher ist er der Erbauer des Juleums, des Universitätsgebäudes in Helmstedt, und der Hauptkirche Wolfenbüttels. Diese beiden, unter sich so verschiedenartigen Schöpfungen charakterisieren ihn als einen der selbständigsten deutschen Baukünstler seiner Zeit. In der Feinheit des Einzelzierrats wie in der Massengestaltung wird er von keinem

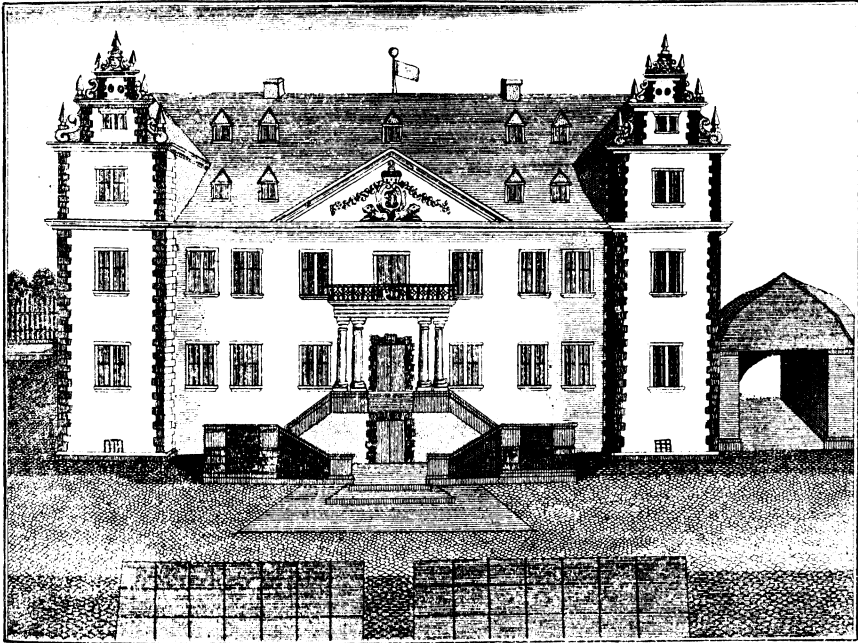


Renaissancesbrunnen, einst im Schloßgarten zu Hesse

übertroffen. 1615, zwei Jahre nach seinem Herrn, ist er gestorben. — Der neben dem Schloß gelegene Zier- und Küchengarten wurde berühmt durch den seit dem Jahre 1607 an ihm tätigen Hofgärtner Johann Royer, der darüber selbst im Jahre 1648 ein interessantes Buch veröffentlicht hat. Der Ziergarten war in 12 quadratische Felder eingeteilt, deren unter sich verschiedene Gänge und Beete im Renaissancecharakter durchaus symmetrische Flächen und Linien gebildet haben. Er war auch mit Wasserkünsten ausgestattet, namentlich mit einem von Royer abgebildeten und danach in unserer Abbildung S. 194 wiedergegebenen Springbrunnen, der aus verschiedenen, reich mit Tieren besetzten metallenen Schalen bestanden hat. Es war ein von Herzog Heinrich Julius in Augsburg für 3000 Gulden erworbenes Kunstwerk. Von alledem haben sich nur ein paar Tierfiguren erhalten, die sich jetzt im braunschweigischen Landesmuseum befinden.

Ebenfalls noch im 16. Jahrhundert wurde die Burg Stecklenburg bei Kissenbrück für die Herzogin Hedwig in ein Schloß umgewandelt und nach ihr Hedwigsburg genannt. 1769 kam es in Privatbesitz und hat erst in jener Zeit seine gegenwärtige Größe erhalten.

Mit ähnlicher Absicht dauernden Aufenthaltes scheint auch das Schloß in Salder, Abbildung S. 195 nach einem alten Kupferstich, um das Jahr 1700 für den damaligen Erbprinzen August Wilhelm umgebaut worden zu sein, gleichwie dessen jüngerer Bruder Ludwig Rudolf jahrzehntelang Schloß Blankenburg zu einer eigentlichen, großzügigen Residenz zeitgemäß sich hergerichtet hatte.



Maison de plaisance de Salder

Albert Dürer del.

Schloß Salder nach der Herstellung im Anfang des XVIII. Jahrhunderts

Aber es war dieses bereits die Zeit, in welcher das Machtbewußtsein regierender Fürstenhäuser sich nicht mehr mit Einzelschlössern alle Lebensbedürfnisse einheitlich zusammenfassender Benutzung begnügte. Die Lebensenergie ihres politischen Machtbereichs hatte sich derart in den Herrscherfamilien des 17. und 18. Jahrhunderts aufgespeichert, daß es nötig wurde, sie in der Entfaltung prunkhaften und mannigfaltigen Wohnens für den ganzen Untertanenbereich sinnfälligst wieder ausstrahlen zu lassen. Die winkeligen Burgen, die inzwischen, auch in der Stadt Braunschweig, entstandenen verschiedenen Residenzschlösser, die kleinen Amtschlösser genügten daher den Herzögen nicht mehr. Nur für den Winter, wo man sich ohnedies zusammendrängen mußte, mochten die Residenzschlösser ausreichen und ließen sich zeitgemäß ergänzen. Aber sobald es die Jahreszeit erlaubte, zeigten die Höfe einen unwiderstehlichen Ausdehnungstrieb. Sie bedurften eines weiten Schauplatzes zur Entfaltung ihrer landesherrlichen Repräsentation, zur Darstellung jenes phantasiereichen Pompes, ohne den die Generationen zwischen 1650 und 1750 einen Landesherrn und die seine Würde widerspiegelnde Hofgesellschaft sich nun einmal nicht vorzustellen vermochten. So flüchtete man für den Sommer auf das Land, wo Raum war für ein ungehindert in die Breite ausdehnbares Schloß und für einen Garten,

dessen architektonische Linienführung, dessen flach-wandartige Raumabschlüsse die feierliche Wohnweise des bedachten Schlosses auch unter freiem Himmel in das Ungemessene zu erweitern suchten.

Alle diese zeremoniösen Lebensbedürfnisse eines durchaus höfisch gesonnenen Zeitalters erfüllte das „Lustschloß“ Salzdhalm, Abbildung S. 197 u. 198/99. Lustschloß war der gängige Ausdruck für solche Sommerpaläste, eine Übersetzung des französischen Sachausdrucks „Maison de Plaisance“. Das „lustige“ Leben dürfen wir uns jedoch normaler Weise nicht in individueller Willkür aufgehend denken. Gerade der Selbstherrscher jener Zeit war durch Etikette und Zeremoniell eingeschränkter und gebundener als mancher seiner Untertanen. Als gesundem Kinde seines Zeitalters, dem alle solche das werktägliche wie das feiertägliche Leben regelnden Vorschriften eine Selbstverständlichkeit waren, als Besizer solchen „barocken“ Kulturausdrucks ging eben dem Herrscher auch die Zeremonie über alles, die seine machtvolle Stellung in Wort, Bild und Handlung so sinnreich wie möglich veranschaulichte. Das war aber nur auf dem uneingeschränkten Schauplatze des Sommerschlosses möglich. Nur dieses bot dem Genuß des Herrschers an seiner Stellung den erwünschten Spielraum. In diesem Sinne war es ebenso ein Berufsinstrument wie auch ein Schauplatz der Erholung, eben ein Lustschloß. Nur in diesem gesunderen Sinne hat nun in der Tat Salzdhalm vom Tage seiner Entstehung an gedient.

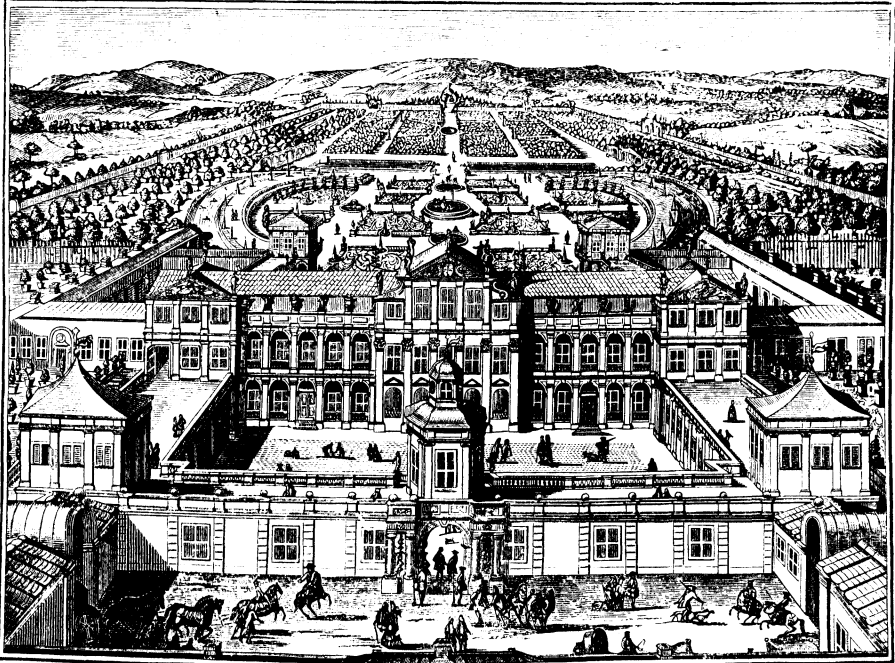
Das Salzdhalmers Schloß ließ der Herzog Anton Ulrich hauptsächlich in den zehn Jahren von 1689—1699 errichten. Trotzdem es sich nur um einen Fachwerkbau gehandelt hat, und trotzdem auch wirklich sehr rasch gearbeitet worden ist, bedurfte es einer so langen Bauzeit, weil das eigentliche Schloß selbst schon sehr stattlich war, zudem aber ein ungewöhnlich großes, dem individuellen Geschmacke des Bauherrn entsprechendes Zubehör erhielt, so daß die Anlage schließlich nicht weniger als sieben geschlossen Höfe umfaßte.

Sein künstlerischer Schöpfer ist Hermann Korb gewesen. Wahrscheinlich 1655 zu Falkenhagen am Rötterberge unweit Holzmindens geboren, läßt er sich mindestens seit dem Jahre 1689 in herzoglichen Diensten nachweisen. Er war in ihnen bis zum Jahre 1734 unermüdlich tätig, seit 1704 als oberster Baubeamter. 1735 ist er gestorben. Die in diesen fast fünf Jahrzehnten entstandenen stattlichen Bauten in Stadt und Land Braunschweig tragen durchweg den Stempel von Korbs künstlerischer Eigenart, insbesondere alle herzoglichen Schlösser. Bereits vor der Errichtung des großen Barockpalastes in Salzdhalm hatte hier ein stattliches, für wichtige Landtagsversammlungen bevorzugtes Amthaus gestanden. Hier war es auch im Jahre 1595 gewesen, daß die Stadt Braunschweig im Bewußtsein ihrer tatsächlichen Unabhängigkeit dem Herzoge, ihrem formalen Landesherren, erklärte, fortan auf seinen Landtagen nicht mehr erscheinen zu wollen. Der Verhäftung ihres Sprechers durch den herzoglichen Kanzler widersetzten sich die drei anderen Stände, Prälaten, Ritterschaft und Städte, so unabhängig fühlten sich auch diese damals noch dem Herzoge gegenüber. Der Herzog ließ darauf einen Jörn- und Spottaler schlagen mit einer Darstellung der Rottte Korab.

Die Wahl Salzdhalm für den Schloßbau war wohl überlegt. Er mußte rasch erreichbar sein vom Sitze der Regierung, hier also sowohl von Wolfenbüttel — etwa eine Stunde — wie von Braunschweig

— etwa zwei Stunden. Er mußte ferner eben genug sein, um Schloß und Garten die nötige Ausdehnungsmöglichkeit zu gewährleisten, und zugleich Höhen in der Nähe haben, welche Wassersammelbecken für die unentbehrlichen Wasserkünste aufnehmen konnten.

Der Salzdhahumer Schloßbau ist Korbs reichste und reifste Schöpfung geblieben. Der Baumeister gehörte zu den in jener Zeit nicht seltenen Künstlern, die als Autodidakten, als Selbsterzieher sich zur Geltung gebracht haben. Der berühmteste Vertreter dieses Typus ist der Süddeutsche

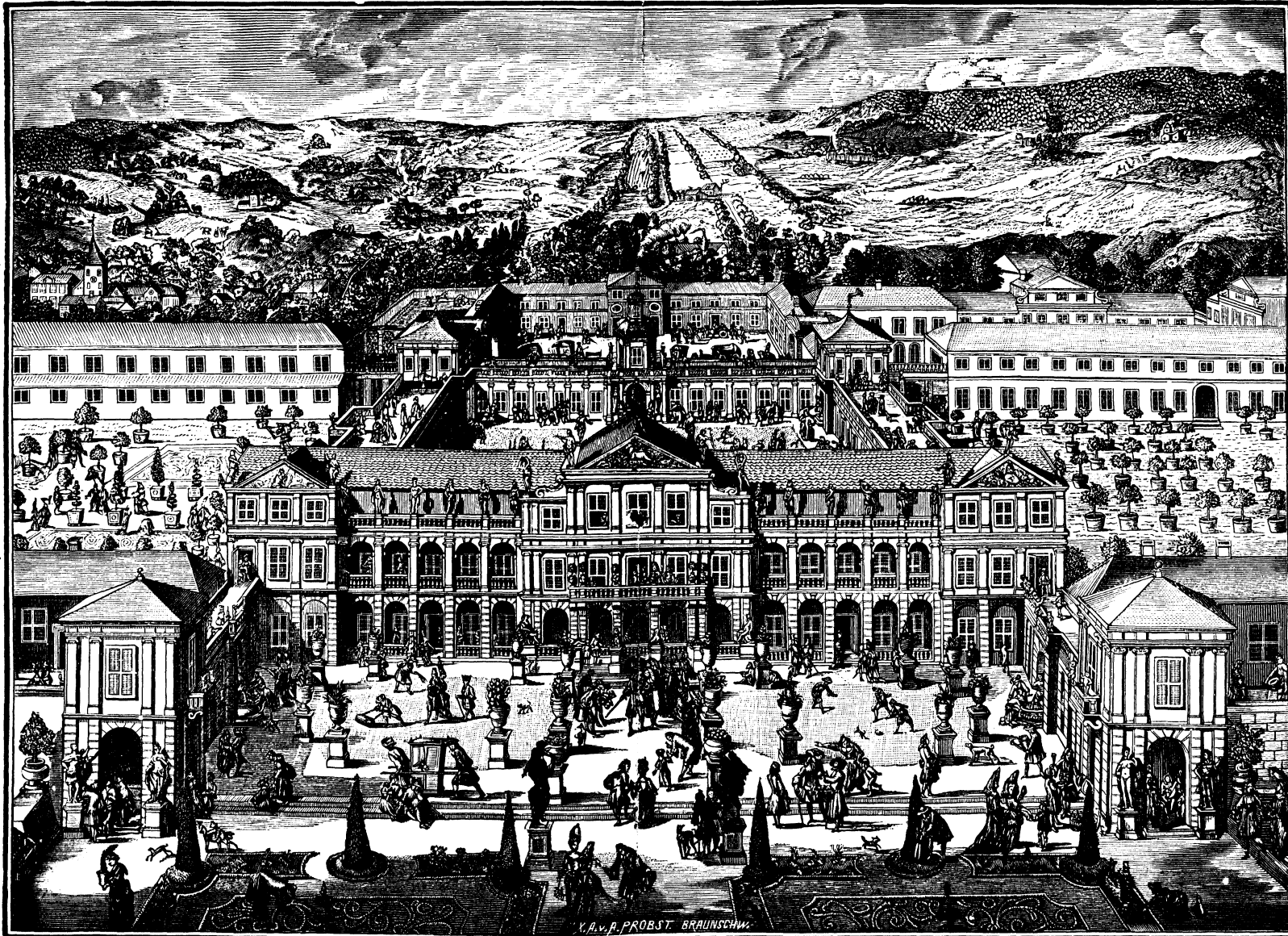


Salzdhahum, Hofseite des ehemaligen Schlosses

Balthasar Neumann gewesen. Korb soll aus dem Tischlerhandwerk hervorgegangen sein. In der Tat hat er die Feinheiten der Säulenordnungen nie recht beherrschen gelernt, hat überhaupt kein sonderliches Gefühl für elegante Profilierung besessen. Aber er zeigte Sinn für Masseneindruck, für Gliederung im Großen und für Grundrißaufteilung. In seiner Formensprache war er maßvoll, ja, gelegentlich nüchtern und immer unbeholfen. Er stand infolgedessen dem französischen Klassizismus näher als der italienischen Formenbewegtheit, wie auch alte Wiedergaben aus dem Innern des Schlosses, danach Abbildung S. 200, erkennen lassen. Auch in Aufbau und Gruppierung seiner Bauten schloß er sich den Franzosen enger an als den Italienern. Bei alledem behielt er seine urwüchsige, ganz eigene Gestaltungskraft, und das machte ihn groß als Künstler. Als einen der selbständigsten deutschen Baumeister seiner Zeit beurteilen wir ihn heute, als einen, der mit verhältnismäßig ruhigen, ja zuweilen mageren Ausdrucksmitteln trotzdem im Barocksinne von innen her gegensatzreich und kraftvoll Bewegtes geschaffen hat. Und das nicht nur im Profanbau — auch sein nicht mehr vorhandenes Bibliotheksgebäude in Wolfenbüttel, eine Rotunde, wirkte vorbildlich —, sondern ebenso im Kirchenbau.

Anregungen zu dem Salzdahlumer Schloßbau erhielt Korb hauptsächlich von Frankreich her, und wohl durch den ganz persönlichen Einfluß Herzog Anton Ulrichs. Denn diesem lag alles daran, das zu jener Zeit

französische Anlage zugrunde der Bauverteilung um einen Ehrenhof und der Verklammerung mit einem großen Garten, in dem die Baumassen und ihre Linienführung abzuklingen haben. Am nächsten steht in dieser Be-



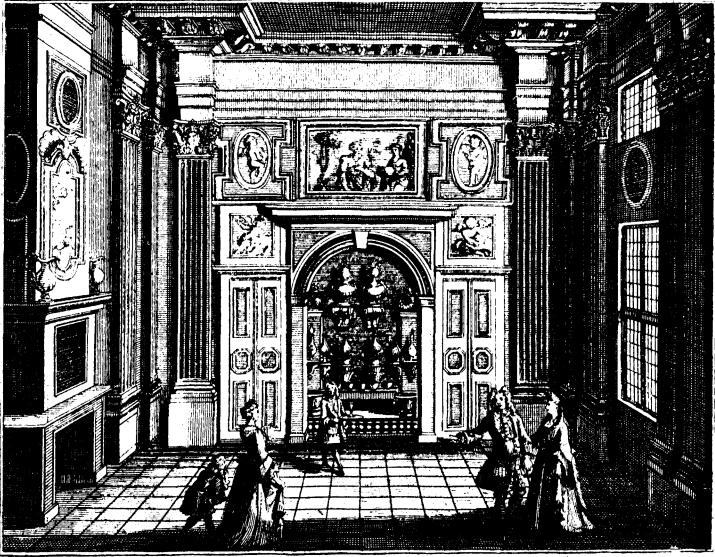
Salzdahlum, Gartenseite

des ehemaligen Schlosses

überall nachgeahmte Muster eines besonnenen und zielbewußten Selbstherrschers nach Möglichkeit auch seinerseits zu erreichen. Was König Ludwig XIV. Versailles geworden war, sollte dem Herzoge Salzdahlum werden. Aber es liegt Salzdahlum doch nur im allgemeinen die modische

ziehung der Schöpfung Korbs das Schloß Luxemburg in Paris. Ganz deutsch aber waren z. B. die imposante Treppenanlage des Mittelbaues, die Teilgiebel und der Ausklang der Massenbewegung in den vier Expavillons des Hauptgebäudes. Der Garten zeichnete sich durch seinen besonderen

Statuenreichtum aus. Seinen effektvollen Abschluß bildete der Parnass, Abbildung S. 201, ein künstlicher Felsenaufbau mit Zimmern im Innern. Er war außen besetzt mit den Figuren Apolls, der neun Musen und des Pegasus, dieser zugleich eine Anspielung auf das Pferd des braunschweigischen Landeswappens. Ein Wasserbecken davor war besetzt mit der Latona und den durch sie in Frösche verwandelten Bauern, die Wasser in die Höhe speien. In größerer Entfernung lag eine Fontäne mit einer Sirene zwischen Wasserungeheuern. Das Innere des Schlosses war reich durch Stuck und Wandbilder geschmückt. Die Stuckatoren waren Italiener, die auch



*Verf. verflus fecerunt in triduo ac suum domus
gloriam exaltantem exfructu* *Die schmale Seite des Speis-Saals am Ende der Orangerie u. s.
p. Schmid. Den. Anst. C. P. Wand gegen Norden*

Schloß Salzdahlum, Speisesaal neben der Orangerie

in anderen herzoglichen Schlössern tätig gewesen sind. Korb selbst wird auf die Zierformen des Inneren zwar nur einen die Wandflächen im allgemeinen gliedernden Einfluß besessen haben, aber genug, um seine Art erkennen zu lassen, wie wir schon an Abbildung Seite 200 sehen können.

Im Schlosse selbst und in den es erweiternden Anbauten befanden sich reiche Kunstschätze, die der Herzog aus eigenster, hochkultivierter ästhetischer Liebhaberei zusammengebracht hatte. Sie bilden gegenwärtig den Kern des Landesmuseums: die Sammlung seiner Bilder, seiner Majoliken, seiner Limusiner Schmelzarbeiten, seiner Elfenbeine und Bronzen. Diese musealen Erweiterungen zumal machten den Schloßbau noch bei Lebzeiten Anton Ulrichs berühmt. Dem verdanken wir auch die großen alten Kupferstiche, die uns das Schloß von beiden Hauptseiten vergegenwärtigen, wonach die Abbildungen S. 197 und 198/99 angefertigt worden sind. Zu den Anbauten gehörte sodann eine ungemein große Orangerie, mit der zugleich unbekümmerter Weise das eigens für das Schloß von der Herzogin gestiftete Damenkloster zur Ehre Gottes verbunden worden war. Der

Orangeriesaal, als der weiteste Raum des Schlosses, wurde bei besonders groß angelegten Festen auch als Eßsaal benutzt, wo dann ein Springbrunnen auf der Tafel selbst lustig plätscherte; Abbildung S. 202.

Ferner war in Salzbadlum ein eigenes Opernhaus, obschon auch in beiden Nachbarstädten stattliche Theaterbauten vorhanden waren (vergl. S. 77). Es war ein unerlässliches Zubehör schon allein für den Fall, daß das ebenfalls vorhandene, aus lebenden Hecken gebildete Gartentheater bei ungünstigem Wetter nicht benutzt werden konnte. Ohne eine Theateraufführung wäre ein solennes Hoffest in jener Zeit überhaupt nicht denkbar.



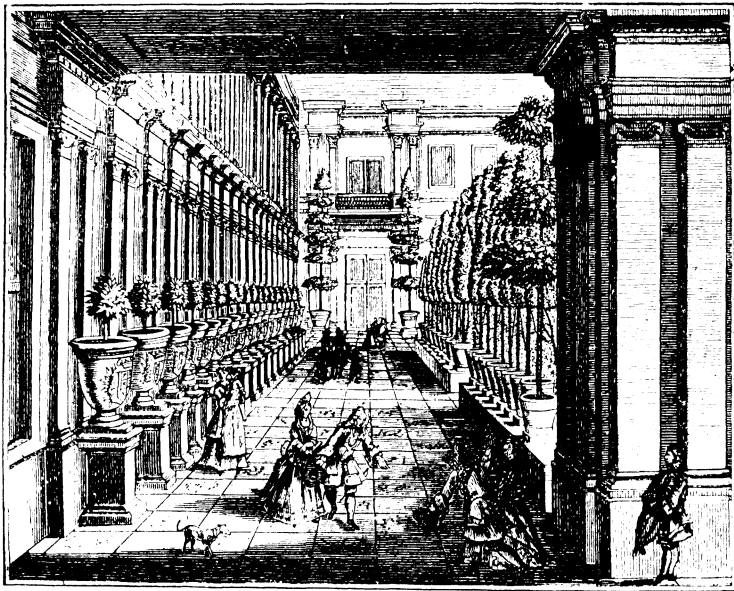
Schloß Salzbadlum, Parnass und Sirenenfontäne

gewesen, wie denn auch kunstvolle Feuerwerke dazu gehörten. Und auf gute Opernaufführungen legte der kunstverständige und selbst als Dichter pompöser Hofgeschichten tätige Schloßgründer besonderen Wert. Er besaß dazu in dem Maler Joh. Oswald Harms einen ausgereiften Dekorator, in Friedrich Christian Bressand einen unermüdlichen Textdichter, und als Kapellmeister Johann Sigmund Kuffer, den tüchtigen Schüler des berühmten Schöpfers der französischen Oper, Lully.

So ist es denn begreiflich, daß auch das festliche Treiben Salzbadlums als zeitgenössische Musterleistung der Barockkultur zu würdigen ist.

Den äußeren Anlaß dazu gaben in erster Linie die Familienfeste des vielköpfigen herzoglichen Hauses. Von Bedeutung war darunter der Besuch Peters des Großen in Salzbadlum. Er galt besonders der Ausöhnung von des Zaren Schwiegertochter, der Enkelin des Schloßherrn Anton Ulrich, Christine Sophie, der bekannten Prinzessin von Wolfenbüttel, mit ihrem Gatten. Sie war nicht von Dauer, das grausige Ende beider nicht aufzuhalten. Hier fand denn auch die Hochzeit Friedrichs des Großen mit der braunschweigischen Prinzessin Elisabeth Christine am 12. Juni 1733 statt, einem Freitage, nach altem Aberglauben ein Unglück

verheißender Tag für Eheschließungen. Die böse Vorbedeutung sollte Recht behalten. Die Trauung geschah in der Schlosskapelle, einem der Pavillons am inneren Ehrenhof; im anderen war der Eßsaal. Händel und Graun, die derzeit bedeutendsten deutschen Komponisten, der letztere zudem in braunschweigischen Diensten, lieferten die Opernkompositionen. Kronprinz Friedrich selbst, der junge Ehemann, beteiligte sich an einem symbolischen Schäferspiel. Mittels seines meisterlichen Flötenspiels errang er sich darin unter Mitwirkung Apolls, des Gottes der Künstler, die Geliebte, seine



Schloß Salzdahlum, Inneres der Orangerie

junge Frau. Nachdem später auch Friedrichs lebhafteste, ihm nicht unähnliche Schwester seinem Schwager, dem Herzoge Karl I., die Hand gereicht hatte, kehrte Friedrich öfter zu stillem, kurzem Besuche in Salzdahlum ein, und bei einem solchen soll das bekannte Bild des großen Königs im Provinzialmuseum zu Hannover von Hiesenis entstanden sein, das einzige, von dem zwar anekdotenhaft aber doch mit einigem Grund behauptet wird, daß der große König dem Maler dazu gegessen habe. 1740 fand hier sodann auch die Verlobung von Friedrichs Bruder August Wilhelm mit Luise Amalie, der Schwester der Königin Elisabeth Christine, statt. Die späteren preussischen Könige entstammen dieser Ehe. Eine dritte Schwester endlich, Juliane Marie, heiratete ebenfalls in Salzdahlum im Jahre 1752 den König Friedrich von Dänemark, der freilich selbst nicht anwesend war und daher bei der Trauung durch den Herzog Karl vertreten wurde. Als Königin-Witwe stand Juliane Marie später an der Spitze der erfolgreichen Verschwörung gegen den allmächtigen und übermütigen dänischen Minister Struensee. Struensee büßte bekanntlich seine Schuld mit der Hinrichtung. Die in seinem Sturz mitgerissene regierende Königin von Dänemark, Karoline Mathilde, ebenfalls eine welfische Prinzessin, Schwester König Georgs III., mußte nach Celle in die Verbannung gehen. Juliane Marie selbst aber zeigte

sich der schweren Aufgabe, nach der sie allzu eifrig gestrebt hatte, Dänemark zu beruhigen, nicht gewachsen. Auch sie wurde daher schließlich durch ihren Stiefenkel gewaltsam beiseite geschoben. Eine ganze Reihe also von düstern Hintergrundbildern für die äußerlich so heiter-lebenslustige Vordergrundszenerie Salzdahlums. So sahen die Schicksalsbühnen aus, auf denen die Gewaltigen dieser Erde damals ihre Herrscherrollen zu spielen hatten.

Daß diese Herrscherrollen nicht immer das waren, wofür sie gehalten sein wollten und sollten, erfuhr auch Herzog Karl I., Juliane Mariens Bruder, an sich selbst und durch ihn auch Salzdahlum, der Schauplatz so viel äußeren Prunks und noch mehr vielleicht

dadurch verdeckter menschlicher, leidvoller Schwäche. Die nahe Verschwägerung der herzoglichen Familie durch mehrere Generationen mit Kaisern und Königen hatte gemeinsam mit den allzudings zeitgemäßen, aber doch vielfach allzu wagehalsigen wirtschastlichen Experimentsen zur Hebung

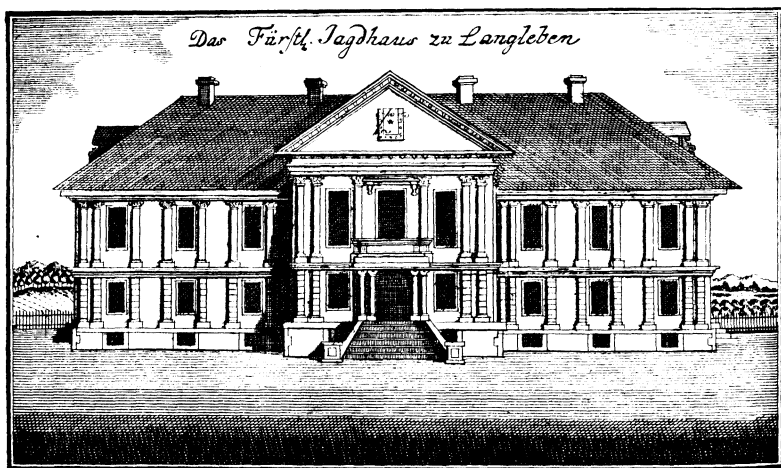
fielen. Die teuren Reparaturen des ausgedehnten, nicht eben sehr widerstandsfähigen Sachwerkbaus wurden unzureichend. Der Garten verwilderte, die Statuen stürzten um oder wurden auch wohl anderen Bestimmungen zugewiesen. Schon im Jahre 1781 wurden, wie die Bauakten erzählen, zwei Fuder steinerner Bilder aus dem Salzdahlumer Garten nach dem Grauenhof-Schlosse in Braunschweig geschafft. So begann man unter Herzog Karl Wilhelm Ferdinand, als nun zudem Sitte und Geschmack sich von der Theatralik des Barockzeitalters losgelöst hatten, ernsthaft zu überlegen, ob man die Gemädegalerie Salzdahlums nicht in die Residenzstadt überführen sollte, und wirklich wurde im Jahre 1797 das große und prächtige Orangeriegebäude, der Mittelpunkt so mancher Feste, um Kosten zu sparen, abgebrochen und das mit ihm verbundene Kloster zur Ehre Gottes nach Wolfenbüttel verlegt. Aber erst der französischen Fremdherrschaft unter König Jérôme war es vorbehalten, nun nicht nur die wohl inzwischen in der Tat in Salzdahlum gefährdeten Kunstschätze abzuführen — die besten freilich nicht nach Braunschweig, sondern nach Paris — sondern obendrein restlos die ganze Bauanlage vom Erd-



Salzdahlum, Säulenbedeckung
(Jetzt vor dem Hause Cellerstraße 1
in Braunschweig)

der völlig unzureichenden Einnahmen die Staatskasse gänzlich erschöpft. Herzog Karl I. wurde durch den Landtag 1770 zu außerordentlichen Einschränkungen veranlaßt, um dem Staatsbankrott zu entgehen. Auf all die kostspieligen Repräsentationsunternehmungen, für die auch Salzdahlum vornehmlich geschaffen worden war, mußte verzichtet werden. Das Sommerschloß, für einen anspruchslosen, nur der ländlichen Erholung dienenden Aufenthalt nicht geeignet, verlor seine Bestimmung. Es wurde völlig vernachlässigt. Die Wasserwerke ver-

boden zu vertilgen. Sie wurde der Stadt Braunschweig auf Abbruch geschenkt, um am Verkauf der Baumaterialien sich etwas zu entschädigen für die großen Kosten der Modernisierung des Residenzschlosses in Braunschweig selbst. Denn diese hatte die Stadt zu tragen. Nach der Schlußabrechnung vom 5. Dezember 1813 hatte sie aus dem Abbruch doch noch etwa 33 000 Taler erzielen können. Noch heute findet man namentlich in den Wallgärten Braunschweigs Steinbilder, die damals in Salzdhalm erworben worden sind, Abbildung S. 203. Auch ist es der Stolz eines jeden Braunschweigers, einem alten Möbelstück durch Überlieferung seiner Herkunft aus Salzdhalm eine besondere Weihe zu geben.

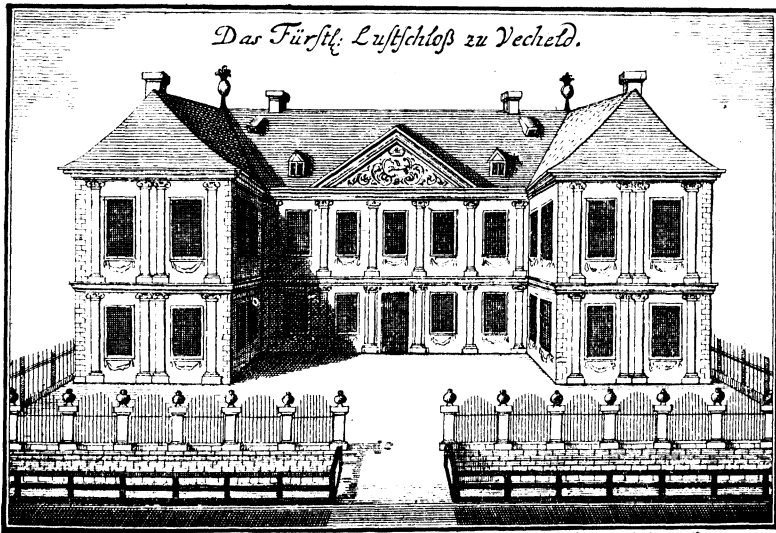


Langleben

Einem ähnlichen Schicksal wie Salzdhalm verfielen nun aber auch die meisten anderen Landschlösser der Herzöge. Nicht weniger als drei davon zeigten die unverkennbare architektonische Ausdrucksweise Hermann Korb's: Vechelde, Langleben und Hasselfelde; das letztere, wohl in einem der mehrfachen Stadtbrände spätestens 1834 zugrunde gegangen, ist auch altentmässig als ein Bauwerk Korb's erwiesen. Langleben aber war das älteste. Es wurde bereits 1689 erbaut auf dem Wirtschaftsgelände einer 1626 zerstörten Burg für den Herzog, damaligen Erbprinzen, August Wilhelm. Seiner Lage wegen mitten im Elm hat es hauptsächlich als Jagdschloß dienen sollen, muß jedoch auch eine anmutige Gartenanlage befehlen haben, zu der die noch erhaltene, 1705 erbaute, stattliche Quellgrotte gehört hat. Das Schloß wurde 1830 wegen Baufälligkeit abgerissen. Es war ein zweigeschossiger Bau mit Pilastergliederung, vermutlich aus Fachwerk. Der Mittelgiebel trug eine Sonnenuhr mit dem Monogramm August Wilhelms. Abbildung S. 204 stellt das Schloßchen dar nach einem Stiche A. A. Beck's.

Verwandt damit im Äußern und ebenfalls ein Fachwerkbau war das Schloß in Vechelde, westlich von Braunschweig. Abbildung S. 205 nach einem Kupferstich A. A. Beck's. Es wurde im Jahre 1695 an Stelle einer 1392 vom Herzoge Friedrich erbauten Burg errichtet für den Herzog

Rudolf August, der ihm aber das von uns schon genannte Schloß Hedwigsburg zwischen Wolfenbüttel und Börßum als Sommeraufenthalt vorgezogen hat. Vechelde dagegen ging an dessen unebenbürtige zweite Gemahlin, „Madame Rudolfine“, geborene Rosine Elisabeth Menten, über. Die bescheidene Frau hielt sich häufig zur Sommerszeit dort auf. Der kürzeste Weg von Braunschweig dorthin heißt nach ihr noch heute Madamenweg. Seit 1712 war die Herzogin Elisabeth Sophie Marie, dritte Gemahlin August Wilhelms, bis zu ihrem Tode Nutznießerin des Schlosses



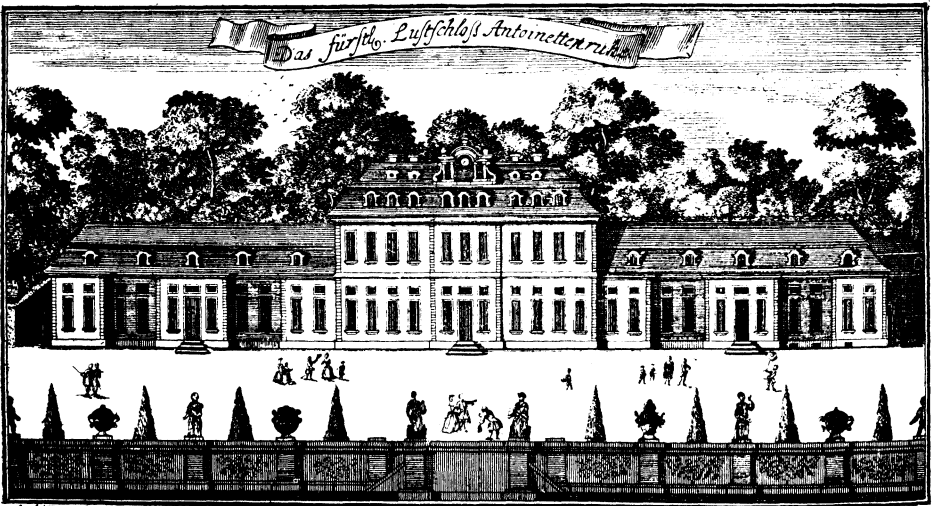
A. A. Beck del et sc. Brunsvigae.

Vechelde

und zugehörigen Gutes, sie bevorzugte aber später zur sommerlichen Erholung die zum Gutsbezirk gehörigen, weiter nordwärts dicht mit dem Walde verbundenen kleinen Schlösschen Fürstenau, 1719 angelegt an Stelle des bis dahin privaten Haslershof, und Sophiental, 1724 erbaut und nach der Herzogin selbst genannt. Auch diese beiden Nebenanlagen sind längst verschwunden.

Nach dem Tode Elisabeth Sophie Mariens wurde Vechelde mit seinem Zubehör dem Herzoge Ferdinand (vergl. S. 140) zugewiesen, wo er fortan als Bruder des regierenden Herzogs ein anspruchsloses, behagliches Leben während der Sommermonate führte. Der kriegsberühmte Herzog hatte auch lebhafte und originelle geistige Interessen. Eine Reihe von Zimmern hatte er von oben bis unten dicht mit gerahmten Kupferstichen behängt. 1804 wurde in dem Schloß Hundekfers Erziehungsanstalt eingerichtet, eine der zu jener Zeit zahlreich entstehenden, meist nur kurzlebigen philanthropischen Unternehmungen. 1825 wurde in dem Gebäude das Kreisgericht eingerichtet, als dessen Nachfolger noch heute das Amtsgericht sich an der Stelle des leider im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts durch einen Neubau ersetzten Schlosses befindet. Sein Garten aber enthält noch Erinnerungen an Herzog Ferdinand; vergl. S. 141.

Das stattlichste Sommerschloß nächst Salzdahlum in der Nähe der Residenzen Braunschweig und Wolfenbüttel war Antoinettenruhe, am südlichen Rande des Lechlumer Holzes, Abbildung S. 200 nach einem Kupferstiche von A. A. Beck. Geplant schon vom Herzoge Rudolf August († 1704), ist das Schloß erst im Jahre 1733 von Ludwig Rudolf für seine Tochter Antoinette Amalie vermutlich nach einem Entwurfe Hermann Korbs erbaut. Es war ein breit gelagerter Sachwerkbau mit zweigeschoßigem Mittelstück und eingeschossigen Flügeln, alles mit äußerst sparsamen, vielleicht nur durch Bemalung hergestellten Gliederungen. Der architektonisch aufgeteilte Garten lag nach Wolfenbüttel zu, aber auch der nächste Wald war zum Schloß mit zugezogen. Hier befand sich ein

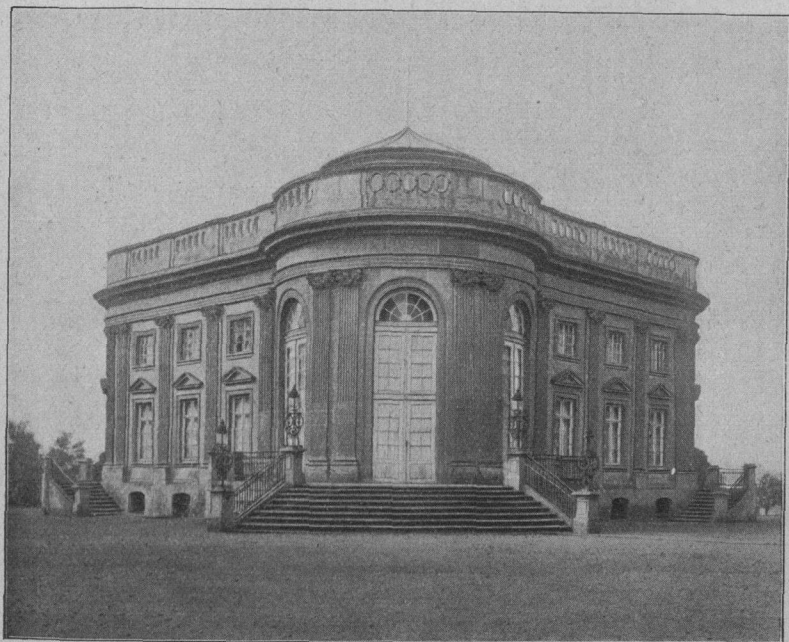


Antoinettenruhe bei Wolfenbüttel

Naturtheater und ein offener Rundtempel, den sich die 1762 verstorbene Herzogin Antoinette Amalie als Ruhestätte erkoren hatte. Sie wurde aber von vornherein im Dom zu Braunschweig beigesetzt. Das Schloß wurde 1832 abgebrochen, das ostwärts jenseits der Landstraße gelegene Haus für das Gefolge der Herzogin, das Kavalierhaus, ist als Kern des heutigen Wirtshauses Antoinettenruhe noch erhalten. Über eine Verwertung von acht dekorativen steinernen Vasen für eine nicht mehr vorhandene steinerne Schloßbrücke in Braunschweig am Alterhofe erfahren wir aus den Bauakten schon 1791. Trotzdem ist das Schloß bis zum Zusammenbruch der Landesherrschaft 1806 von der herzoglichen Familie benutzt worden zu verhältnismäßig anspruchslosem ländlichen Aufenthalt. Der offene Säulendachbau mit der Grabplatte Antoinette Amalie's wurde erst auf die Charlottenhöhe des Zuckerberges bei Braunschweig, dann in den benachbarten Schloßgarten von Richmond versetzt, wo er sich noch befindet.

Richmond selbst ist das einzige auf stadtbraunschweigischer Flur als nur zu gelegentlichem sommerlichen Aufenthalt für das herzogliche Haus erbaute Landschloßchen gewesen und von allen überhaupt das einzige heute noch in dessen Besitz befindliche. Denn das einst an der Stelle der heutigen Handwerker- und Kunstgewerbeschule auf den Wallanlagen im

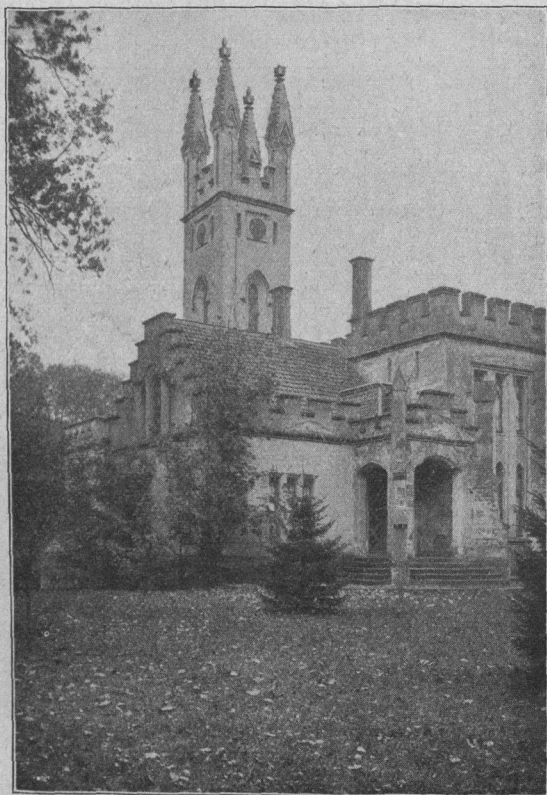
18. Jahrhundert vorhandene fürstliche Lustschloß in Braunschweig ist erbaut als Sommersitz eines allmächtigen und seine Macht gleich andern seiner gleichgestellten Zeitgenossen mißbrauchenden leitenden Staatsministers, des Grafen von Dehn, und es ist so wenig mehr vorhanden wie das daneben für Herzog Friedrich Wilhelm noch als Erbprinzen begonnene, durch die Katastrophe von 1806 im Bau unterbrochene und alsdann dachlos zugrunde gegangene Schloß. Richmond selbst, Abbildung S. 207, wurde 1768 vom Baumeister Fleischer für die Herzogin Auguste errichtet und führt daher auch deren Monogramm in den eisernen Zierflügeln des Parkportals. Auguste war eine englische Prinzessin, Schwester



Das alte Schloß Richmond

König Georgs III. Vom Schloß Richmond an der Themse, an das sich offenbar der Herzogin angenehme Erinnerungen knüpften, hat daher dieses braunschweigische, bei uns übrigens bisher, der Sitte seiner Entstehungszeit gemäß, stets französisch ausgesprochene Schloßchen seinen Namen erhalten. Vielleicht hat es nur darum die Stürme der Zeit überstanden, weil es nicht wie üblich aus Fachwerk, sondern in den Augenmauern aus solidem Hausstein errichtet worden ist. Es ist ein eleganter und namentlich im Grundriß sehr origineller Bau, dessen Gartengelände zum ersten Male für fürstliche Ansprüche nicht mehr in der älteren architektonischen Haltung hergerichtet war, sondern in dem damals eben erst auf dem Kontinente Mode werdenden und noch heute herrschenden, der Natur sich anschmiegenden Stile englischer Parks. Die neben Richmond 1835 von Ottmer errichtete herzogliche Villa, ein zeitgemäßes Gegenstück zu jenem Schloßchen, verschwand bereits wieder im Jahre 1908 samt seinem noch weiter stadtwärts gelegenen, in Abbildung S. 208 vorgeführten Kavallerhause.

Beide waren im romantisch-gotischen Stile englischer Landhäuser errichtet, aus verputztem Backstein, besonders malerisch das Kavalierhaus. Schon von dem 1884 verstorbenen Herzoge Wilhelm schließlich vernachlässigt, waren sie unter seinen Erben allmählich leider wirklich völlig abbruchreif geworden. Von namhaften Festen weiß schon das ältere Schloß Richmond kaum noch zu erzählen. Die Zeit verlangte nicht mehr danach. Sie war sentimental geworden, flüchtete sich in die Natur oder suchte sie doch nachzuahmen. Die Hoffeste, einst der unmittelbarste Ausdruck des kulturellen



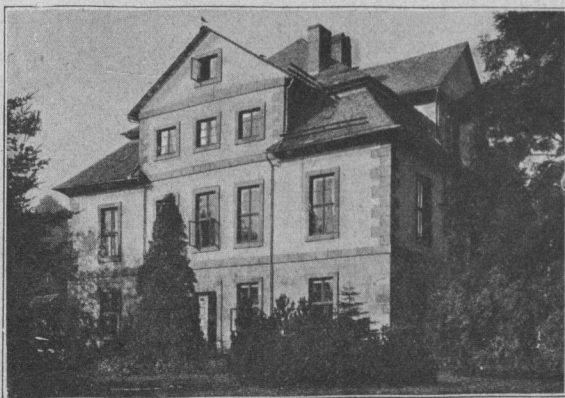
Neurichmond, Kavalierhaus

Gehaltes der Zeit, fingen nun an zu einer äußerlichen, nicht mehr ihrem Sinne nach gewerteten Bürde zu werden. Man entfloß ihnen oder suchte sie ihres formellen Zwanges, ihres inhaltsleer gewordenen Pompes zu entkleiden. In diesem Sinne fortschreitender Sehnsucht nach Rückkehr zur Natur, wenn man will auch nach mehr bürgerlicher Behaglichkeit, sind die Schlösser und Gärten Richmonds zu verstehen.

Wir sind damit zu Ende mit der Besprechung der Sommerschlösser. Es möchte vielleicht auffallen, daß wir darunter das 1655 dicht vor Wolbüttel vom Herzoge August zusammen mit einem Lust- und Tiergarten aufgeführte, längst verschwundene „Lusthaus“ Montplaisir nicht aufgeführt haben. Aber dieses kleine Gebäude war zu mehrtägigem Aufent-

halte überhaupt nicht bestimmt. Es war nur ein größerer Pavillon in einer Anlage, die als eigentlicher Wolfenbüttler Schloßgarten zu gelten hat. Denn unmittelbar am Wolfenbüttler Schlosse selbst fehlte jede Gartenanlage. Der heutige Schloßgarten ist entstanden aus dem Gelände eines einst mit stattlichen Gebäuden besetzten Hinterhofes und Teilen der ehemaligen Befestigung.

Wenigstens kurz aufzählen wollen wir eine Reihe wesentlich nur zum herbstlichen Jagdaufenthalt errichteter Jagdhäuser, bis auf eines zu den Harzforsten gehörig. Seesen, ein ganz einfacher, heute mit Sollingsteinen behängter und von der Forstverwaltung genutzter Fachwerkbau, wurde bald nach dem Jahre 1704 vom Drosten Lünig für sich selbst erbaut, dann aber vom Herzoge erworben. Es scheint nie ernstlich von den Herzögen in Anspruch genommen worden zu sein. Walkenried



Walkenried, Jagdschloß

und die Lange waren zugleich Wildenhöfe zur Pferdezucht. Der Walkenrieder Bau, Abbildung S. 209, wurde in äußerst schlichten Formen 1725 bis 1727 durch den bekannten Hermann Korb errichtet. Ausnahmsweise ist der Bau massiv und hat sich daher auch bis heute als Forstgebäude erhalten. Er enthält einen einfach aber elegant in Eichenholz getäfelten Saal mit dem Monogramm Herzog August Wilhelms. Verschwunden ist dagegen seit dem Jahre 1848 mit dem ganzen Wildenhof das Schloßchen auf der Lange südlich von Rübeland. Es war 1734 errichtet worden von der Herzogin Christine Luise, der Schwiegermutter des römischen Kaisers deutscher Nation Karl VI. und des russischen, von seinem eigenen Vater (vergl. S. 201) dem Tode überlieferten Kronprinzen Alexei. Der Fachwerkbau besaß nur ein Hauptgeschoß und keinerlei Flächengliederung, aber einen bereits rokokohaft bewegten Umriss, für den Korb mit seiner altmodisch gewordenen Gravität als Architekt nicht mehr in Frage kommt. Bei diesem Bau hat nun auch einmal auf besondere Weise das Fachwerkmaterial konservierend gewirkt. Das Zimmerwerk war so gut erhalten, daß es in Halberstadt wieder aufgerichtet werden konnte. Später etwas verändert, ist es dort Magdeburger Straße 49 noch heute zu sehen mit dem Monogramm der Herzogin an dem alten Barockgitter der Freitreppe. Die alte Stätte aber von Schloßchen und Wirtschaftshof ist heute von Wald bestanden und fast unbekannt. — Das Jagdhaus Totenrode,

nordöstlich von Altenbrak, ist erst im 19. Jahrhundert entstanden, die Windenhütte, nordwestlich von Allrode, gar erst im 20. Jahrhundert. — In den Grundmauern stecken geblieben ist ein Jagdschloß für Harzburg in englisch-gotischen Formen, dessen gefälligen Entwurf uns Abbildung S. 210 zeigt. Infolge der politischen Ereignisse des Jahres 1848 wurde dem Herzoge das Unternehmen verleidet.



Das geplante Jagdschloß in den Gestütswiesen bei Harzburg
Gezeichnet von Karl Fischer, Harzburg

Weitab vom Harzgebiet, tief im wildreichen Waldgebirge des Sollings aber haben wir das älteste der eigentlichen Jagdschlösser zu suchen, vielleicht auch das einst eigenartigste aller und nur vergleichbar etwa den bekannten Jagdschlössern Grünau bei Neuburg an der Donau, Grunewald bei Berlin und dem älteren Zustande der Moritzburg bei Dresden. Schon im Jahre 1609 wurde es vom Herzoge Heinrich Julius errichtet und erhielt den Namen Neuhaus. So heißt denn auch noch jetzt das im Anschluß an diese Gründung entstandene einsame Gebirgsdorf. Dagegen sind vom Jagdschloß selbst nur noch Kelleranlagen im jetzigen Forsthaufe vorhanden. Auch seine umfangreichen Nebengebäude sind verschwunden. Bereits 1637 war infolge des Dreißigjährigen Krieges von der großen Anlage nichts Erhebliches mehr vorhanden.



Das Kloster Kiddagshausen

Von Hans Pfeifer

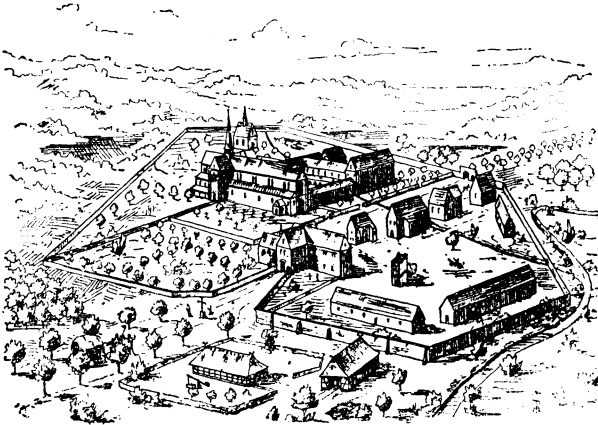


enige Kilometer östlich der alten Welfenstadt Braunschweig liegt das Dorf Kiddagshausen mit seiner die Gegend beherrschenden ehemaligen Klosterkirche. Dort, wo blühende Felder, Wiesen und Buchenwälder fischreiche Teiche umrahmen und dem Beschauer ein liebliches Landschaftsbild darbieten, dehnte sich in vorchristlicher Zeit und bis in das Mittelalter hinein, ein weites Bruchland aus, an das noch heute Namen, wie „Maßbruch“ und „Schapenbruch“ er-

innern. Glache Erhebungen ragten aus dem Bruche hervor, die bereits in heidnischer Zeit besiedelt, im Mittelalter ein Zubehör der Edelsitze jener Gegend waren. Hier hatte im 12. Jahrhundert der Ritter Ludolf von Wenden einen größeren Landbesitz. Ludolf hatte ein unruhiges, wechselvolles Leben geführt; das Alter drückte ihn, und besorgt um seiner Seele Seligkeit, beschloß er auf seinem Landsitz ein Kloster zu gründen, in dem er sein Leben in Ruhe und klösterlicher Zurückgezogenheit beschließen konnte. Die Cisterzienser, aus dem reformierten Orden der Benediktiner hervorgegangen, hatten sich durch Frömmigkeit, Fleiß und Arbeit besonders hervorgetan und genossen im Mittelalter einen berechtigten Ruf als Kulturtechniker, besonders auf landwirtschaftlichem und wasserwirtschaftlichem Gebiete. Ihr Orden breitete sich überraschend schnell aus; seinen Namen führte er von dem Kloster Cîteaux in der Diöcese Chalons in Frankreich, das bereits 1098 gegründet wurde; bedeutender aber wurde für den Orden das Kloster Clairvaux zu Beginn des 12. Jahrhunderts, als Graf Bernhard von Châtillon an die Spitze desselben getreten war. Sein freudiger Geist, seine mächtige Rednergabe und sein Pflichteser in Erfüllung der strengen Ordensregeln veranlaßten eine Niederlassung des Cisterzienserordens nach der andern, nicht nur in Frankreich, sondern auch in den benachbarten Ländern. So rückten die Cisterzienser auch unserer Gegend immer näher und näher; 1125 finden wir sie in Amelungsborn, 1138 in Marienthal bei Helmstedt als Tochter desselben. An den Abt zu Amelungsborn wandte sich auch 1145 der Ritter Ludolf von Wenden, um die zur Stiftung eines neuen Klosters erforderliche Anzahl Mönche zu erhalten. Im Juni des Jahres 1145, als Felder, Wiesen und Wälder noch im Frühlingschmuck prangten, bewegte sich ein Zug von 12 Mönchen unter der Führung des Bruders Robert aus dem rundbogigen Klostertore zu Amelungsborn auf dem Odsfelde nach Osten, um nach tagelanger, mühseliger Wanderung das Ziel seiner Sehnsucht, Riddagshausen, zu erreichen. Aber nicht hier, wo das neue Kloster mit dauerhaften, massiven Gebäuden entstehen sollte, sondern fern ab von dem geräuschvollen Baubetriebe, auf dem Aaulensfelde, unweit der Klostergründung in Riddagshausen, ließen sich die Mönche nieder, bis die Klosterbauten so weit gediehen waren, daß der Konvent in dieselben einziehen konnte. Die Cisterzienser nahmen auch Laienbrüder, Konversen genannt, in ihren Orden auf, die, ohne den strengen Ordensregeln unterworfen zu sein, im Kloster wohnten; es waren Handwerker aller Art, Steinmetzen, Maurer, Zimmerleute und Schmiede, so daß die Bauten der Cisterzienser rasch gefördert werden konnten, zumal vielerlei Volk aus der Nachbarschaft um Gottes Lohn zur Mithilfe bereit war. Im nahen Aufserberge und, als dieser erschöpft war, im entfernten Elme wurden die Steine zu den Klostergebäuden gebrochen, auf Karren zur Baustelle befördert, in den Steinmetzhütten zu Quadern und Gliederungen bearbeitet und von den Maurern versetzt. Die Art der Zimmerleute erschallte im nahen Walde, Bäume wurden gerodet und gefällt, das Bruchland entwässert, Dämme geschüttet und das Wasser in Teichen gesammelt. Es war eine rege und lärmende Tätigkeit, die Tag für Tag, mit Ausnahme der Sonn- und Festtage, von morgens früh bis abends spät auf der Baustelle herrschte. Nur so war es möglich die Bauten derart zu fördern, daß sie nach kaum einjähriger Bauzeit bezogen werden konnten. Der Bischof von Halberstadt,

zu dessen Sprengel Kiddagshausen gehörte, setzte den Bruder Robert als ersten Abt unseres Klosters ein und Papst Eugen III. nahm 1147 das Kloster in besonderen Schutz. Die am 15. Oktober ausgestellte päpstliche Bulle ist an den Abt Robert von Marienzell, wie die erste Niederlassung der Kiddagshäuser Mönche bezeichnet wurde, gerichtet. Die Cisterzienser pflegten besonders den Marienkultus.

Herzog Heinrich der Löwe hatte nicht nur die Stiftung Ludolfs von Wenden bestätigt, sondern mit seinem weitschauenden Blick die zivilisatorische Bestimmung der Cisterzienser erkannt und der Stiftung Ludolfs die Villa Kiddagshausen mit einem größeren Landbesitz überwiesen; nach dieser Schenkung erhielt das Kloster seinen Namen. Als



Kloster Kiddagshausen, hergestellte Ansicht aus der Vogelschau

Schutzherr des Klosters war Heinrich der Löwe demselben besonders gewogen. Abt Robert starb wenige Jahre nach der Gründung; zu seinem Nachfolger wurde 1150 Konrad, aus Schwaben gebürtig, berufen. Er war ein bevorzugter Günstling des Herzogs, der es liebte kluge und begabte Männer zu sich heran zu ziehen. Dem Einflusse des Löwenfürsten dürfte Konrad nicht nur seine Wahl zum Abte von Kiddagshausen, sondern wenige Jahre später auch seine Berufung auf den Bischofsstuhl zu Lübeck zu verdanken haben. Abt Konrad verstand es vortrefflich seine Beziehungen zum Herzoge im Interesse seines Klosters zu nutzen; aber auch seine Nachfolger hielten klugerweise die Verbindung mit dem Schutz- und Landesherren aufrecht, wodurch sie erheblichen Zuwachs an Zehnten und Landbesitz erhielten.

Die Blütezeit des Klosters fällt in das 13. Jahrhundert. Die wachsende Zahl der Mönche führte zur Anlage zahlreicher Außenhöfe, wodurch sich der Grundbesitz des Klosters vergrößerte und der Reichtum desselben vermehrte. Nach kaum hundertjährigem Bestehen war der Konvent bereits so gewachsen, daß Abt Arnold 1244 den Wunsch der Witwe des Pfalzgrafen Heinrich, Agnes, erfüllen und das von der Fürstin gestiftete Kloster Isenbagen — später nach Marienrode bei Lüneburg verlegt — mit Kiddagshäuser Mönchen besetzen konnte. Abt Arnold war einer der bedeutendsten Vorsteher des Klosters; seinem Schutzherrn, Herzog Otto dem Kinde, treu ergeben, hatte er selbst dann noch zu ihm gehalten, als

Wie mit dem Landesfürsten, so suchte sich das Kloster auch mit der Stadt Braunschweig auf guten Fuß zu stellen. Mit dem Regidienzkloster trat es zu einer Bruderschaft zusammen zur gegenseitigen Unterstützung und Mitteilung guter Werke. 1268 errichtete das Kloster einen Außenhof in der Stadt und erwarb dazu den „Grauen Hof“ der Cisterzienser in Marienthal (vergl. S. 68). Der Armen der Stadt Braunschweig hatte sich das Kloster von jeher angenommen; nicht umsonst klopfen sie an des Klosters Pforte, um an bestimmten Tagen mit Speise und Trant bedacht zu werden.

Die Äbte übten strenge Zucht im Kloster und wachten darüber, daß die Ordensregeln nicht überschritten wurden. Schwere körperliche und geistige Arbeit wurde verlangt; durch solche Anspannung aller Kräfte mehrte sich der Reichtum des Klosters, und das kluge Verhalten der Äbte verschaffte dem Kloster ein so hohes Ansehen, daß selbst der Papst Alexander IV. sich bewogen fand, dem Abt Arnold die Aufsicht über die geistigen Stiftungen der Stadt Braunschweig zu übertragen (1225).

Im 13. Jahrhundert wurde auch der Bau der großen Klosterkirche vollendet; am 15. Juni 1278, am Tage des Heiligen Vitus, fand die feierliche Weihe zu Ehren der Mutter des Heilandes statt. Trotz wechselvoller Schicksale ist die Kirche in vollem Umfange erhalten geblieben, als eines der wertvollsten Denkmäler mittelalterlicher Baukunst in Deutschland. Grundriß und Aufbau zeigen eine auffallende Übereinstimmung mit der älteren Kirche des Mutterklosters Cîteaux.

Wenn dieser stattliche Bau Zeugnis ablegt von dem früheren Reichtume des Klosters, so sollte dieser jedoch allmählich den Verfall desselben herbeiführen. Die Beziehungen zu den Landesfürsten und zur benachbarten Stadt Braunschweig lockerten sich immer mehr und mehr. In den Kämpfen der Stadt um ihre Selbständigkeit bildete Riddagshausen naturgemäß den Standort des Belagerungsheeres, so daß es sowohl durch die Ausfälle der Bürger, als durch die rücksichtslose Behandlung der Herzoglichen zu leiden hatte. Aber noch schlimmer erging es dem Kloster, als in der Stadt Braunschweig die Reformation Eingang gefunden hatte, Herzog Heinrich der Jüngere aber dem katholischen Glauben aus politischen Gründen treu geblieben war. Da wurde Riddagshausen ein Bollwerk der Katholiken, das Haß und Mut der Bürger Braunschweigs hervorrief. An der Spitze des Klosters stand der Abt Lambert von Balven, Günstling und Hof-Kaplan des Herzogs. Der Reformation nicht abgeneigt, war er durch seinen Fürsten an die katholische Sache gefesselt, wodurch er großes Unheil über sein Kloster gebracht hat. Am 21. Juli 1542 überfielen die Bürger Braunschweigs in großer Zahl das Kloster und verjagten die Mönche mit ihrem Abte; zwei Tage später predigte zum ersten Male ein lutherischer Prediger in der großen Klosterkirche. Fünf Jahre fast blieb das Kloster im Besitze der Stadt, bis ein Vertrag mit den Klosterleuten zustande kam, der ihnen die Rückkehr gestattete. Aber Abt Lambert konnte die Unbill nicht vergessen, die seinem Kloster widerfahren; mit List versuchte er die Stadt in die Gewalt seines Herzogs zu bringen. Im Einvernehmen mit dem Großvogt von Wolfenbüttel, Balthasar von Stechau, überredete er vier Bürger der Stadt, darunter einen Hauptmann, ihm die Schlüssel zum Steintore zu verschaffen, einen Aufruhr in der

Stadt zu entfachen und die Stadt an etlichen Stellen anzuzünden. Der Herzog sollte während dessen mit seinen Reitern in die Stadt eindringen und die Stadt überwältigen. Allein der Plan wurde dem Räte hinterbracht, die Verräter wurden gevierteilt und die Bürger stürmten wutentbrannt das Kloster, das sie voll Hohn „Verrätershausen“ taufte. Das war am 15. Juni 1550 ein Schreckenstag für das Kloster. Der Konvent mit seinem Abt an der Spitze mußten das Kloster verlassen. Zurückgekehrt sollten die Mönche nicht zur Ruhe kommen; zwei Jahre später tobte von neuem der Krieg unter den Klostermauern, als Graf Volrad von Mansfeld der bedrängten Stadt zu Hilfe eilte; seine Horden zerstörten wieder, was inzwischen notdürftig wieder hergestellt war. Als im Jahre 1553 der Herzog Heinrich der Jüngere der Stadt Braunschweig wiederum die Fehde angesagt hatte, überfielen die Braunschweiger nochmals das Kloster, raubten und plünderten, was sie vorfanden, schreckten auch nicht vor dem Gotteshause zurück und hausten darin ärger denn Türken, Tartaren oder Moskowiter, wie uns ein Augenzeuge überliefert hat. Aber der Abt Lambert von Balven verzagte nicht; Schenkungen und Anleihen brachten ihm die Mittel, die Schäden zu beseitigen; aber noch waren die Werkleute bei der Arbeit, als der Markgraf Albrecht von Brandenburg das Kloster besetzte, die Mönche verjagte und alles wieder zerstörte, was kaum ihre Hände verlassen. Da war des Abtes Widerstand gebrochen; Abt Lambert flieht zu seinem fürstlichen Herrn nach Wolfenbüttel, um hier voll Gram und Kummer sein Leben zu beschließen. Nun war es mit der Herrlichkeit der Katholiken im Kloster zu Ende; zwar wurden sie noch einige Zeit im Kloster geduldet, schließlich aber abgefunden, indessen die Einkünfte des Klosters zum Besten der lutherischen Kirche verwendet wurden. Im Kloster selbst wurde eine Schule eingerichtet für junge Leute, die sich dem geistlichen Stande widmen wollten, nachdem am 10. August 1563, am Tage des heiligen Laurentius, die letzte katholische Messe im Kloster gelesen und die Reformation in demselben durchgeführt war. Der Abt Johannes, dem man wegen seiner Verdienste um das Kloster den Beinamen „Lorbeer“ gegeben hatte, war der erste evangelische Abt des Klosters. Seine Sorge war, die Schäden der Verwüstungen vergangener Jahre zu beseitigen und das Kloster aus dem Schutt wieder erstehen zu lassen. Jedoch sein Hauptverdienst war die Einführung der Reformation im Kloster unter dem Schutze und Beistande des evangelischen Fürsten, Herzog Julius. Sein Nachfolger wurde Peter Wiendruwe (Weintraube), ein tatkräftiger Mann, der den Klosterhaushalt wieder in Ordnung brachte und die Schäden vollends beseitigte, die durch die kriegertischen Jahre veranlaßt waren. Allein auch ihm war keine Ruhe gegönnt. Der Reichtum des Klosters machte sich wieder geltend, und das erregte den Neid der Bürger Braunschweigs. Gern benutzten sie die Gelegenheit, als Herzog Heinrich Julius die Stadt aufs neue befehdete; am 12. April 1606 fielen sie unter der Führung eines Hauptmanns Ludwig Rumpf über das Kloster her, erbrachen nicht nur Keller und Küche, sondern schreckten auch nicht davor zurück, in die Kirche zu dringen, Altäre, Orgel und Stühle zu zerschlagen, die heiligen Gefäße zu rauben und alle Kostbarkeiten, die sie fanden, fortzuschleppen. Ein Versuch, die Kirche und Klostergebäude in Brand zu setzen

und zum Einstürzen zu bringen, scheiterte glücklicherweise an der Dauerhaftigkeit der massiven Bauten. Wiendruwe flüchtete nach dem Klosterhofe in Offleben, nachdem es ihm gelungen war, die Urkunden, welche den Besitz des Klosters bekundeten, in Sicherheit zu bringen. Gestützt auf dieses Beweismaterial verlangte er Schadenersatz von der Stadt, der auch gewährt wurde, so daß er die zerstörten Gebäude wieder herstellen konnte.

Während dieser Zeit lebte der Abt im benachbarten Hondelage, wo ihm 1610 seine Lebensgefährtin durch den Tod entzissen wurde. Der Leichenstein der Genannten ist noch heute an der Kirche erhalten. Die Versöhnung mit der Stadt sollte eine dauernde werden, und um solches zu bekräftigen, verpflichtete sich der Rat der Stadt, jedes



Abtwappen aus der Klosterkirche
in Kiddagsbausen

penweines", wie er genannt wurde, hielt sich bis in das 18. Jahrhundert hinein. An den Abt Wiendruwe erinnert noch heute das Maßwerk des großen Westfensters der Klosterkirche, das sich jetzt im Vorhofe des Vaterländischen Museums in Braunschweig befindet. Es enthält das Wappen des Abtes, von Weinlaub und Trauben umgeben, in Anspielung an den Namen Wiendruwe. Der verdienstvolle Leiter des Klosters starb 1614; aber kaum hatte er die Augen für immer geschlossen, als neue kriegerische Unruhen das Kloster bedrohten. Herzog Friedrich Ulrich hatte 1615 sein Lager am Kloster aufgeschlagen, um von hieraus die Stadt Braunschweig zum Gehorsam zu zwingen. Schlimmer aber erging es dem Kloster, als während des 30 jährigen Krieges Pappenheim'sche Reiter im Jahre 1629 in dasselbe einfielen, um darin wie „gemeine Kriegsknechte“, wie die Chronik sagt, zu hausen. Der evangelische Konvent wurde vertrieben, die Mönche kehrten zurück. Seit jenen Tagen bekleideten die evangelischen Äbte des Klosters noch andere Ämter innerhalb der evangelischen Kirche. Nach dem 30 jährigen Kriege wurde das Kloster säkularisiert und zur Domäne gemacht, die der Klosterschatz in Braunschweig unterstand. Aus der Klosterschule entstand unter dem Abte Lucas Pestorf das Predigerseminar nach dem Muster von Loccum, in dem der Abt zum Geistlichen erzogen war. Die Zahl der Kandidaten war auf 12 festgesetzt unter Hinweis auf die 12 Apostel des Herrn, wie aus der Einweihungsrede Pestorfs am 27. September 1690 hervorgeht. Die Kollegiaten sollten besonders in der Kenntnis und Anwendung der lateinischen Sprache, der Gelehrtensprache der damaligen Zeit, unterwiesen werden, auch mußten sie abwechselnd mit dem Prior des Klosters den Gottesdienst in der großen Klosterkirche versehen, sowie neben der Beschäftigung in der Seelsorge an bestimmten Tagen in der Hauptkirche zu Wolfenbüttel pre-

Jahr am Martinstage dem Kloster sechs Stübchen Rheinwein und zwei Schock welsche Nüsse durch zwei Bauernmeister zu übersenden, während das Kloster sich bereit erklärte, die Abgesandten des Rates zu bewirten und zu beschenken, sowie zu Pfingsten zwei fette Schweine dem Rate der Stadt zu verehren. Dieser Brauch des „Rem-

digen, später, als die Residenz 1754 von Wolfenbüttel nach Braunschweig verlegt war, in der Schlosskirche zu Salzdahlum. Nach der Übersiedlung des dort 1701 gestifteten Klosters „Zur Ehre Gottes“ nach Wolfenbüttel hatten die Kandidaten auch den Hofprediger in Braunschweig zu vertreten, so daß der Landesfürst Gelegenheit hatte, sich persönlich von den Fähigkeiten derselben überzeugen zu können. Zur Aufwartung waren den angehenden Geistlichen sechs Chorknaben beigegeben, die von einem studierten Lehrer, der den Kantortitel führte, unterrichtet wurden. Abt Pestorf hat sich nicht nur durch die Einrichtung des Predigerseminars im Kloster Riddagshausen, sondern auch dadurch verdient gemacht, daß er die durch die Verheerungen des Klosters arg mitgenommene Bibliothek wieder vervollständigte und seine eigene, wertvolle Handbibliothek derselben vermehrte. Der verdienstvolle Mann starb bereits drei Jahre nach der Gründung des Seminars im Jahre 1693. Die mit einem geringen Einkommen versehene Abtswürde wurde nun an hervorragende Geistliche des Landes verliehen. Unter diesen sind besonders der Abt Dreißigmark, der, aus der Riddagshäuser Klosterschule hervorgegangen, sich durch praktischen Blick und Milde auszeichnete und der Klosterkirche einen neuen Hochaltar stiftete, sowie der Abt Jerusalem zu erwähnen. Sein Name ist für alle Zeiten mit der Stiftung des Kollegium Karolinum in Braunschweig, der heutigen Technischen Hochschule, verknüpft; gründliche Gelehrsamkeit, tiefe Religiosität und ein warmes Herz für die Mitmenschen, besonders für die Jugend, zeichneten ihn vor vielen anderen aus. Herzog Karl I. ernannte ihn zum Hofprediger und übertrug ihm die Erziehung seiner Kinder. 1743 wurde er Propst des Kreuz- und des Aegidienklosters und 1752 zum Abte des Klosters Riddagshausen ernannt. Tiefes Leid wiederfuhr ihm, als sein Sohn Karl Wilhelm in Weglar in einem Anfall von Schwermut freiwillig aus dem Leben schied; kein Geringerer als Goethe griff den Vorfall auf und schuf daraus die Erzählung von „Werther's Leiden“. Abt Jerusalem starb am 2. September 1789 und wurde in der Kirche zu Riddagshausen auf dem hohen Chore beigesetzt. Hier ließ ihm die verwitwete Herzogin Philippine Charlotte, bekanntlich eine Schwester Friedrichs des Großen, ein schlichtes Denkmal mit der Aufschrift setzen: „Zur Aufklärung legte er den ersten Grund und durch seine Talente und Rechtschaffenheit erwarb er sich allgemeine Verehrung. Seine Verdienste werden unvergeßlich bleiben, sein Andenken wird nie erlöschen und besonders mir, seiner Freundin, beständig wert und schätzbar bleiben.“ Im nördlichen Kreuzschiff der Kirche ist dann unter der Regierung des Herzogs Johann Albrecht zu Mecklenburg die von Professor Ehtermeyer modellierte Büste des würdigen Mannes, eine Stiftung der Witwe des Künstlers, aufgestellt.

Nach dem Tode Jerusalem's folgte noch eine Anzahl tüchtiger Männer in der Abtswürde, von denen besonders der Hof- und Domprediger Propst D. Thiele sich ein großes Verdienst um die Wiederherstellung der alten Klosterkirche erworben hat. Während der Fremdherrschaft wurde das Kloster Riddagshausen zur kaiserlich-französischen Domäne erklärt und dieser Raub zur Dotierung französischer Generale benutzt. Die westfälische Regierung hob 1809 das Predigerseminar auf, weil nur wenige Kandidaten und keine Mittel zur Erhaltung derselben in der Klosterkasse vorhanden waren. Erst 1836 ist das Seminar in Wolfenbüttel wieder ins Leben gerufen.

Da die Einnahmen des Klosters in die Taschen der französischen Generale wanderten, konnte auch nichts mehr für die Erhaltung der Klostergebäude geschehen; sie verfielen von Jahr zu Jahr und mußten schließlich, um den Einsturz zu verhindern, in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts abgebrochen werden. Nur allein die Klosterkirche, das Torgebäude nebst Kapelle und das aus späterer Zeit stammende Amtshaus blieben erhalten. Sie würdig und gründlich wieder herzustellen, war die Sorge der Regierung Herzogs Wilhelm, die in der Person des Baurats Wiehe auch den richtigen Meister fand, das Werk zu vollenden. So wird hoffentlich dieses kunstgeschichtlich hervorragende Bauwerk auch die gegenwärtigen drückenden Zeiten überstehen und künftigen, glücklicheren Geschlechtern von Freud und Leid, Aufstieg und Verfall der Vergangenheit berichten.

Heute ist Kiddagshausen mit Gliesmarode nach Q u e r u m eingepfarrt, jedoch amtiert jetzt in Kiddagshausen ein Hilfsgeistlicher. Es besteht die Absicht hier eine besondere Pfarre einzurichten, die bei der Ausdehnung, die das Dorf Kiddagshausen genommen hat und als Villenkolonie noch weiter nehmen wird, allerdings dringend erforderlich ist.



Steterburg

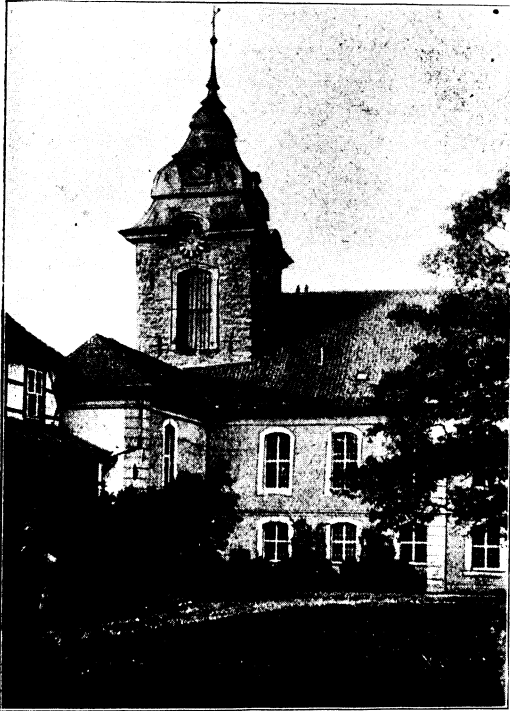
Von Hans Pfeifer



Etwa 5 Kilometer nordwestlich von Wolfenbüttel liegt auf mäßiger Anhöhe Steterburg mit dem adeligen Jungfrauenstifte und dem gleichnamigen Kloster Gute. Der Ort kann auf eine fast tausendjährige Geschichte zurückblicken.

Breite, sumpfige Niederungen am westlichen Okerufer deckten im frühen Mittelalter das Hinterland vor feindlichen Überfällen. Auf den wasserfreien Anhöhen derselben ließ König Heinrich I., den die Sage den „Vogelsteller“ nennt, in Gemeinschaft mit den sächsischen Großen, wehrhafte Plätze errichten, die dem Vordringen der Ungarn, die bereits 924 in das alte Sachsenland eingefallen und 933 erfolgreich zurückgetrieben waren, Einhalt gebieten sollten. Zu diesen Burgen gehörte neben Dankwarderode zum Schutze der hier befindlichen Okerfurt auch die Stederburg, wahrscheinlich benannt nach einem Grundherrngeschlechte der Steder. Als 933 die raubgierigen Horden der Ungarn abermals versuchten in Sachsen einzudringen, gelang es der Besatzung der Steterburg durch einen kühnen Ausfall einen Teil derselben zu vernichten und diese Gegend Sachsens von dem feindlichen Gesindel zu befreien. Neben der Burg entwickelte sich bald geschäftliches Treiben und hieraus entstand der Ort Steterburg. Burg und Ort gingen dann am Ende des 10. Jahrhunderts in den Besitz des Grafen Altmann von Oelsburg über, dessen Stammsitz in der Nähe von Peine ebenfalls als Schutz gegen die Einfälle der Ungarn wehrhaft gemacht war. Graf Altmann war ein treuer Anhänger der christlichen Kirche; der Bischof Bernward von Hildesheim war mit ihm blutsverwandt. Dem Zuge der Zeit folgend, bestimmte er, ohne männlichen Erben, letztwillig den dritten Teil seines Besitztums zur Gründung eines Jungfrauenstiftes in Steterburg, während der übrige Teil zur Gründung eines

Chorherrenstiftes auf seinem Stammsitz Oelsburg Verwendung finden sollte. Graf Altmann starb zu Beginn des 11. Jahrhunderts, und die Erbinnen, Hathewig, seine Gemahlin, errichtete, dem Willen des Erblassers folgend, das Stift in Oelsburg, während Friederuna, die Tochter, das Jungfrauenstift Steterburg mit Hilfe des Bischofs Bernward ins Leben rief. Töchter aus Adels- und Patrizier-Geschlechtern sollten in ihm versorgt werden und nach den Regeln der Augustiner-Nonnen ein Gott wohlgefälliges Leben führen. König Heinrich II. bestätigte die Stiftung im



Steterburg, Kirche

Jahre 1007 und bestimmte, daß die Jungfrauen täglich für das Wohl des Reiches und des Kaisers beten sollten. Als Berater in weltlichen Angelegenheiten stand der Priorin ein Propst zur Seite; unter den Präpsten des Klosters ragt besonders Gerhard II. (1163—1209) hervor, dem es durch rastlose Tätigkeit und seine guten Beziehungen zu Herzog Heinrich dem Löwen gelungen war, die in den vorhergegangenen Kriegzeiten verloren gegangenen Güter des Klosters zum großen Teil zurück zu erwerben und zu vermehren. Gerhard gehörte zu den vertrautesten Ratgebern des Herzogs und wurde wiederholt zu wichtigen diplomatischen Sendungen herangezogen. Er schrieb eine Chronik des Klosters, die uns Kunde gibt von der Gründung und Entwicklung desselben und mit großer Lebendigkeit die Kriegereignisse schildert, welche das Kloster betroffen und geschädigt haben. Ihm verdanken wir auch wertvolle Nachrichten über Leben und Sterben des Löwenfürsten, dem er in der Todesstunde zur Seite gestanden haben wird. Unter Gerhard II. herrschte im

Kloster eine rege Bautätigkeit; nicht nur, daß der werktätige Propst einen Teil der Klostergebäude erneuern ließ, errichtete er anstelle der baufälligen 1070 geweihten Kirche ein schönes und größeres Gotteshaus, wobei der ursprünglich zur Umwehrung der alten Steterburg gehörende massive Turm wieder benutzt werden konnte. Anfangs, wie der Blasiusdom in Braunschweig, als gewölbte Basilika geplant, wurde sie nach dem Einsturz der schlecht ausgeführten Gewölbe, mit einer flachen Decke versehen und 1174 von den Bischöfen Adelog von Hildesheim und Evermod von Ratzburg eingeweiht. Unter Gerhards emsiger Fürsorge blühte das Kloster sichtlich empor. Dabei hatte er keinen leichten Stand; denn, wenn er aus innerster Überzeugung und altfächsischer Treue seinem Fürsten, Herzog Heinrich dem Löwen, ergeben war, setzte er sich in Gegensatz zu seinem geistlichen Vorgesetzten, dem Bischof Adelog von Hildesheim, der zu den Feinden des Herzogs gehörte. Herzog Heinrich dankte diese Treue durch reiche Zuwendungen an das Kloster, und auch seine Nachfolger in der Herrschaft des alten Stammlandes, insbesondere der Herzog Otto der Milde, schenkten dem Stifte ihre Gunst.

Die Zahl der Jungfrauen, die den Schleier im Kloster Steterburg genommen, war bereits 1176 so sehr gewachsen, daß ein Teil derselben zur Gründung des Augustiner-Nonnenklosters auf dem Marienberg bei Helmstedt abgezweigt werden konnte; und 60 Jahre später wurde das Tochterkloster in Melverode von Steterburg auf ureigenem Grund und Boden errichtet. Die auf die Gründungszeit zurückgehende alte Kirche ist als letzter Rest dieser Klosteranlage erhalten geblieben. Das Innere dieser Kirche, reich mit Wand- und Deckengemälden ausgestattet, läßt einen Schluß auf die glanzvolle Ausstattung der Mutterkirche im Mittelalter zu, die derjenigen des Blasiusdomes in Braunschweig nichts nachgegeben haben wird.

Wiederholt umtobte Kriegslärm das Kloster und störte den Frieden desselben. Bereits unter den Kämpfen Heinrichs d. I. hatte das Stift empfindlich zu leiden; ebenso in den 70er Jahren des 13. Jahrhunderts, als der jugendliche Bischof Otto von Hildesheim, aus welfischem Stamm, mit seinen herzoglichen Brüdern in Fehde lag. Besonders gefährlich war dem Kloster die Nachbarschaft der Stadt Braunschweig. Die Stadt hatte sich schon früh zur lutherischen Lehre bekannt und trotzte, auf die Hilfe der schmalkaldischen Bundestruppen gestützt, dem die Selbständigkeit der Stadt bedrohenden katholischen Herzoge Heinrich d. Jüngeren. Als die Bürger Braunschweigs im Juli 1542 das dem Herzoge ergebene Kloster Riddagshausen zerstört hatten, zogen sie im folgenden Monate nach Steterburg, um hier nicht weniger schrecklich zu hausen. Altäre, Taufstein, Chor und Orgel der Stiftskirche wurden zerstört, die Epitaphien und Leichensteine zerschlagen, Kelche, Monstranzen, Messgeräte, Vieh und die Kornvorräte geraubt, nach Braunschweig geschleppt und verschleudert. Selbst vor den Leichnamen der herzoglichen Familie, der Gemahlin Herzogs Heinrich d. J., Maria von Württemberg, eines Sohnes und einer Tochter, die in der Kirche beigesetzt waren, machten die hasserfüllten, rachsüchtigen Gesellen nicht Halt, rissen sie aus den Särgen, um in viehischer Weise ihren Spott damit zu treiben. Wahrlich, das waren Tage des Schreckens für das Kloster und die angsterfüllten, schutz-

losen Nonnen. Elf Jahre später tobte von neuem Kriegsgetümmel unmittelbar vor den Toren des Klosters. Herzog Heinrich d. J. hatte am 9. Juli 1553 seinen Gegner, Markgraf Albrecht von Brandenburg, in der Schlacht bei Sievershausen zwischen Lehrte und Peine geschlagen. Dieser war auf Steterburg zurückgewichen und versuchte hier am 12. September mit Hilfe der Braunschweiger Bürger dem Herzoge nochmals entgegen zu treten. Zwischen Steterburg und Geitelde kam es zum Kampfe, in dem der Markgraf zum zweiten Male unterlag. Das waren wieder schreckhafte Tage für unser Kloster. Die Zeiten besserten sich auch nicht, als Herzog Heinrich d. J. 1568 gestorben und Herzog Julius, sein der



Steterburg, Kirche und Dorfstraße

lutherischen Lehre freundlich gesinnter Sohn, zur Regierung gekommen war. Der Nonnenkonvent trat 1569 zum Protestantismus über, und aus dem Augustiner-Nonnenkloster wurde ein freiweltliches Jungfrauenstift. Als die Herzöge die Stadt Braunschweig mit Gewalt zur Untertänigkeit zwingen wollten, hatte auch Steterburg wieder unter der Rachsucht der Braunschweiger zu leiden. Nun aber kam der 30 jährige Krieg, der mit hin- und herwogendem Kriegsglück Freund und Feind in das Kloster führte, um darin zu haufen schlimmer als Türken und Moskowiter. König Christian IV. von Dänemark hatte nach der unglücklichen Schlacht bei Lutter am Barenberge am 16. August 1626 als Stützpunkt nur noch die Festung Wolfenbüttel. Hier stand der Graf Philipp von Solms an der Spitze der dänischen Truppen. Als er, von den Kaiserlichen unter dem Grafen zu Pappenheim belagert, erfahren hatte, daß der Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig zu den Feinden übergegangen war, überfiel er Steterburg und die benachbarten Dörfer, zerstörte das Kloster und ließ die Gebäude in Brand stecken. Die Kirche und die Konventsgebäude, sowie alle Wirtschaftsgebäude fielen dem verheerenden Feuer zum Opfer. Der dem Kloster zugefügte Schaden wurde später auf 135 000 Taler geschätzt. Aber auch die Kaiserlichen, die mit dem Belage-

rungspark in unmittelbarer Nähe lagen, verschonten das Kloster nicht und, da in ihm nichts mehr zu rauben und zu plündern war, verwüsteten sie die Klostergärten und Waldungen. Da mußten die Konventualinnen nach dem benachbarten Braunschweig flüchten, wo das Kloster auf der Echternstraße ein Haus besaß. Hier mußten sie kümmerlich ihr Dasein fristen, bis die zerstörten Gebäude in Steterburg wieder notdürftig hergestellt waren. Wolfenbüttel blieb in der Hand der Kaiserlichen; als aber der Herzog August d. J. im Jahre 1634 zur Regierung gekommen war, forderte er die Rückgabe Wolfenbüttels von dem kaiserlichen Kommandanten von Rauschenberg; dieser aber dachte nicht daran, die Festung gutwillig preiszugeben, was dann 1640 zur Belagerung der Stadt führte, nachdem sich die Herzöge von Braunschweig, Wolfenbüttel und Lüneburg vereinigt und die Schweden zur Hilfe gerufen hatten. Da lag die Soldateska wieder in nächster Nachbarschaft des Klosters; wenn die Insassen desselben auch zur protestantischen Lehre übergetreten waren und die Schweden für die gleiche Lehre kämpften, so hinderte das nicht, daß letztere schlimmer im Kloster herrschten, als die Feinde in Wolfenbüttel. Alles Vieh wurde weggetrieben, die Gebäude wurden zerstört und zum zweiten Male in Brand gesteckt. Nur die Brandruinen ließen die Belagerer zurück, als sie Anfang September 1641 ihr Lager abbrechen und die Stadt Wolfenbüttel den Kaiserlichen belassen mußten.

Unter sorgsamster Pflege der braunschweigischen Herzöge vernarrten allmählich die Wunden, welche der 30 jährige Krieg dem Kloster zugefügt hatte. Im Jahre 1691 erhoben die Herzöge Rudolf August und Anton Ulrich mit Zustimmung und Hilfe der Ritterschaft das evangelische Kloster zu einem freiweltlichen adeligen Jungfrauenstifte mit 12 Kanonissinnen unter einer Äbtissin und einem Propste, die von Adel sein und 16 Ähnen aufweisen mußten. Die Herzöge ließen auch die Stiftsgebäude, das Äbtissinnenhaus und die Wohnungen der Kanonissinnen neu erbauen und die durch die Brandschäden baufällige Stiftskirche wieder herstellen. Am 12. August 1691 konnte die Herzogin Elisabeth Juliane, Gemahlin des Herzogs Anton Ulrich, den Grundstein zu den Konventsgebäuden legen und am 29. September, am Michaelistage, folgte die Einweihung des Stiftes. Den Propst hatte das Kapitel aus der Zahl der adeligen Schatzräte des Landes zu wählen und dem Landesherrn zur Bestätigung vorzuschlagen. Die Äbtissin ging ebenfalls aus der Wahl des Kapitels hervor, wobei jedoch die Prinzessinnen aus dem regierenden Hause einen Anspruch auf die Stelle geltend machen konnten. Die Besetzung der Kanonissinnenstellen erfolgte in dreifacher Reihenfolge, indem zunächst die Gemahlin des regierenden Fürsten die erste Stelle, die Ritterschaft, welche an der Errichtung des Stifts finanziell beteiligt war, die zweite Stelle, und an dritter Stelle das Kapitel dem Landesherrn Vorschläge für die Besetzung zu machen hatte. Die erste Äbtissin war Hedwig Maria von Oberg, der erste Propst Heinrich Elbrecht von Grone, dessen Nachkommen wiederholt die gleiche Würde bekleideten.

Herzog Karl I. ließ die Kirche in der Mitte des 18. Jahrhunderts als evangelisches Gotteshaus mit ringsumlaufenden Emporen neu erbauen, wobei der alte Turm im Kern als Wahrzeichen früherer Jahrhunderte erhalten blieb. Dieser stattliche, im Geschmaack der Zeit ausgeführte Kirchen-

bau, eine Langhausanlage mit flacher Decke und 16 Säulen mit korinthischen Stützkapitellen und Gebälk, ist erhalten geblieben und erfreut mit dem stimmungsvollen Stiftshofe das Auge des kunstverständigen Beschauers.

Im Jahre 1782 verlieh der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand den Kanonissinnen ein Ordenskreuz aus weißer Emaille mit schwarzem Rande und goldener Fassung, das an einem schwarzen goldgeränderten Bande auf der linken Brust getragen wurde. Dazu gehörte ein Stern, der aus einem gestickten silbernen Kreuze mit goldenen Strahlen besteht, und unter dem Kreuze auf der Brust befestigt werden sollte. Die Kanonissinnen konnten nun bei besonderen Gelegenheiten in gleichem Schmuck erscheinen, wie die Kanonissinnen des Stifts Gandersheim, die etwa 100 Jahre früher ihre Ordensauszeichnung erhalten hatten.

Das adelige freiweltliche Stift in Steterburg hat die Stürme der Zeit bis auf den heutigen Tag glücklich überstanden und die Ritterschaft des Landes, welche das Stift mit den regierenden Herren des Herzogshauses ins Leben gerufen, hat ein besonderes Interesse daran, dasselbe zu erhalten.

Der Grundbesitz des Klosters war bereits im Mittelalter bedeutend; er wurde vom Propst und Konversen (Laienbrüdern), welche dem Kloster, ähnlich wie bei den Cisterziensern, angegliedert waren, verwaltet. Zu dem Grundbesitz gehörte auch das $\frac{3}{4}$ Stunden entfernte Nortenhof. Nach der Umwandlung des Klosters in ein evangelisches Jungfrauenstift wurde der Wirtschaftsbetrieb vom Stifte getrennt und zur Stiftsdomäne gemacht, die der Klostersratsstube, später der Domänenkammer unterstellt wurde. Sie umfaßt noch heute ein Areal von 519 ha 71 a 48 qm und gehört bei ihrem fruchtbaren Boden zu den besten Gütern des Landes.

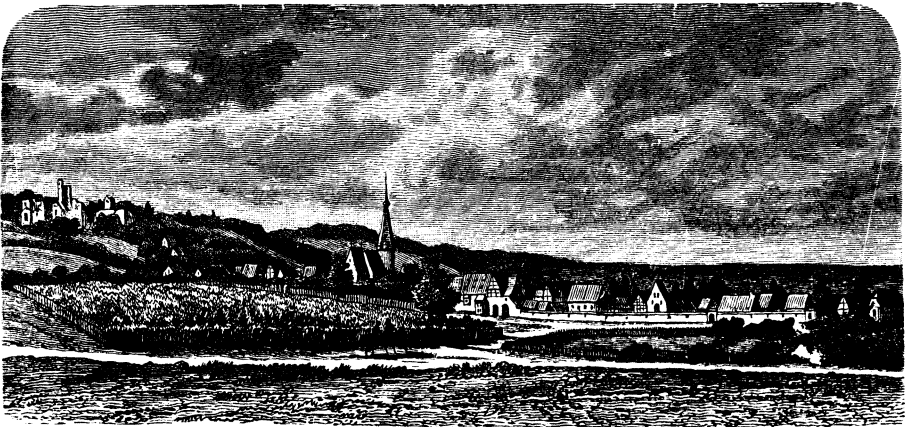


Lichtenberg und die Asseburg

Von O. Zahne

Es ist sehr wohl begreiflich, daß zum Schutze und zur Überwachung des alten Dietweges = Volksweges, der von Lechede unterhalb Wolfenbüttels nach Hildesheim führt, schon eine altsächsische Volksburg bei Burgdorf unweit der Landesgrenze in frühhistorischer Zeit angelegt wurde. Ihre äußere Gestalt läßt sich noch erkennen, trotzdem im 9. oder 10. Jahrhundert etwa in ihr die Dynastenburg kleineren Umfangs errichtet ist. Die bevorzugte Lage reizte eben immer wieder dazu, hier zeitgemäße Befestigungen zu schaffen, zumal es möglich war, von dieser Stelle aus auch den ganzen Verkehr auf der wichtigen, im Mittelalter als Königsstraße bezugten Alfelder (a. Leine) Heerstraße von Westerlinde bis Engelsstedt zu beherrschen. Im Jahre 984 sammelten sich in dieser Asseburg = Burg im Eschenwalde — nicht, wie man wohl gemeint hat, auf der bekannteren Asseburg —, die treuen sächsischen Adligen des jungen Königs Otto III. gegen den ihm feindlich gegenüberstehenden Herzog Heinrich den Fätker. Ein durch reichen Grundbesitz mächtiges Geschlecht hatte auf ihr eine weithin gebietende Stellung, bis sie um 1100

durch Heirat in den Besitz der oberpfälzischen Grafen von Formbach-Windeberg kam, die sich später nach der von ihnen erbauten, außerordentlich festen Winzenburg bei Lamspringe meist benannten. Mit der Hälfte des Besitzes erbt dann Herzog Heinrich der Löwe 1185 als Verwandter des Grafengeschlechtes die Burg, die mit allen Gütern durch das Testament seines Sohnes, des Kaisers Otto IV., dem Blasiusstift in Braunschweig überwiesen wurde. Ihre ursprüngliche Bedeutung hatte sie bereits verloren, weil in der nächsten Nachbarschaft die größere und stärker verschanzte Burg Lichtenberg auf steiler Bergeshöhe erbaut war. So verfielen ihre einfachen Gebäude bereits im 13. Jahrhundert sehr rasch und waren für ihre früheren Zwecke unbrauchbar. Deshalb plante man 1236, das Frauenkloster von Engerode nach dort zu verlegen, und bezeichnete seit 1278 selbst das nahe Dorf als „Burgdorf unter Lichtenberge“.



Burg Lichtenberg. (Nach Merian)

Wann die Burg auf dem Lichtenberge (d. h. wohl dem mit lichtem Wald ohne viel Unterholz bestandenen Berge, im Gegensatz zu Timberla = dunkler Wald, oder nach dem Kalkuntergrunde = heller Berg) erbaut ist, wissen wir nicht. Vor dem 11. Jahrhundert hat man derartige Burgen nicht errichtet und das maßgebende Vorbild für unsere Gegend ist die Harzburg Kaiser Heinrichs IV. gewesen. Jene schmale Bergkuppe aber, mit ihren schroffen Steilabhängen nach allen Seiten, wie sie namentlich in Kalksteingebirgen häufig sind, bot einen geradezu idealen Platz für eine mittelalterliche Feste, deren Mauern nicht einmal besonders hoch aufgeführt zu werden brauchten. Jedenfalls diente die Burg dem Löwenherzoge dazu, die wichtige Kaiserstadt Goslar, die ihm nach kurzer Belagerung durch Kaiser Friedrich Barbarossa wieder genommen war, zu überwachen, sowie in ihren Handelsverbindungen und Zufuhren zu schädigen. Als daher über den Welfenherzog infolge seiner trotzigigen Weigerung, vor dem Fürstengericht sich zu verantworten, die Acht verhängt worden war und nun seine herrisch behandelten Vasallen sich leicht zum Abfall verleiten ließen, traf gerade sie im Jahre 1180 der erste Angriff des Kaisers, der selbst mit großer Heeresgewalt in Norddeutschland erschien. Schon nach wenigen Tagen fiel das feste Schloß, das in späteren Belagerungen so trotzig und erfolgreich sich verteidigte, durch schmählichen Ver-

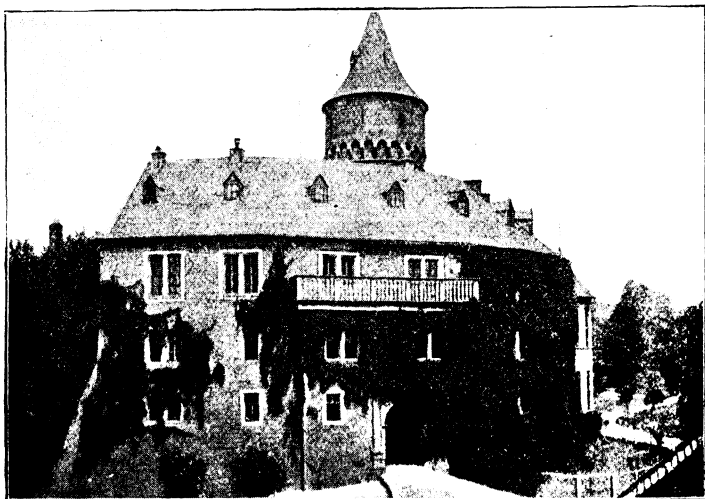
rat in seine Gewalt, nachdem auch der benachbarte Wohlbenberg und andere feste Burgen infolge der mutlosen Verzagttheit ihrer Verteidiger rasch eingenommen waren. Erst nach dem Friedensschluß vom Kaiser wieder herausgegeben, kam sie bei der Erbteilung an Otto IV. und war neben der neu erbauten Harliburg bei Vienenburg wieder sein Hauptstützpunkt im Kampfe gegen das dem Gegenkaiser Philipp von Schwaben treu ergebene Goslar. Ihren großen Wert erkennt man daraus, daß Pfalzgraf Heinrich als Preis der Treue im Kampfe für den Bruder Braunschweig und Lichtenberg forderte und nach unwilliger Ablehnung seines Wunsches zur Gegenpartei überging. Daher entschloß sich Graf Hermann von Wernigerode, um den gräßlichen Verheerungen der Dörfer bei Goslar Einhalt zu gebieten und der arg bedrängten Stadt zu helfen, zu einem kühnen Überfalle der Burg. Er gelang vollkommen, aber leider ist uns keine Kunde erhalten, durch welche List dem kaiserlichen Feldhauptmann sein verwegener Plan glückte.

Nun war Lichtenberg ein wertvoller Besitz der Staufer im Kampfe gegen die Stadt Braunschweig, deren südwestliche Verbindungen auf der Königsstraße nach Alfeld a. d. Leine nach der vergeblichen Belagerung von hier aus erfolgreich unterbunden werden konnten. Es ist also begreiflich, daß der Truchseß Gunzelin von Wolfenbüttel, Ottos Oberfeldherr, im Jahre 1206 mit auserlesener Mannschaft heranzog und den Versuch machte, die feste Burg einzunehmen. Der Sturm wurde jedoch nach längerer Belagerung im Kriegsrathe nicht beschlossen, da man gegenüber einer mutigen und wohl versorgten Besatzung eine nutzlose Aufopferung vieler tapferer Krieger befürchten mußte. Denn die Mauerbrecher konnten nicht nahe genug herangebracht werden und die Wurfmaschinen hatten aus größerer Entfernung nur geringe Wirkung. Vermuthlich erst nachdem Otto nach der Ermordung König Philipps als Kaiser allgemein anerkannt war, kam auch die Burg Lichtenberg wieder in seinen Besitz.

Später gelangte sie durch Erbteilung der Söhne Herzog Ottos des Kindes an die Lüneburger Linie, die sie 1388 dergestalt abtrat, „daß sie fernerhin mit allem Zubehör bei der Herrschaft Braunschweig bleiben solle.“ Angehörige verschiedener Adelsgeschlechter saßen als Burgwögte und Castellane auf der noch im 14. Jahrhundert sehr befestigten Burg. Denn Aschwin von Salder konnte mit seinen Raubgesellen von dort aus die Warenzüge der Kaufleute überfallen, den Braunschweiger Bürgern ihre Höfe enteignen oder ihre Meier arg brandschatzen und das in Diemen gelagerte Korn wegnehmen. Siebzehn Bürgern, die am Krähenholze bei Nortenhof in einen Hinterhalt gerieten, wurden Haupt, Hände und Füße abgehauen, dreißig wurden gefangen und auf der Burg in Stock und Bloß gelegt. Besonders dem Herrn des benachbarten Salder lag natürlich daran, keines dieser beliebigen Geschlechter in so bedrohlicher Nähe ihres eigenen Besitzes auf der Burg einheimisch werden zu lassen, da sie selbst nicht immer die Belehnung eines ihrer Geschlechtsangehörigen durchsetzen konnten.

Den kühnen Handstreich, den die Hildesheimer Bürger 1518 in der großen Stiftsfehde unternahmen, konnte die Burg noch glücklich abwehren. Zur Ruine machten sie erst im Oktober des Jahres 1522 die wilden Scharen des Grafen Volrad von Mansfeld, die nach dem Passauer

Vertrage Freundes- und Feindesland mit wüsten Plünderungen verheerten. Die dicken Mauern und ragenden Türme, die den Mauerbrechern erfolgreich widerstanden hatten, sanken rasch in Trümmer durch die mit Pulver geladenen Geschütze einer neuen Zeit. Beutegierige Soldner raubten die Burg völlig aus und brannten sie gänzlich nieder, so daß nur wenige Hufeisen, Pfeilspitzen, Eisen- und Steinkugeln, Tongefäße und grüne Kiesen bei den Aufräumarbeiten gefunden sind. Trotzdem aber viele Fuder Steine zum Aufbau der Stallungen und Mauern der Domäne Lichtenberg abgefahren wurden, sind selbst heute noch die Anlagen der Niederburg mit ihren zahlreichen Rundtürmchen und der besonders festen Oberburg mit ihren Nebengebäuden, Brunnen und Herrenhaus wohl erkennbar. Von



Schloß Olber am Weißen Wege

dem sechseckigen Bergfried, der 1582 noch ganz vorhanden, 1795 noch 75 Fuß hoch war und als Aussichtsturm eingerichtet ist, hat man einen weiten Überblick nach Norden und Osten über das tief zu Füßen liegende Amt Salder mit seinen schmucken Dörfern und seinen reich gesegneten und wohl angebauten Feldern. Nach Westen begrenzen die Fernsicht Verneburg und der Wohldenberg, nach Süden über den Wald hinweg hinter der Ebene des Innerstetales erst die blauen Harzberge.

Neben einer solchen in der Reichsgeschichte zeitweise eine Rolle spielenden Dynastenburg kann begreiflicher Weise dem nahen Olber am Weißen Wege (Olbere 1226 Wald am Sumpfe, wie Olper bei Braunschweig) nur eine sehr untergeordnete Bedeutung im Mittelalter zuerkannt werden. Es hat dafür aber das voraus, daß es weit mehr von seiner einstigen Schönheit sich erhalten hat. Denn der mächtige, fast kreisrund geschlossene Hauptbau der Oberburg, in der Art wie „1588 Burchard von Cramm, Statthalter zu Marburg, dies sein urväterliches Haus erneuert und wieder ausgerichtet hat, daß er und sein Geschlecht es in wahren christlichen Glauben seliglich bewohnen“, wird noch heute das Auge eines jeden Besuchers erfreuen.

An die vergebliche Belagerung der Burg Lichtenberg durch die Mannen Kaiser Ottos IV. knüpft sich die Sage, daß eine Aushungerung

unmöglich wurde, weil die Burgleute Hafer und Heu, Fleisch und Brot immer wieder hereinzuschaffen vermochten. Denn sie schlugen ihren Pferden die Hufeisen verkehrt unter und wehrten alle Stürme der Belagerer, die einen Teil der Mannschaft auswärts wäbten, blutig ab. Als die Feinde aber diese List erkannt hatten, eroberten sie die von Verteidigern entblößte Burg. Die Frauen und Mädchen der Burgleute warfen nun in ihrer Angst vor dem fremden wilden Kriegsvolke Betten in den tiefen Brunnen und sprangen hinab. Die Leute des Burgherrn aber, die unvermutet zurückkehrten und die plündernden Eindringlinge niederschlugen, zogen alle Weiber aus dem Brunnenschächte umverkehrt und munter wieder herauf. — Weiter erzählt man sich: Als einmal ein Mann aus Lichtenberg — nach andern waren es einige Knaben aus Gustedt — auf dem Heimwege von Altenhagen an den Ruinen der alten Küche vorbeiging, sah er auf dem Herde ein lustiges Feuer brennen. Gelbe Erbsen kochten so tüchtig, daß sie über den Topfrand hinaussprangen. Solche steckte er in die Tasche und sie hatten sich in eitel Gold verwandelt, als er sie zu Hause herausnahm. Obwohl der Mann mit einem guten Freunde sich sofort aufmachte, um noch mehr Erbsen zu holen, fanden sie trotz allen Suchens in der Burgküche nichts mehr von dem Feuer, dem Topf und den Erbsen. — Auch auf dem Lichtenberg hat es nach der Volkslage einen unterirdischen Gang gegeben, der bis zu der Affenburg, der andern großen Herzogsburg unseres Landes, geführt haben soll. Wir bleiben lieber auf der Erdoberfläche und wandern im hellen Sonnenschein auf einem alten Verkehrswege über Salder, Gramme, Obrum und Rissenbrück am Oselberge vorbei zur Affenburg hinauf.

Was man von der früheren Geschichte der Affenburg in älteren Schriften und dem Affenburger Urkundenbuche zu berichten weiß, kann vor einer schärferen Kritik nicht bestehen. Denn urkundlich überlieferte Nachrichten, die teilweise auf die Affenburg bei Burgdorf, teilweise auf die Hünenburg bei Watenstedt sich beziehen werden, sind dort fälschlich für die Affenburg in Anspruch genommen. Man glaubt heute nicht mehr, daß die Affe der hohe Bergwald sei, auf dem die Affen, die hohen Götter unserer heidnischen Vorfahren, einst in Andacht verehrt wurden. Viel natürlicher und durch die Sprachform erwiesen ist es, ihren Namen als Eschenwald zu erklären, wie der benachbarte Elm ein Ulmenwald und der Elz ein Ellernwald ist. Die Umwohner, bei denen das altdeutsche Wort für unser jetziges Esche unverständlich geworden war, wissen allerdings zu berichten, daß ein Bauer einst seinen Wagen mit zerbrochener und schlecht geflickter Achse nur mühselig fortschleppen konnte. Da traf ihn der Besitzer des noch namenlosen Gebirges und schenkte ihm soviel Land, als er noch würde umfahren können, weil er dachte, daß jener bald mit seinem Fahrzeug liegen bleiben werde. Infolge seiner Sorgfalt umfuhr der schlaue Bauer den ganzen Wald, ehe ihm die Achse — niederdeutsch Affe völlig zerbrach, bekam den Besitz, da der gutgelaunte Herr sein Wort hielt, und nannte sich nun „von der Affe“. Der Wildbann des Waldes, also die hohe Jagd, ist 997 von Kaiser Otto III. den Bischöfen von Halberstadt verliehen, schon um ein Jahrhundert früher ist die Mark Denkte mit großen Waldteilen der Affe, ursprünglich wohl ein karolingisches Königsgut, von dem mächtigen und reichen Grafen Liudolf, dem Abnherrn der sächsischen Kaiser, an das von ihm errichtete Jungfrauenstift Gandersheim geschenkt.

Um neben der bereits Jahrzehnte in seinem Besitz befindlichen Wasserfestung Wolfenbüttel auch ein festes Bergschloß zu haben, das den Dietweg = Volksweg am Südrande der Afse und die auf der Vorhöhe vorbeiziehende Straße von Halberstadt völlig beherrschte, begann bald nach Kaiser Ottos IV. frühem Tode († 1218) sein Lehnsmann Gunzelin von Wolfenbüttel den Bau der Burg. Dieser entschlossene Ritter, der in geschickter Leitung der Staatsangelegenheiten seine hohe Befähigung zeigte, hatte sich rühmlichst durch persönliche Tapferkeit und kluge Heerführung hervorgetan, war aber auch ein Meister in Werken der Befestigungskunst. Da er als Reichstruchseß, der für die Unabhängigkeit des Adels gegen die landesherrliche Gewalt der Fürsten kämpfte, sich eng an die Hohenstaufenpartei anschloß und eine kriegerische Auseinandersetzung erwartete, wählte er zum Platz für die neue Burg, die uneinnehmbar werden sollte, jenen allseitig steil abfallenden Kalkberg des Affewaldes, der, wie der von ihm vergeblich berannte Lichtenberg, wegen seiner hohen Lage auf schmalem Bergrücken für Mauerbefestigungen vorzüglich geeignet war. Wenn er jedoch gehofft hatte, auf dem Grunde und Boden des Stiftes Gandersheim, zu dessen Mark Denkte dieser Teil der Afse gehörte, ohne wesentlichen Einspruch der Lehnsherrin sein Werk vollenden zu können, so irrte er sich. Der Papst Honorius III. selbst erteilte 1220 auf Beschwerde der Äbtissin Mathilde den Befehl, das castrum wieder niederzureißen. Dazu kam es dann aber nicht, da eine gütliche Einigung durch Gunzelins Zahlung einer Entschädigung erfolgte. So wurde 1223 die nun wohl fertige Burg mit den festesten Schlössern des Braunschweiger Landes, Harzburg und Regenstein, dazu ausersehen, daß die 50 000 Mark guten Silbers, welche dem Grafen Heinrich von Schwerin, und die 20 000 Mark, die dessen Freunden für die Auslieferung des gefangenen Königs Waldemar II. von Dänemark von Kaiser Friedrich II. gelobt wurden, auf Gefahr und unter dem Geleite des römischen Kaisers und Königs dort aufbewahrt werden sollten.

Nach dem Tode Herzog Ottos des Kindes († 1252) gingen dann seine Söhne, vor allem der tatkräftige und in allen Turnierkünsten, wie im kriegerischen Waffenhandwerk überaus erfahrene Albrecht der Große gegen Gunzelin vor, der fast allein nördlich des Harzes gegen König Wilhelm zur Partei des Staufers Konrad IV. hielt und durch ein Fürstengericht seiner Güter verlustig erklärt war. Schon bald nach der in Braunschweig gefeierten glänzenden Hochzeit Albrechts mit Elisabeth von Brabant, auf der er noch Bundesgenossen in Fürsten, Grafen und Edelleuten gewonnen hatte, begann der verheerende Kriegszug. Fast vom Turnierplatze zogen seine Ritter in den blutigen Kampf hinaus. Nach anfänglich guter Gegenwehr wurde 1255 Wolfenbüttel in plötzlichem machtvollem Anlauf am dritten Tage erstürmt. Schwieriger war die Eroberung der Affeburg, die Gunzelins Sohn Burchard mit umsichtiger Tatkraft und großem Geschick jahrelang verteidigte. Von den Gegenwerken auf dem Rodesberg = Hügelrücken bei Denkte, auf dem Sporen, Hufeisen, Pfeilspitzen und Kesselhaken gefunden wurden, und dem Lurenberge bei Wittmar (= Berg, von wo man auflauert, heute Laurenberg), vermochte man die gewaltigen Mauern und festgefügtten Türme des festen Bergschlosses nicht ernstlich zu beschädigen. Gewaltstürme zerschellten an den bei der tapfern Gegenwehr der Belagerten fast unzugänglichen Befestigungen. Man mußte sich also

zu einer langwierigen Einschließung verstehen und geduldig abwarten, bis der Hunger die Eingeschlossenen zur Übergabe zwingen werde, nachdem die kühnen Entsatzversuche der befreundeten Adelsgeschlechter sämtlich gescheitert waren. „Wieviel da der Schwertklingen an den Rändern der Schilde,“ so sagt die gleichzeitige Reimchronik, „gemessen wurde, daß der Roffe und des Gedeckes glänzende Farben zergingen, und was da für Ritterschaft geschah mit der Helden Armbrüsten, in ihren Harnischen, im Speerwechsel und allerlei Krieglislust und wie manchen Helden das Ungemach in mehr als drei Jahren tötete, da mit solcher Ritterschar die Burg so lange beremmet war, das kann man nicht schildern. Von allen Seiten hatte der Herzog sie mit Schanzen umziehen lassen.“

Burchard oder Bussso von der Affeburg verzagte nicht in zähem Widerstande, sondern hoffte mit einiger Berechtigung, daß nach dem Tode des deutschen Königs Wilhelm von Holland die veränderten Zeitverhältnisse auch für ihn eine Erleichterung bringen würden. Da auch Herzog Albrecht, dessen Mannen der aussichtslosen Belagerung überdrüssig waren, an einer schnellen Beseitigung der inneren Wirren lag, damit er freie Hand für ein Eingreifen in die nordischen Wirren gewann, kam es zum gütlichen Vergleich. Gegen freien Abzug für sich und seine tapfern Krieger nach Westfalen und gegen eine Entschädigung von 400 Mark übergab also Burchard nach ehrenvoller Gegenwehr die Affeburg dem Herzoge, der sich von dem Stift Gandersheim, als dem Grundeigentümer, mit ihr belehnen ließ. Den von der Burg entnommenen Namen behielt Bussso ebenso wie seine Vettern bei und noch jetzt blüht das Geschlecht der Affeburger. Sie behielten auch den Wolf im goldenen Felde als Wappentier, aber nun in gedrückter Stellung liegend, d. h. also zum Sprung auf die Beute bereit, während sie ihn zur Zeit ihrer größten Macht stehend auf den Rücken des braunschweigischen Löwen gesetzt haben sollen, als Zauser er jenen an den Ohren.



Die Affeburg

Daß an diese denkwürdige und langwierige Belagerung der Affeburg sich mancherlei Sagen anknüpfen, die noch heute im Volksmunde lebendig sind, wird niemand verwundern. So soll Herzog Albrecht einen eidbrüchigen und räuberischen Vasallen, den Grafen Conrad von Eberstein, der bei einem Vorstoße zum Entsatze der Burg gefangen genommen war, vor der Affeburg an den Füßen haben aufhängen lassen, so daß er am dritten, nach andern gar erst am fünften Tage elendiglich umkam. Weiter erzählt man sich, daß die Vorräte bei den Belagerten mit der Zeit doch sehr knapp wurden, sie aber ihre Feinde zum Abzuge bewegen wollten, dadurch, daß sie ihnen ihren Überfluß an Fleisch vortäuschten. Die Keule einer geschlachteten Ziege wurde mit Rebbaaren bestreut und dem Herzoge Albrecht mit den Worten geschickt, daß noch mehr dergleichen zu Diensten stünde, wenn es den Bestürmern daran fehlen sollte. Wirklich wurde, da man sich keinen Erfolg der schweren Mühe mehr versprach, der Abzug angeordnet. Darüber frohlockend erhob die Besatzung ein schallendes Gelächter und höhnisch zeigte der Koch den Ziegenbart. Da erkannte der Herzog die Täuschung und befahl, ergrimmt über den Hohn, eine noch strengere Einschließung der Burg. — Eine andere Sage wieder lautet, der Kubbirt des nahen Wittmar habe dem Herzoge verraten, daß die Besatzung ihre Pferde an den Schwänzen aus der Burg gezogen oder den Tieren die Hufeisen verkehrt untergeschlagen hatte (vergl. Lichtenberg), um einen Austritt auf Versorgung mit Lebensmitteln zu verbergen. Da habe der Herzog die schlecht verteidigte Burg in raschem Ansturm genommen und das Dorf zum Danke dafür auf ewige Zeiten von der Entrichtung des Zehnten befreit. Das ist gewiß eine viel ansprechendere Erzählung als jene, die berichtet, daß der Kubbirt beim Hórchen an der Burgmauer gehört habe, wie der Burgherr den Bogenschützen befahl, besonders auf den Mann in einem vorbeifahrenden Wagen, der den großen Hut mit der weißen Feder trage, zu zielen. Der Herzog habe nun seinen Hut dem großen Hund, der vor ihm auf der Bank saß, aufgesetzt, so daß das treue Tier von einem Bolzenschuß durch den Kopf getötet wurde. Zum Dank für diese Lebensrettung sei dann Wittmar fortan nicht mehr gezehntet. — Auch Bussó von der Affeburg ist zum Mittelpunkte einer Geschichte geworden. Von ihm, der vorzüglich pfeifen konnte, habe der Herzog als Lösepreis gefordert, ihm ein Stückchen vorzupfeifen, aber jener habe stolz erwidert: „Bussó pfeift nur für sich und nicht für andere!“ Verurteilung zu ewiger Gefangenschaft war die Folge seiner Weigerung. Ein anderer Affeburg, ein guter Trinker, habe dagegen sich Freiheit und Leben dadurch erhalten, daß er einen ungeheuren Zumpen Bier für seine Lösung und nochmals freiwillig auf des Herzogs Gesundheit bis zur Nagelprobe leerte. Schließlich blüht auf der Affeburg wie anderswo um 12 Uhr in der Walpurgisnacht eine weiße Wunderblume und bringt dem Finder großes Glück.

Die Burg blieb zunächst im Besitze der Herzöge von Braunschweig, die gern auf ihr weilten, wurde dann mehrfach aus Geldmangel an adlige Geschlechter verpfändet, zumeist aber an den Rat der aufstrebenden und reichen Hanfsaat Braunschweig, der 1400 Schloß und Gericht zur Affeburg mit allen Rechten, Gericht und Untergericht, mit Dörfern und Leuten, mit Holz und Acker, sowie allerlei Nutz und Zubehör, unter der

Befugnis erhielt, darin einen Vogt zu setzen, wann und so oft er wolle, und es weiter zu verpfänden. Um die wichtige Landstraße nach Leipzig für Handelsleute und Warenzüge gut sichern zu können, hatte sich der Rat von Braunschweig in den Besitz der Burg gesetzt und konnte nun leichter gegen das raublustige Gesindel der niederen Strauchdiebe und adligen Schnapphähne vorgehen. Daher unternahmen im 14. Jahrhundert die Herren von Weserlingen, erbitterte Feinde der Städter, die der lästigen Aufpasser ledig werden wollten, im Bunde mit andern Adligen mitten im Frieden einen glücklichen Anschlag auf die Alseburg. Dann brandschatzten sie von dort aus die Bürger, schleppten ihre Güter fort und steckten Gefangene in das schreckliche Burgverließ des Turmes, aus dem sie nur gegen Zahlung eines hohen Lösegeldes wieder herausgelassen wurden. An diese Zeit knüpfen sich die geringen sagenhaften Erinnerungen von den bösen Raubrittern auf der Alseburg.

Als jedoch im Jahre 1492 die Stadt in eine längere erbitterte Fehde mit dem Herzoge Heinrich dem Älteren geriet, glaubte der Rat, daß trotz der großen Unkosten für eine Verteidigung die Alseburg gegen einen Ansturm mit neuzeitlichen Belagerungsmitteln nicht lange würde gehalten werden können. Es wurde deshalb der Burghauptmann mit den Kriegsknechten, dem Geschütze und den übrigen Kriegsvorräten des Nachts nach Braunschweig geschickt. Am St. Magustage, 19. August, wurde sodann die herrliche Burg von einigen Leuten, die zurückgeblieben waren, in Brand gesteckt und drei Tage leuchteten die riesigen Flammensäulen weit in das Land hinaus. So ist sie seitdem ein trauriger Trümmerhaufen, denn die Braunschweiger haben ihre Verpflichtung von 1519, sie innerhalb 6 Jahren wiederaufzubauen, nicht erfüllt. Ihr zerfallenes Gemäuer ragte als stummer Zeuge ihrer einstigen Größe noch 1651 über den Wald, der sie heute ganz verbirgt, hoch empor. Seitdem holten sich die Bewohner der umliegenden Dörfer zu Bauren in Haus und Hof, für Kirchenmauern und Wegeverbesserung fuderweise Steine herunter. Der starke Einfluß der stetigen Verwitterung durch Regen, Sturm und Kälte, daneben loser Mutwille halfen weiter mit zur schnellen Zerstörung der immer kleiner werdenden Mauern, die rettungslos allmählich immer mehr verfallen und einstürzen. Wohl vermag ein aufmerksamer Beschauer noch die Burggräben und Eingangspforten, die fünf Höfe mit ihren Gebäuden und Kellern, sowie den alten Burgbrunnen zu erkennen. Er kann auch in das tiefe Burgverließ des quadratischen Turms hinabschauen und sich klar machen, wo der Altan der Burgfrau einst gelegen hat. Wer die herrliche Aussicht, die einst der Blick vom Bergfried umspannte, genießen will, der muß schon zum nahen Bismarkturm wandern. Von Norden grüßt der Elmwald herüber, nordwestlich in der Ferne erblickt man Braunschweigs Thürme, in größerer Nähe Wolfenbüttels altes Schloß und schöne Marienkirche. Den Ausblick nach Westen begrenzt der langgestreckte Oder, im Süden erhebt sich als dunkle Wand das Harzgebirge mit dem Brocken als mächtig beherrschendem Mittelpunkt. Davor aber liegen im Sonnenglanz die gärtengeschmückten Dörfer bis zum Fallstein und Huy hin — ein herrliches Bild unseres niedersächsischen Hügellandes.

Ordensritterburgen und Adelsitze am Elm

Von O. Zahne

Die köstliche Perlen eines schönen Hals schmucks sind um den Rand des Elmes, dessen hochragende schlankte Buchenstämme im Frühlingsgrün weithin durch das braunschweigische Land grüßend herüberwinken, die großen Adelsgüter und Staatsdomänen aufgereiht. Die meisten waren einst Eigentum der Kirche, der angesehensten Grafengeschlechter oder ursprünglich wohl sogar der Reichsgewalt selbst, das schon früh an verdiente Kriegsmannen ausgeliehen wurde und ihren Geschlechtern den Namen gab, scheinen demnach im letzten Grunde in dem hier einst geschaffenen fränkischen Königsgute zu wurzeln. Die geschichtliche Bedeutung dieses Landstriches wird uns klar, wenn wir bedenken, daß nördlich und südlich fast unmittelbar am Rande des Elmes wichtige Verkehrsstraßen, sogenannte Diet- oder Volkswege bei Ampleben und Aneitlingen, auch bei Esbeck, entlang zogen, die strategisch zu beherrschen erstes Streben der jeweiligen Landesherren sein mußte. Ob auf ihnen einst schon die Römer auf ihren Eroberungszügen unter Drusus, dem Stiefsohne des Kaisers Augustus, ostwärts von der Okerfurt bei Braunschweig oder dem alten Übergange der „Dralle“-Furt bei Lecheln unterhalb von Wolfenbüttel bis zur Elbe vordrangen, läßt sich nicht erweisen. Auch sind die römischen Funde, die gemacht sind, zu vereinzelt, als daß aus ihnen dieser Schluß mit Sicherheit gezogen werden dürfte. Jedenfalls war diese Gegend schon seit der Steinzeit gut besiedelt, wie die Lübbensteine bei Helmstedt, die Steinkistengräber bei Evessen, sowie die Hockergräber und vielen Urnensfunde auf den dem Elm vorliegenden Anhöhen deutlich bezeugen. Mindestens in frühgeschichtlicher Zeit sind auch jene mächtigen Wall- und Burganlagen entstanden, die auf den beiden Höhen des Reitzlingtales als Krimmelburg und Brunkel- oder Cur-Burg mit ihren Zwischenwerken noch heute erhalten sind. In den schweren Kämpfen (5. bis 6. Jahrhundert nach Christus) an der wichtigen Scheidelinie der Sachsen und Thüringer, deren vorzügliche nördliche Seitendeckung der Elmwald auf eine weite Strecke bildete, werden diese von nicht geringer Bedeutung gewesen sein und noch, als König Pippin nach Eroberung der Hünenburg bei Watenstedt gegen seinen jüngeren Halbbruder Grippio auf die Oker zog, hinter der jener mit seinen sächsischen Truppen lagerte, als Zufluchtsort für die Umwohner der Gegend gedient haben.

Diese mächtigen Befestigungen haben auch den nordwestlich vorgelagerten Schutz der alten großen Straße besorgt, die von Schöppenstedt über Sambleben auf der Höhe (nicht wie die heutige Straße im Tale) emporzieht und als Höhenweg an Langeleben (Langelage 1100 = langer Wald), einer alten 1595 erneuerten, aber 1626 endgültig von den Kaiserlichen bis auf geringe Mauerreste, den sogenannten „Steinklumpen“, vernichteten Burg der braunschweigischen Herzöge (vergl. S. 204), vorbei beim Stifte Königslutter endet. Es ist ja allgemein bekannt, daß auf diesem Wege der Ablaßprediger vom Dominikanerorden und apostolische General- ketzerinquisitor Johann Tetzel, nachdem er um 1515 in Königslutter erfolgreich Predigten gehalten hatte, beim Überqueren des Elmes von den Knechten des Ritters von Hagen, nach anderer Erzählung eines Herrn von

Rüblingen, der sich die Vergebung einer schweren Sünde vorher erkaufte hatte, überfallen und seines gefüllten Geldkassens mit dem Ablassgelde beraubt wurde. Ein aus starkem Eichenholz gefertigter und mit dicken Eisenblechen beschlagener Behälter, den das Städtische Museum in Braunschweig aufbewahrt, gilt als jener Tetzlkasten. Der schlichte, abgerundete Kalkstein unter den hohen Kastanien der Waldwirtschaft Tetzlstein aber ist eine schönere Erinnerung an diese in der Volksseele noch heute lebendige Begebenheit als die anspruchsvolle, vom Oberhofmarschall von Lübeck im Jahre 1846 errichtete Kapelle mit ihrer langatmigen Inschrift.

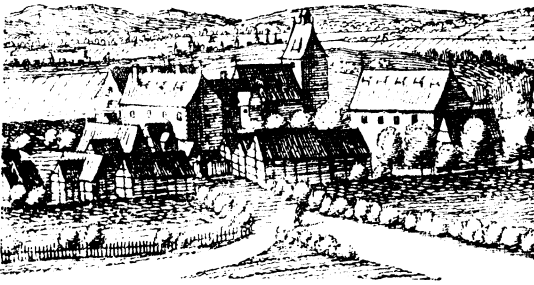
Mit dem Siege der Sachsen ist der Elm in den Herrschaftsbereich dieses Stammes völlig einbezogen und vermag nun als südlicher Stützpunkt in den heftigen Kämpfen zu dienen, die gegen die aus Nordosten herandrängenden Slawen jahrhundertlang unter schweren Opfern bis zum siegreichen Ende im 10. und 11. Jahrhundert durchgeführt werden mußten. Spätestens seit der Mitte des 9. Jahrhunderts, als das machtvolle Karolingerreich allmählich zerfiel und an der weit ausgedehnten Nordgrenze der in den Flußläufen aufwärts dringenden Normannen nur mühselig sich erwehrte, sind auch jene in den Grundzügen einander so ähnlichen Befestigungen angelegt, die von der alten Burg Warberg an über Glentorf, Burg Campen, Wendhausen, Querum, Thune bis nach Schenkerlingenburg, dem heutigen Walle, an dem gewundenen Laufe der Schunter sich hinabziehen. Zu ihnen gehört auch Süpplingenburg, dessen alte Siedlung um die Peterskapelle erst später nach der westlich davon in der sumpfigen Niederung am Schunterlauf erbauten Burg benannt worden ist. Diese Burg befand sich im 11. Jahrhundert im Besitz des Grafen Gebhard, der sie mit dem haldensleibischen Erbgut erhalten hatte, und gelangte so an seinen Sohn, den späteren Kaiser Lothar († 1137), der meist nach dieser Stammburg benannt wird. Wie im benachbarten Königslutter ein Mannskloster der Benediktinerregel errichtet wurde, so in Süpplingenburg ein von einem Propste geleitetes Collegiatstift, dessen kirchlicher Mittelpunkt in den ältesten Teilen der Stiftskirche aus dem ersten Drittel des 13. Jahrhunderts erkennbar ist. Es ist dann zu einer Comturei des Templerordens wohl noch vor 1245 umgewandelt. Auch sonst war der damals so reiche Orden in unserer Gegend begütert, so gehörte ihm außer anderem Besitz der Tempelhof in Braunschweig (vergl. S. 69) und der bei Börßum, ein gleicher in Harzbüttel und Nordassel, dazu Kimmerode im Steinfeld an der Oker und ein Haus in Helmsedt. In den Süpplingenburg benachbarten Dörfern Süpplingen und Emmerstedt waren zudem mehrere Bauern verpflichtet, von Johannis bis Michaelis bei Bedarf täglich den Templern „Herrendienste mit der Harte“ zu leisten, wenn „der Himmel heiter, klar unde sunnig war“ und hießen „als nur zum Sonnendienste verbundene Leute“ daher „Sonnenkicker“.

Obwohl durch Papst Clemens V. 1312 der Templerorden aufgehoben und seine eingezogenen Güter dem Johanniterorden überwiesen waren, blieb Herzog Otto von Braunschweig als letzter Templercomtur im Besitze der Einkünfte von Süpplingenburg. Dann verpfändeten die braunschweigischen Herzöge die Burg weiter, bis auch sie an die Johanniter gelangte und der Ballei Brandenburg zugelegt wurde. Seit 1591 wurde

die Comturei abwechselnd vom Landesfürsten und dem Johanniterordensmeister zu Sonnenburg verliehen, 1621—1643 auch einmal von dem schwedischen Oberst Hans Wulf von der Heide besetzt, bis 1820 nach dem Tode des Herzogs August eine Kammerdomäne aus dem Besitz gemacht wurde. Die mittelalterliche Burg, deren Aussehen wir durch einen Merianschen Stich in ihrer äußeren Form annähernd kennen, war durch breite und tiefe Gräben, sowie eine hohe Umfassungsmauer mit einem mächtigen Tore so gut gesichert, daß sie mehrfache heftige Angriffe im 30jährigen Kriege siegreich abwehrte, während die Außengebäude und die Schäferei in Asche sanken. Das im Jahre 1615 nach einem durch Unvorsichtigkeit entstandenen Schadenfeuer und nochmals 1697 erneuerte Wohnhaus — 1349 war eine Remnate und ein Mosthaus (vergl. S. 57) vorhanden — ist 1875 abgebrochen und etwa zur gleichen Zeit auch die Verwaltungs- und Wirtschaftsgebäude. So blieb von der ganzen Ordensherrlichkeit nur noch die vielfach umgebaute Stiftskirche des Sankt Johannes übrig, eine gewölbte romanische Pfeilerbasilika aus Bruchsteinquadern.

Außer diesen beiden geistlichen Ritterorden der Kreuzzugszeit gelang es ferner dem Deutschen Ritterorden in unsern Landen im Laufe des 13. Jahrhunderts umfangreichen Besitz zu erwerben. Neben Eigentum an Äckern in Denstorf, Halchter, Harlingerode, Sichte, Veltheim a. Ohe und Twiefelingen erwarb er außer dem Stephanshof in Braunschweig auf dem Gebiete des jetzigen Schloßplatzes (vergl. S. 70), vor allem in Lüdum seinen schönsten und größten Herrensitz, zu dem um 1772 1559 Morgen Ackerland und 2026 Morgen Waldung im Elm gehörten. Zuerst wurde die oberhalb von Twiefelingen im Elm gelegene Elmsburg, ursprünglich wohl eine frühgeschichtliche Befestigungsanlage, von der nur wenige Walltrümmer noch erhalten geblieben sind, vom Pfalzgrafen Heinrich aus den Besitzungen seines Vaters, Herzog Heinrichs des Löwen, mit der Burgkirche und allem Zubehör 1221 dem Deutschen Ritterorden verliehen und dann in eine Hauscommende verwandelt, nachdem der eigentliche Ordenssitz einige Jahrzehnte später nach Lüdum verlegt war. Sie war seit 1433 im Besitz verschiedener Familien als Lehnsträger, zuletzt der Inhaber von Schliestedt; der Wald wurde kürzlich vom braunschweigischen Staate angekauft, um mit dem Forstamte Schöningen vereinigt zu werden. Seit der Mitte des 13. Jahrhunderts waren nach und nach immer mehr Ländereien besonders in Lüdum (Lucgenheim 1051 = Niederlassung eines Ludo, Roseform für Ludger) den Deutschrittern zugefallen oder von ihnen gekauft, und 1260 das Schloß Reitling im oberen Wabetale, ein halberstädtisches Lehen Eberts des Älteren von der Asseburg, von ihnen mit der Berechtigung erworben, dort eine Ordenskapelle zu bauen. Mehr als ein befestigtes Vorwerk scheint das ungünstig gelegene castrum niemals gewesen zu sein und schon 1275 wurde daher der Hauptwirtschaftsbetrieb nach dem ungleich geeigneter liegenden und von fruchtbaren Äckern umgebenen Lüdum überführt, das der Hauptsitz des Deutschordens werden sollte. Bis zum Jahre 1314 waren das Besetzungsrecht der Pfarre und die volle Gerichtsbarkeit über allen Eigenbesitz erworben und die meisten Höfe und Hufen der einst bedeutenden Ansiedlung „gelegt“, die als Sitz eines herzoglichen Gaugerichts einen Markt mit Marktgerechtigkeit nebst Vogtei und eine eigene Schule gehabt hatte. Der Orden verfuhr also nicht anders als die benachbarten Klöster selbst, vertrieb infolge seiner

übermächtigen Gewalt die Bauern und nahm ihnen ihre Höfe weg, so daß keine Spur von dem Orte übrig blieb, als nur einige Wabemühlen. Außer dem Convente wohnten daher schließlich nur Bediente, Tagelöhner und einige Handwerker im Ordensdienste in Lucklum. Da also keine Pfarrkinder mehr vorhanden waren, wurden die bisher zu ihr gehörigen Einwohner von Sachum in Evesen eingepfarrt. Daher ist auch Lucklums schöne, im wesentlichen romanische Kirche, die dem heiligen Stephanus geweihte Mutterkirche eines größeren Sprengels, nunmehr nur eine Ordenskapelle und in ihren Ausmaßen viel größer, als es die Erfordernisse einer einfachen Dorfkirche bedingen würden. Aus dem Ende des 17. Jahrhunderts und dem 18. Jahrhundert stammen auch die teilweise mit Tierformen überladenen Grabdenkmäler früherer Comture, die sich noch in Ritterkostüm und mit einer Fahne in der Hand darstellen ließen,



Lucklum. (Nach Merian)

obwohl die Eisenrüstung für ihre Zeit bereits jegliche praktische Bedeutung verloren hatte. Wie das Untergeschoß des Turmes noch heute für Wirtschaftszwecke gebraucht wird, so war einst wahrscheinlich das Obergeschoß zur Aufbewahrung des Sendkorns für den Archidiacon bestimmt, da man auch das Zehntkorn auf den Böden der Dorfkirchen lagerte, ehe besondere Zehntscheunen für diese Zwecke errichtet wurden.

Nachdem 1231 den Ordensrittern das Recht, eine Burg zu erbauen und mit Mauern oder Zäunen und Gräben zu umschänzen, erteilt worden war, begannen sie mit dem Bau, bezogen den Kirchhof und die Kirche, deren Chor niedgerissen wurde, ein und errichteten fast alle jene massiven Gebäude, die Merians Stich abbildet. — Die schönste Blütezeit der Commende war bereits vergangen, als nach der Niederlage des Deutschritterordens in Preußen der Zusammenhang mit den dortigen Brüdern zerrissen wurde und die eigentliche Bestimmung des Ordens, d. h. der Kampf gegen das heidnische Slawentum, hinfällig geworden war. Weiter noch ging die Entwicklung bergab, weil nicht mehr die reiche Länderei in Eigenwirtschaft beackert, sondern gegen Naturalienabgabe an Bauern ausgeliehen wurde. Türkensteuer und Landschatz vermehrten dazu ständig die starke Schuldenlast, denn vergeblich war der zähe Kampf, den der Orden um seine alte Steuerfreiheit gegen die erstarkende Fürstenmacht führte. Mit der Besetzung des braunschweigischen Landes durch die schmalcaldischen Bundesfürsten brachte das Jahr 1542 auch die Reformation in Lucklum; es blieb aber noch länger die ehemals gültige Bestimmung, daß selbst jetzt die evangelischen Ritter und Comture, ebenso wie früher die

dem Dienste der Gottesmutter Maria geweihten Ordensangehörigen, nicht in die Ehe treten durften. Die französische Fremdherrschaft (1807 bis 1813), die so vielfach die alten Rechtsverhältnisse ohne viele Bedenken beseitigte, hob dann den Orden auf und verkaufte 1809 die Commende an den Amtmann Wahnschaffe.

Wer Lulkum besucht, sollte es nicht verfehlen, den sogenannten Rittersaal sich anzusehen, der in seiner ursprünglichen Anlage bis ins Mittelalter zurückgeht, wenn er auch bald nach 1700 völlig umgebaut und mit Stuckverzierungen im Stile Ludwig XIV. von Frankreich an Decke und Ramin ausgeschmückt wurde. Seinen schönsten Schmuck bilden die 56 teilweise recht guten Ölbilder. Nicht nur die braunschweigischen Herzöge und Herzoginnen von Anton Ulrich und seiner Gemahlin bis zu Karl Wilhelm Ferdinand und Auguste von Wales sind in der Hoftracht ihrer Zeit abgebildet, auch Friedrich der Große steht als junger Prinz im blauen Waffenrock dort vor uns. Seinem bescheidenen Charakter entsprechend hat sich Herzog Ferdinand, der Franzosensieger und spätere „Gutsherr von Vechelde“, in bürgerlicher Tracht, behaglich in einen Armstuhl zurückgelehnt, malen lassen. Durchdringender Scharfsinn spricht zu uns aus den klaren und klugen Augen der Herzogin Philippine Charlotte, der geistig bedeutenden Schwester des großen Preußenkönigs Friedrich und Gemahlin Herzog Karls I., und ein spöttischer Zug um die herabgezogenen Mundwinkel, der die geistige Überlegenheit des Gesichtes steigert, erhöht noch die Familienähnlichkeit mit dem Philosophen von Sanssouci. Schon diese Bilder allein würden, auch wenn wir keine Zeugnisse in gleichzeitigen Tagebüchern dafür hätten, die Vermutung rechtfertigen, daß die Ordenscomture an dem glanzvollen und festereichen Hofe Herzog Anton Ulrichs und seiner Nachfolger eine angesehenere Stellung hatten und bei den Asseembleen und Redouten, Maskenfesten und Kostümbällen, den theatralischen Veranstaltungen und Musikaufführungen im Stadtschlosse zu Wolfenbüttel und der Sommerresidenz Salzdahlum nicht gefehlt haben. Gern kam aber auch die Hofgesellschaft in ihren eleganten Kutschen, wenn der gastliche Ordenscomtur in den herrlichen Parkanlagen eine sommerliche Belustigung oder in dem neuen Rittersaale ein glänzendes Winterfest veranstaltete. Solchen Portraits gegenüber machen einen geringeren Eindruck die zehn Hoch- und Deutschmeister und die noch viel zahlreicheren Ordensritter der Balley Sachsen, bei denen die pompöse Aufmachung wirksamer ist als ihre geistlosen Gesichter. Liebhaber der Trachtenkunde und der Heraldik werden jedoch auch dort reichlich auf ihre Rechnung kommen können.

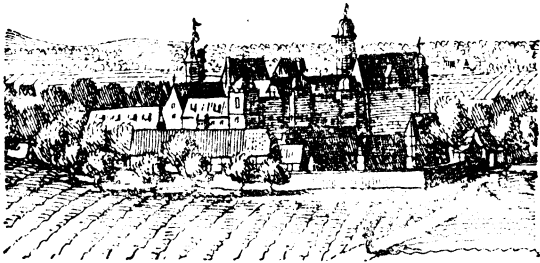
*

*

*

Nachdem wir so diese herrlichen Ordensburgen am Elm betrachtet haben, wenden wir uns nun den Adelsitzen zu, die in keiner Gegend unseres Freistaates so zahlreich und schön, wie gerade hier, bis auf unsere Zeit in altertümlichen Formen sich erhalten haben. Teilweise eng miteinander verbunden sind im Laufe ihrer Geschichte Veltheim a. Ohe und Destedt. Ersteres (Veltum 1275 = Heim am Felde), eine gewiß in frühe Zeit zurückreichende Wasserburg an der alten Straße von Schöppenstedt nach Braunschweig, war vermutlich nicht allein der Stammsitz der im 13. Jahrhundert aussterbenden Grafen von Veltheim-Oster-

burg, sondern auch der eines Ministerialengeschlechts, das allmählich den Grundbesitz der heutigen Dorfflur in der Hauptsache an sich zu bringen verstanden hatte. Ein Kurt von Veltheim veräußerte dann Grundbesitz und Burg 1494 an die Herren von Honrodt und auf diese geht eigentlich alles zurück, was wir Sehenswertes in Veltheim heute haben. Ernst von Honrodt erbaute seit 1555 das starke Wasserschloß um einen viereckigen Wirtschaftshof. Auch der schöne Erker und der später einmal erneuerte Toreingang gehören in die gleiche Zeit. Während heute in dem gänzlich umgestalteten Innern des Schlosses nur einige Bilder der Herzöge und ihrer Verwandtschaft aus dem 18. Jahrhundert unsere Aufmerksamkeit fesseln können, werfen wir lieber einen Blick auf die alten Grabsteine der Brüder Ludwig und Gebhard von Honrodt, die in ritterlicher Rüstung mit dem Schwerte in der Hand den Parkeingang rechts und links als



Schloß Veltheim a. d. Obe. (Nach Merian)

steinerne Wächter beschirmen. Die älteren Grabsteine der Familie von Honrodt, charaktervolle Hochreliefs aus Elmstein, befinden sich am Turm der dem heiligen Bischof Remigius geweihten Kirche, dem einzigen Rest der alten Dorfkirche, die leider 1836 einem schmucklosen Neubau hatte weichen müssen.

Das benachbarte Destedt (nicht die Stätte eines Dedo, sondern einfach de stidde=die Gerichtsstätte) wird mitsamt der Burg, von der aus sich der ganze Handelsverkehr auf der Straße von Magdeburg nach Braunschweig nicht nur gut überwachen, sondern auch völlig unterbinden ließ, und dem Grafschaftsrechte im 12. und 13. Jahrhundert im Besitz des auch sonst in dieser Gegend reich begüterten Grafengeschlechts derer von Wernigerode gewesen sein. 1391 wurden die Einnahmen des adligen Gerichts, das Destedt, Erkerode, Hemkenrode, Cremlingen und Schulenrode mit umfaßte, an die von Veltheim verliehen, die jedoch mindestens seit 1356 schon auf der Burg in Destedt und in Harbke als Burgherrn saßen. 1430 wurde die mittelalterliche Burg durch die von hier aus in ihrer Verbindung mit den Ostlanden behinderten Bürger Braunschweigs eingenommen und zerstört, nachdem ein von der abziehenden Besatzung angelegter Brand sie bereits in Asche gelegt hatte. Jahrhundertlang war sie, wie noch der Meriansche Stich beweist, ein wüster Trümmerhaufen, bis Joachim Ludolf von Veltheim im Jahre 1693 die noch jetzt erhaltenen festgefügtten Baulichkeiten errichten ließ, während ein von andern Gliedern der Veltheimschen Familie bewohntes Herrschaftshaus auf der Unterburg damals bereits vorhanden war. Die lateinische, von Wappen umrahmte Inschrift im Giebelfelde teilt uns mit: „Die alte

herrliche Burg Destedt, die lange im Besitz der Herrn aus dem Adelsgeschlechte derer von Veltheim war, kam bei der Belagerung durch ihre Feinde, die Bürger aus Braunschweig, im Jahre 1430 in solche Not, daß die Besitzer, die an Flucht denken mußten, sie lieber dem Feind als dem Feinde überantworten wollten, und ist nun unter der Oberleitung, Fürsorge und günstigen Mithilfe des hochgeborenen Herrn Joachim Ludolf von Veltheim und seiner hochedlen Gemahlin Helene von Bibow zum Ruhme des höchsten Gottes und zum Gedächtnis seines alten Geschlechts im Jahre 1693 von Grund aus neu erbaut. So steht sie also von dem alten Geschlechte, das einst sie vernichtete, nun wiederum neu aufgebaut, herrlich da.“

Im Innern fesselt außer der Waffensammlung und einer außerordentlich großen Zahl von Hirschgeweihen, die als Hofsägermeister die Herrn von Veltheim zu erbeuten vermochten, neben Portraits von Persönlichkeiten des Fürstenhauses besonders das treffliche große Familienbild des Hofsägermeisters Georg Philipp von Veltheim mit Frau, sowie zwei Söhnen und zwei Töchtern aus der Mitte des 18. Jahrhunderts. Weiter verdienen ein Deckelhumpen mit Wappenornamenten und biblischen Darstellungen in getriebener Arbeit auf dem besonders schönen Deckel und ein Münzhumpen von etwa 1625, sodann aber der eigenartige Gustav Adolfs Pokal unsere Beachtung.

Wie Destedt seiner Lage an der Nordwestecke des Elmes seine frühere Bedeutung verdankt, so Warberg, weil es die nordöstliche Ecke dieses Höhenzuges in gleicher Weise flankiert. Die ältesten, vielleicht in einer frühgeschichtlichen Wallbefestigung aufgeführten Burganlagen von Warberg (Warpergin 1112, Werberge 1192, d. h. ein Berg, auf dem sich eine Befestigung: ware, altsächsisch were befindet) liegen $\frac{1}{4}$ Stunde südwestlich vom heutigen Dorfe im Elme selbst. Ihr doppelter Graben und Wall ist noch sehr deutlich unter den großen Buchen zu erkennen, ebenso die vermutlich gegen Norden vorgelagerte Vorburg. Sie diente zum Schutze der von Schöningen her als Dietweg = Volksweg dicht unter ihr nach Rabe, Lelm und Königslutter vorbeiziehenden uralten Heerstraße. Diese Burg, das Dorf selbst und die nordwestlich davon gelegene Siedlung Rohde, auch die benachbarten Groß Kigleben an der Miffau und Al. Kigleben südöstlich davon „am kurzen Holze“, auch Groß und Klein Frellstedt waren 1140 freies Eigengut, ein sogenanntes „Sonnenlehen“ der Edelherrn von Warberg. Zur Erklärung des seltsamen Namens berichtet die Sage, daß der Senior des Geschlechts von Warberg bei Antritt seiner Herrschaft an einem bestimmten Tage frühmorgens vor Sonnenaufgang mit entblößtem Schwerte dreimal kreuzweise gegen die Sonne durch die Luft gestrichen und damit die Lehnsempfängnis jener Herrschaft richtig erhalten habe. Sie waren ferner Lehnsträger von mehreren Gütern des Ludgeriklosters zu Helmstedt und besonders Eßhard von Warberg wurde von Herzog Heinrich dem Löwen mit weiterem Lehnsgut freigebig bedacht, so 1180 mit der Sommerschenburg, nach der ein Zweig des Geschlechtes sich benannte. Als treue Anhänger auch der Söhne des Löwenherzogs hatten sie den Hauptanstoß des dem welfischen Kaiser Otto IV. feindlich gesinnten Erzbischofs Rudolf von Magdeburg auszuhalten, so wurden Sommerschenburg und Warberg im Januar 1200

von Grund aus zerstört. Da eine von Wassergräben geschützte Burg leichter zu verteidigen war als jene ausgedehnten alten Wallanlagen auf der flachen Höhe, wurde von den Edlen von Warberg ein Platz im Tale für den Neubau ihrer Burg ausgewählt. Das Steinmaterial der alten Befestigung mag bereits damals größtenteils nach unten gefahren und mit vermauert sein. Restlos wurden alle Steine fortgeholt, als eine Verfügung Herzog Karls I. feste Schornsteine auf den Bauernhöfen und in den Handwerkerhäusern des nahen Dorfes unnachsichtlich forderte.



Warberg. (Nach Merian)

Mit einem tiefen Graben und einer hohen Mauer umschirmten die Burgherren ihr festes Schloß. Ein dreistöckiges, mit einer 1462 vorgelegten Front nach dem Innenhof zu und mit um ein Jahrhundert später hinzugefügten Renaissancegiebeln versehenes Wohnhaus — wir kennen nur den Stich von Merian, da ein Grabrelief mit der Darstellung der Burg zerstört ist — konnte schon manchen feindlichen Ansturm abwehren. Ein mächtiger, mit ihm verbundener, viereckiger Bergfried bot sowohl einen letzten Zufluchtsort in schwerer Bedrängnis, als auch einen weiten Überblick über das wellige Hügelland mit seinen reichen Feldern und grünen Laubwäldern. Der Umbau zu Domänenzwecken hat hier wie bei den Wirtschaftsgebäuden, die auch die Branntweinbrennerei und die einst wichtige Brauerei mit aufnahmen, so viel beseitigt, daß von der ursprünglichen Schönheit nur wenige Reste übrig geblieben sind. Gleichwohl gewinnt man selbst noch heute kaum anderswo weit im Umkreise so unmittelbar wie hier einen guten Begriff von einer mittelalterlichen Burg. Im sichern Besitz eines so starken Schlosses konnte das angesehene und kinderreiche Geschlecht für seine Umgegend und weit darüber hinaus in seiner Blütezeit vom 13. bis 16. Jahrhundert eine gesegnete Tätigkeit entfalten. Seine Söhne waren nicht nur Landcomture des Johanniterordens in Süpplingenburg, Domherren in Magdeburg und Dekane in Hildesheim, sondern auch Bischöfe von Halberstadt und als Äbte von Werden Schirmherr des nahen Helmstedt und 1279 Schiedsrichter in einem Streite der Söhne Herzog Albrechts des Großen. Seine Töchter lebten, soweit sie nicht heirateten, als Nonnen im Kloster Marienberg bei

Helmstedt oder gelangten zur Würde einer Äbtissin von Gandersheim, wie die unglückliche Margarete von Warberg, die wegen einer weltlichen Liebe nach achtmonatlicher schrecklicher Kerkerhaft auf der Staufenburg bei Gittelde 1588 aus einem Leben in Kummer und Entbehrung durch den Tod erlöst wurde. — Die Sage berichtet: „Wen die Schloßherren als Feind abfaßten, der wurde verurteilt, die Jungfer im Turm des Warberger Schlosses zu küssen. Das soll ein Bild aus Holz oder Stein gewesen sein. Wenn nun der arme Gefangene arglos herantrat, so geriet er alsbald auf eine Falltür. Diese senkte sich, und der Verurteilte stürzte in einen finsternen Raum herab. Unten aber starrten scharfe Messer und spitze Eisen in die Höhe, in welche der Gefangene hineinfiel und so einen schrecklichen Tod fand.“



Schlieftedt, ehem. Schloß. (Nach Merian)

Mit dem Reformationszeitalter sank der Reichtum und das Ansehen der Warberger dahin. Sie mußten nach langem Drängen ihre bisherige Selbstständigkeit aufgeben und sich dazu bereitefinden, wieder Lehnsträger des Herzogshauses zu werden. Die Zerstörungen an den Gebäuden während des 30jährigen Krieges waren derartig, daß die schwachen Geldmittel zur Wiederherstellung nicht ausreichten. Die Herzogin Anna Sophia in Schöningen, die Witwe des Herzogs Friedrich Ulrich, übernahm daher mit der Schuldenlast 1650 die Verwaltung. Heinrich Julius, der letzte, in nicht ebenbürtiger Ehe mit Margarete Balde verheiratete Mannesproß des alten Geschlechts, starb in dürftigsten Verhältnissen zu Halberstadt. So fiel das Leben an das Herzogshaus zurück und Warberg wurde zur Kammerdomäne umgestaltet.

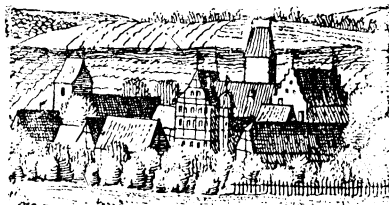
Zu solcher geschichtlichen Bedeutung ist die Burg im benachbarten Esbeck (Altstift 1137, Astift 1179 = Eschenbach) niemals gekommen. Eingekleint zwischen dem mächtigen Warberg einerseits, und dem sich stetig weiter bis zur Stadt entwickelnden Schöningen andererseits, war ihr Wirkungskreis sehr eingeschränkt. 1260 im Besitz des Hochstifts Halberstadt, wurde die von einem Wassergraben umzogene Burg, deren Johannea dem Täufer geweihte Schloßkapelle mehrfach erwähnt wird, im 14. Jahrhundert an den Markgrafen von Brandenburg und den Welfenherzog Otto den Miliden als Lehen gegeben, die sie von dem Ministerialengeschlecht derer von Esbeck und anderen Angehörigen des niederen Adels verwalten ließen. Das heutige Wohnhaus mit einem rechteckig aufstoßenden Flügel ist im 18. Jahrhundert errichtet und weist außer einer

älteren Inschrift über dem Tor ebenso, wie die stark veränderte Dorfkirche mit ihren gotischen Fenstern wenig Bemerkenswerthes auf.

Von der alten Slistedeboorch im Süden des Elmes (Silstidi 996, Selzstide 1022 = Stätte an einem Sil = Wasserlauf, wie Schleswig aus Sliaswig), von der nur dürftige Trümmer auf dem Burgberge nordöstlich an der alten Straße von Schöningen her erhalten geblieben sind, vormals jedoch noch Mauerreste und Keller zu sehen waren, wissen wir nur sehr wenig. Bereits im Anfang des 14. Jahrhunderts war sie gänzlich zerstört und die zerfallenen Mauern ihrer Schloßkapelle dienten Dieben und Räubern als beliebter Schlupfwinkel. Schon damals bestand im Dorfe eine Burg, nicht erst im 17. Jahrhundert, wie es die Sage berichtet: „Die Ritter von Streithorst haben die zerstörte Burg gern im Dorfe wieder aufbauen wollen, und weil sie viel Geld hatten, erboten sie sich, die Kirche in Schliestedt zu gründen, wenn sie da wohnen dürften. Dies wurde ihnen gewährt, und dadurch erwarben sie sich die Gerechtsame, in Schliestedt zu haufen und wurden also hier ansässig.“ Dieses ist die neue Burg im Dorfe mit einem Wirtschaftshof, wie sie Merian abbildet und mit folgenden Worten schildert: „Das Adelige Haus ist ein ziemlich altes Haus, ins Quadrat gebaut und mit einem Wassergraben umgeben.“ Diese Kürze ist umso mehr zu beklagen, als der äußerlich schlichte Neubau des jetzigen Schlosses vom Jahre 1760 die Stelle der früheren Burg einnimmt. Heinrich Bernhard Schrader von Schliestedt, der allmächtige Minister Herzog Karls I. hat sich hier einen köstlichen Landsitz geschaffen, der dem vielgeschäftigen *procul negotiis* nach den Anstrengungen seines schweren Amtes ein Ort des Ausruhens werden sollte. Ein Prunksaal im Oberstock diente zu größeren Festlichkeiten, im kleineren Gartensaal im Erdgeschoß war der Hauptwohnraum der Familie. Muschelwerk und Rosetten, Stuckverzierungen in Kokoart, bezagliche Kamine und schmale Spiegel in grazios geschnitzten Rahmen zeugen von dem feinen Geschmack ihres Erbauers. Sie erwecken trotz aller Zierlichkeit nicht den Eindruck des Spielerischen, sondern sind in dieser Zusammenstellung eindringliche Zeugnisse einer hoch eingestellten, geistigen Kultur, die auf Schönheit der Form bedacht war. — Die ursprünglich romanische, heute fast modern scheinende Dorfkirche birgt in ihrem Grabgewölbe Grabsteine von Burgbesitzern aus dem 16. Jahrhundert und dem berühmten Statthalter Anton von der Streithorst, der zur Zeit des untüchtigen Herzogs Friedrich Ulrich mit seinen bösen Genossen das Land so schwer bedrückte.

Zum Schluß verdienen noch eine kurze Erwähnung die westlich von Schöppenstedt gelegenen Adelsitze Sambleben und Ampleben, beide ursprünglich auch Wasserburgen. Sambleben (aus Chempenlove 1146, Campenleve 1201 = Feldleben, in mechanischer Anfügung des germanischen Grundwortes *leiba* = Hinterlassenschaft, das sonst fast stets mit Eigennamen verbunden ist, an das von den Franken mitgebrachte lateinische *campus* = Feld, ist mit Wandels von C zu S das heutige Samblebe geworden) schützte die oben erwähnte, den Elm überquerende Straße von Schöppenstedt nach Königslutter und sein Rittergut war ein Leben des Halberstädtischen Domkapitels, das fast den gesamten Ackerbesitz der Flur und auch den des heute wüsten Holtzhausen an sich zu bringen gewußt hatte. Nach dem Aussterben des Geschlechts von Sambleben — in der Kirche ist ein

Grabstein Ludwigs von Samleben vom Jahre 1560 —, wohl nur einer Nebenlinie derer von Veltheim, wurde es aus herzoglichem Besitz 1627 an Franz Jakob von Cramm gegeben. „Das Wohnhaus ist,“ nach Merian, aus dessen Stich wir uns eine ungefähre Vorstellung von dem alten Schloß zu machen vermögen, „ein sehr altes, meist von Steinen aufgeführtes und mit einem Wassergraben umgebenes Gebäude, hat mitten einen viereckigen alten Turm von dickem und festen Mauerwerk; außerhalb des Grabens ist das Haus mit notdürftigen Vorwerkshöfen und Gebäuden versehen.“ 1701 hat dann Theodul von Cramm an seiner Stelle aus massigen Elmquadern das jetzige in stark antikisierenden Barockformen gehaltene Schloß mit seinen vier Flügeln um einen quadratischen Hof errichtet, wie es seine Inschrift stolz bezeugt: „Für sich und seine Nachkommen hat diesen von seinem Großvater mit barem Gelde 1627 erworbenen



Samleben, ehem. Schloß. Nach Merian

Adelsitz, dessen Gebäude von Alter zerfallen waren und deshalb bis zum Grunde niedergelegt wurden, mit großen Kosten ganz neu im Jahre 1701 aufgebaut Theodul von Cramm.“ Das Schiff der Kirche, deren romanischer Turm alt ist, wurde 1774 geweiht und wirkt mit seiner inneren Kokodausstattung aus unbemaltem und wundervoll nachgedunkeltem Tannenholz außerordentlich stimmungsreich.

Die Burg von Ampleben, südlich des alten Dietwegs am Elme (Ampeleve 1199, wohl zu ambacht = Amt, ebenfalls ein von den Franken mitgebrachtes Wort) war alter Herzogsbesitz, aber an das Ministerialengeschlecht der Herrn von Ampleben seit dem 12. Jahrhundert in Lehen gegeben, dann an andere Adlige verpfändet und nach der Einnahme durch die Braunschweiger 1425—1671 im Besitze der Stadt. Nach ihrer Eroberung war der Erbprinz August Wilhelm Eigentümer des Rittergutes und der Burg und seit 1717 unter mehrfachem Wechsel meist bürgerliche Familien. Neubauten haben das alte massive Wohnhaus mit zwei rechtwinklig aufeinander stoßenden Flügeln völlig beseitigt und moderne Stallungen, sowie ein in den äußeren Formen schlichtes Herrenhaus an seine Stelle gesetzt. Den Verlauf des Burggrabens erkennt man noch deutlich im jetzigen Schloßpark, in dem auch Grundmauerreste aufgefunden wurden. Der Sage nach soll vom Schlosse bis zur Kirche ein unterirdischer Gang geführt haben: „Wenn nun die Ritter sich mit denen auf der Hufseburg unsern Halberstadt verständigen wollten, so gingen sie zur Kirche und zündeten dort Laternen an, mit denen sie aus der Tür oben in der Ostmauer gen Südosten hin Zeichen gaben; dann wußten die Hufseburger Bescheid.“ Die spätromanische Kirche schließlich mit den tiefen Fenster- nischen im Turm, ihren köstlichen Kapitälern und einem ornamentalen Portal ist eine der schönsten Dorfkirchen unseres Landes.

Die Elmstädte Schöppenstedt, Schöningen und Königsutter.

Schöppenstedt

Von Rich. Schmidt-Rühme

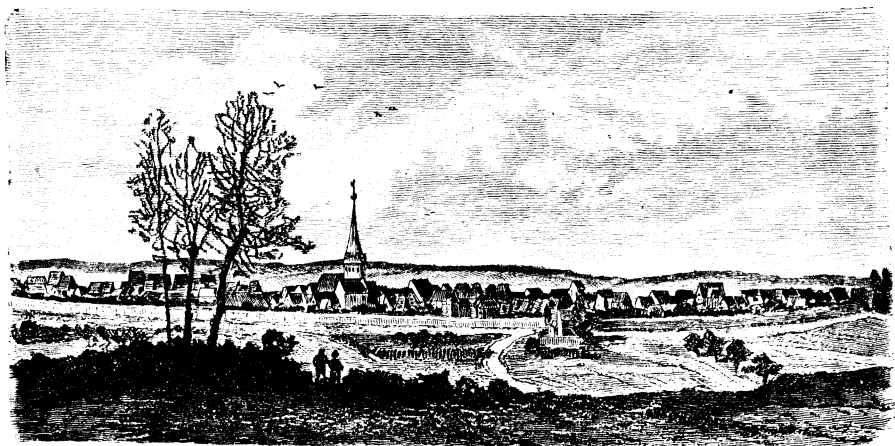
In überaus fruchtbarer Gegend, wo üppig grüne Zuckerrüben breiten und wogende Weizenfelder mit grasreichen Auen sich mengen, liegt inmitten blühender Dörfer das schmucke Städtchen Schöppenstedt, angelehnt an einen Vorberg des Holz und Steine spendenden Elmes.

Gedeutelt ist an seinem Namen alle die geschichtsforschenden Jahrhunderte. Der allererste Erklärungsversuch, der, hier, wo heutzutage in weitem Umkreise kaum ein Kahn aufzuweisen ist, eine lebhafte Schiffahrt vermutend, den Namen Schöppenstedt von Schiff ableitete und somit wohl zu dem bekannten Wappenbilde der Stadt: einem Löwen in einem von Wellen getragenen Kahn Anlaß gab, wurde früh schon ersetzt durch die Deutung auf „Schöffe“, wozu man, weil Schöppenstedt uralter Gerichts-ort für den weiteren Umkreis (Schöppenstuhl) war, größere Berechtigung zu haben glaubte. Neuere Namenforscher gaben der Auslegung des Scephin vor Stede als einem Personennamen den Vorzug. „Doch was ist Name? Was uns Rose heißt, wie es auch hieße, würde lieblich duften!“

Schöppenstedt ist da und ist geworden, ob als Schiffastadt, Schöppenstuhl oder Heim eines Scoppo bekundet seine Geschichte wenig; zumal sie überhaupt etwas reichlich in Dunkel gehüllt ist. In die politische Geschichte tritt es erst im XIV. Jahrhundert; wohingegen seine Bedeutung als kirchlicher Vorort viele Jahrhunderte früher hinaufreicht. Schon zu der der welfischen Landesherrschaft vorausgehenden Zeit der Brunonen war Schöppenstedt dank seiner Bedeutung als Gerichtssitz und Sammelort des beträchtlichen Ernteüberschusses einer reichen Kornegend ein die umliegenden Orte überholender kirchlicher Mittelpunkt, wo seit Hildegrim I., gestorben als erster Halberstädter Bischof 827, ein Archidiakon an der für einen großen Pfarrsprengel bestimmten, dem heiligen Stephanus geweihten Kirche wirkte. Sprechender Zeuge jener Tage ist der fast 12 m im Quadrat und das doppelte in der Höhe messende steinerne Turmunterbau, dessen jetzt metertief in der Erde stekendes einst gewölbtes Untergeschoß zu Zeiten allen Pfarrern des Sprengels Raum für ihre Zusammenkünfte zu bieten geeignet war. Die um 1778 zwecks Unterbringung der Totenbahnen in die südliche Mauer des Turmes gebrochene Tür leistet auch noch heute der profanen Benutzung dieser ehrwürdigen Halle als Kohlen- und Heizraum Vorschub, und die ehemals das Hallengewölbe tragende rätselhafte Mittelsäule nimmt sich sonderbar darin aus. Der ehemaligen Nutzung dieses Raumes war diese Zugänglichkeit von außen weder zweckentsprechend noch erwünscht, führten doch hohe Rundbogenöffnungen von hier aus in das anstoßende Kirchenschiff.

Das frühmittelalterliche Emporblühen Schöppenstedts als Gerichts-, Kult- und Markort geriet bald ins Stocken, da kaum wie anderswo ein kräftiges Herrengeschlecht oder eine einflußreiche kirchliche Macht Handreichung zu weiterem Wachstum bot. Möchten auch sowohl geistliche wie weltliche Oberherren reichlichen Grundbesitz in Schöppenstedt haben, so war ihnen dieser als leicht verpfändbares Gut mehr die melkende Kuh, als sie etwa Förderer des Gedeihens des kleinen Gemeinwesens. Die an sich

vorteilhafte Lage im Tale an dem gesunden klaren Wasser der Altenau wurde doch durch die ost-, nord- und westwärts um die Stadt steil ansteigenden Höhen des Rotberges, Elmes und Olla und nach Süden hin durch die häufigen Überschwemmungen ungangbar gemachten Altenau-niederungen beeinträchtigt, als daß ein bedeutender Durchgangsverkehr dauernd sich halten konnte. Das alte Schuppenstede war eben noch längst nicht Stadt, wenngleich sein heutiger Name wohl gar zu der Ansicht verleiten könnte, es wäre gleich als Stadt ins Dasein getreten. Schon der Hinweis auf das frühzeitig genannte Klein-Schöppenstedt mag genügen zum Beweis, daß Schöppenstedt weder eine Stadtgründung, noch eine Schiffsstadt ist. Das ursprüngliche Dorf mußte erst seine Durchgangsgrade als Flecken, Bleek oder Weichbild durchmachen, selbst wenn es auch 1312 schon Groten Schepenstede genannt wurde. Die Begabung mit Weichbildrechten geschah wenig früher als vor der Mitte des XIV. Jahrhunderts, allerdings immer noch vorher, ehe die heute sich als Westen- und Ostendorf (letzteres volkstümlich nicht gebräuchlich, bekannt unter „oben in Schöppenstedt“) anschließenden Stadtteile, durch das Heranrücken der jeweils nächstgelegenen Dorfgemeinden Neindorf bezw. Allum entstanden. Die ehemalige Lage dieser Wüstungen halten für ersteres die Flurnamen „Grashöfe im Neindorfer Felde“ und für das zweite der Thie im Allumer Felde fest. Es ist aber, wie landläufige Meinung es will, nicht mal nötig, bei dem Eingehen der Dörfer an plötzliche kriegerische Verheerungen zu denken, so ist Neindorf 1415, auch Krautneindorf genannt, noch teilweise bewohnt gewesen, obgleich Schöppenstedt schon gleichzeitig die ganze Flur in Besitz hat. Ebenso hat sich das Verschwinden des nordöstlich gelegenen Pfarrdorfes Twelken nicht auf einmal vollzogen. Um die Mitte des XVI. Jahrhunderts war es bestimmt noch vorhanden, gegen Ende desselben auch noch seine Kirche, von der die Reste des Kirchturmes gar noch 1712 auf dem Aluskirchhofe standen. Die Einwohner dieser Dörfer haben fraglos den sichereren Aufenthalt hinter den Schöppenstedter Stadtmauern dem hinter ihren Staken und Hecken vorgezogen. Ihre Ländereien blieben bis hoch ins XVIII. Jahrhundert hinein gesonderte Bestandteile der Stadt-gemarkung, die sich durch diesen Zuwachs nahezu verdoppelt hatte, woran



Schöppenstedt um 1650

das zuerst eingegangene Allum mit $\frac{1}{6}$, Twelken mit $\frac{1}{3}$ und Neindorf mit $\frac{1}{2}$ beteiligt war.

Der Ausbreitung der werdenden Stadt war die Ost-West-Richtung vorgeschrieben in der Hauptverkehrsstraße oder richtiger im Laufe der Altenau, wenngleich es auch erst von Herzog Julius heißt: „er ließ die Altenau oder Nette durch die Stadt ziehen.“ Unter der Vormundschaft des Großvogts in Wolfenbüttel und dem ständigen Mitreden des ortsansässigen herzoglichen Vogtes in städtischen Angelegenheiten konnte sich Schöppenstedt seit 1418 leidlich als Stadt fühlen, die aber noch zu allermeist in dem landwirtschaftlichen Rückhalte ihr eigentliches Wohlergehen fand. Was will es besagen, wenn auch einige kaufmännische und geringe industrielle Betriebe neben einem Mandel meist schwach besetzter Gilden, von denen neben den gewöhnlichen nur Schwarz- und Schönsfärber, Knopfmacher, Seiler und Böttcher erwähnt seien, in der Stadt ihr gutes Auskommen fanden, bei dem häufig hereinbrechenden Unheil der Feuersbrünste, Überschwemmungen und Übersälle konnte die Stadt selbst sich nie aus eigener Kraft erheben, das fürsorgende Eingreifen des Landesherrn, dessen Löwen sie bis heute im Wappen führt, mußte meist das Beste tun. Allen voran ist es Herzog Julius, der durch Verleihung von zwei Märkten, Pfingst- und Gallenmarkt, und durch die von Braunschweig mit Verdruß betrachtete Schiffbarmachung der Altenau mittels Stauwehr bei Dettum, dem Fortkommen der Stadt förderlich war; hatten doch 1578 und 1587 bedeutende Feuersbrünste, die jedesmal mehr als ein Drittel aller Wohnhäuser einäscherten und eine große Wasserflut im Mai 1571 „merklichen Schaden den Leuten in Kellern, Gärten und Feldern zugefügt, viel Getreide verschwemmt und etliches Vieh ertränket.“ Vor allem aber war es das Geschenk der Braungerechtigkeit, das den Bürgern ein Werkzeug in die Hand gab, nicht nur alte Schäden auszugleichen, sondern das auch einen heute noch nicht überbotenen Wohlstand zeitigte, der es sich durch großartigen Vertrieb der „Wehrmumme“ beikommen ließ, mit dem längst scheelsichtigen Braunschweig in Wettbewerb zu treten, ein Unterfangen, das für Schöppenstedt zu nie gesehenem Unglück ausschlug.

Dem Spottvers der Schöppenstedter:

„De von Brunschwik sind binden licht!
 „Se drauen den von Scheppenstidde und dohn öhne nicht.
 „Se hebbben einen Rüter und halven Soldaten,
 „Damit wollen se sit vor Scheppenstidde maken.

folgte nur zu bald das Hohnlachen der Braunschweiger nach der Weise:
 Ein Bauer soll ein Bauer sein und warten seinen Pflug.

„Am vierzehnden des Meyen kriegten sie frembde Gäst’;
 Man höret sie heulen und schreyen zu Scheppenstedt in dem Nest.
 Die Schuh wollten bezahlet sein mit Geld und Gut, mit Pferd und
 Schwein

und was sonst war das Best.

Sie hatten sich erhoben mit Brauen aller End’,

Die Pfannen sind verstoben, jetzt trinken sie Covent

Und mehrentails auch Gänsewein, der steigt ihn’ nicht zum Kopf hinein.“

Am 14. Mai 1602 wurde nämlich Schöppenstedt ein Opfer des Vandalismus einer verhetzten, schwer betrunkenen Rotte Braunschweiger

Pöbels, wobei kein Haus verschont blieb und ein Gesamtschaden von über 17 000 Talern nach damaligem Werte entstand. Die Absicht der Braunschweiger gelang nur zu gut; das Brauwesen lag für immer darnieder und der Bierpreis erhöhte sich von 3 Gulden 10 Grsch. im Jahre 1602 bis auf 5 Gulden im Jahre 1611.

Die Weiterentwicklung des Stadtrechts nahm folgenden Gang: Erst 1614 erhielt der Rat Zwangsrecht über die Bürgerschaft. Vom Residenzamt löste er sich erst 1705 und die Zivilgerichte über die Stadt und deren Feldmark wurden ihm erst 1742 bezw. 1745 überwiesen. Sonst ist die Eigenart der damaligen Stadtverwaltung so verschieden von der heutigen, daß sich nur schwer ein klares Bild davon geben läßt. Wie es die Abhängigkeit vom Großvogt in Wolfenbüttel mit sich brachte, war eigentlich das Stadtre Regiment doppelköpfig. Hie Vogt! — Hie Rat! war der alte Sader. Gar oft stießen die Wirkungskreise der vier, zu Zeiten fünf Bürgermeister hinein in die Machtbefugnisse des Vogtes. Je mehr sich jedoch die Macht des Rates erweiterte, desto mehr verlor die Stellung des Vogtes an Bedeutung und Einfluß und wurde zuletzt durch die eines Gerichtsschultheißen ersetzt, dem später wieder ein Landkommissar folgte.

Bevor die Wogen des 30 jährigen Krieges der Stadt nahen, kam nach den Verlusten des Jahres 1602 im Jahre 1617 mitten im Juli unter dem strohdachreichen Häusergewirr ein gewaltiger Brand auf, dem an die 100 Gebäude zum Raube fielen. Die durch Freund und Feind verursachten Verheerungen des Großen Krieges sind im einzelnen wenig ausführlich überliefert, soviel ist gewiß, daß das Städtlein trotz Graben, Wall und Mauer, durch welche fünf Tore, das Twelken-, Stoben-, Neue- und Hohetor, sowie die Küblinger Pforte Eingang gewährten, nicht instande war unfriedlichen Eindringlingen den Zutritt zu verwehren. Allerdings wurde die Zwecklosigkeit der ganzen Verteidigungswerke erst 1750 erkannt, wo alles dem Erdboden gleich gemacht wurde. Der beigegebene Stich aus Merian (Abb. S. 244) zeigt beim Twelkentore die Art der Befestigung. Beachtenswert ist ferner das dem Turme vorgelagerte hochgiebelige Haus, das in seinem ältesten Teile als Mittelpunkt des die Kirche nördlich umrahmenden Grundbesitzes des uralten Archidiaconats zu gelten hat, es war also schon lange vor der zeichnerischen Wiedergabe jenes Gebäudes als Schriftassenhof ein stattliches Anwesen. Der etwas rechts seitlich hinter dem Twelkentor sich erhebende Bergfried am Ostrande des Westendorfes, hinter der Kapellanei und dicht am Kapellenfriedhof gelegen, ist scheinbar doch ein Zubehör des ehemals von Pawelschen Sattelhofes, der mehrfach mit dem am Westrande des Westendorfes liegenden „großen“ Hofe, jetzt Kreuzhof genannt, verwechselt worden ist. Zu unserem Bilde ist noch der zeitgenössische Bericht hinzuzufügen: „Anno 1641 als die Keyserl. Armee über die Elbe gegen Bernburg campiret, ist diß Stättlein von 2000 Teutscher Reutter vnd Croaten feindseliger weise überfallen, Barbarischer weise darin gehauset, die Kirche vnd das Rathhaus auffgebrochen, viel vorhandene Dokumente weggeraubet, vnd endlich durch das an vnterschiedlichen Orten angelegte Feuer, dasselbe erbärmlich eingäschert, wovon jetzo noch an die 70 Hausstätten wüste liegen.“ Daß man in jenen Zeiten dennoch zu leben und behaglich zu genießen wußte, bezeugen die festlichen Mahlzeiten (Convivien), die gelegentlich der Kirchenrechnungsablage, Generalvisitation oder Einführung des Superintendenten um 1649 bis 1674 abgehalten

wurden. Bei einem guten Trunk Gardeleger Bieres, das aus Helmstedt geholt wurde, kam eine Speisefolge zur Erledigung, der es an Masse sicher nicht gebrach, indem neben einem ganzen Kalb und erheblichen Mengen an Rind-, Hammel- und Schweinefleisch, auch Karpfen, Havelhecht, Karauschen, Puter, Tauben und Kramtsvögel jeweilig die Tafel zierten.

Der Übergang zum 18. Jahrhundert glich die Schäden des vorhergehenden immer mehr aus, bis am 1. Oktober 1743 in anderthalb Stunden die Stadt wiederum zu einem Drittel in Asche gelegt wurde. Die Fürsorge Herzog Karls erweckte die Stadt zu neuem Wachstum. Amtlicher Weise nie ernsthaft gefördert, andererseits von Einsichtigen scharf bekämpft, war unverständige Lobhudelei gleich bereit, den altberühmten Namen der Stadt preiszugeben und Schöppenstedt dem Herzog zu Ehren fortan Karlsstadt zu nennen. Soviel hat aber die nach dem Brande erstrebte „preiswürdige Regularität“ ganzer Straßenzüge, nachdem schon Herzog Julius die Stadt hatte „ordentlicher in Straßen richten und dirigieren“ lassen, erzielt, daß aus dem Stadtplan kaum eine Deutung der Geschichte gelingen wird, nachdem der Verlust aller Urkunden im 17. Jahrhundert die Einsicht in die Stadtgeschichte für immer nur problematisch machte. Der Anteil, dem dank der engen verwandtschaftlichen Beziehungen des Herzogs Hauses zum preussischen Königshause das ganze Herzogtum am siebenjährigen Kriege hatte, spiegelt sich auch in Schöppenstedts Ergehen wieder: „1757 und 1758 marschierten Franzosen hierdurch, die oft einige Tage blieben und die Stadt inkommodierten. Die Lasten waren unerschwinglich. Aber die sonst wohlhabende Stadt erholte sich bald wieder und ist auch sonst kein Unglück geschehen.“

Die napoleonische Zeit setzt mit dem 10. November 1806 ein, wie im siebenjährigen Kriege hatte die Stadt wiederum ein französisches Souragemagazin anzulegen, die folgenden Monate brachten hohe Hebungen französischer Kriegskontribution. Im Mai 1807 erfolgte die allgemeine Beidigung auf den neugeborenen König Jérôme, wonach es nur so hagelte von „direkten und extraordinären“ Steuern, die schon 1809 viele Konkurse in der Stadt zeitigten. Dazu spionierten fleißig französische Gwissiers und Gendarmen umher und eine Departementskompagnie hielt die Bevölkerung unter Druck. Bis in die letzten Tage der französischen Herrlichkeit mußten meist in kurzen Abständen bedeutende Naturallieferungen oder Zahlungen von Varmitteln zur Verproviantierung Magdeburgs geleistet werden, ehe man endlich zu Anfang des Jahres 1814 die Dankfeier zur Rückkehr des angestammten Landesherrn begehen konnte. Damit begann die friedliche, gedeibliche Entwicklung der Stadt, die sie zu der Gedeihenheit ihrer heutigen Verhältnisse führte. Nur einmal noch flackerte, angefacht von dem freigeistigen Volksmann Uhlich aus Pömmelte, das Strohfeuer einer unechten Begeisterung um die Mitte des 19. Jahrhunderts auf; es schloß sich eine Gruppe von „Uhlianern“ zu einer freireligiösen Gemeinde zusammen, die, heute längst vergessen, nie zu großem Gloré kam.

Da schon Merians Topographie bei Schöppenstedt die schallbaste Bemerkung macht, daß der „Genius loci diesen Ort sonderlich beruffen und bekannt gemacht hat“, so sei noch der Schöppenstedter Streiche gedacht. Eine geschichtliche Begründung läßt sich dafür nicht erbringen, wohl aber liegt die Vermutung nahe, daß der Ruf, den der niedersächsische Schalkanarr

Till Eulenspiegel über das benachbarte Kneitlingen brachte, ein guter Teil Mitschuld an diesem zweifelhaften Ruhm trägt.

Küblingen.

An der Küblinger Pforte im Osten Schöppenstedts beginnt sofort die Küblinger Feldmark; die letzten acht Häuser, drei an der Nord- und fünf an der Südseite der Wilhelmstraße gehören schon zu Küblingen. Auch kirchlich ist von altersher Küblingen mit Schöppenstedt wiederholt verbunden gewesen. Aus einer alten Handschrift der Wolfenbüttler Bibliothek vom Jahre 1291 ergibt sich folgende Begebenheit: Unter einer alten Linde, deren Standort vermutlich mit dem der Kapelle, dem Frauenabteil der heutigen Küblinger Kirche, zusammenfällt, ruhte einst ein Mann, namens Albert Rieseberg; da erschien ihm die Mutter Maria und veranlaßte ihn, am Peter=Paulstage nach Königslutter zu gehen, wo er von rheinischen Kaufleuten ein hölzernes Marienbild kaufte, das in einer in die Linde geschnittenen Nische Aufstellung fand. Das Bild gelangte in den Ruf großer Wunderkraft. Einen Johann Schwanefeld errettete es aus Haft und Banden; Herzog Albrecht den Großen befreite es von schwerem Siechtum, ungerechnet die unzähligen andern Wunder. Besonders trug der Plebanus von Schöppenstedt Sorge, die Wundertätigkeit weit umher bekannt zu machen; denn bei dem Zudrange der Gläubigen nach Königslutter war eine teilweise Ablenkung des Pilgerstromes nach Küblingen ganz in seinem Sinne, da es die wunderstüchtigen Besucher an Geldern und Spenden nicht fehlen ließen. An der merkwürdigen dreiflügeligen Kirche, deren Hauptschiff seit 1720 nicht mehr benutzt wird, findet sich an dem Verbindungsbau nach der Kapelle, welche beide die jetzige Dorfkirche vorstellen, in einer Nische ein steinernes Marienbild mit Kniestein davor. Das ursprüngliche Bild in Lebensgröße von 1291 mit warmem (Holz) und kaltem (Gips) Arm ist erst in neuerer Zeit durch Verwahrlosung in Verfall geraten.



Schöningen

Von Rich. Schmidt=Kühme

Als echte Grenzstadt, auf einem allmählich abdachenden Vorsprung des Elbes sich erstreckend, überragt von den mit den Elmbuchen sich messenden Türmen von St. Lorenz, leuchtet als uralter Durchgangsort west-östlichen Verkehrs Schöningen weit ins Land hinein, daher sein Name! Von Osten her hat man den Eindruck von Macht und Größe, daß die Stadt fast wie eine Beherrscherin und Schutzherrin des ganzen vorlagernden Gaues erscheint, ein Trugbild, das sie in ihrer Geschichte nie rechtfertigte.

Es ist müßig über das Alter dieses angeblich „ältesten“ Ortes des Landes zu streiten. Wo nicht ausdrücklich ein bestimmtes Gründungsdatum nachweisbar ist, reicht das Entstehen unserer meisten Ortschaften in die vorgeschichtliche Zeit hinein. Für Schöningen ist die Lage seines unteren Teiles an Stelle der prähistorischen Siedelung ohne weiteres dadurch gegeben, daß die dort fließenden Salzquellen schon den Steinzeitmenschen an diese Stelle fesseln mußten, wie zahlreiche Funde von Urnen

und Steinwaffen beweisen. Insofern kann es jedoch als ältester Ort des Landes gelten, daß die geschichtlichen Quellen es zuerst nennen, nämlich 747, in welchem Jahre Pipin der Kleine auf der Suche nach seinem Halbbruder Gyrpho, der bei den Sachsen Zuflucht und Hilfe gefunden hatte, sich bei Skahningi an der Missaba lagerte. Demnach war das Dorf Schöninggen, das seine Lage im heutigen Westendorf (Oberndorf) hatte, längst vorhanden, an dem heute aus dem „Klaren Loch“ im Garten des Klosterguts hervorrieselnden Mühlenbach. Vornehmen Besuch erhielt in dieser Frühzeit Schöninggen noch 784 durch Karl d. Gr. und 994 und 95 durch Otto III., wohingegen der Aufenthalt Heinrichs des Finklers glaubwürdig nicht bezeugt und sein Anteil an der Namengebung „Scheinig“ völlig ausgeschlossen ist. Es setzt jedoch der Aufenthalt jener gewaltigen Herren einen königlichen Besitz, wozu als Regal die Salzquellen gehörten, einen Königshof voraus, der aber in jener Zeit beileibe nicht ein gewölbter Hallenbau aus Quadersteinen, vielmehr ein Holzbau gewesen sein muß. Auch Fürsten mußten sich damals nach unseren Begriffen mit äußerst bescheidenen Unterkunftsräumen begnügen. Es kann darum auch in dem als ehemaligen Standort heute bezeichneten Oberförstereigrundstück an der Kesselstraße (silva ketil?) im Westendorf kaum irgendein Überrest der alten Pfalz nachweisbar sein.

Mittlerweile geschah aber nach dem furchtbaren Wendenaufstande 983 von der Altmark her die Verlegung des Klosters aus Kalbe an der Milde, das zunächst im untern Ostendorf seine Stätte fand, aber nach fünfviertel Jahrhundert auf der Höhe über dem Westendorf als Lorenzkloster neu entstand, vermutlich auf dem Gebiet und ausgerüstet mit Bestandteilen des alten Königshofes. Somit war neben der Saline das Kloster mitbestimmend am Wachstum des Ortes. Als dritter Faktor muß noch der große Durchgangsverkehr vom Rhein zur Elbe gelten; denn er veranlaßte selbständige Handwerker, vielleicht auch die Inhaber der 13 Salzloten, sich schon möglichst unter dem Schutze des Halberstädter Bischofs oder der Grafen von der Sommerschenburg zu einer Marktsiedelung zusammenzuschließen, die den dreieckigen Markt und die zunächst anliegenden Straßen umschloß. Für diesen jüngsten Teil Schöninggens galt die St. Vincenzkirche, die ja auch anfangs des 14. Jahrhunderts so bezeichnet wird, als Marktkirche. Die ungleich frühere Gründung der 1776 verschwundenen Stephanikirche im Westdorfe geht, weil zu den ersten 35 Archidiaconatskirchen des Bistums Halberstadt gehörend, schon auf den ersten Halberstädter Bischof Hildegem von Chalons († 827) zurück, und die in der Franzosenzeit abgebrochene, den Standort des Nonnenklosters im Ostendorf bezeichnende Nikolaikapelle auf das Jahr 983.

Es schlummerten also in dem alten Gemeinwesen kräftige Keime zum Aufbau einer Stadt, gehütet von den wirtschaftlichen Kräften der Saline und der Marktsiedelung und den geistigen des Klosters. Andererseits drohte dieser Entwicklung aber stets Gefahr durch die Lage Schöninggens an der Reibungsfläche bischöflich-magdeburgischer und welfischer Machteinflüsse, die den alten Grenzort zum Janckapfel machte, wodurch, wie es der Überfall des Erzbischofs Otto von Magdeburg (1347) hinlänglich dartut, Schöninggen zum leidenden Teil wurde. Gegen Abtretung des Schlosses Hötensleben war der streitbare geistliche Herr erst zur Räumung zu bewegen. Herzog Magnus säumte nun nicht, durch Errichtung eines Bollwerks,

des Schlosses, künftig ähnlichen Überraschungen vorzubeugen. Als der Markttort zur Stadt erhoben war, traten zu der schützenden Mauer auch Wall und Graben für alle drei Teile. Wie überall gewährten vier Tore: das Western-, Salz-, Niedere und Neue Tor Zugang zur Stadt. Nach dem handschriftlichen Bericht des Schöninger Chronisten Viebing bestand „die Nahrung der Bürger in Handwerk, mehrenteils aber im Brauerwerk, Salzwerk und Ackerbau“. Nicht ohne Grund ist hierbei die Brauerei in erster Linie aufgeführt. Wenn das Recht an der Salzgewinnung meist auswärtigen Zinsherren zustand, so teilten sich in den Gewinn durch die Brauerei 40 Häuser, die sowohl in eigenem Raum wie in dem mit Quellwasser gespeisten Ratsbrauhause ein dem Broyhan ähnliches Getränk namens Wippenkiel erzeugten. Es war eben für unsere niedersächsische Stadt ein Lebensbedürfnis, trotz des Bestehens eines Weinberges, das tägliche Getränk, da es außer Wasser kein Ersatzgetränk gab, sich in genügender Menge zu verschaffen und dabei noch einen weiteren Umkreis zu



Schöningen um 1680

versorgen. Dieser wiederum lieferte dank der Fruchtbarkeit seiner Felder reiche Kornerrträge zur Stadt, so daß in deren Gebiet der kleine steil herab-
rauschende Mühlenbach 15 Mühlen zu treiben hatte.

Über das Weichbild wachte ein sich alle Jahre ablösender Rat von durchschnittlich zehn Personen, von denen nur der Ratschreiber lebenslänglich im Amte blieb. Von 1393 an führte ein herzoglicher Gerichtsschultzeiß, ein Mann mit juristischer Vorbildung, im Räte den Vorsitz. Mit den beiden Bauermeistern der Innenstadt versahen die Bauermeister der Vorstädte die Feldaufsicht. In der Ständerversammlung des Landes hatte die Stadt Sitz und Stimme. Der geschäftliche Verkehr mit der Umgegend wurde durch mehrere Jahr- und Viehmärkte gefördert.

Für das Wohl der Stadt von segensreichstem Einflusse war der Aufenthalt verschiedener Herzoginnen des braunschweigischen Fürstenhauses, die Schöningen zu ihrem Witwensitze erkoren. Als erste zog auf dem wiederholt umgestalteten Schlosse ein Sophie, die zweite Gemahlin Heinrichs des Jüngeren, aus königlichem Stamm Polen, die der 68jährige geelichet hatte, um den verhassten Julius von der Nachfolge auszuschließen. Nach

kinderloser Ehe hatte sie von 1568 bis zu ihrem Tode am 28. Mai 1575 hier ihren Sitz. Sie stiftete sich ein ehrendes Gedächtnis durch Erneuerungsbauten am Schlosse, besonders an der Schloßkapelle, und der Umwandlung des im Nordtal vor dem Neuen Tore am Esbecker Wege liegenden unbedeutenden Liebfrauenklosters in ein heutigentags noch bestehendes Armenhaus. Ihrem Stieffohn Julius, dessen Ausöhnung mit dem Vater sie anbahnte, hinterließ sie einen für damalige Zeit fast unermesslichen Goldschatz. Den nach 33jähriger Verwahrlosung leer stehenden Witwensitz bezog 1615 die kluge Elisabeth, Heinrich Julius Witwe aus königlich dänischem Stamme. Für Schöningen mußte es ihr zunächst gelten, die Stiftungen ihrer Vorgängerin zu erneuern und vor gänzlichem Verfall zu bewahren. Im Lande wirkte sie noch rührig den unter ihrem Sohne einreißenden Bezdrängnissen entgegen, bis bereits 1626 der Tod sie in Braunschweig dahinraffte; denn schon begannen sich die Folgen der Schlacht bei Lutter a. V. im Lande und in Schöningen auszuwirken. Da erschien als Schutzengel Schöningens im 30jährigen Kriege Anna Sophie, die als kaum 10jährige brandenburgische Prinzessin dem letzten charakterschwachen Erben des mittleren Hauses Braunschweig, Herzog Friedrich Ulrich, angetraut, nun ob ihrer nicht ganz einwandfreien ehelichen Treue in Wolfenbüttel unmöglich geworden, durch des damals allmächtigen Kaisers Ferdinand II. Willen erst 30jährig hier 1628 ein Asyl fand. Sie hat, mit segensreichem Wirken ihre frivolen jugendlichen Fehlritte vergessen machend, jenen Ehrentitel sich verdient, indem sie Kriegsschäden und Brandschatzung fernhielt, Bedrohten Zuflucht, Armen und Notleidenden Verpflegung gewährte. Die größte Segenstat der gutherzigen, geistreichen Frau wurde aber für Schöningen die Gründung einer lateinischen Schule, die ihr zu Ehren Anna Sophianeum hieß. Diese bestand 170 Jahre, als fremde Willkür sie 1808 mit dem Helmstedter Gymnasium vereinigte. „Mancher brauchbare, würdige und gelehrte Mann ist gezogen und gebildet in diesem Institut, das sich große Verdienste um das Vaterland erworben hat.“ Vor Gründung dieser Anstalt war die einzige Schule, wo Schöninger Bürgersöhne sich für höhere Bildungsbedürfnisse vorbereiten konnten, oben bei den Augustinermönchen im Lorenzkloster, die auch nach der Reformation bis 1710 ein kümmerliches Dasein fristete. Anna Sophie fiel es auch zu, die Schäden der Feuersbrunst von 1644 zu heilen, die selbst das Innere der Stadtkirche vollständig zerstörte und wie ein gleichzeitiger Bericht meldet „innerhalb dreier Stunden die ganze Stadt, ausgenommen 24 Häuser, samt Kirche, Schule, Rathhaus so glatt herunterbrannte, daß nicht ein Strumpf davon, das Gemäuer ausgenommen, bestehen blieb.“

In neuerer Zeit ist die Stadt von ähnlichem Unglück verschont geblieben; aber in alten Tagen haben Pest und Feuer die Stadt öfters heimgesucht, daß durch erstere die Stadt ganz ausstarb und durch letztere innerhalb 14 Jahren (1553—1567) dreimal beinahe gänzlich eingeeßert wurde. Zwecks beschleunigter Beiseiteschaffung der Pestleichen im Jahre 1625 wurde der noch ein Jahrhundert später gezeigte Schüdderump (schützte den Rumpf!), eine Totenbahre, die das Berühren der Toten verbötete, gebraucht. Die noch im Volksmunde beliebte Anwendung des Titels Schüdderump für einen nachlässig gekleideten Menschen und die gleichnamige köstliche Novelle unseres Raabe haben der unbeimlichen Bedeutung des Wortes ihren Schauer genommen.

Wie das Kloster durch die Reformation an Bedeutung verlor, so sank auch zu Zeiten der Salzertrag immer niedriger, die Brauerei kam in Verfall und die Entwicklung Schöningens geriet auf den toten Punkt; es kam die Zeit, die der Name „Dreck-Scheinig“ verkörpert. Herzog Karl griff ein, suchte das Brauwesen zu neuem Leben zu erwecken, mit mehr Erfolg setzte er bei der Saline ein. Es gelang die Salzkoten in Staatsbesitz zu bringen, ohne welche Maßregel die danach einsetzende Blüte der Saline nie erreicht worden wäre. Die Entwicklung der Stadt in neuester Zeit ist durchaus abhängig gewesen von der Erbauung der sie dem Verkehr anschließenden Eisenbahnen und der Gewinnung der Braunkohlen in zahlreichen die Stadt umlagernden Gruben. Es entstanden neben der kräftig aufstrebenden Saline bedeutende industrielle Betriebe, unter denen die chemische Fabrik den größten Anteil an der Vergrößerung des Schöningens hatte, an dessen Spitze gerade zu dieser Übergangszeit einsichtige Männer ihres Amtes walteten.



Königslutter

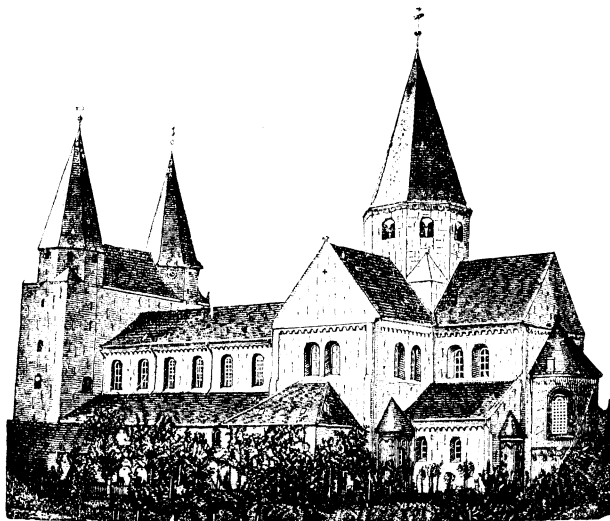
Von Hans Pfeifer

Auf dem nördlichen Ausläufer des kalk- und buchenreichen Elms entspringt aus zahlreichen Quellen, dem „Spring“, ein Flüsschen, das man wegen des kristallklaren Wassers die „Lauter“ nannte. Der Elm war, wie die vorgeschichtlichen Funde und Urnenfriedhöfe beweisen, sowohl auf der sanft ansteigenden Höhe, als am Rande bereits früh besiedelt; und so dürfen wir annehmen, daß dort, wo der Bach aus dem Walde in Ackerland übergeht, schon in vorchristlicher Zeit eine menschliche Siedlung vorhanden war, die sich im Laufe der Jahrhunderte zu einem geschlossenen Orte, später zum Markte und zur Stadt entwickelte. Sie führte ihren Namen nach dem klaren Wasser, das vom „Spring“ den Ort durchströmte: Luttere.

Oberhalb des Ortes, nach Süden zu hatten die Grafen von Halzdensteden eine größere Besitzung und ein festes Haus oder Schloß. Hier errichtete Graf Bernhard d. A. im Jahre 1100 ein Nonnenkloster nach den Regeln des Heiligen Augustin, um ein Gott und der Kirche wohlgefälliges Werk zu tun und seinen weiblichen Nachkommen einen sicheren Zufluchtsort zu schaffen, wie solches derzeit bei den Großen des Reiches üblich war. Der Graf erlebte die Vollendung des Klosters nicht, und erst sein Sohn, Bernhard d. J., soll es im Jahre 1110 fertiggestellt haben.

Das Gut mit dem Kloster und dem Orte ging dann nach zwei Jahrzehnten in den Besitz des deutschen Königs und römischen Kaisers Lothar, Grafen von Süpplingenburg über, dessen Stammsitz sich in nächster Nachbarschaft befand. Allein die Nonnen hatten ein lasterhaftes Leben geführt, so daß Lothar sich im Jahre 1135 genötigt sah, sie nach dem Kloster Trübeck am Harz zu versetzen; an ihre Stelle traten Benediktinermönche aus dem Johanniskloster Berge bei Magdeburg, die unter Führung des Abtes Eberhard ihren Einzug in das nunmehr Königslutter genannte Kloster hielten. Lothar hatte bereits das Greisenalter erreicht,

als er zum Kaiser gekrönt wurde; so bestimmte er die Benediktiner zu Lutter zu Hütern seiner letzten Ruhestatt. Aber ein herrlicher neuer Dom, eines Kaisers würdig, sollte sich über seinem Grabe erheben; weit hinaus schauen in das Land sollte die Gruftkirche des Mächtigsten im Reiche, die vornehmsten Heiligen, die Apostel Petrus und Paulus, ihre Patrone werden. Das Kloster hatte der Kaiser mit zahlreichen Gütern ausgestattet und bedeutende Mittel standen zur Verfügung, den Kirchenbau aufs herrlichste zu gestalten und rasch zu fördern, damit er beim Tode des Stifters wenigstens soweit fertiggestellt sein würde, daß die Bestimmung, die kaiserliche Leiche hier beizusetzen, erfüllt werden konnte. Die Bauleitung lag in den Händen der Mönche, die Werkleute, Maurer



Königsstatter Kirche

und Steinmetzen, strömten aus weiter Ferne, selbst aus Norditalien, herbei, um mit den Hörigen des Klosters zusammen den Bau zu fördern. Das Baumaterial gewann man aus dem kalksteinhaltigen Untergrunde der Baustelle oder aus den nahen Steinbrüchen im Elbe. So konnte bereits im Jahre 1135 die feierliche Grundsteinlegung in Gegenwart des Kaisers und seiner Gemahlin Richenza, Erbtochter des reichen Nordheimer Grafen Heinrich, genannt der Setze, Markgraf in Friesland, und zahlreicher sächsischer und thüringischer Großen vorgenommen werden.

Wenn der Bau auch nach Möglichkeit gefördert wurde, so sollte der königliche Bauberr die Fertigstellung desselben nicht erleben. Am 4. Juni 1135 in Rom zum Kaiser gekrönt, zog es den bejahrten Fürsten vier Jahre später noch einmal nach dem sonnigen Himmel Italiens, um seine kaiserliche Macht zur Geltung zu bringen. Auf der Rückfahrt erkrankte er in Verona, konnte aber, trotz der vorgerückten Jahreszeit und verschneiten Wege über die Alpen zurückgebracht werden. Es war Dezember 1137; der beschwerliche Weg und die raube Witterung erschöpften die Kräfte des Todkranken. In Brietenwang, einem kleinen Orte bei Neutte, am nördlichen Fuße des Fernpasses, bauchte er am 3. Dezember 1137 in den Armen des Erzbischofs Konrad von Magdeburg sein Leben aus. Eine

1867 vom Fürsten Leopold Friedrich von Anhalt errichtete, inzwischen erneuerte, Gedächtnistafel an der Kirche des kleinen Alpendorfes hält das Gedächtnis an den Tod des Kaisers an Ort und Stelle fest. Die armfelige Bauernhütte, in der er starb, ist nicht mehr vorhanden; sie soll erst 1840 wegen Baufälligkeit abgebrochen sein. In feierlichem, ernstem Zuge wurde die kaiserliche Leiche über Augsburg und Nürnberg nach Königsutter überführt, wo sie am 31. Dezember 1137 in Anwesenheit zahlreicher Fürsten und geistlichen Würdenträger in dem noch nicht vollendeten Dome beigesetzt wurde. Der Chor war noch nicht fertig, vielleicht noch nicht einmal in Angriff genommen, so daß die Leiche an der, wohl von Lothar selbst gewählten Stelle, im Mittelschiff des Langhauses, beigesetzt werden mußte. Bereits ein Jahr später fand auch der Schwiegersohn Lothars, Heinrich der Stolze, Herzog zu Bayern und Sachsen, hier seine letzte Ruhestatt, und ihm folgte 1141 die Kaiserin Richenza. Das Grab wurde mit einem Denksteine bedeckt, auf dem die unter ihm ruhenden Fürstlichkeiten in Lebensgröße dargestellt waren. Als der Statthalter Joachim v. d. Streithorst in Königsutter anwesend war, ließ er am 14. Januar 1620 das Grab öffnen; man fand darin eine bleierne Tafel mit lateinischer Inschrift, welche die Regierungszeit des Kaisers, seinen Tod und seine Tugenden meldet. Neben den irdischen Überresten der kaiserlichen Leiche lag zur Rechten ein Schwert, zur Linken ein kleiner Reichsapfel aus Blei, ferner ein kleiner silberner Grabkelch, wie er im Mittelalter vornehmen weltlichen und geistlichen Würdenträgern ins Grab gelegt wurde; endlich ein Stück Kork von der Sohle eines Stiefels und das Bruchstück eines Sporns, sowie ein Stück doppelten Taffets von der Bekleidung, das bei der Freilegung schön karmoisinrot gewesen, dann aber am Tageslicht verblichen ist. Die in drei Teile zerbrochene Bleitafel und den kleinen Reichsapfel mit dem Kreuze bewahrt das Landesmuseum in Braunschweig, die übrigen Fundstücke wanderten nach Wolfenbüttel, wo sie verloren gegangen sind. Heute schmückt das Kaisergrab eine schwarze Marmorplatte, auf der, aus Alabaster in Lebensgröße gehauen, Lothar mit den Abzeichen seiner kaiserlichen Würde, Krone, Schwert und Reichsapfel, zur Rechten seine Gemahlin Richenza, zur Linken Herzog Heinrich der Stolze dargestellt sind. Der um das Kloster verdiente Abt D. Johannes Fabricius ließ das Denkmal im Jahre 1708 in dieser Weise herrichten, nachdem das alte Grabmal zerbrochen war.

Da das Kaisergrab im Langhause und nicht, wie ihm zugekommen wäre, im Hochchore sich befindet, muß der Bau der Kirche im Westen begonnen und so rasch gefördert sein, daß die kaiserliche Leiche hier beigesetzt werden konnte, was übrigens auch aus den Bauformen hervorgeht; wie denn auch 58 Jahre später Herzog Heinrich der Löwe, der Schwiegersohn Heinrichs des Stolzen, seine Ruhestatt im Langschiff des Domes in Braunschweig gefunden hat, weil der Chor noch nicht fertig gestellt war, als er starb.

Die Stiftskirche zu Königsutter ist eine der größten und schönsten romanischen Pfeilerbasiliken auf norddeutschem Boden, würdig der Grömmigkeit eines kaiserlichen Herrn. Zwei Türme im Westen, aus dem breit gelagerten Unterbau in das Achteck übergehend, und ein mächtiger aus dem Vierungsquadrat vor dem Chore emporstrebender Vierungsturm krönen den

stattlichen Bau. Die niedrigen Seitenschiffe, deren Dächer bis unter die Fenster des Mittelschiffs gehen, sind über das Querhaus zu beiden Seiten des Chores hinausgeführt, von kleinen Apsiden flankiert und abgeschlossen, so daß mit der großen Chorapside eine der großartigsten Choranlagen entsteht, wie sie nur wenige romanischen Kirchen Deutschlands aufzuweisen haben.

Im Gegensatz zu dem schlichten Äußern des Langhauses ist der Chor vom Querschiff ab reich gegliedert und verziert und verrät damit eine spätere Bauzeit. Eklisenen und Halbsäulchen zwischen den Fenstern teilen die Wandflächen auf und gehen unter dem Hauptgesimse in einen Rundbogenfries über. Die Chorapsis zeigt die reichste Gliederung und ist selbst in der Höhe geteilt. Der untere Teil tritt vor dem oberen etwas vor und ist mit einem schönen Akanthusfrieze abgeschlossen, unter dem ein Rundbogenfries mit eigenartigen Darstellungen die Apsis umzieht. Wir sehen in den Bogenfenstern Rosetten mit Tiergestalten abwechseln und über den Kapitellen der Eklisen, die bis zum Sockel herunterreichen und die Apsis in drei Felder einteilen, Jäger mit dem Hifthorn dargestellt, von denen der eine einen Hasen am Stabe hängend trägt, der andere in das Horn bläst. Es ist ein Jagdfries, wie er mehrfach an kirchlichen Bauten und Gegenständen, selbst an Glocken,¹⁾ vorkommt. Wir finden hier einen jagenden Hund, einen Hasen vom Hunde gebissen, den Jäger, wie er von den Hasen überwältigt und gefesselt ist, dann folgt ein Hirsch, wieder ein Hund und ein vom Hunde gepackter Eber. Über die Deutung dieses Frieses sind die Sachverständigen nicht einig; während die einen ihm eine symbolische Bedeutung, das verfolgte aber siegreiche Christentum, unterlegen, wird solches von den anderen bestritten, welche die Darstellungen lediglich der Laune des Künstlers zuschreiben. Die Kapitelle über den Eklisen wachsen aus überfallenden Akanthusblättern, die in gleicher Ausführung und Schönheit auch an dem Frieze über den Rundbogen vorkommen, heraus; sie verraten einen hervorragenden Meister und Steinmetzen, der seine Vorbilder aus Norditalien geholt hat und noch an anderen Stellen unseres Landes tätig gewesen ist.

Wie die Chorapsis, so ist auch das Hauptgesimse des Vierungsturmes mit einem Rundbogenfrieze geschmückt, der in den Feldern abwechselnd eine Rosette und eine figürliche Darstellung enthält. Es sind neben dem Kaiser Lothar und der Kaiserin Richenza, die bezeichnender Weise an der Nordseite des achteckigen Turmes angebracht sind, um den Blick auf das Land und die Stammburg Süpplingenburg zu haben, die Patrone Petrus und Paulus, sowie die Evangelisten und andere Kirchenheilige; auch die Krönung der Maria ist auf der Südseite, von lautenspielenden Engeln umgeben, dargestellt, und statt der Rosetten in den Zwischenfeldern hat hier der Künstler Sonne, Mond und Sterne, die Reinheit der Maria verkündend, angebracht.

Unter den Eingängen, welche in das Innere der Kirche führen, zeichnet sich besonders die westliche Tür der Nordseite durch eine reiche Verzierung aus. Die äußere Umrahmung ist kleeblattförmig geschlossen, und der Halbkreis des Mittelbogens wird auf jeder Seite von einer Säule gestützt, die, von der Deckplatte bis zum Sockel reich verziert, auf dem Rücken eines

¹⁾ z. B. in der Hauptkirche B. M. V. in Wolfenbüttel.

liegenden Löwen ruht. Die Löwen fletschen die Kachen und halten einerseits einen liegenden härtigen Mann, anderseits einen Widder zwischen den Pranken. Es sind die Träger und Wächter des Heiligtums. Das Motiv hat der Meister aus Norditalien oder Süddeutschland mitgebracht.

Betreten wir durch das Löwenportal das Innere der Kirche, so sind wir überrascht von der großartigen, nach Osten sich steigernden wuchtigen Wirkung der Pfeilerbasilika. Das Mittelschiff und die Seitenschiffe hatten ursprünglich eine flache Holzdecke; erst später, das Mittelschiff sogar erst am Ende des 17. Jahrhunderts, sind die jetzt vorhandenen Gewölbe ausgeführt. Querschiff und Chor dürften kaum in Angriff genommen sein, als der Kaiser im notdürftig unter Dach gebrachten Langhause beigesetzt wurde. Hier war von Anfang an die Wölbung der Decke vorgesehen, die dadurch reicher gestaltet wurde, daß runde Eckdienste vom Boden bis zum Gewölbekämpfer emporstreben, wo sie die Träger der Schildbogen bilden. Die Wandflächen des Chorquadrats sind auf jeder Seite durch zwei Öffnungen durchbrochen, deren Mittelpfeiler zurücktreten und einer freistehenden Säule Raum geben, deren Kapitell besonders reich mit Gesichts- und Tierbildern zwischen überfallenden Blättern und Voluten verziert ist, wie wir ein fast gleiches Kapitell in der Burg Dankwarderode wieder finden. Wie die breiten Wand- und Deckenflächen der hervorragenden Kirchen des 12. Jahrhunderts auf eine reiche Ausmalung derselben hinweisen, so hatte auch die Grufkirche Lothars von Süpplingenburg nach ihrer Fertigstellung eine reiche farbige Ausschmückung erhalten. Aber nur wenige Reste sind unter der nüchternen Tünche erhalten geblieben, die aber doch den Beweis erbringen, daß das Heiligtum in allen seinen Teilen mit farbigen Bildern und Ornamenten-Schmuck versehen gewesen ist. Auf Veranlassung des Regenten, Prinz Albrecht von Preußen, hat dann in den goer Jahren des vorigen Jahrhunderts der Direktor des Germanischen Museums in Nürnberg, Professor Dr. v. Essenwein den Plan zu einer Neuvermalung des Domes in Königslutter aufgestellt, der von dem Wiederhersteller des Baudenkmals, Baurat Ernst Wiehe, durch den heimischen Kirchenmaler Adolf Quensen zur Ausführung gebracht ist. So steht heute der Dom zu Königslutter in alter Pracht und Herrlichkeit wieder da, ein würdiges Denkmal über der Gruft seines kaiserlichen Stifters. Von der einst reichen inneren Ausstattung des Domes ist nicht viel übrig geblieben. Beachtenswert ist ein spätrömischer Standleuchter für die Osterkerze aus Sandstein und Marmor und ein Altarleuchter aus Bronze und Bergkristall aus dem 12. oder 13. Jahrhundert.

Durch die westliche Tür des südlichen Seitenschiffs gelangen wir in den Kreuzgang, der sich unmittelbar an die Kirche anschließt. An dieser Tür liegen jetzt die alten Löwen des gegenüber liegenden Löwenportals, die, vom Wetter im Laufe der Jahrhunderte arg mitgenommen, hatten erneuert werden müssen. Wir befinden uns in dem noch vollständig erhaltenen, in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wiederhergestellten, Nordflügel des Kreuzgangs, der sich unmittelbar an die Kirche anschließt. Es ist eine doppelschiffige, mit einer Reihe reich verzierter Säulen versehene Halle, deren Endgewölbe von zwei hockenden Männern als Konsolen getragen werden, die der Volksmund als Meister und Geselle bezeichnet. Dieser Teil des Kreuzgangs stammt noch aus der römischen Bauperiode und zeigt in seinen Einzelheiten Anklänge an gleich

Bauglieder der alten Teile des St. Agidienklosters in Braunschweig, des Klosters Michaelstein bei Blankenburg u. a. O., so daß wir die Spuren des Meisters von Königslutter oder seiner Gehilfen verfolgen können. Neben dieser schönen Halle ist nur noch der Westflügel des Kreuzganges erhalten, der jedoch einer späteren Zeit, Ende des 13. Jahrhunderts oder noch später, angehört. In der Mitte dieses Flügels, nach Osten vorspringend, liegt das Brunnenhaus, dessen Bauformen darauf hinweisen, daß der westliche Kreuzgang ursprünglich der romanischen Bauzeit angehört hat. Auf der Westseite dieses Flügels grenzt das zweischiffige Refektorium an den Kreuzgang, in dem sich heute die Kapelle für die Landesheil- und Pflegeanstalt befindet, die auf dem südlichen Klostergrundstück errichtet ist.

Treten wir noch einmal in die Kirche zurück, so sehen wir, daß der nördliche der beiden Westtürme keine Stufentreppe, sondern einen flachen Schneidengang hat, der in Zeiten der Not dazu benutzt sein soll, das Vieh auf den Kirchenboden zu treiben, um es vor räuberischen Zugriffen in Sicherheit zu bringen. Wir steigen zur Orgelbühne zwischen den Türmen empor und erfreuen uns noch einmal an den schönen Verhältnissen des Kirchenraumes, um, in das nördliche Seitenschiff zurückgekehrt, die Kirche durch das Portal des nördlichen Kreuzarmes zu verlassen. Alte hochstämmige Linden umrauschen uns, aber die schönste und älteste Linde steht auf der Südseite der Kirche im Anstaltsgarten, ein Baum mit mächtigem Umfang am Stamm und von hervorragender Schönheit, ein Jahrhunderte altes Wahrzeichen längst vergangener Zeiten. Die sorgsam gepflegte, immer noch grünende Linde, zählt zu den ältesten bekannten Bäumen Deutschlands. Könnten sie reden, diese alten Bäume, dann würden sie uns von dem Leben und Treiben erzählen, das sich unter ihnen, besonders an den Gedächtnistagen der Kirchenheiligen, am Peter=Pauls=Feste, entwickelte. An diesem Tage, dem 29. Juni, konnten die Sündigen und Beschwerten Ablass erhalten, und in großen Scharen kamen die Pilger von Nah und Fern, um ihre Seelen zu reinigen. Das Kloster hatte durch diesen Ablass eine weitgehende Berühmtheit erlangt und besonders, wenn der Peter=Paulstag mit der Wallfahrt nach Aachen, wo alle 7 Jahre die dort bewahrten Heiligtümer dem Volke gezeigt wurden, das Lendentuch des Heilandes, das Untergewand der Gottesmutter u. a., zusammenfiel, war der Andrang des Volkes ein so bedeutender, daß der Rat zu Braunschweig im Jahre 1408 sich genötigt sah, die Torwachen zu verstärken, um die wallfahrenden Massen und das darunter befindliche lichtscheue Gefindel im Zaume zu halten. Da waren die Landstraßen, welche nach Königslutter führten, überfüllt von Pilgerzügen, deren murmelndes Beten und Singen in monotonem Durcheinander weithin hörbar war. Priester und Klosterbrüder voraus, fliegende Fahnen und Standarten hinterdrein, bewegte sich der bunte Zug von Männern und Weibern, Kranken und Krüppeln durch die Klosterpforte und lagerte sich auf dem Linden umsäumten Platze an der Nordseite des Domes. Vor dem Portale des nördlichen Kreuzarmes befand sich eine, jetzt nicht mehr vorhandene Vorhalle, ein sog. Paradies, angeblich der Gottesmutter geweiht, in der ein wundertätiges Marienbild dem Volke gezeigt wurde. Hier wurde der Ablass erteilt, nachdem der Bügende zuvor gebeichtet und das, nach der Schwere der Beichte sich richtende, Ablassgeld in den Kasten geworfen hatte.

„Und wenn das Geld im Kasten klingt,
Die Seele in den Himmel springt!“

Die so ihrer Sünden Befreiten durften jetzt durch das Löwenportal die Kirche durchschreiten, um auf der anderen Seite in den Kreuzgang zu gelangen. Hier entwickelte sich nun ein buntes, jahrmakktähnliches Treiben. Der Abt hatte den Krämern und Kaufleuten, häufig aus weiter Ferne hergezogen, gestattet, Buden und Tische aufzustellen und allerlei Waren, Heiligenbilder, gemalt und geschnitzt, geweihte Kerzen und Pilgerzeichen, Gegenstände für den Gebrauch und Lebensmittel, feil zu bieten. Hier kaufte am Peter=Paulstage gegen Ende des 13. Jahrhunderts Albert Rysenberg das aus Holz geschnitzte wundertätige Marienbild von rheinischen Kaufleuten, das er der Kirche in Küblingen bei Schöppenstedt schenkte, wo ihm die Gottesmutter bei frommer Andacht erschienen war (vergl. S. 248). Begehrt waren besonders die Pilger= oder Wallfahrtszeichen aus Metall, die an den Hüten oder an der Kleidung befestigt wurden, als Ausweis, daß der Betreffende den Wallfahrtsort besucht hatte. In Königsutter bestand das Zeichen aus einer baldachinartigen Umrahmung spätgotischer Form, mit Kreuzblume und Krabben besetzt; unter einem perlengeschmückten Rundbogen ist das Brustbild Kaiser Lothars, darüber der Gekreuzigte mit den Kirchenheiligen Petrus und Paulus zur Seite, angebracht. Eine Gußform dieses Zeichens kam bei Ausschachtungsarbeiten für den Bau der Heil= und Pflegeanstalt zutage und befindet sich jetzt im Landesmuseum.

Den Höhepunkt der Wallfahrt nach Lutter bezeichnet die Tätigkeit Johann Tetzels, des päpstlichen Ablasskrämers (vergl. S. 232).

Das einst reich begüterte Kloster ging im Laufe der Jahrhunderte immer mehr zurück; daran konnte auch der Gewinn aus dem Ablassgeschäft nichts ändern. Im Jahre 1435 sah sich der Herzog Heinrich im Einvernehmen mit dem Abte genötigt, dem Unfug zu steuern, der sich bei dem Jahrmakktreiben im Kreuzgange des Klosters am Peter=Paulstage herausgestellt hatte. Den Krämern und Kaufleuten wurde der Verkauf in diesen Räumen untersagt. Auf den Rückgang des Klosters sind aber auch die Kriege nicht ohne Einfluß gewesen, welche, besonders zur Zeit des 30 jährigen Krieges, Stadt und Kloster Königsutter umtobten. Das Kloster wurde ausgeraubt und teilweise durch Brand zerstört, selbst das Kaisergrab nicht verschont. Die Mönche mußten fliehen, und als 1640 die Kriegsfurie einmal wieder das Kloster bedrohte, fand der junge Callixtus, den die Neugierde von Helmstedt nach Königsutter getrieben hatte, überall offene Türen und als einziges lebendes Wesen im Kloster einen halbverhungerten Hund. Bei der Einführung der Reformation im Lande durch die schmalkaldischen Bundesfürsten im Jahre 1542 wurden Abt und Mönche zu Königsutter abgefunden, kehrten aber noch einmal zurück, als der katholische Herzog Heinrich d. J. nach der Schlacht bei Mühlberg seine Freiheit wieder erlangt hatte. Dessen Sohn aber, Herzog Julius, war der neuen Lehre zugetan, setzte nach seinem Regierungsantritt die Reformation im ganzen Lande durch, so daß auch die Mönche in Königsutter wieder weichen mußten. Zwar gelang es ihnen im Jahre 1629 nochmals in den alten Besitz einzudringen, aber durch die Klosterordnung Herzog August d. J. vom Jahre 1655 wurden sie endgültig aus dem Kloster verbannt. Die Stiftskirche wurde Pfarrkirche für die selbständigen Gemeinden Stift= und Ober=Lutter, und in den verfallenen Stiftsgebäuden

wurde in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine Kaltwasserheilanstalt eingerichtet, bis das ganze Gelände östlich, südlich und westlich der Stiftskirche für den Neubau einer Landes-Irren- und Pflegeanstalt in Anspruch genommen wurde, die dann nach Aufhebung des Alcepflugehauses inmitten der Stadt Braunschweig, am 1. Dezember 1865 eröffnet wurde (vergl. S. 70). 1882 war die Zahl der Kranken auf 271 gestiegen, 1899 bereits auf 483. Daß bei einem solchen rapiden Anwachsen der Krankenziffer die ursprünglich für die Anstalt geschaffenen Räume nicht ausreichen konnten, ist klar. Der 1898 beschrittene Ausweg, einen Teil der Kranken in Nachtlogis und Familienpflege zu geben, blieb nur ein Notbehelf. Die alte Anstalt war nach den damals geltenden Grundsätzen der Behandlung der Geisteskranken erbaut; schmale Zellen mit



Königs-Lutter um 1850

vergitterten Fenstern, sog. „Tobhöfe“ mit hohen abschließenden Mauern gaben dem Ganzen einen gefängnisartigen Eindruck, der auf die Kranken nicht heilend wirken konnte. Heute haben sich in der Pflege und Unterbringung Geisteskranker humanere Grundsätze geltend gemacht. Die Fenstergitter sind verschwunden, nur die fluchtverdächtigen geisteskranken Verbrecher werden noch hinter vergitterten Fenstern verwahrt. Die Mauern der Tobhöfe sind gefallen und freundliche Gartenanlagen wirken heute beruhigend auf das Gemüt der unglücklichen Kranken. Es ist ein dauerndes Verdienst des Geh. Medizinalrats Dr. Gerlach, des Leiters der Anstalt, diesen Grundsätzen Geltung verschafft und die kostspielige Umstellung der Anstalt in eine solche mit offener Bauweise dank dem Entgegenkommen der Landesregierung durchgesetzt zu haben. Heute beherbergt die Anstalt mehr als 500 Kranke, die nicht nur in dem alten Anstaltgebäude, sondern in freundlichen Pavillons und Villen untergebracht sind.

Vor dem Kloster lag nach Norden zu die Stiftsfreiheit, schon früh besiedelt von Krämern und Hörigen, die dem Kloster dienstbar waren. Hieraus entstand die Gemeinde „Stiftkönigs-Lutter“ und, ihr unmittelbar anschließend, hatte sich „Oberlutter“ mit dem Schloß zwischen Stift und dem alten Orte Lutter eingeschoben, dessen Pfarrkirche die St. Clemens-

Kirche des alten Nonnenklosters war. Die Kirche ist im 18. Jahrhundert wegen Baufälligkeit abgebrochen, der Turm 1821 gefallen. Die Stadt Königsutter ist die älteste der drei, heute mit „Lutter“ bezeichneten, Siedlungen; erst im 14. Jahrhundert machte sie die Wandlung vom Weichbilde, Markt, Flecken zur Stadt durch. Als gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts das unserem Lutter benachbarte Dorf Schoderstedt wüst geworden war, siedelten die Einwohner desselben nach Lutter über. Unweit des Marktplatzes, dem Mittelpunkt der Stadt, erhebt sich die Stadtkirche, den Heiligen Fabian und Sebastian geweiht, die ihr Fest am gleichen Tage, dem 20. Januar, hatten. Sebastian war der Schutzpatron der Schützen und gegen Pest und Seuchen; trotzdem konnte er es nicht hindern, daß Lutter von schweren Kriegsnöten und Seuchen heimgesucht wurde. Wie der auf uns gekommene Kirchenbau ersehen läßt, muß die Kirche, ursprünglich ein rein romanisches Bauwerk, bereits um die Wende des 12. und 13. Jahrhunderts vorhanden gewesen sein, also zu einer Zeit, als Lutter noch nicht zur Stadt erhoben war. Das geschah erst am Ende des 14. Jahrhunderts, und Mauer, Wall und Graben sollten die Stadt vor feindlichen Überfällen schützen. Besonders im 16. und 17. Jahrhundert, als die Religionskriege über Deutschland hinweg segten, hatte unsere Stadt gewaltig zu leiden. Im Jahre 1571 brannte sie mit dem Rathause, bis auf drei Häuser, vollständig nieder, und kaum aus der Asche erstanden, gingen 1613 abermals 123 Häuser in Flammen auf. Im 30 jährigen Kriege wurde sie wiederholt vollständig ausgeplündert, so daß 1627 die Einwohner die Stadt verlassen mußten und 1640 ein halbes Jahr lang weder Menschen noch Tiere in derselben anzutreffen waren.

Wie Feuer- und Kriegsnöte die Stadt heimgesucht hatten, so hatte sie auch bis in das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts hinein unter schweren Seuchen, Pest, Cholera und Typhus zu leiden. In der Cholera-epidemie vom Jahre 1850 starben binnen zwei Monaten an der Seuche 162 Personen von den damals 3000 Einwohnern; ihr folgten 1865 und 1874 schwere Typhusepidemien, deren Ursachen zweifellos auf die verseuchten offenen Wasserrinnen und den durchlässigen Untergrund zurückgeführt werden konnten. Erst als die Herstellung wasserdichter Behälter für die Aufnahme der Fäkalien von der Regierung vorgeschrieben und eine einwandfreie Wasserleitung vom Lutterspring mit staatlicher Behilfe ausgeführt war, wird der Gesamtort Königsutter als dauernd seuchenfrei bezeichnet werden können.

Über den Lutterquellen, die im „Spring“ zusammengefaßt sind, ließ der kunstliebende Abt Fabricius im Jahre 1708 ein massives Quellenhaus errichten, auf dem eine allegorische Darstellung angebracht ist, die einen dürstenden siechen Mann zeigt, wie er sich an dem Quellwasser labt. Darunter stehen neben der Jahreszahl und den Namen des Stifters und des Herzogs Anton Ulrich die Worte: *Ex fonte bibens fontem corona.*

„Aus der Quelle trinkend, kröne die Quelle.“

Das klare, kalkhaltige Wasser eignete sich besonders zur Herstellung eines wohlschmeckenden Weizenbieres, das man nach dem Untergrunde, welchen das Wasser durchflossen hatte, mit „Duckstein“ bezeichnete und bereits Anfang des 16. Jahrhunderts bekannt war. Ärztlich empfohlen wurde das Bier weithin versellt, nach Magdeburg, Halle, Leipzig, Berlin

und selbst nach Holland. Wie die Jenenser Professoren und Studenten ihr Lichtenhainer Bier bevorzugten, so erquickten sich die Helmstedter am „Duckstein“ und waren sehr ungehalten, als dasselbe einen Aufschlag erfahren hatte. Zahlreiche Häuser hatten die der Reihe nach umgebende Brauergerechtigkeit und eine Brauersozietät oder Innung wachte über die Interessen der Brauer. Selbst im Stifte wurde ein Bier aus dem Lutterwasser gebraut, dessen zweiter Aufguß als „Kofent“, d. h. Konvent-Bier verschenkt wurde. Heute hat das Lagerbier den „Duckstein“ vollständig verdrängt, obgleich es gerade in der jetzigen Zeit wieder Abnehmer finden dürfte.



Helmstedt

Von Hans Pfeifer

Im Südwestrande des Lappwaldes, östlich vom Dorn und Elz, etwa in der Mitte zwischen Braunschweig und Magdeburg, liegt, in einer fruchtbaren Gegend, die bereits in vorchristlicher Zeit besiedelt war, die Stadt Helmstedt. Im Westen der Stadt, auf dem St. Annen- oder Corneliusberge erblicken wir, weithin sichtbar, die „Lübbensteine“, als letzten Rest neolithischer Grabkammern. Ebenso befanden sich auf dem „schwarzen Berge“ östlich der Stadt Steinkammergräber, deren Steine jedoch im Laufe der Zeit verschwunden und als billiges Baumaterial verwertet sind.

Als Karl der Große mit Schwert und Kreuz die Sachsen zwang den Glauben ihrer Väter aufzugeben, befanden sich in seinem Gefolge Missionare, welche die christliche Lehre unter den heidnischen Sachsen, die schwer von ihren Göttern lassen konnten, weiter verbreiten sollten. Zu diesen gehörte auch Ludgerus, der Gründer und erste Abt des nach ihm benannten Benediktinerklosters zu Werden a. d. Ruhr, der Sohn eines friesischen Edelmannes, dessen Eltern bereits zum Christentum übergetreten waren. So kam er mit dem großmächtigen Kaiser auch nach Ostfalen und war Zeuge der gewaltsamen Taufe der Ostsachsen bei Ohrum oberhalb Wolfenbüttel, wo eine Furt über die Oker führte. Wenn Karl der Große hier Halt machte und die Oker nicht überschritt, so ist es nur natürlich, wenn er seinen geistlichen Begleitern die weitere Christianisierung des Ostfalenlandes überließ. Die Missionare aber suchten mit Absicht und Vorliebe jene Stätten auf, wo die Besiedlung am stärksten war und den heidnischen Göttern geopfert wurde. Es spricht vieles für die Annahme, daß Ludgerus persönlich nach der Niederlage, welche die Sachsen bei Ohrum erlitten hatten, den Sippen jenes Helmo, der der Stadt den Namen gegeben, das Evangelium gebracht hat. Aber die erste Niederlassung der Missionare kann nur eine ganz dürftige gewesen sein; einfache, schlichte Holzbauten, wie sie die Zimmermannsart herstellen konnte. Wenige Jahre später trat an Stelle der aus Holzstämmen zusammengeschichteten Kapelle ein bescheidener Massivbau aus Kalksteinen, der noch soweit erhalten ist, daß wir seine Herstellung in das erste Viertel des 9. Jahrhunderts setzen können. Helmstedt kann sich also rühmen, nicht nur das älteste heidnische Denkmal in den Lübbensteinen, sondern auch das älteste christliche Bau-

denkmal des Landes Braunschweig zu besigen. Die Kapelle war dem Apostel Petrus geweiht; sie war aber so klein, daß sie nur dem Altare und dem Priester Schutz bieten konnte. Das Volk lagerte im Freien und konnte nur durch die großen Bogenöffnungen der Kapellenmauern dem amtierenden Geistlichen folgen oder durch die einander gegenüberliegenden Türöffnungen am Altar und Priester vorüberziehen.

Aus diesem unscheinbaren Bethause ist das nach dem ersten Verkündiger der christlichen Lehre in dieser Gegend, Ludgerus, benannte Kloster, und aus diesem wieder die Stadt Helmstedt entstanden. Ludgerus, der erste Abt seines Klosters in Werden a. d. Ruhr, wurde auch erster Bischof des von Karl dem Großen gegründeten Bistums Münster und sein Bruder Hildegrim erster Bischof des Bistums Halberstadt. So erklärt sich die Abhängigkeit des Ludgeriklosters in Helmstedt von dem älteren gleichnamigen Kloster in Werden; beide unterstanden dem Abte des letztgenannten älteren Klosters. Um die Deutung des Namens Helmstedt haben sich Berufene und Unberufene den Kopf zerbrochen. Im 10. Jahrhundert wird die Stadt zuerst als Helmonstedt erwähnt, das nicht ohne Grund heute als Siedlung oder Stätte eines Helmo erklärt wird. Aber erst, als die eng benachbarten Siedlungen sich zusammen geschlossen hatten, konnte von einem Orte, einem Markte und einer Stadt die Rede sein. Stadtrecht erhielt Helmstedt erst am Anfang des 12. Jahrhunderts und der Abt von Werden a. d. Ruhr hatte als gleichzeitiger Abt des Ludgeriklosters in Helmstedt das Grundherrenrecht an der Stadt. Schutzvögte des Klosters waren die Herzöge von Sachsen, dann die Pfalzgrafen von Sommerschenburg und seit Heinrich dem Löwen die Herzöge von Braunschweig. Im Jahre 1176 gründete der Abt von Werden Helmstedt, Wolfram von Kirchberg, das Kloster auf dem Marienberg mit Augustinerinnen aus dem Kloster Steterburg; auf dem Hügel soll bereits eine kleine Kapelle gestanden haben, wohl um die bösen Geister zu vertreiben, die von der vermeintlichen heidnischen Opferstätte auf dem benachbarten Corneliusberge Helmstedt bedrohten. Etwa in der Mitte des 12. Jahrhundert wurde die Kirche auf dem Papenberge, dem Heiligen Stephan geweiht, vom St. Ludgerikloster gegründet und etwa um dieselbe Zeit legten die Mönche den Grundstein zur St. Walpurgiskirche des Ortes Streplingerode, der im 13. Jahrhundert mit Helmstedt vereinigt wurde. Zu dieser Kirche hatte die Schustergilde besondere Beziehungen, so daß sie noch heute im Volksmunde die Schusterkirche genannt wird.

Wiederholt hatten Stadt und Kloster unter kriegeriſchen Unruhen zu leiden. Im Sommer des Jahres 1200 überfiel der Erzbischof Rudolf von Magdeburg die wehrlose Stadt und brannte sie nieder. Er hielt es mit dem Könige Philipp von Schwaben, der Herzog Otto IV. die Kaiserkrone streitig machte, und brannte zahlreiche Städte und Burgen der Welfen nieder. Aber er sollte nicht ungestraft bleiben. Ottos älterer Bruder, Pfalzgraf Heinrich, erstürmte die bischöfliche Veste Sommerschenburg, die bereits sein Vater, Heinrich der Löwe, als welfisches Eigentum in Anspruch genommen hatte. Helmstedt und zahlreiche Dörfer in der Nachbarschaft lagen in Asche; selbst das Kloster St. Ludgeri ging in Flammen auf, obgleich der Erzbischof bestimmt hatte, die Klöster und Kirchen zu schonen. Der Sage nach soll das Kloster Marienberg nur



Helmstedt um 1640

durch ein Wunder gerettet sein, indem der Kriegsknecht, welcher gewaltsam in das Heiligtum dringen wollte, bei der plötzlichen Erscheinung der Jungfrau Maria tot zusammenbrach, worauf die Nachdrängenden, um dem gleichen Schicksal zu entgehen, sofort die Flucht ergriffen.

Um jedoch in künftigen kriegerischen Zeiten besser geschützt zu sein, beschloßen die Bürger ihre Stadt mit Mauern, Wall und Graben zu umgeben, versäumten aber, da sie auch das Kloster St. Ludgerie in die Befestigung mit einbeziehen wollten, sich mit dem Abte des Klosters und dem Bischöfe von Halberstadt, dem das Kloster unterstellt war, ins Einvernehmen zu setzen. Das eigenmächtige Vorgehen der Bürger führte 1237 zu Meinungsverschiedenheiten mit dem Abte in Werden, der seine Grundherrnrechte verletzt sah. Erst durch Vermittelung des Halberstädter Bischofs und des Pfarrers Johannes an der Marktkirche St. Stephani gelang es die Streitenden zu einigen. Die Bauern der umliegenden Dörfer suchten Schutz hinter den Mauern der Stadt und vermehrten die Zahl der Einwohner. Noch heute erinnert die Bauerstraße im Südwesten der Stadt an den Zuzug vom Lande; ebenso das Ostendorf beim St. Ludgerikloster und die Streplingeroder Straße an das gleichnamige Dorf. Im Nordwesten der Stadt entstand unter herzoglichem Schutze eine für sich umwehrete Vorstadt, die Neumark, deren malerischer Torturm, der Neumärkerturm, noch heute den Beschauer in vergangene Zeiten versetzt.

In der Fehde, welche wegen der Wahl Bernhards von der Wölpe zum Erzbischof von Magdeburg zwischen dem Herzoge Albrecht d. Großen und dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg entbrannt war, konnte die wehrhafte Stadt im Jahre 1279 die Belagerung durch den Markgrafen abschlagen. Es geht die Sage, daß die Jungfrau Maria dem Belagerungsheere auf einem seidenen Faden schwebend, der vom Stephansturm nach Kloster Ludgeri gespannt war, erschienen sei und mit ihrem Mantel die Pfeile aufgefangen habe, welche die Verteidiger treffen sollten, und daß der Markgraf in Folge dieses Ereignisses die Belagerung abgebrochen habe.

Neun Jahre später wurde Helmstedt in den Kampf verwickelt, den der Herzog Heinrich von Grubenhagen mit seinen Brüdern, Wilhelm von Braunschweig und Albrecht von Göttingen, führte und die für die Stadt einen tragischen Ausgang nehmen sollte. Die Stadt war auf Heinrichs Seite und hatte deshalb 1288 eine schwere Belagerung zu bestehen. Tapfer hielt sie stand, bis der Abt von Werden-Helmstedt, Otto von Warberg, herbeigeeilt kam, den Streit der Brüder zu schlichten. Es kam zu Verhandlungen; aber kaum hatte er mit den fürstlichen Abgesandten die Stadt betreten, als ein Tumult der Bürger entstand, in dessen Verlaufe der friedfertige Abt mit einem Teile seiner Begleitung von den haßerfüllten Bürgern überfallen und erschlagen wurde. Da fiel die Stadt in die Reichsacht und erlitt schweren Schaden an Handel und Wandel. Erst zwei Jahre später wurde sie von dem Banne befreit.

Die Lage Helmstedts an der alten Handelsstraße vom Rhein zur Elbe war für die Stadt besonders günstig. Handwerker, Krämer und Kaufleute hatten sich in ihr niedergelassen und bereits im 13. Jahrhundert Gilden und Innungen gebildet. Im Jahre 1340 war die Macht der Gilden bereits so sehr gewachsen, daß sie glaubten, dem Magistrat, der unter dem Abte des Ludgeriklosters die Stadt zu verwalten hatte, trogen zu können.

Es kam zu einem Aufstand der Gilden, denen es gelang den Magistrat zu stürzen. Gefügige, aber in der Verwaltung unerfahrene Leute, führten nun zum Schaden der Stadt das Regiment. Da wandte sich der Abt von Werden-Helmstedt an den Herzog Magnus, genannt der Fromme, und gemeinsam zogen sie mit einem Heere vor die Stadt, besetzten die Tore und nahmen die Rädelsführer gefangen. Vier derselben wurden enthauptet, den Flüchtigen ihr Eigentum genommen.

Das Ansehen der Stadt hatte nicht gelitten, und sie war sich ihrer Macht bewußt, als sie neun Jahre später im Bunde mit der Stadt Braunschweig dem übermütigen Herzog Magnus entgegentrat. Wiederholt wurde Helmstedt als Schiedsrichter angerufen, wenn Magdeburg mit benachbarten Städten in Streit geraten war oder der Bischof von Halberstadt und der Erzbischof von Magdeburg Streitsachen auszutragen hatten.

Als der schwarze Tod in der Mitte des 14. Jahrhunderts seinen grauenvollen Siegeszug durch ganz Europa angetreten hatte, blieb auch Helmstedt von der Seuche nicht verschont. Fast der dritte Teil der Bevölkerung fiel dem Würgengel zum Opfer. Im Kloster auf dem Marienberg konnte keine Messe gelesen werden, weil die Priester von der Krankheit befallen und gestorben waren. Zwar bestanden verschiedene geistliche Stiftungen, die sich der Kranken annehmen sollten; so das Heilige-Geist-Hospital am Markte und das Hospital St. Georg in der Vorstadt Neumark, aber der schwarze Tod schwang hohnlachend seine Geißel weiter und spottete der armseligen Menschen, die sich vermaßen ihm in den Weg zu treten. Noch zweimal lehrte die unheimliche Krankheit in der Stadt ein, 1472 und 1506. Ein Hospital für Aussätzige erhielt Helmstedt erst im Jahre 1500; es war der Heiligen Anna geweiht und lag außerhalb der Stadt in der Nähe der alten Lübbensteine, wo noch heute der Name St. Annenberg an die Stiftung erinnert.

Die zu Macht und Ansehen gelangte Stadt war 1426 dem Hansabunde beigetreten; je mehr aber Helmstedt emporblühte, um so mehr wurden die Machtbefugnisse des Abtes zurückgedrängt. Schließlich sah sich der Abt Grimhold von Werden-Helmstedt gezwungen, seine Rechte an der Verwaltung der Stadt an den Herzog abzutreten. So kam die Stadt unmittelbar unter landesherrliche Hoheit, bis auf das Vorwerk Neumark, das auf herzoglichem Grund und Boden entstanden war und von jeher dem Fürsten unterstanden hatte.

In der Mitte des 15. Jahrhunderts war Helmstedt bereits zu einer solchen Bedeutung gelangt, daß es 1456 als Tagungsort der Abgesandten bestimmt wurde, die den blutigen Streit zwischen dem Herzoge Friedrich d. Frommen und der Stadt Lüneburg einerseits und dem Erzbischofe von Magdeburg und dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen anderseits schlichten sollte.

Wie in Braunschweig, so fand auch die Lehre Luthers in Helmstedt frühzeitig Anhänger. Bereits 1525 mußte Conrad Bolem wegen der neuen Lehre die Stadt verlassen und 1533 setzte der Bürger Tile Bleszen eine Rente aus für einen Prädikanten, der Gottes Wort ohne menschliche Zutat vortragen sollte, nachdem sich der Abt bei dem katholischen Herzoge Heinrich d. J. über den Pfarrer Wende zu St. Stephani beschwert hatte, der dem Volke das Abendmahl in beiderlei Gestalt gereicht hatte und

dem neuen Wesen zugetan war. Als der schmalkaldische Bund gegen Heinrich d. J. aufgetreten war und das Herzogtum mit Krieg überzogen, trat auch Helmstedt zur neuen Lehre über und führte die Reformation ein. Am 13. Oktober 1542 kam Bugenhagen nach Helmstedt, verhandelte mit den Mönchen zu St. Ludgeri und den Nonnen zu St. Marienberg, die nicht ohne Widerstand abgefunden wurden, und schuf die Grundlagen für die städtische Kirchenverfassung, die dann durch Hermann Inger aus Wittenberg, Lizentiat der Rechte, als Syndikus des Rates weiter ausgebaut wurde. Noch aber war eine große Anzahl Bürger bei dem alten Glauben geblieben, die es durchzusetzen vermochten, dem Herzoge Heinrich d. J. Hilfe zu senden, als dieser 1545 sein Land dem schmalkaldischen Bunde wieder zu entreißen versuchte. Das Treffen bei Hockelheim setzte seinem Vorgehen ein Ziel; er geriet mit seinem Sohne Carl Victor in die Gefangenschaft des Landgrafen Philipp von Hessen, der ihn über Northeim und Cassel nach der Feste Ziegenhain brachte. Den Helmstedtern wurde es von der Hansa sehr verdacht, daß sie das Unternehmen Heinrich d. J. unterstützt hatten. Die Stadt mußte sich von aller Gemeinschaft mit dem Herzoge lossagen, die Teilnehmer an dem Kriegezuge ausliefern und 4000 Gulden Buße zahlen, andernfalls die Stadt geschleift werden würde. Gegen diese Verhansung erhob der Rat der Stadt Einspruch, indem er beteuerte, daß die Bürger lieber Leib und Leben verlieren, als vom lutherischen Glaubensbekenntnis abfallen würden. Die Vorstellung half aber nichts; die Hansa bestand auf ihren Forderungen und Helmstedt mußte ihnen nachkommen. Heinrich d. J. hatte durch die Schlacht bei Mühlberg seine Freiheit und sein Herzogtum wieder erlangt. Mit Gewalt wollte er den katholischen Glauben wieder einführen. Damit brachen schwere Zeiten für Helmstedt an; die evangelischen Prediger wurden ausgewiesen, die paar Mönche in St. Ludgeri triumphierten und kehrten in ihre Zellen zurück. Aber die Bürger blieben fest im Luthertum und mieden die katholische Messe. Die den Katholiken wieder anheimgefallenen Kirchen blieben leer, so daß schließlich der Abt von Werden keine Prädikanten mehr finden konnte, um die Pfarrstellen zu besetzen, weil sich die katholischen Geistlichen weigerten in den leeren Kirchen zu predigen und die Messe zu lesen. Von der Erregung, welche unter den Bürgern Helmstedts gegen alles Katholische damals vorhanden war, zeugt die Zerstörung des Klosters und der Kirche St. Ludgeri im Jahre 1553, als Graf Volkrath von Mansfeld der Stadt Braunschweig zu Hilfe gekommen war und die Hoffnung der Evangelischen im Lande neu belebte.

Als Herzog Julius, Heinrichs d. J. Sohn, zur Regierung gekommen war, führte er im Jahre 1568 die Reformation im Lande und damit auch in Helmstedt durch. In Erfüllung eines Wunsches seines verstorbenen Vaters, hatte er 1571 in dem aufgehobenen Franziskanerkloster zu Gandersheim ein Pädagogium zur Erziehung junger Leute zum Gelehrtenstande eingerichtet. Die Räume des Klosters waren jedoch feucht und unwohnlich, weshalb das Pädagogium drei Jahre später nach Helmstedt verlegt wurde, wo der evangelische Abt Caspar Schoschen von Marienthal den Grauenhof des Marienthaler Klosters zur Verfügung gestellt hatte. Der Herzog trug sich aber mit weiteren Plänen. Das Pädagogium sollte den Grundstock bilden zu einer Universität, die er dann auch mit kaiserlicher Ge-

nehmung ins Leben rief. Am 15. Oktober 1576 wurde die Julius-Universität zu Helmstedt feierlichst eingeweiht (vergl. S. 122). Bedeutende Männer haben an ihr gelehrt, und den Ruf der Gelehrtenschule und der Stadt Helmstedt weit über die Grenzen des Landes hinausgetragen. Die Stadt blühte unter dieser Zuwendung sichtlich empor, und noch heute weisen zahlreiche Bürgerhäuser aus jener Zeit auf den Reichtum hin, der in Helmstedt bei den Bürgern vorhanden war. Die Bürger aber sahen die Errichtung der Universität in ihren Mauern mit scheelen Augen an; nur schwer waren sie zu bewegen die nötigen Wohnungen für die Professoren und Studenten zu beschaffen; sie befürchteten höhere Steuern und Belastungen und es bedurfte erst des Eingreifens des Herzogs, um Wandel zu schaffen. Mit dem Bau neuer Wohnhäuser ging der Herzog mit bestem Beispiel voran, indem er am Markte ein mehrgeschossiges Eichenfachwerkhause erbauen ließ, das er als Absteigequartier und sein Sohn Heinrich Julius als Wohnung benutzen konnte, wenn er an der Universität seinen Studien obliegen würde. Das gesamte Holzwerk des Hauses ist mit Ornamenten und symbolischen Darstellungen überzogen, die, wie auch die Sprüche, den gelehrten fürstlichen Bauherrn erkennen lassen.

Den Neubau des Universitätsgebäudes sollte der kränklliche Herzog nicht erleben; er starb am 3. Mai 1589 im 61. Lebensjahre. Sein Sohn Herzog Heinrich Julius setzte das Werk des Vaters fort und hat ihm mit dem prachtvollen Neubau ein dauerndes Denkmal gesetzt. Bescheiden trat er mit seinem Namen zurück und nannte das Gebäude nach dem Gründer der Universität: „Juleum Novum“. Der Bauverwalter Paul Franke (vergl. S. 194) hat den Plan gefertigt und ausgeführt, der noch heute jedes kunstverständige Auge entzückt. Neben den Hörsälen der verschiedenen Fakultäten lag im Erdgeschoß die geräumige Aula und im Obergeschoß die von dem Herzog Friedrich Ulrich zusammengetragene Bibliothek.

Durch den Zuzug der Professoren und Studenten hatte Helmstedt mit einem Schlage ein anderes Aussehen bekommen. Während des 30 jährigen Krieges ging die Zahl der Studenten bedeutend zurück, noch schlimmer aber wirkte auf den Besuch der Universität die Pest, welche 1625 in Deutschland wutete und zehn Jahre später noch einmal ihr verheerendes Werk vollführte. Da blieben Professoren und Studenten der arg versuchten Musenstadt fern. Erst als Wallenstein den Geflüchteten freies Geleit zur Rückkehr zugesagt hatte, kam eine größere Anzahl Lehrer und Schüler zurück. Ebenso gewährte Pappenheim der Universität seinen Schutz, als er am Neujahrstage 1633 mit seinen Truppen in Helmstedt eingerückt war. Nicht so gute Manneszucht hielten die Schweden, die in der Stadt schlimmer heuften als die Kaiserlichen. Unter den in Helmstedt zurückgebliebenen Studenten war ein lockeres Leben eingerissen. Statt in die Vorlesungen zu gehen, trieben sich die Musensöhne in den Gassen und Aneipen umher, wobei der Degen an der Seite sehr oft in lockerer Schilde saß und Zweikämpfe auf offener Straße zum Schrecken der Bürger an der Tagesordnung waren. Diese sittenlosen Zeiten besserten sich erst, als der große Krieg beendet und wieder Ruhe im Reiche eingekehrt war. Bedeutende Professoren sorgten dafür, daß der gute Ruf der Universität, die neben Leipzig, Wittenberg und Jena zu den besuchtesten Hochschulen des Reiches gehörte, nicht geschmälert würde. Als aber 1734 Georg II., Kurfürst von Hannover und König von England, in Göttingen eine

Landesuniversität errichtet hatte und die Hannoveraner gezwungen wurden, diese zu besuchen, begann der Stern der Julius-Universität zu sinken, zumal gleichzeitig auch in Kiel eine neue Hochschule ins Leben getreten war, die viele Studenten von dem Besuche der Helmstedter Hochschule fernhielt. Herzog Karl I. tat was in seinen Kräften stand, um diese wieder zu heben. Er ließ zweckmäßige Neubauten ausführen und Verbesserungen vornehmen, auch war er bestrebt die gelockerten Sitten der Studenten zu bessern. Die Hochschule führte nunmehr den Namen Julia Carolina. Der Verfall war jedoch nicht mehr aufzuhalten, und als Karl Wilhelm Ferdinand zur Regierung kam, wurde ernstlich die Frage erwogen, die Universität nach Wolfenbüttel oder Braunschweig zu verlegen. Das Verhältnis zwischen den Bürgern und Studenten war von jeher ein gespanntes gewesen; im Februar 1791 hatte es den Siedepunkt erreicht und die Studenten beschloßen, in corpore die Stadt zu verlassen und in dem benachbarten Dorfe Harbke eine neue, freie Universität aufzutun. Der Auszug fand darauf tatsächlich statt und erst nach vielen Bemühungen des Herzogs und seiner Räte gelang es, die Studenten zur Rückkehr zu bewegen.

Der Besuch der Hochschule stieg vorübergehend, als die Franzosen Göttingen besetzt hatten und viele Studenten von dort nach Helmstedt zogen. Allein, das war nur ein flüchtiges Auflackern, der Untergang der Hochschule war nicht mehr aufzuhalten. Am 1. Mai 1810 wurde sie durch Dekret König Jeromes von Westfalen aufgelöst. Damit war auch der Stadt ein empfindlicher Schlag versetzt, und die Bürger lernten einsehen, was sie von ihrer alma mater gehabt hatten. Nun blieb ihnen nur noch der „Gesundbrunnen“, den 1751 der Professor der Medizin Joh. Gottlieb Krüger im Lappwalde, wenige Kilometer von Helmstedt entfernt, entdeckt hatte. Der „Brunnen“ wuchs sich bald zu einem beliebten Bade aus, mit Theater, Konzerten und Spielsälen, wodurch er eine große Anziehungskraft auf die Besucher aus der Nähe und Ferne ausübte.

Gern sähen die Helmstedter heute ihre Julia=Carolina wieder erstehen, aber die Zeiten sind nicht dazu angetan, den Wunsch in absehbarer Zeit zu verwirklichen. So haben sie sich mit der „Burse“ begnügt, zur Erinnerung an Helmstedts Glanzzeit, die sie wieder ins Leben gerufen haben als Ferienaufenthalt für erholungsbedürftige Akademiker. In den alten Universitätsgebäuden wurde 1817 ein humanistisches Gymnasium eingerichtet; als die Räume desselben ungenügend geworden waren, erfolgte in den Jahren 1880—1882 ein Neubau, der den früher offenen Universitätshof nach der Straße zu abschloß. Eine Landwirtschaftliche Schule, welche auf Veranlassung des Landwirtschaftlichen Landesvereins eingerichtet wurde, ist stark besucht und hat sich zu einer landwirtschaftlichen Akademie entwickelt. Den heutigen Wohlstand verdankt Helmstedt jedoch vorwiegend der Industrie, besonders der günstigen Lage in unmittelbarer Nähe der zahlreichen Braunkohlengruben. Leider kamen damit auch Elemente in die Stadt, die sich nach der unheilvollen November=Revolution im Jahre 1918 durch Terror hervortaten. Um diesen zu brechen und wieder geordnete Zustände herzustellen, rückte General Märker am 15. April 1919 in Helmstedt ein, wobei es auf dem Holzberge und anderen zum Marktplatze führenden Wegen zu blutigen Kämpfen kam.

Das Kloster St. Ludgeri, der eigentliche Ursprung der Stadt, wurde auf Befehl des Herzogs bereits am 30. November 1802, mithin noch

vor dem Reichshauptdeputationsschluß des Jahres 1803, säkularisiert, der Konvent aufgelöst und das Klostergut in eine der Klostersratsstube unterstellte herzogliche Domäne umgewandelt. Während der Fremdherrschaft hatte diese das Schicksal anderer Klostergüter des Landes zu teilen, indem sie Napoleon als Dotation seinen Generalen übergab, bis sie nach Vertreibung der Franzosen aus Deutschland ihrem vorgedachten Zwecke wieder anheimfiel.

Beireis. Nicht der berühmteste, wohl aber der bekannteste von den Helmstedter Professoren ist der Hofrat Gottfried Christof Beireis (1730—1809), jener „problematische Mann“, um den Goethe 1805 nach Helmstedt ging und von dem der in den Tag- und Jahres-Heften ausführlich berichtet.



Beireis. Stich von M. S. Lowe 1800

Beireis war eine eigenartige Erscheinung. Sicher nicht ohne Bedeutung als Arzt und Naturwissenschaftler, beruhte doch sein Ruf hauptsächlich auf seiner sonderbaren, oft das Marktschreierische streifenden Vortragweise und dem Geheimnisvollen, mit dem er seine Handlungen wie sein ganzes Leben zu umgeben wußte.

Er besaß ein bedeutendes Vermögen, ohne daß jemand hätte bestimmt angeben können, wie er in dessen Besitz gelangt sei. Er hatte große Sammlungen von Kunstschätzen, Naturalien und Merkwürdigkeiten, deren Herkunft er teilweise ebenfalls in Dunkel gehüllt ließ. Was Wunder, daß mancher ihn für einen Zauberer oder mindestens für einen faustischen Gelehrten hielt, dem der Stein der Weisen zu eigen war, wo er bewußt darauf ausging, sich den Leuten im Zaubermantel zu zeigen.

Er besaß eine Rechenmaschine und ein magisches Orakel, einen automatischen Flötenspieler und eine künstliche Ente, die nicht nur Körner fraß, sondern sie auch verdaute. Er zeigte einen Diamanten von der Größe eines mäßigen Gänseis, von dem er zu erzählen pflegte: „wie er den Stein unter einer Muffel geprüft und über das herrliche Schauspiel der sich entwickelnden Flamme das Feuer zu mildern und auszulöschen vergessen, so daß der Stein über eine Million Taler an Wert in Kurzem verloren habe.“

In seinem Nachlaß war der Diamant nicht zu finden. Er selbst hatte erklärt den Edelstein durch einen Tschirnhausenschen Brennspiegel vernichtet zu haben, da er nicht imstande gewesen wäre, die vom König Jérôme ausgeschiedene Vermögenssteuer für den Diamanten, die den Wert des Königreichs Westfalen überstiegen haben würde, zu bezahlen. — Der Diamant war in Wirklichkeit wohl ein schöner Bergkristall.

Beireis' Lieblingspeise waren Krebse, deren Genuß er auch als wirksames Heilmittel empfahl. „Schalkhafte Freunde behaupteten, Beireis habe sonst auch wohl gelegentlich zu verstehen gegeben, er wüßte, durch das Universale, ausgesuchte Mailäfer in junge Krebse zu verwandeln, die er denn auch nachher durch besondere spagirische (alchimistische) Nahrung zu merkwürdiger Größe heraufzufüttern verstehe“ (Goethe).

Als praktischer Arzt erfreute sich Beireis bei Hoch und Niedrig großen Ansehns und lebhaften Zuspruchs, zumal er in ureigennützigster Weise seine heilkünstlerische Tätigkeit ausübte. Durch ihn, der Hausarzt beim Grafen von Veltheim war, kam Goethe während seines Helmstedter Besuchs nach dem nahe gelegenen Harbke, wo er den durch seine ausländischen Bäume berühmten Schloßpark zu bewundern Gelegenheit hatte.

Nicht ohne behagliches Schmunzeln und doch auch mit innerer Anteilnahme und stillem Staunen hat der Dichter des Faust den Helmstedter Hofrat, der einem versunkenen Zeitalter anzugehören schien, betrachtet, und der Zufall wollte es, daß er auf seiner Rückreise ein weiteres Original, das eher in die wilden Ritterzeiten, als in das Zeitalter der Aufklärung gepaßt hätte, den Landrat und Rittergutsbesitzer Karl Ernst v. Hagen auf Nienburg bei Aschersleben, den „tollen Hagen“, kennen lernte.

*

*

*

Die Emmerstedter Blume. Ungefähr $3\frac{1}{2}$ Kilometer nordwestlich von Helmstedt liegt das Dorf Emmerstedt, das von den Studenten gern besucht wurde. Eines Tages erschienen ihrer mehrere im Dorfkrug, um zu kegeln. Aber die Bahn war bereits von Bauernknechten besetzt, die das Lokal auch nicht räumten, als sie ihr Spiel beendet hatten. Da wandten die Studenten sich an den Wirt. „Einen Ogenblick,“ sprach der Biedere, „eck will't den Buren gliel dorch de Blaume seggen, dat se rut möttet,“ trat in die Regelbahn und deutete auf das nächststehende Schnapsglas mit der Frage: „Weme hört düsse Schnaps hier?“ „Dat is mien,“ antwortete einer der Knechte. „Denn supst'n ut un scherst dick rut. — Weme hört düsse?“ „Mien“ gestand der Nächste. „Supst'n ut und scherst dik rut. — Wem düsse?“ Und so ging's fort, bis alle Gläser geleert und alle Bauernburschen draußen waren.

So spricht man durch die Emmerstedter Blume.

Vorsfelde

Von Wilh. Börker

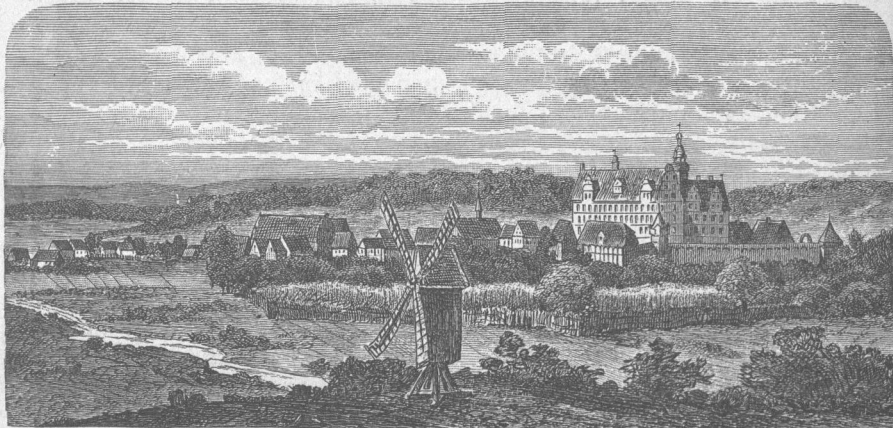
In flachem, weitgedehntem Wiesentale zwischen busch- und schilf- umwucherten Ufern zieht die Aller dahin. Auf einer Uferhöhe links am Flusse ducken sich in dichtes Weiden- und Erlenbuschicht einige Hütten. Wendische Fischer hausen hier, die ersten Siedler in der Gegend des heutigen Vorsfelde. Noch heute nennt man eine Stätte an der Aller südlich von Vorsfelde die „Altstadt“. Weiter östlich und allers- aufwärts wehrten die Sumpfwälder des Drömlings den Durchgang, so be- werktstelligten hier bei Vorsfelde die wendischen Fischer wohl die Überfahrt über den Fluß. Eine Fähre gab also der Örtlichkeit ihre Bedeutung, die dann durch die Anlage einer Burg gehoben und geschützt wurde. Diese Burg sollte auch wohl dem weiteren Vordringen der Wenden wehren. Auch sie lag, wie alle solche Wehrburgen, auf dem linken Allerufer und hieß „das alte Haus“. Ihre Stätte zeigt man noch in den Allerwiesen rechts der Straße, die von Danndorf kommt. Ihr Hauptschutz war das Sumpf- gelände. Es wird ein einfacher Turmbau gewesen sein, der von Ringwällen geschützt wurde. Solcher Burgen gab es mehr hier an der Aller, auch die älteste Anlage der Wolfsburg und der alte Turm von Obisfelde waren solche Trutzfesten gegen die andringende Flut der Wenden.

Von jener Fähre trägt auch wohl der Ort Vorsfelde seinen Namen, Varesfelt ist die älteste aus dem Jahre 1145 uns überlieferte Bezeichnung, die auf das Wort var d. h. Überfahrtstelle hindeutet. Vorsfelde ist der Hauptort im sog. Werder. So bezeichnete man von altersher den nörd- lichen Zipfel des heutigen Kreises Helmstedt. Dieser trägt tatsächlich werder-, d. h. inselartigen Charakter, denn im Süden begrenzt ihn die Aller, im Westen die Kleine Aller, die südwestlich von Warmenau sich in die Aller ergießt und zumeist die Landesgrenze bildet, während im Osten der sumpfige Drömling das Gebiet abschließt.

Diese Landschaft gehörte zu der Grafschaft Sommerschenburg, die an Kaiser Lothar kam aus dem Familienbesitze seiner Mutter Hedwig. Im Erbgang gelangte sie später an Lothars Enkel Heinrich den Löwen. So bildete die Vorsfelder Gegend ein Stück der ausgedehnten welfischen Allode. Die Burg Vorsfelde wird zum ersten Male urkundlich erwähnt, als 1203 auf dem Tage zu Paderborn Heinrichs des Löwen Söhne diese Länder teilten. Damals fiel es Otto IV. zu. Dieser bestimmte 1218 in seinem Testamente, die Burg Vorsfelde solle an Gardulf von Hadmers- leben zurückgegeben werden, wenn nicht Pfalzgraf Heinrich, Ottos Bruder, sie mit 100 Mark lösen wolle. Die Burg war demnach wohl an jenen Edeling verpfändet gewesen. Im Jahre 1292 gehörte Stadt und Schloß Vorsfelde zum Besitze Herzog Heinrichs des Wunderlichen († 1322), dem dies Gebiet jedenfalls bei der Teilung 1269 zugefallen war. Dieser ver- lor Schloß Vorsfelde und den ganzen Werder im Jahre 1300 in einer Fehde gegen Otto den Strengen von Lüneburg und dessen Verbündete den Erzbischof von Magdeburg, den Bischof von Halberstadt und die Mark- grafen von Brandenburg. Dieser Streit war veranlaßt durch die Räu- bereien, die Heinrichs schloßgeessene Lebensleute von Vorsfelde, Brome, Stellfelde und anderen Burgen aus in der Altmark verübten. Bei der

Teilung der Eroberungen kam Vorsfelde an die Brandenburger Markgrafen Otto und Hermann. Bis zum Jahre 1321 scheint das Gebiet dann aber wieder an Braunschweig zurückgelangt zu sein. Erzbischof Otto von Magdeburg, der im Jahre 1347 mit Herzog Magnus dem Frommen wegen des Besitzrechts verschiedener altmärkischer Gebiete, z. B. Calvörde (siehe S. 279) in Fehde lag, erhob damals auch Anspruch auf Vorsfelde und den Werder. Aber obwohl Magnus im Kampfe unterlag, gelang dem Erzbischof die Verwirklichung seiner Pläne nicht.

Sehr wahrscheinlich ist Vorsfelde dann längere Zeit als Pfandbesitz an verschiedene Edelherren gegeben, von denen die von Schenk und von dem Anesebeck erwähnt werden. Auch die Stadt Braunschweig ist seit 1357 Pfandinhaberin des Hauses Vorsfelde gewesen. Für das Jahr 1364 wird



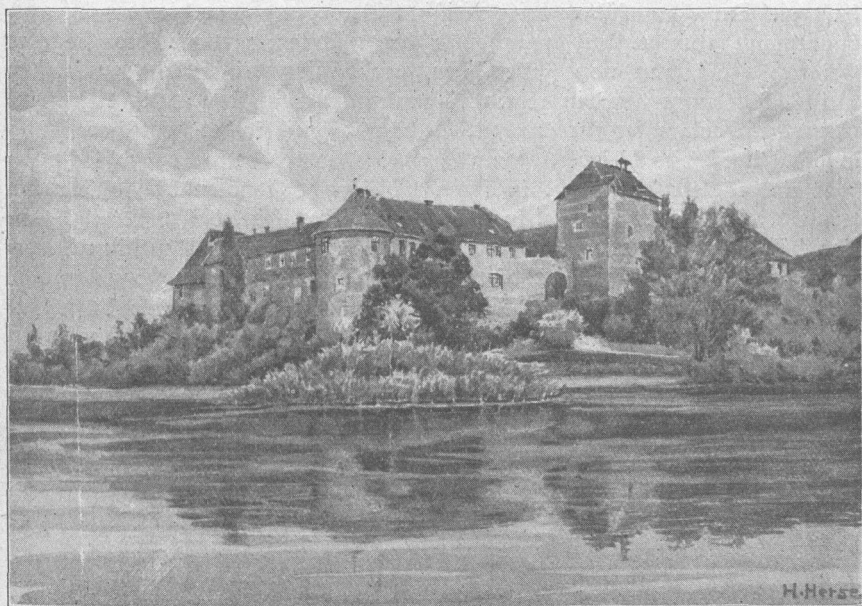
Die Wolfenburg bei Vorsfelde im Jahre 1650

bezeugt, daß Herzog Wilhelm von Lüneburg das Schloß mit Zubehör für 700 Mark auf drei Jahre an den Rat der Stadt Braunschweig verpfändet. Der Rat ließ diesen Pfandbesitz bis 1367 durch einen Vogt verwalten. Er zog daraus 20 Mark in bar, dazu 3 Schweine und 36 Schafe. Aus Danndorf erhielt er soviel Hühner, als Männer im Dorfe vorhanden waren, ferner 25 Scheffel Roggen und einige Scheffel Hafer. Zum Gericht Vorsfelde zählten auch alle Dörfer des Werders, das waren damals sieben Wendendorfer. Diese hatten jährlich 29 fette Schafe und zu Ostern 7 fette Böcke zu liefern.¹⁾ Außerdem gehörten dazu noch südlich der Aller Reiklingen, Nordsteimke, Heflingen, Volkmarisdorf und Danndorf, dazu die Wüstungen Al. Heflingen, Berendorpe und Vogelsang. Am 25. Januar 1367 wurde Vorsfelde an Werner und Günzel von Bartensleben auf drei Jahre für 300 Mark verpfändet. Am 21. Mai 1389 belehnt Herzog Friedrich von Braunschweig und Lüneburg die Bartensleber mit Vorsfelde und dem ganzen Werder nebst Danndorf und Grasshorst, wofür diese ihm versprechen, ihr Schloß Wolfenburg ihm und seinen Erben jederzeit gegen jedermann zu öffnen mit dem gegenseitigen Versprechen, einander kein Unrecht zuzufügen. Am 18. März 1397 treten die Bartensleber

¹⁾ Ok ghevet de wende vt deme werdere XXIX vett shap. der dorp sint VII. der ghift jowelk 1 vetten bok to paschen. (Ordentbuch I fol. 18¹ zum Jahre 1366.)

mit ihrem Schlosse Wolfsburg in den erblichen Dienst des Herzogs Friedrich. Als endlich im Jahre 1742 die Bartenstleber mit dem Schatzrat Gebhard Werner im Mannesstamme aussterben, fällt Vorsfelde als erledigtes Lehen an Herzog Karl I. von Braunschweig zurück.

So rankt sich im Laufe der Jahrhunderte eine mannigfach bewegte Geschichte um den kleinen Flecken. Abseits von großen Verkehrsstraßen gelegen, bleibt Vorsfelde ein stiller Ort, dem auch die wichtige Bahnstrecke Berlin—Hannover, die dicht südlich des Ortes vorüberführt, keine allzu bedeutende Verkehrssteigerung gebracht hat. In seinen Gassen und Winkeln



Burg Neuhaus

träumt ländliche Beschaulichkeit und Stille. Noch nistet auf einem Dache an der Hauptstraße friedlich der Storch. Der Ort trägt durchaus aderbürgerliches Gepräge, die Industrie ist bislang nur mit zwei Betrieben, einer Konserven- und einer Kartoffelflockenfabrik, hier eingedrungen.

Bemerkenswerte alte Häuser fehlen in Vorsfelde fast völlig, da häufig Feuersbrünste (1604, 1624, 1708, 1798) vernichtend wüteten. Eines, das jetzige Imkersche Haus von 1590, ist beachtenswert durch seine Bauart und den reichen Schmuck zierlicher Holzarchitektur mit Inschriften und Schnitzwerk. Ein anderes von 1607 ist die frühere Abdeckerei und zeigt auch ein malerisches Bild. An der Meinststraße (d. h. Gemeindestraße) verkündet die Inschrift eines dritten Hauses:

Mich hat des Feuers heiße Glut
bis auf den Grund verletzt.

Anno 1780 Hans Jakob Paleman mit Gott
hat mich verschönert hergesetzt.

Auch eine Erinnerung alter Gerichtsbarkeit findet sich noch am Spritzenbause nahe der Kirche. Hier hängt an einer Kette ein halber Eisenring.

mit dem einst die Übeltäter angeschlossen wurden, die zur Strafe des Prangerstehens verurteilt waren.

Die St. Petri-Kirche ist ein schlichter Bau, deren verschiedene Teile der Zeit vom 14. bis 16. Jahrhundert entstammen. Die frühere Sakristei enthält das seit dem Jahre 1586 in der Kirche eingerichtete Erbbegräbnis der Familie von Bartenleben. Dieser Familie verdankt Vorsfelde und der Werder auch eine milde Stiftung, die sog. Bartenleber Spende, an der Bürgermeister und Pastor, sowie die Lehrer samt der Schuljugend beteiligt sind. Heute ist sie bedeutungslos geworden.

In der Revolutionszeit um 1848 ging es auch in Vorsfelde recht lebhaft zu. Der Hauptführer der politischen Bewegung war hier der Bürgerhauptmann Grethe. Er war einer der nächsten Freunde des Dichters Heinrich Hoffmann von Fallersleben, der häufig bei Grethe zu Besuch weilte, überhaupt auch in regem Gedankenaustausch stand mit diesem begeisterten Vorkämpfer für Einheit, Recht und Freiheit des deutschen Vaterlandes. Auch stets hilfsbereit war Grethe. Das erfuhren Eduard Schmeltz und Albert Methfessel in ihren häufigen Geldnöten. Wie sehr ihn Ernst Moritz Arndt schätzte, mag daran zu sehen sein, daß dieser ihm eine eienhändige Abschrift seines Liedes schickte: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ Auf dem alten Friedhof ruht der „alte Grethe“ nun schon lange in der Reihe seiner Familienglieder. Die ehrwürdigen Grabsteine dieser Familie hat man stehen lassen bei der Herrichtung des alten Friedhofes zu einem stimmungsvollen Ehrenhain zum Gedächtnis der Gefallenen des letzten Krieges. So reichen sich auch im Bilde dieses kleinen Gemeinwesens alte und neue Zeit die Hände.

Während die oben genannte Wolfsburg, heute ein gräflich von der Schulenburg'sches Schloß, bereits im Bereiche der Provinz Sachsen liegt, erhebt sich auf Braunschweiger Gebiet, ungefähr 3 km südöstlich von Vorsfelde, auf niedrigem Sandsteinfelsen, von drei Seiten von Wassergräben umgeben, die malerische Burg Neuhaus, die nach einem Aquarell von Prof. Hans Herse in der Abbildung S. 275 wiedergegeben ist. Sie wurde 1372 von Herzog Magnus erbaut, war im Laufe des 15. Jahrhunderts im Pfandbesitz der Herren von Bartenleben und ist heute braunschweigische Domäne.



Calvörde

Von Wilh. Börker

Fast rings um Calvörde blauen Wälder, die das breite, flache Tal der Ohre auf sanft geschwungenen Höhen umsäumen. Behaglich liegt der Ort da, von Wiesen und fruchtbaren Ackerbreiten umgeben. Einst sah es hier ganz anders aus. Da dehnte sich weit und breit die Sumpflandschaft des Drömlings mit Erlen- und Weidendickicht und wildem Gestrüpp und Köhricht und grassbewachsenen Horsten, zwischen denen die Ohre ungewissen Laufes dahinirrte.

Von Südosten her tastete sich eine Straße heran und suchte hier das Ohreufer zu gewinnen. Es ist die große Handelsstraße von Leipzig über Magdeburg nach Lüneburg und Hamburg. Sie überschritt bei Cal-

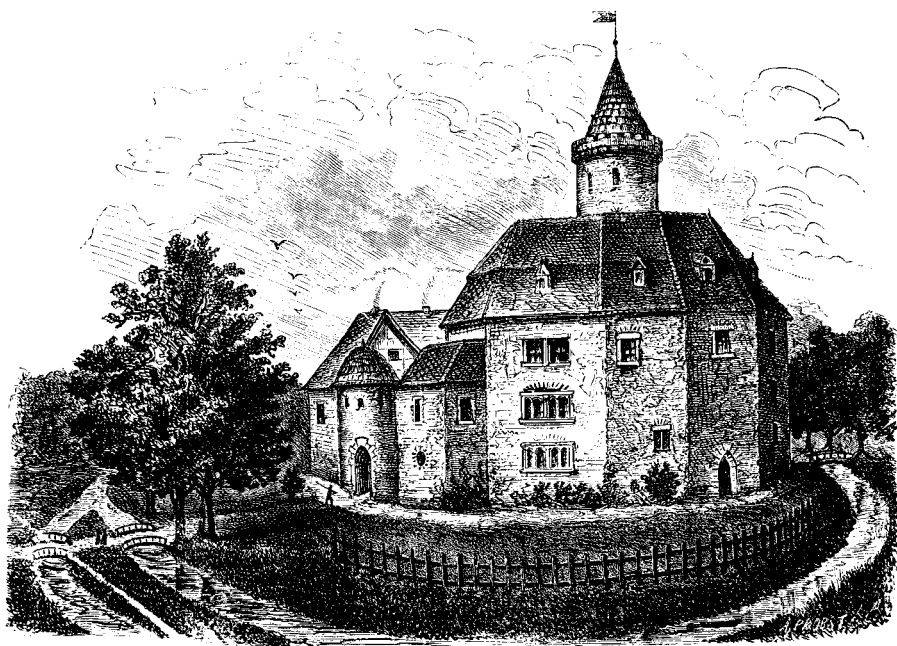
vörde die Ohre an der Stelle, wo noch heute die große Ohrebrücke sich befindet. Mit ihr stieß hier eine zweite Straße zusammen, die über Wegensstedt von Braunschweig herkam. Geschickt nutzten diese Straßen jenseits am linken Ufer der Ohre den Durchlaß zwischen dem nordwestlich gelegenen, gänzlich unwegsamen Sumpfsgebiete des Drömlings und den südöstlich sich erhebenden Sandrücken der Læglinger Heide mit ihren dichten Waldungen. Immerhin wird die Durchquerung des breiten, bruchigen Ohretales für die Verhältnisse jener alten Zeit noch schwierig genug gewesen sein, denn der Drömlingsumpfwald zog in seinen letzten Ausläufern mit seinem wirren Erlendicht, das auf den Rändern von Birken, Hainbuchen und Eichen begleitet wurde, noch bis in die Gegend von Neuhaldensleben hin. Hier bei Calvörde war der Drömling noch 700 Schritte breit. Es muß aber doch möglich gewesen sein, das sumpfige Tal auf einer Durchfahrt zu queren. Irgendein Sasse dieser Gegend, wahrscheinlich der betreffende Grundherr, machte diesen Furtweg oder diese Fährstelle besser zugänglich. Ein Knüppel- und Steindamm wurde durch die bruchige Senke geführt, so daß der Frachtverkehr bequemer als durch den morastigen Wiesengrund die Flußüberfahrt erreichen konnte. Bald entstand an der voerde auch ein festes Haus, eine Sumpfburg. Wann all diese Anlagen geschahen, das entzieht sich völlig unserer Kenntnis. Die heimische Überlieferung schreibt dies, in Ausdeutung des Ortsnamens Calvörde, einem Manne namens Kale zu, so daß der Name also Kales-Föhrde, d. i. Überfahrtsstelle des Kale, bedeute. Der Ortsname taucht aber erst im Jahre 1196 zum ersten Male auf in der Form Kallenvorde, woraus 1270 Kalenvorde, 1343 Calvoerde und 1345 Calvort und Kalvörde sich wandelt.

Fraglos ist die Burg der älteste Teil von ganz Calvörde. Sie lag auf einem Horste, einer Erhöhung im Sumpfe, auf dem linken Ohreufer. Es ist nicht unmöglich, daß hier schon in altsächsischer Zeit eine, wenn auch nur kleine, Verteidigungsanlage tief im Sumpfdicht versteckt und von ihm auch wirksam geschützt gelegen hat, die in Zeiten der Gefahr den Umwohnern als Fliehburg diente. Seit dem 6. Jahrhundert etwa siedelten Sachsen in dieser Gegend. Darauf deuten wohl auch die Urnen hin, die man im Forstorte Mörderberg¹⁾ in Ringsezung aufgefunden hat. Auch eine alte Opferstätte muß hier gewesen sein, denn die Amtswiese trägt noch die Flurbezeichnung Teufelsküche. Mit dergleichen Namen wurden von den Christlichen Priestern die heidnischen Kultstätten vielfach belegt, um das einstige Heiligtum heidnischer Zeit der christlichen Bevölkerung unheimlich und verabscheuenswert zu machen. In späterer Zeit, als die Wenden bedrohlich über die Elbe in die Altmark vordrangen, mag die Burg dann wohl die Bedeutung einer Wehrburg gegen die slawischen Eindringlinge erhalten haben, gleich den Burgen von Neuhaldensleben und Obisfelde.

Die ganze Anlage kann nicht groß gewesen sein. Ihr Umfang soll nach einer Angabe aus späterer Zeit 250 Schritte, ihr Durchmesser 50 Schritte betragen haben. Das älteste und wichtigste Stück dieser Befestigung war ein Wartturm, von dem aus bei nahender Gefahr den westlich der Ohre gelegenen Siedelungen Warnungszeichen gegeben wurden. Dieser Turm war in seinem unteren Teile aus großen Kieseln und Bruchsteinen aufgeführt. Klotzig erhob er sich zu einer Höhe von 36 Ellen mit

1) Eigentlich Mörbeberg, wegen des dort vorhandenen Flugandes so genannt.

einem Umfange von 58 Ellen. Die Mauern waren $4\frac{1}{2}$ Ellen (Fuß?) dick und oben aus roten Backsteinen. Darum erhielt er später im Volksmunde den Namen „de rode Hinit“. Ihn schmückte das Wappen der Herren von Alvensleben, die im 15. Jahrhundert Pfandinhaber der Burg waren. Welche Bedeutung und welches Alter man diesem Turme beimaß, mag man daraus erkennen, daß die Sage diesen Bau dem Drusus zuschrieb. Später entstanden um den Turm noch andere Gebäude. Jetzt ist er verschwunden. Ein altes Bild, angeblich aus dem Jahre 1450, zeigt uns noch die Burg mit all ihren Gebäuden voll erhalten, während ein anderes von 1650 schon Spuren des Verfalles an der Burg erkennen läßt. Dem Turme z. B. fehlt hier das Helmdach und der Zinnenkranz.



Burg Calvörde um 1450

Ein reger Handelsverkehr zog seit den ältesten Zeiten auf der Leipzig—Lüneburger Heerstraße an der Burg vorüber. Das machte sich der Grundherr, der selbst auf dieser Burg saß oder etwa einen Ritter als seinen Vogt mit ihr belehnt hatte, bald zunutze, indem er von den durchziehenden Kaufleuten und ihren mit Warenballen hochbepackten Lastwagen einen Durchgangszoll erhob. Denn der Grundherr wollte natürlich die Kosten für Instandhaltung und Besserung des Furtweges von den Nutznießern dieser Gelegenheit ersetzt erhalten. Der Landesherr aber sicherte urkundlich mit Brief und Siegel die Gerechtsame dieses Wegegeldes jenem zu.

Im 11. Jahrhundert drangen die Wenden erobernd vor, und auch Calvörde geriet in ihre Gewalt, im 12. Jahrhundert aber wurden sie wieder zurückgedrängt. In dieser Zeit wird das Bleek oder der Flecken Calvörde entstanden sein. Denn in solch unruhigen Zeiten rückten die zerstreut wohnenden Einzelsiedler gern in den Schutz einer Burg. Es werden

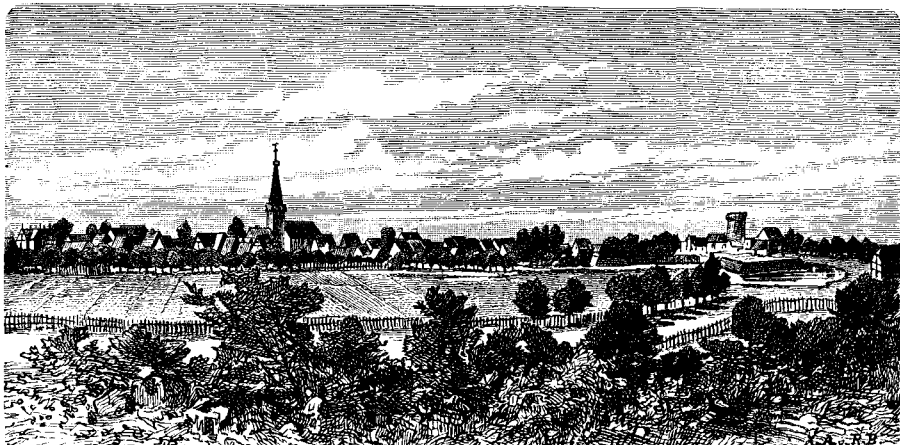
ursprünglich Handwerker, wie sie die Bedürfnisse der Burginsassen nötig machten, gewesen sein, denen die Burgherren einen kleinen Grundbesitz gegen eine Zinsabgabe zuwiesen. Zu ihnen gesellten sich kleine Bauern, auch sie zahlten ihren Grundzins an die Burg. Zuerst scheint der Teil besiedelt zu sein, den man „die Stadt“ nennt, wo heute der Bahnhof liegt. Es war das Gebiet vom Markt bis zum Polenbock.²⁾ Dann entstand das Hüneldorf, in der dortigen Mundart Heinerdorp³⁾ genannt, wohin man die unterworfenen, im Lande sesshaft gebliebenen Wenden abschob. Schließlich bebaute man der Burg näher gelegene Stellen bis an das auf der Südseite belegene Vorwerk, das den Ackerhof der Burg vorstellte. Denn auch Ackerbaubetrieb war mit der Burg verbunden, und gerade hierfür benötigte man jener Handwerker, soweit man zahlreiche, für die Ackerwirtschaft und auch sonst erforderliche Bedürfnisse nicht aus eigenen Kräften befriedigen konnte. Dies war die „Neustadt“. Die deutschen Kleinbauern und Handwerker also bildeten die Bewohner des Bleekes Calvörde, das sich dann im 14. Jahrhundert zu einer „Stadt“ entwickelte. Denn im Jahre 1344 wird Calvörde civitas, 1345 oppidum bezw. stad genannt. Diese Bezeichnung kehrt auch 1357 und 1404 wieder. Aber eine wirkliche Stadt ist der Ort doch nie geworden, denn zu einer solchen fehlte ihm die für den mittelalterlichen Begriff Stadt wesentliche Befestigung und zweitens die noch wichtigere Marktgerechtsame. Zwar war Calvörde mit Wall und Graben bewehrt, hatte aber keine Mauern, da es in der Gegend keine Steinbrüche gab. Es war nur mit einer Hege, einer Einfassung von Dornestrüpp, umgeben. Auch ein Rat wird im Jahre 1343 erwähnt, 1494 werden zwei Bürgermeister, Hans Lüdden und Hans Schumacher, genannt, dazu zwei Schulzen und Schöppen. Bezeichnend ist, daß man die Einwohner des Bleekes Calvörde zunächst Männer, später Bürger nannte, die Bewohner des Hünendorfes dagegen hießen Untertanen der Burg. Das Hüneldorf nahm stets eine Sonderstellung ein. Die tatsächliche Verschmelzung beider Gemeinden geschah erst 1809, 3. Jt. des Königreichs Westfalen. Trotzdem kommt es auch in späterer Zeit noch vor, daß neben Calvörde das Hüneldorf besonders genannt wird. So richteten z. B. 1860 die „Reibewohner zu Calvörde und Hüneldorf“ eine Eingabe an den Landtag. Außerdem wurden bis 1845 die Kirchenbücher für Calvörde und Hüneldorf getrennt geführt. Eine wesentliche Erweiterung erfuhr der Ort, als 1480 die Einwohner des benachbarten Dorfes Ifern ihre dortigen Wohnsitze aufgaben und nach Calvörde zogen. Durch diesen Zuzug vermehrte sich die Zahl der deutschen Ackerbürger. Der Grund für diesen Siedelungswechsel war einestheils die Pest, der schwarze Tod, wodurch die Bewohnerzahl der kleinen Dörfer stark gelichtet wurde. Andernteils waren es die Ausbreitungen des überhandnehmenden Fehdewesens. Die Bauern vermochten sich der zahlreichen

²⁾ Der Name Polenbock kommt her von palus = Sumpf (Pful = nhd. Paul) und Becke, es floß hier die Sumpfbecke.

³⁾ Der Name kommt vielleicht von den Wenden (= Hunnen). Ob sich Wenden hier angesiedelt haben, scheint fraglich, wohl aber zogen zu den Siedlern des Hünendorfes jene Leute, die aus den verlassenen Orten Ifern und Ranten hierher kamen. Diese wurden als Fremdlinge angesehen. Es könnte dieser Ortsteil auch seinen Namen erhalten haben von dem Hauptkleinvieh der kleinen Leute, den Hühnern, denn die dortige Mundart bildet Haun — Heiner, Haut — Seite, Raub — Reibe.

räuberischen Überfälle und Mordbrennereien nicht zu erwehren und rückten daher dichter zusammen. Wie mit Ifern ging es auch mit anderen Dörfern, z. B. Perwitz, Kestorf, Ranten, Haystorf u. a., ihre Stätten wurden wüst und bewachsen mit Wald, die Einwohner hatten sich in benachbarten Dörfern niedergelassen. Ihre alten Äcker bebauten sie weiter.

Schon vor dem Jahre 1270 hatte Calvörde eine Pfarrkirche, die zur Ehre des heiligen Georg geweiht war. Es war recht bezeichnend, daß man diesen tapfern Rittersmann und Lindwurmbezwinger zum Schutzheiligen der Kirche dieses Ortes wählte, der eine Vorkämpferstellung einnahm und das Deutschtum gegen die drohenden Wogen der Slavenstämme schützte. Die Einwohner selbst achteten sorgfältig darauf, ihre deutsche



Calvörde um 1850

Stammesreinheit zu erhalten und hüteten sich vor der Vermischung mit den Wenden. So bezeugt z. B. der Rat von Calvörde im Jahre 1620 einem Joachim Berens, „daß er seinen lieben Eltern echt und recht geboren Teutsch und nicht wendisch, auch Niemandes eigen und Lathe oder sonsten eines andern tadelhaften Geschlechts und derowegen aller Versammlungen, Gilden, Werkstand und Gemeinschaften wol würdig und nicht zu verwerfen sei“.

Von heftigen Feuersbrünsten ist Calvörde mehrmals heimgesucht worden. So brach am St. Ulrichstage 1492, Mittwoch, dem 4. Juli, in einer bei der Vikarie gelegenen Schmiede ein Feuer aus, das den ganzen Ort, mit Ausnahme von drei Häusern in der Achternstraße, in Schutt und Asche legte. Auch die Kirche fiel diesem schrecklichen Brande zum Opfer. Herzog Heinrich der Ältere kam am 11. Mai 1493 selbst nach Calvörde, den Wiederaufbau des Ortes zu fördern und die entsetzliche Not zu lindern. Er verlieh dabei das Patronatsrecht der Kirche samt allem Zubehör an die derzeitigen Burginhaber, die Herren von Alvensleben. Die neue Kirche wurde 1494 geweiht. Ebenso wütete im Jahre 1688 ein großer Brand. Und ein dritter Brand am 6. Oktober 1700 zerstörte abermals das Gotteshaus. Der jetzige Bau ist im Jahre 1704 geweiht worden.

Calvörde gehörte als Teil der Altmark zur Markgrafschaft Brandenburg. Es wurde zunächst verwaltet durch die Grafen von Hildesleve =

Hillersleben, auch von Grieben oder von Ammensleben genannt. Als dies Geschlecht 1208 ausstarb, traten die Grafen von Regenstein durch Erbgang die Herrschaft an. Sie sind nachweislich bis zum Jahre 1272 im Besitze von Calvörde gewesen, doch findet sich auch eine Notiz, wonach im Jahre 1289 noch die Grafen Ulrich und Albrecht von Regenstein Klostergut in Ranten eintauschen und es mit Calvörde vereinigen. Sie wären demnach auch in diesem Jahre noch hier die Herren gewesen. Zeitweise scheint Calvörde auch von seinen braunschweigischen Landesherren an das Erzbistum Magdeburg verpfändet oder als Lehen vergabt gewesen zu sein. So wird zum Jahre 1196 berichtet, daß Otto II. von Brandenburg es an Magdeburg als Lehen gegeben, nach anderer Angabe sogar verschenkt habe. Aber seine Nachfolger seien damit nicht einverstanden gewesen und hätten sich Calvörde mit Waffengewalt wiedergeholt. Im allgemeinen scheinen hier in diesem von Wendenkämpfen und mancherlei Fehden durchtobten Gebiete die Besitzrechte etwas unsicher gewesen zu sein. Im Jahre 1330 finden wir die Herren von Eilsleben im Pfandbesitze der Burg Calvörde, vielleicht war sie ihnen von den Regensteinern verpfändet, für die dies Gebiet von ihren Besitzungen am Harz zu ablegen und darum zu umständlich zu verwalten war. In dieser Zeit erhebt Herzog Otto der Milde von Braunschweig (1318—1344) Ansprüche auf Calvörde als Erbgut seiner Gemahlin Agnes, der Witwe Waldemars, des letzten askanischen Markgrafen von Brandenburg. Nach einem Erbvergleich mit Ludwig dem Bayern vom 4. Mai 1323 sollten ihm auch nach dem Tode seiner Gemahlin eine Anzahl altmärkischer Städte, darunter auch Gardelegen, zu eigen bleiben. Auch Calvörde wird vielleicht hiermit einbegriffen gewesen sein. Später aber wurde eine neue Abmachung getroffen, daß nach dem Tode von Otto und Agnes auch die Altmark an das in der Mark Brandenburg derzeit herrschende Haus Wittelsbach, und zwar an den Markgrafen Ludwig den Römer, zurückfallen sollte. Markgraf Ludwig beruhigte sich aber mit diesen Abmachungen nicht, sondern bemühte sich lebhaft, Anhang unter der altmärkischen Ritterschaft zu gewinnen, so Henke von Alvensleben, Werner und Heinrich von der Schulenburg, Hempo von dem Ansebeck u. a. Ja, selbst die Stadt Braunschweig suchte der Wittelsbacher auf seine Seite zu ziehen. Da starb am 27. November 1342 die Herzogin Agnes. Als nun die Fehde zwischen Ludwig und Otto anhub und Otto sah, daß die Altmärker dem Bayern anhängen, verzichtete er im Jahre 1343 gegen die Summe von 3000 Mark Silbers ständischer Währung auf das brandenburgische Erbe. Otto erlebte aber die Zahlung nicht, er starb am 30. August 1344, seine Brüder erhielten vier Jahre später das Geld. Die Streitigkeiten in der Altmark waren damit aber keineswegs beseitigt. Denn im Jahre 1345 beschwerte sich Markgraf Ludwig der Römer darüber, daß ihm Albert von Alvensleben die Burg Calvörde samt dem Flecken genommen und noch fünf Dörfer dazu zerstört habe. Sehr wahrscheinlich ist diese Wegnahme geschehen im Auftrage des Herzogs Magnus des Frommen, der der Erbe und Rechtsnachfolger seines Bruders Ottos des Mildten war. Magnus lag sowohl mit Brandenburg wie mit Magdeburg in Fehde, denn auch Erzbischof Otto erhob Erbansprüche auf Calvörde und die Linderburg. In der Nähe des heutigen Borntruges auf der Heide zwischen Neuhaldensleben und Gardelegen kam es 1347 zur Schlacht, die für Magnus ungünstig ausfiel. Die derzeitigen

Pfandinhaber von Calvörde, die Herren Friedrich von Wederden und sein Bruder Gerhard, öffneten dem siegreichen Erzbischof am 25. November die Burg Calvörde und am 31. Dezember kam es zu einem Sühnevertrag zwischen Magnus von Braunschweig und Otto von Magdeburg. Die von Wederden blieben Pfandinhaber der Burg, mit der sie im Jahre 1359 förmlich belehnt wurden.

Allem Anschein nach hat aber Braunschweig doch trotz des ungünstigen Verlaufs dieser Fehden sich im Besitze von Calvörde behauptet. Denn als die Gebrüder von Wederden im Jahre 1364 den Altar der Burgkapelle von Calvörde mit einer Schenkung ausstatteten, machte Herzog Magnus diese Schenkung schloß- und zinsfrei. Er muß demnach damals wohl der zuständige Landesherr gewesen sein.

Nach dem Aussterben derer von Wederden gegen Ende des 14. Jahrhunderts saßen auf der Burg Calvörde die Herren von Alvensleben. Diese waren arge Straßenschinder, und Calvörde wurde als Raubnest der Schrecken der ganzen Umgegend. Besonders berüchtigt waren um die Mitte des 15. Jahrhunderts Friedrich und Berend von Alvensleben. So nahmen sie im Jahre 1467 durchziehenden Magdeburger und Breslauer Kaufleuten 19 Ballen Tuch weg. Als die Geschädigten beim Erzbischof Johann von Magdeburg wegen des Raubes klagbar wurden und Verhandlungen nichts fruchteten, zog der streitbare Kirchenfürst sofort mit reisiger Mannschaft „des Sundages vor Sante Martinsdage“ (7. November) vor das Raubschloß, und auch Herzog Heinrich der Friesame von Braunschweig machte sich auf, die Räuber zu strafen. Vor dieser hatten Bedrängnis strichen die Belagerten die Segel, gaben das geraubte Tuch — „wol bey negenteinterling Laken“ — zurück und leisteten Schadenersatz. Die Breslauer, froh des wiedergewonnenen Gutes, verehrten dem Erzbischof einen Zobelpeiz und dazu 12 Ellen weißen Damast, der Stadt Magdeburg aber schenkten sie 12 Zentner Kupfer zu einer Kanone nebst dem Arbeitslohn dazu in barem Gelde.

In den Wirren der Reformationszeit bekam Matthias von der Schulenburg für kurze Zeit (1528—1535) den Pfandbesitz der Burg übertragen. Ihm folgte wieder Andreas von Alvensleben. Dann hatten sie wieder Rudolf von Alvensleben und sein Schwager Matthias von der Schulenburg eine Zeitlang gemeinschaftlich. Auch ein Lippold von Bredow soll sie kurze Zeit besessen haben, dann war von 1559—1565 Rudolf von Bortfeld Pfandinhaber der Burg, dem dann zuletzt bis 1570 Viktor von Bülow folgte.

Im Jahre 1571 löste Herzog Julius das Pfandrecht ein und das herzogliche Haus nahm nun die Burg in eigene Verwaltung. Seit 1603 lebte Herzog Joachim Carl († 1615) auf der Burg. Er war Domprobst zu Straßburg. Zu seiner Zeit wurde die Calvörder Kirche, die sich schon lange als zu klein erwiesen hatte, abgebrochen (1609). Ein neues schönes Gotteshaus mit stattlichem, spitzem Schieferturm wurde errichtet. In den Jahren 1629—1659 wohnte hier Herzogin Anna Sophie, die Witwe Herzog Friedrich Ulrichs, die Calvörde nebst Schöningen zum Leibgedinge erhalten hatte. Im Jahre 1717 wird berichtet, daß die Burg, die lange unbewohnt war, arg zerfallen sei. 1770 wurden die Gebäude verpachtet und eine Barchentfabrik dort eingerichtet. 1828 wurde sie verkauft. Heute

wohnen kleine Leute darin und benutzen die Gebäude zu ackerwirtschaftlichen Zwecken. Aus dem alten Ritter- und Herrensitze sind Häuslerwohnungen geworden. Trotzig tragen die alten Mauern und schweren Keller gewölbe ihr Geschick.

Heute ist Calvörde ein stiller Ackerbürgerfleck mit Rüben-, Kartoffel- und Getreidebau. Bis vor kurzem wurde hier auch Tabak gepflanzt. Der Tabakbau begann in der Zeit des nordamerikanischen Befreiungskrieges. Um 1800 sollen etwa höchstens 400 Morgen mit Tabak bestellt gewesen sein, aber schon nach 1816 ging dieser Anbau infolge des Sinkens der Tabakpreise allmählich zurück. Dazu kam die hohe Tabaksteuer, verbunden mit einem höchst umständlichen Besteuerungsverfahren. Das hielt immer mehr vom Tabaksanbau ab, so daß 1915 nur vier Bauern noch eine kaum morgengroße Fläche mit Tabak bestellten. Nach 1916 hob sich der Anbau wohl etwas, ist aber längst nicht zu der früheren Bedeutung gelangt. Früher muß auch wohl der Anbau von Hopfen sehr rege gewesen sein, jetzt ist davon nichts mehr zu sehen. Nur das Wappen von Calvörde bewahrt daran noch eine Erinnerung: es zeigt einen gespaltenen Schild mit dem Vorderteil des Braunschweiger Löwen und drei Hopfentrauben. Die Industrie der neuen Zeit hat in Gestalt einer Stärkefabrik, 2 Sägewerken, 2 Konservenfabriken, 1 Maschinenfabrik und 1 Kalksandsteinwerk in Calvörde ihren Einzug gehalten. Außerdem besteht eine alte Spiritusbrennerei seit 1856 mit Dampftrieb. 1909 baute die Gemeinde die Bahnstrecke Calvörde—Wegestedt, 9 km lang.



Die Schlacht bei Lutter am Barenberge am 27. August 1626

Von H. Voges

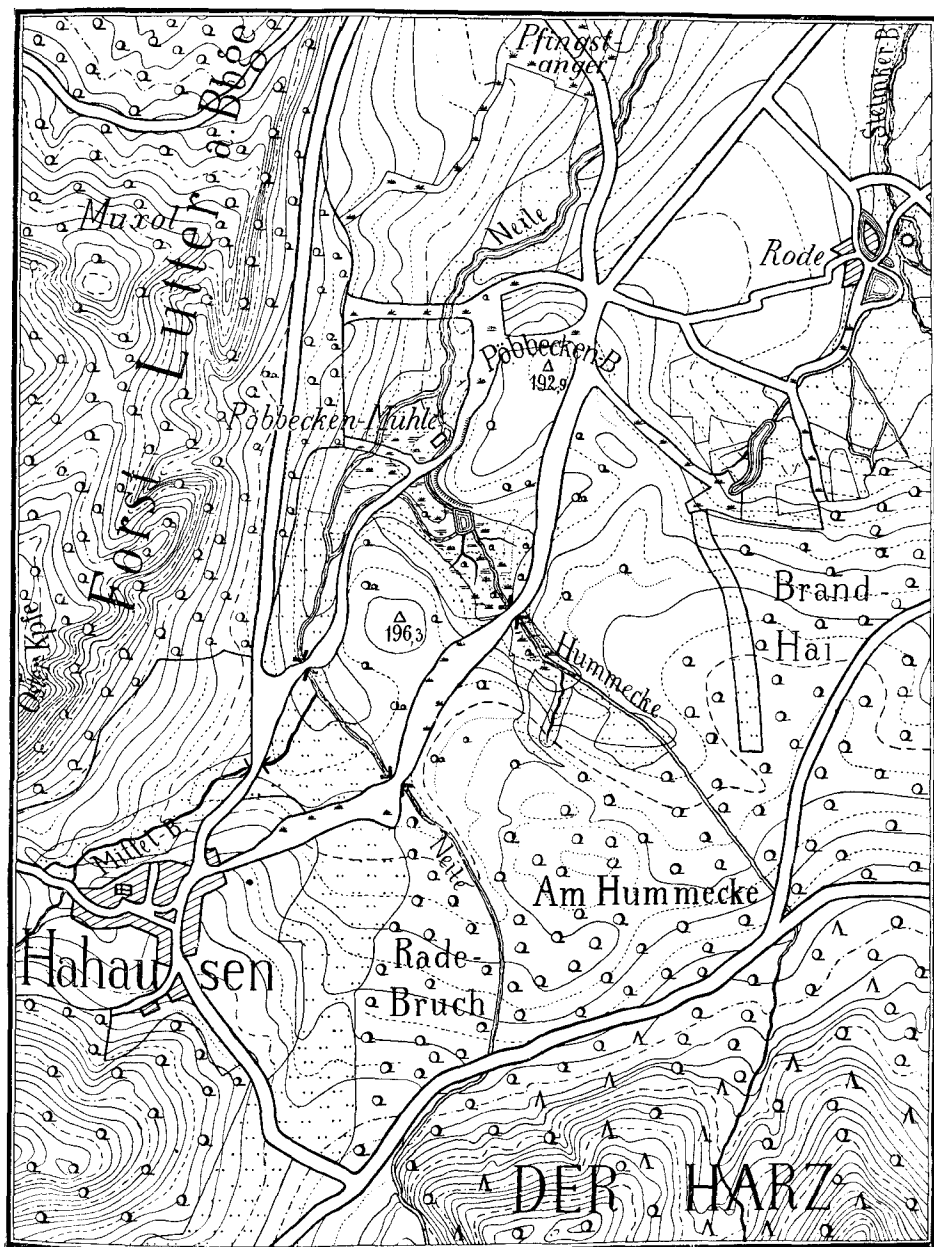
Im Frühling und Sommer des Jahres 1626 standen in Norddeutschland die einander feindlichen Heere der protestantischen und katholischen deutschen Fürsten in drei gesonderten Gruppen nördlich und westlich des Harzes. Tilly, der Feldherr der katholischen Liga, hielt das obere und mittlere Leinetal mit Ausnahme von Göttingen und Northeim besetzt, Wallenstein, des Kaisers Generalissimus, lag mit seinen Truppen jenseits des Gebirges in den Stiftern Magdeburg und Halberstadt. Ihnen gegenüber stand König Christian IV. von Dänemark, der Feldherr des Niedersächsischen Kreises, an der mittleren Oker und stützte sich auf die Festung Wolfenbüttel. Anfang August bot der Abzug Wallensteins nach Schlesien dem Dänenkönige die Möglichkeit, sich mit überlegener Heeresmacht gegen Tilly zu wenden, der inzwischen Göttingen eingenommen und sich dann gegen Northeim gewandt hatte. Beim Eintreffen Christians vor Northeim ging dieser in eine Stellung bei Nörten zurück, um hier Verstärkung durch wallensteinische Truppen zu erwarten, die unter Oberst de Sour über den Harz heranrückten. König Christian hatte von deren Anmarsche Meldung erhalten. Er beschloß, sich ihnen östlich des Göttinger Waldes vorzulegen und sie zu schlagen, sich dann aber

gegen Tilly zu wenden und ihn nach Süden zurückzuwerfen. Infolge der mangelhaften Aufklärungstätigkeit der Kavallerie damaliger Zeit gelang es ihm nicht, die Vereinigung de Sours mit Tilly zu verhindern. Im Gartetale südlich des Göttinger Waldes stießen die wallensteinschen Truppen am 22. August zu dem ihnen entgegenmarschierenden ligistischen Heere. Durch den Zugug hatte Tilly die zahlenmäßige Überlegenheit erlangt. Er beschloß, nunmehr gegen den Dänenkönig zum Angriffe überzugehen und dessen Heer zu vernichten. Unverzüglich trat er den Vormarsch an. König Christian erkannte, als er am 23. August in der Gegend nördlich des Seeburger Sees von der Vereinigung der wallensteinschen Heeresabteilung mit dem Heere Tillys Kenntnis erhielt, daß die Durchführung seines auf Befreiung Niedersachsens von den feindlichen Truppen gerichteten Planes nicht mehr möglich war. Er befürchtete, bei einem Waffengange mit Tilly geschlagen zu werden, und entschloß sich, einer Waffenentscheidung unter allen Umständen auszuweichen und unter die schützenden Mauern von Wolfenbüttel zurückzugehen.

So bieten die Ereignisse der folgenden Tage vom 24. bis zum 27. auf der einen Seite das Bild eines unter ständiger Einwirkung des Feindes stehenden Rückzuges und auf der andern das einer zielbewußten und tatkräftigen, den Gegner hart bedrängenden Verfolgung, eine zusammenhängende dreitägige Schlacht, in der der Kampf bei Lutter am Barenberge am letzten Tage den Schlusßakt bildet.

Am Vormittage des 24. August zog König Christian sein Heer zusammen und marschierte nordwärts ab. Am Abend hatte er den schwer überschreitbaren Rhume- und Oderabschnitt hinter sich gebracht, ohne daß der Feind gefolgt war. Er hoffte, einen Vorsprung vor dem ligistisk-kaiserlichen Heere gewonnen und die Verbindung mit ihm gelöst zu haben, und beschloß, seinen Truppen am 25. einen Ruhetag zu gönnen. Aber schon an diesem Tage gewann das verfolgende Heer Gefechtsföhlung mit dem Gegner. Zum Glück für den Dänenkönig brach die Dunkelheit herein, ehe Tillys Truppen alle heran waren und zum Angriff schreiten konnten. In der Nacht ging der König nordwärts zurück. Durch planmäßiges Zurückweichen von Abschnitt zu Abschnitt, aber unter verlustreichen Kämpfen zwischen der Nachhut und dem hart nachdrängenden Feinde gelangte er am 26. bis in die Nähe von Seesen. Hier standen die beiden Heere einander am Abend so nahe in Schlachtordnung gegenüber, daß der Kampf am folgenden Morgen entbrennen mußte, wenn der König nicht unter dem Schutze der Dunkelheit abermals abzog und damit den Versuch wagte, sich vom Gegner zu lösen.

Wieder wie in der Nacht zuvor setzte Christian sein Heer um Mitternacht in Marsch, aber den Verfolgern entging der Ausbruch nicht. Sie blieben ihm an der Klinge. Durch das Gelände, den an der Spitze marschierenden schwerfälligen Troß und die Artillerie, sowie den Druck des Gegners aufgehalten, kam das Heer nur langsam vorwärts. Als es unter großen Mühen endlich den Engpaß beim heutigen Weiler Neuernug überwunden hatte und in die Ebene von Lutter a. B. hinaustrat, mußte der König zu der Überzeugung kommen, daß die Fortsetzung des Rückzuges unmöglich war, daß er sich hier zur Schlachtfentscheidung stellen mußte, die er seit dem 23. und bisher erfolgreich zu vermeiden gesucht hatte.



Lutter am Barenberge (Schlachtplan)

Die Gegend nordöstlich von Hahausen, in der der blutige Kampf am 27. August 1026 sich abgespielt hat, zeigte damals ein anderes Bild als heute. Die Heerstraße von Seesen nach Wolfenbüttel lief vom heutigen Weiler Neuekrug durch Hahausen und weiter über den Pöbbeckenberg nach

Lutter. Der Harzwald drang weit über die am Fuße der Harzberge hinziehenden Straße von Seesen nach Langelsheim nach Norden vor und bildete in der Ebene einen zusammenhängenden breiten Streifen, der durch die aus den Bergen heraustretenden Bachläufe der Neile und Hummede in verschiedene Teile getrennt wurde. Nach Nordwesten zu wurde der Wald allmählich lichter und ging in einzelne Baumgruppen, in Buschwerk und Hecken über, so daß das Gelände zu beiden Seiten der Heerstraße von Habausen nach Lutter zwischen der Neile und dem Pöbbeckenberge nicht vollkommen offen und übersichtlich gewesen ist. Erst jenseits des Pöbbeckenberges war die Gegend wie heute frei und unbedeckt. Zwischen Neile und Hummede zieht sich in der Richtung ihres Laufes von Südosten nach Nordwesten eine flache Bodenwelle, die damals mit Buschwerk und einzelnen Baumgruppen bestanden war und über die die Heerstraße quer hinwegzog. Die Hummedeniederung ist breit und sumpfig. Zu ihrer Überschreitung standen wie noch heute nur zwei Übergänge zur Verfügung: der der Heerstraße und weiter abwärts der des von Habausen zur Pöbbeckenmühle führenden Mühlenweges.

Auf der Bodenwelle nordöstlich von Habausen jenseits der die Neile begleitenden Wiesen machte König Christian Halt und ließ das Heer aufmarschieren. Die Stellung lag rittlings der Straße, Front gegen das Dorf Habausen zu, dessen Ausgänge einzusehen waren, und lief vom Mühlenwege in südöstlicher Richtung quer über die Straße, ohne sie erheblich zu überragen. Vor der Stellung entlang floss die Neile, die dann nordwärts umbiegt und die rechte Flanke der Aufstellung deckte. Der linke Flügel lehnte sich an die Ausläufer des Waldes. Von großem Nachtheile aber war, daß die Stellung die versumpfte Hummedeniederung im Rücken hatte, die, wenigstens für Kavallerie und Fahrzeuge, nur auf den beiden Brücken überschritten werden konnte. War der König gezwungen, den Übergang unter der Einwirkung des Feindes auszuführen, so konnte dieser Umstand verhängnisvoll werden.

Schon während des Aufmarsches trafen einzeln und in Gruppen die Truppen der Nachhut ein, und kaum war der Aufmarsch beendet, als schon die Regimenter des Feindes aus dem Nordostausgange von Habausen herausquollen. Als Tilly erkannte, daß der Gegner in Schlachtordnung stand, ließ auch er sein Heer aufmarschieren. Als aber der Aufmarsch nahezu beendet war, räumte Christian vor dem drohenden Angriff die Stellung, ging unbelästigt vom Feinde zurück und machte nordöstlich der Hummede am Abhange des Pöbbeckenberges wieder Halt.

Diese zweite Stellung war wesentlich günstiger als die erste. Auch sie lag rittlings der Straße und lief von der Pöbbeckenmühle in südöstlicher Richtung. Auch hier fand der rechte Flügel am Steilabfalle der Höhe bei der Mühle, an Hummede und Neile, der linke am Walde Anlehnung. Die sumpfigen Hummedewiesen aber lagen jetzt als Annäherungshindernis vor der Front, die beiden Übergänge waren durch Dragoner und Musketiere besetzt. Im Rücken war das Gelände vollkommen frei, und die Rückzugsstraße nach Wolfenbüttel durchschnitt die Stellung nahezu rechtwinklig.

Als Christian zurückging, folgte Tilly sofort, um die verlorene Stellung einzunehmen, ohne den Aufmarsch bereits vollendet zu haben.

Da er fürchtete, daß König Christian abermals versuchen würde, dem Kampfe auszuweichen, so suchte er ihn festzuhalten, bis alle Vorbereitungen zum Angriffe beendet waren. Schnell ließ er sechs Geschütze in Stellung bringen und das Feuer eröffnen. Die an den beiden Hummcke-Übergängen stehenden Sicherungsabteilungen des königlichen Heeres ließ er vertreiben und die Plänkler der kaiserlichen Kavallerie übergeben. Sie schossen sich jenseits des Baches mit dem Feinde herum, wichen einem ernsthaften Kampfe aber jedesmal geschickt aus. So wurde es 2 Uhr, ohne daß von einer Seite etwas ernsthaftes unternommen wäre.

Die Aufstellung der beiden Heere war die damals übliche. Die Infanterie stand in spanischen Brigaden im Centrum, die Kavallerie in schachbrettartig aufgebauten Eskadrons auf den Flügeln. Tilly hatte in der Schlachtordnung seine eigenen Truppen rechts, die kaiserlichen Regimente links formiert.

Unter dem langsamen Feuer der beiderseits in Tätigkeit gebrachten wenigen Geschütze zog sich das Geplänkel der Vortruppen am Abhange des Pöbbeckenberges hin. Das Gros ruhte. Es war die Stille vor dem Sturme. Glühend heiß stieg indessen die Augustsonne höher und höher. Kein Lusthauch regte sich. Eine drückende Schwüle lag über der welligen Landschaft. Glimmernd stieg die Luft von dem heißen Boden zum wolkenlosen Himmel. Langsam gelangte der Sonnenball über die Mittagshöhe hinaus. Sollte der Tag doch noch zu Ende gehen, ohne daß die blutige Entladung stattfand?

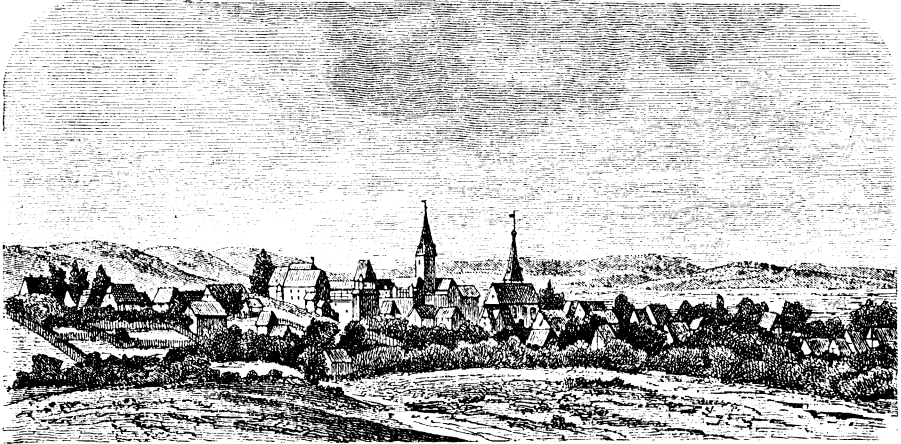
Ungefähr um 2 Uhr bemerkte Tilly, wie Bewegung in die königlichen Regimente kam. Da aber die Stellung des Heeres durch Büsche, vereinzelte Baumgruppen und Hecken zum größten Teile verdeckt war, vermochte er die Bewegung nicht im einzelnen zu verfolgen, ihren Zweck also nicht zu erkennen. Er glaubte, der Gegner treffe Anordnungen zum Kampfe und bereite sich, durch die Büsche und Hecken gedeckt, zum Angriffe vor, um nicht Tillys Aufmerksamkeit zu erregen und das Feuer der ligistischen Geschütze auf das Gros zu ziehen. Unter diesem Eindrucke machte sich auch der ligistische Feldherr zum Kampfe fertig. Dann gab er, nachdem eine kurze Messe gehalten war, den Befehl zum Vorgehen.

Vier ligistische Regimente vom rechten Flügel überschritten die von der Heerstraße benutzte Brücke über die Hummcke, voran das Infanterie-Regiment v. Zerliberg und hinter ihm das Infanterie-Regiment v. Reinach und die beiden Kavallerie-Regimente Sbr. v. Schönberg und Sbr. v. Cronenberg. Es war der Auftakt des ligistisch-kaiserlichen Angriffes, den Tilly seit dem 22. August erstrebte. Die Regimente kamen glücklich über den Bach und begannen, sich dicht jenseits des Überganges zu formieren. Da sich aber sofort das Feuer der königlichen Artillerie auf sie lenkte, so kamen die drei letzten in Unordnung. König Christian hatte das Vorgehen beobachtet. Er erkannte die günstige Gelegenheit, wo die vier vereinzelter Regimente durch den Paß von ihrem Heere getrennt und noch nicht kampfbereit waren. Er ergriff den Augenblick, ehe er entwich, und fand in ihm den Entschluß zu einem sofortigen Angriff auf den Feind, der greisfheit dicht vor ihm stand. Er ließ seinen linken Flügel geschlossen vorgehen. Zwar gerieten seine Truppen dabei vor die eigenen Geschütze und maskierten sie, so daß die Artillerie das Feuer einstellen mußte,



Die Schlacht bei Lutter am Barenberge. Nach einem gleichzeitigen Kupferstich

aber die Kavallerie und ein Teil der Infanterie drang mit solchem Ungestüm auf den Feind ein, daß die Lage der vier Regimenter, denen über die sumpfige Bachniederung nicht schnell genug Hilfe gebracht werden konnte, sofort kritisch wurde. In prachtvолlem Sturme warfen die königlichen Truppen die ligistischen Regimenter aus Halt und Rahmen. Nur das Infanterie-Regiment v. Herliberg, das einzige, das schon einigermaßen geordnet war, als es der Angriff traf, hielt Stand und bewahrte leidliche Ordnung. Das Infanterie-Regiment v. Reinach aber und die beiden Kavallerie-Regimenter wurden zersprengt, einige Fahnen und Standarten genommen. Es war für König Christian ein verheißungsvoller Anfang der Schlacht, trügerisch wie schönes Morgenrot. Es gelang Tilly bald, die bedenkliche Lage seines rechten Flügels wieder her-



Lutter am Harenberge im Jahre 1680

zustellen. Unter dem Schutze des Infanterie-Regiments v. Herliberg gelang es den drei anderen Regimentern, sich zu sammeln und notdürftig zu ordnen. Tilly selbst vermochte Verstärkungen über die Hummedebrücke nach vorn zu werfen. Das Blatt begann sich zu wenden. Die ligistischen Regimenter konnten zum Angriffe vorgehen. Da die Verstärkungen rechts von den vier Regimentern unter Überflügelung des Feindes angesetzt waren, traf der Angriff umfassend auf den königlichen linken Flügel. Dieser begann zu weichen. Die Ligisten folgten. Die Reiter griffen zum Degen und warfen sich mit Ungestüm auf den schon in Unordnung weichenden Feind. In blutigem Handgemenge wurden die königlichen Truppen nach dem Pöbbedenberge zurückgeworfen. Hier leisteten sie noch eine Zeitlang Widerstand, wurden dann aber vollkommen zersprengt. Damit war das Gefecht auf dem äußersten südöstlichen Flügel der Schlachtordnung beendet. Nach anfänglichem Erfolge der Königlichen hatte sich das Schlachtenglück auf die Seite der ligistischen Truppen geschlagen.

Während dieser einleitenden Kämpfe östlich der Heerstraße war auch in der Mitte und auf dem rechten Flügel des königlichen Heeres die Schlacht entbrannt.

Als die Kavallerie des linken Flügels und ein Teil der Infanterie zuerst glücklich, dann mit wachsendem Mißerfolge sich noch mit den

ligistischen Truppen herumschlug, gingen drei königliche Regimenter, unterstützt vom Feuer der zwei oder drei Geschütze auf dem Pöbbeckenberge über die Niederung zum Angriff auf die ligistische Infanterie und Artillerie vor, und auf dem rechten Flügel überschritten wenig später die beiden Kavallerie-Regimenter Hessen und Solms auf der Mühlenbrücke die Niederung, um die kaiserliche Kavallerie des feindlichen linken Flügels anzugreifen. In diesem Augenblicke wuchs das Treffen zur Schlacht empor.

Heiß brennt die Augustsonne auf die geschnittenen Kornfelder an dem sanften Abhange des Pöbbeckenberges und auf die grünen Wiesen im Hummedegrunde, durch die hindurch der Angriff der königlichen Truppen sich gegen die Stellung des Feindes auf der Geländewelle jenseits des Baches wälzt; sie scheint den Angreifern ins glühende Gesicht und sticht ihnen in die Augen. Schon während sich die Regimenter durch die sumpfigen Wiesen hindurcharbeiten, werden sie vom Geschützfeuer gefaßt. Aber entschlossen dringen sie vor. Über die Niederung hinweg geht der Angriff und brandet an der Bodenwelle empor. Rauchend und von Schweiß dampfend, aber in prachtvollem Schwunge werfen sich die Pikeniere auf die feindliche Infanterie, so daß diese aus dem Halt gedrückt und gezwungen wird, Raum zu geben. Langsam beginnt die Wage, in der das Schicksal der Schlacht gewogen wird, sich auf die Seite des königlichen Heeres zu neigen. Unaufhaltsam dringen Christians Regimenter weiter gegen die Geschütze vor. Der Kampf im Zentrum der Schlachtordnung steigt zur Höhe. Unter dem Drucke des Angriffes ächzt die Mitte. Die Lage Tillys spitzt sich furchtbar zu. Drohend erhebt die Gefahr für ihn ihr Haupt. Vernehmlich kündigt sich der Durchbruch an. Schon wenden sich einzelne ligistische Musketiere zur Flucht, schon reißt bei der Bagage, die zu allen Zeiten für panische Einflüsse empfänglich gewesen ist, Verwirrung ein: die Fahrzeuge suchen einzeln zu entkommen, erschreckte Trösknechte strängen die Pferde ab und jagen in wilder Unordnung auf Habausen davon. Dringt der Stoß der königlichen Infanterie durch, so ist für Tilly die Schlacht und alles verloren. Das Schicksal des Kampfes wiegt auf des Messers Schneide. Und die blutige Krisis reißt zur Entladung.

Es war eine Lage, die einen weniger kaltblütigen Führer wie Tilly mit Bestürzung erfüllt und einen Napoleon auf der Gegenseite vielleicht schon veranlaßt hätte, reitende Boten mit der Siegesnachricht abzufertigen. Greifbar nahe lag vor dem königlichen Heere der Siegespreis, nach dem es bereits die Hand ausstreckte. Aber es war eine holde Täuschung, ein schönes Abendrot, dem kein Sieg folgte. Es sollte anders, ganz anders kommen.

Tilly war sich der Gefahr bewußt, die seiner harrete, wenn die Mitte seiner Aufstellung nachgab und die Schlachtlinie auseinanderbrach. Er bot alles auf, die Gefahr zu bannen und den Vorstoß zum Stehen zu bringen. Aber noch ehe der ligistische Feldherr in der Lage war zu handeln, geschah etwas unerwartetes. Es war in den ligistischen wie in den kaiserlichen Heeren gewöhnlich, die Geschütze zu großen Batterien entweder vor der Front oder auf den Flügeln zu vereinigen und ihr Feuer zu Massenwirkung zusammenzufassen, wie das später auch bei Breitenfeld geschehen ist. Dabei war es Tillys Bestreben, diese Batterien im Gelände oder durch Masken der Sicht des Feindes möglichst lange zu entziehen und im entscheidenden

Augenblicke überraschend das Feuer zu eröffnen. So hatte er auch hier auf der Höhe zwischen dem Busch- und Strauchwerke eine Batterie schwerer Geschütze formiert, durch Erdaufwürfe gedeckt und durch künstliche Strauchmasken der Sicht des Feindes gänzlich entzogen. Als jetzt die vordringende königliche Infanterie dicht vor der Batterie auftauchte, feuerte diese plötzlich eine Salve. Auf unvorhergesehene Ereignisse waren die jungen Infanteristen des Dänenkönigs nicht vorbereitet, plötzlich eintretenden Krisen waren sie bei ihrer geringen Kriegserfahrung nicht gewachsen. Sie stützten. Und als die zur Bedeckung der Artillerie abkommandierten Schützen und die Musketiere des rechts seitwärts der großen Batterie haltenden Leib-Infanterie-Regiments die augenblickliche Verwirrung der überraschten und vom Sturme erschöpften Angreifer benutzten und sie unter Feuer nahmen, da versagte der Elan der königlichen Infanterie. Der Angriff kam ins Stocken und begann zu zerflattern. Die Schlacht stand. Der Offensivstoß König Christians hatte seinen Gipfelpunkt überschritten, die Peripetie hatte begonnen. Noch gaben die Angreifer keinen Schritt breit des gewonnenen Bodens preis. Es kam zu einem Feuergefechte. Aber die königlichen Truppen waren dabei im Nachtheile. Erschöpft von den Anstrengungen, keuchend und schweißgebadet handhabten die Schützen ihre Musketen und schossen in den Pulverdampf hinein, der schwer über dem heißen Boden lag und ihnen das Erkennen der Ziele erschwerte. Wenn der Rauch sich für Augenblicke verzog, schien ihnen stehend die gelbe Sonne in die Augen und blendete sie. Und jetzt zog drohend die Gefahr gegen sie heran.

Tilly war nicht müßig gewesen. Gemeinsam mit dem Feldmarschall Grafen von Anhalt hatte er sich der bis über die Batterie zurückgewichenen Infanterie entgegengeworfen, und ihren übermenschlichen Anstrengungen war es gelungen, sie zum Halten zu bringen und leidlich zu ordnen. Es war hohe Zeit gewesen, denn schon hatte die rückgängige Bewegung der Infanterie stellenweise in regellose Flucht auszuarten gedroht. Als Tilly mit den neugeordneten Regimentern bereit war, dem weiteren Vordringen des Feindes einen Damm entgegenzusetzen, da war inzwischen die größte Gefahr schon beschworen und die taktische Lage wieder hergestellt. Der Versuch der königlichen Infanterie, die Mitte der ligistischen-kaiserlichen Schlachtlinie zu durchbrechen, war in sich zusammengefallen, die Angriffsbewegung jäh zum Stillstande gekommen. Und schon erhob sich die Zweifelsfrage, ob der überlegene Feind sie nicht mit einem Ruck vom Gipfel in den Abgrund stürzen werde. Die Schlacht war in die Krisis getreten. Klirrend schwankte die Schicksalsfrage auf und nieder. Es bedurfte nur eines kleinen Anstoßes, um sie zugunsten König Christians oder Tillys zum Ausschlagen zu bringen. Der ligistische Feldherr erkannte die taktische Lage und schätzte das Gewicht, das er mit der neu geordneten Infanterie in der Hand wog, richtig ein. Mit raschem Entschlusse warf er die Regimenter zum Gegenstoße vor. Ihrem Anprall vermochte die erschütterte königliche Infanterie nicht mehr standzuhalten. Sie wich. Als sie zurückzufluten begann, war das Schicksal der Schlacht entschieden, obwohl der Kampf noch nicht zu Ende war. Vergeblich versuchte der König die weichenden Truppen aufzuhalten und wieder vorzuführen. Die scharf nachdrängende ligistisch-kaiserliche Infanterie machte alle Anstrengungen zu nichts. Mehr und mehr lösten sich die Verbände auf. In der Verwirrung des Kampfes beschossen sich die Musketiere zweier Regimenter gegenseitig. Das steigerte

die Auflösung. Alles flutete nach dem Pöbbeckenberge zurück und geriet in das hin- und herwogende Getümmel des Kavalleriegefehtes. Der größte Teil der Infanterie wurde zersprengt. Was noch zusammenhielt, wich eilends auf Lutter am Barenberge zurück. Die königliche Infanterie der Mitte war von der Höhe des Erfolges plötzlich in den Abgrund der vollständigen Niederlage gestürzt.

Auch auf dem rechten Flügel war inzwischen eine folgenschwere Entscheidung gefallen. Kurze Zeit nach dem Beginne des Infanterieangriffes waren auch die beiden Kavallerie-Regimenter Hessen und Solms vorgegangen, hatten die Hummecke auf der Mühlenbrücke überschritten und waren am Abhange der jenseitigen Höhe links einschwenkend aufmarschiert. Sie griffen den linken Flügel der feindlichen Stellung an: die beiden kaiserlichen Infanterie-Regimenter Cerboni und Colloredo. Aber als sie eben ihre Pistolen abgeschossen hatten, warfen sich ihnen die drei Kavallerie-Regimenter, die verdeckt links rückwärts gestaffelt gehalten hatten, in wuchtiger Attacke in die Flanke, so daß die königlichen Reiter gezwungen wurden, Raum zu geben. Es kam zu einem wilden aber ungleichen Gefechte, in dem die Übermacht die sich tapfer wehrenden Reiter zurückdrängte. Da diese nur den schmalen Paß hinter sich hatten, gerieten sie in die sumpfige Wiesenniederung, wo die Pferde sofort tief einsanken und jeder Widerstand vergeblich war. Manch tapferer Reiter wurde niedergebauen. Die beiden Regimentskommandeure, Landgraf Philipp von Hessen und Graf v. Solms, sanken in den Tod. Sieben Standarten fielen den Kaiserlichen in die Hände. König Christian hatte den Angriff seiner beiden Kavallerie-Regimenter des rechten Flügels vom Pöbbeckenberge aus beobachtet und sofort die ihnen drohende Gefahr erkannt. Aber vergeblich sah er sich nach einer geschlossenen Abtheilung um, die er ihnen hätte zu Hilfe schicken können. Alles um ihn her war in Auflösung, selbst die sehr starke Leibschwadron zum größten Teile aufgerieben.

Der Kampf auf dem Pöbbeckenberge dauerte noch weiter fort. Aber die Ereignisse waren dem Dänenkönige längst aus der Hand gelaufen. Das Gefecht löste sich in eine Anzahl von Einzelhandlungen auf, die überall für die königlichen Truppen ungünstig ausgingen. Die Schlacht war verloren. Tapfer kämpfend empfing General Fuchs die Todeswunde. Der König hielt auf dem Pöbbeckenberge bis zuletzt aus, bemüht, zu retten, was noch zu retten war. Aber er vermochte das Glück nicht mehr zu meistern. Bei seinen Bemühungen, die zurückflutenden Truppen zum Halten zu bringen, geriet er selbst in die größte Gefahr, gefangen genommen zu werden. Ein bei ihm ausharrender Trompeter wurde niedergebauen. Ein feindlicher Korporal war eben im Begriffe, den König gefangen zu nehmen, als sein Pferd durch eine Kugel zu Boden gestreckt wurde. So konnte Christian sich, nur begleitet von einem Pagen, in den Wald retten und auf Umwegen die Straße nach Wolfenbüttel erreichen. Mit einem ganz geringen Gefolge, das sich nach und nach bei ihm zusammenfand, und unter Bedeckung von etwa 80 Reitern mit 30 geretteten Standarten ging's in anstrengendem Ritte nach Wolfenbüttel. An der Spitze eines stattlichen siegesgewissen Heeres war der König vierzehn Tage zuvor durchs Tor hinausgeritten, fast allein, bestaubt und zu Tode erschöpft als feldflüchtiger Mann kehrte er in die schützenden Mauern der Osterfestung wieder zurück.

Als der König sich zur Flucht wandte, da wurde die Losung ausgegeben: Rette sich, wer kann. Dreißig Sähnlein Infanterie mit mehr als 2000 Mann warfen sich in das feste Amtshaus Lutter. Die Musketiere und Pikeniere, deren Verbände sich aufgelöst hatten, flüchteten in die nahen Waldungen, wo sie einigen Schutz gegen die feindliche Kavallerie, vor allem gegen die Kroaten, zu finden hofften. Aber auch hier wurden die zu Tode erschöpften Soldaten meist noch von umherschwärmenden feindlichen Abteilungen erreicht und niedergemacht. Als der Sonnenball im Westen hinter den waldigen Höhen untertauchte und der blutige Sonntag sich seinem Ende neigte, da war vom königlichen Heere nirgends mehr eine geschlossene Abteilung im Felde vorhanden. Siegreich stand das ligistisch-kaiserliche Heer auf der Wahlstatt.

Die Geschütze der damaligen Zeit waren zumeist zu schwer und zu unbeholfen, als daß sie, wenn sie einmal in Stellung waren, den Bewegungen der Infanterie und Kavallerie zu folgen vermocht hätten. So waren die schweren Geschütze des königlichen Heeres beim Eintritte der rückgängigen Bewegung der Schwestern Waffen von vorn herein verloren. Zwar haben die Stückknechte den Versuch gemacht, wenigstens einige leichte Kanonen zu retten. Aber er mißglückte, die Geschütze wurden von der verfolgenden kaiserlichen Kavallerie bald eingeholt und erbeutet.

Beim Trosse entstand, wie das bei dem Fuhrwesen in solchen Lagen häufig zu sein pflegt, als die Flucht einsetzte, sofort eine heillose Verwirrung. Jeder suchte, von panischem Schrecken ergriffen, mit Hülfe der Wagen und Pferde so schnell wie möglich zu entkommen. Die Soldaten stießen die Frauen und Kinder von den Wagen, um Platz für sich zu schaffen, ja es wird berichtet, daß Frauen ihre eigenen Kinder fortgeworfen haben, um sich auf den Wagen zu halten. Die Fahrzeuge, die nicht fortgeschafft werden konnten, wurden von den eigenen Truppen geplündert. Schon auf dem Wege bis zum Dorfe Lutter fielen den Siegern zahlreiche Fahrzeuge in die Hände.

Und so wie die gesamte Artillerie und ein großer Teil der Troßwagen eine leichte Beute der Sieger wurde, so fiel ihnen weiter umfangreiche Beute an Gefangenen, Feldzeichen und Waffen in die Hände. Die 30 Sähnlein, die sich nach Lutter hineingeworfen hatten, wurden umzingelt und ergaben sich schon nach kurzer Zeit auf Gnade und Ungnade, 29 Fahnen fielen den Siegern dabei in die Hände.

Nur einem Teile der königlichen Kavallerie gelang es, die Waldzone nordöstlich von Lutter am Barenberge zu erreichen und verfolgt von den Kroaten das freie Gelände gegen Salzgitter zu gewinnen.

Eine eigentliche Verfolgung des geschlagenen königlichen Heeres fand nicht statt. Die Truppen waren ja, soweit sie nicht tot und verwundet oder gefangen genommen waren, vollkommen zersprengt und in alle Winde auseinandergestoben. Außerdem war das ligistisch-kaiserliche Heer von den Anstrengungen der Märsche der letzten Tage und von dem Gefechte an dem heißen Augusttage so sehr erschöpft, die Verpflegung war während des dreitägigen Verfolgungskampfes so dürftig gewesen, daß es dringend der Ruhe bedurfte. Zudem hatte die Bagage dem Heere nicht so schnell folgen können und war noch weit zurück. Die Infanterie blieb bei Lutter stehen und bezog ein Lager. Teile der Kavallerie, besonders die

Kroaten, setzten den in der Richtung auf Wolfenbüttel fliehenden feindlichen Truppen noch eine Strecke weit durch den Wald hindurch nach. Über Salzgitter hinaus aber sind sie bei der allgemeinen Ermattung — die Reiter waren über 50 Stunden kaum aus dem Sattel gekommen — zweifellos nicht gelangt. Die Kavallerie bezog in den nächsten Dörfern Ortsunterkunft. Tilly selbst verbrachte die Nacht inmitten seiner siegreichen Truppen im Lager.

Die Verluste, die das königliche Heer erlitten hatte, konnten schwerer nicht gedacht werden. Am Abend des Schlachttages war das Heer tatsächlich nicht mehr vorhanden. Die Beute an Gefangenen, and Feldzeichen und Material war überwältigend. Dabei hatte Tilly den Sieg mit verhältnismäßig geringen Opfern errungen.

Die Größe und Folgeschwere der Niederlage König Christians IV. von Dänemark bei Lutter am Barenberge am 27. August 1626 in ihrem vollen Umfange zu erkennen, ist nur möglich, wenn man sie im Zusammenhange mit den militärischen Ereignissen und politischen Begebenheiten betrachtet, die den Hintergrund zu den kriegerischen Vorgängen des 27. August bilden, wenn man das Wollen des Königs dem Vollbringen gegenüberstellt. Der Plan, zu dessen Verwirklichung er in den ersten Augusttagen von Wolfenbüttel aufgebrochen war, das große Unternehmen, Tilly aus Niedersachsen zu vertreiben und nach Mittel- und Süddeutschland zurückzuwerfen und ganz Niedersachsen der Herrschaft des Protestantismus zu sichern, war gescheitert, die Macht des Feindes neu gestärkt, die Herrschaft des Katholizismus in Norddeutschland entschieden.



Seesen und Umgegend

Von H. Buchheister

Die Stadt Seesen im Kreise Gandersheim liegt an der Schildau in einem Tale zwischen dem Harze und seinen Vorbergen. Wie die alte Namensform Sehuson beweist, hat es seinen Namen von einem See, wie denn auch die Stadt ein Blatt der Seerose im Wappen führt.

Als Karl der Große den trotzigcn Sachsenstamm nach langen, blutigen Kriegen unterworfen und damit dem christlichen Glauben und zugleich der Kultur geöffnet hatte, teilte er das ganze Gebiet in Gaue ein. Er legte die Bezirke um Holle, Bockenem und Seesen zum Ambergau zusammen, der sich lang und schmal an der Netze entlang zieht. An allen diesen drei Orten war eine Gerichtsstelle (Dingstätte) für die nähere Umgebung, deren Platz in Seesen noch bekannt ist. Es war der Piepenbrink in der Nähe der ehemaligen St. Vituskirche, der jetzigen Anaberschule. Dort wurde noch bis tief ins 17. Jahrhundert im Freien Gericht gehalten; erst dann verlegte man es in die Amtsstube. Im Süden reichte der Ambergau bis zum Pandelbach bei Münchhof, das ehemals Kemnade hieß und seinen neuen Namen erhielt, als es 1224 von Basilius von Osterode an das Kloster Walkenried verkauft wurde. Dieses Kloster erwarb auch sonst noch größere Grundstücke in der Umgebung von Seesen,

wo es die auf seine Anteile an den Gruben im Rammelsberge entfallenden Silbererze verbütten ließ; davon zeugen noch jetzt gewaltige Schlackenbalden. Der Pandelbach bildet die Grenze zwischen dem nördlichen Umergau und dem südlichen Liesgau; diesen bewohnten Engern, jenen Ostfalen; dieser gehörte zum Bistum Mainz, jener zum Bistum Hildesheim.

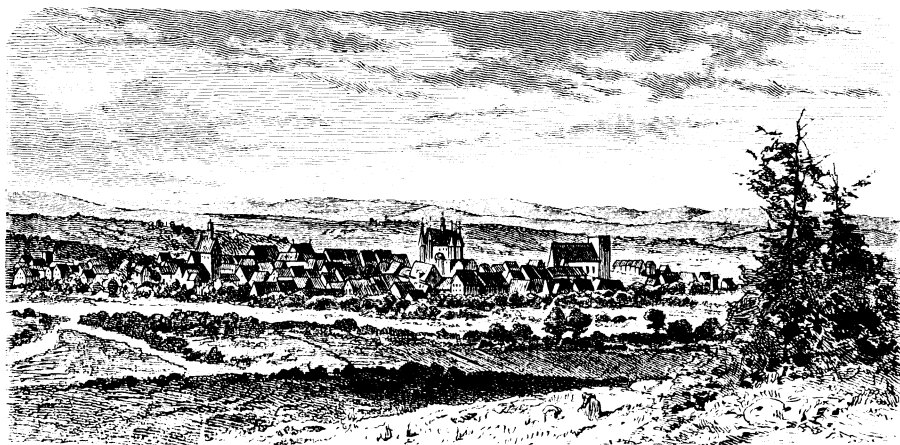
Man kann annehmen, daß das Dorf Seesen schon zu Karls d. Großen Zeiten bestand, aber genannt wird es erst im Jahre 975 in einer Urkunde Kaiser Ottos II., in welcher er dem Marienkloster in Gandersheim verschiedene Güter vermachte, darunter auch in Seesen. Das ganze Gebiet um Gandersheim und Seesen scheint im Besitz des Herzogs Ludolf gewesen zu sein, und als dieser das Kloster Gandersheim gründete, wird er es ihm größten Theils geschenkt haben. Um aber in den rauben Zeiten des Mittelalters den so nötigen Schutz zu haben, wählte das Stift die Welfen als Erben der Ludolfinger zu seinen Schutzherren und belebte sie dafür mit dem Königshofe Seesen. Diese Belehnung ließen sich die Herzöge von Braunschweig bis ins 17. Jahrhundert gefallen. Erst da erhoben sie Einspruch und behaupteten, Seesen sei ihr freies Eigentum und so ging es dem Stifte Gandersheim verloren.

Als die Söhne Herzog Albrechts des Großen 1285 das Land unter sich theilten, fiel Seesen Heinrich dem Wunderlichen zu, der außer Grubenhagen auch den Westrand des Harzes erhielt. Zu seiner Zeit wurde der alte Königshof im Jahre 1282 befestigt, und erst von dieser Zeit an können wir von einer Burg in Seesen reden, während früher um den Hof wohl nur ein Wall mit einer Dornenhecke gezogen war. Auch werden in allen früheren Theilungen der Herzöge sämtliche Burgen der Umgegend genannt, eine solche in Seesen aber gar nicht erwähnt.

Um jene Zeit war das kleine Dörfchen nicht unerheblich gewachsen, hauptsächlich durch den freiwilligen oder durch die Herrschaft anbefohlenen Zuzug der Bewohner einiger Dörfer in der Nähe, die jetzt ganz verschwunden sind. So lag hinter dem Kirchhofe das kleine Dorf Meweshausen, dessen Acker und Wiesen noch heute diesen Namen tragen. Nördlich hinter dem Schildberge lag das, wie es scheint, ziemlich große Pedel in der Nähe der Winkelschen Mühle; noch bis ins 18. Jahrhundert hieß ein großer Teich dort der „Pälsche Diet“. Auf der Feldflur dieses Dorfes ist eine Quelle, der heilige Born genannt, in den, wie man noch 1756 wußte, im Auftrage des Rates der Stadt zwei Stübchen Wein = 4 l von den Rämmerern der Stadt gegossen wurden, ein uralter Brauch noch aus der Heidenzeit, in der man an heiligen Quellen Opfer brachte. Noch weiter nördlich auf dem Ortfelde soll ein Dorf Navers oder Nackerhausen gelegen haben, und in einem Harztale am kalten Bache Reinhausen. Die Zahl der nach Seesen Zugezogenen war so groß, daß neben dem alten Dorfe ein neues entstand, das zum ersten Male im Jahre 1287 erwähnt wird. Wahrscheinlich aber war es noch älter, denn im Jahre 1206 bestätigte der Papst dem Kloster Gandersheim das Eigentumsrecht an die Kapelle zu Seesen. Das kann unmöglich die Kirche des alten Dorfes gewesen sein, denn in einer Kapelle durfte nur Gottesdienst gefeiert, aber weder Taufen noch Trauungen noch Abendmahl gehalten werden, was die Bewohner des alten Dorfes unmöglich bis dahin entbehrt haben können. War in Seesen nicht einmal eine Kirche, dann in der Umgebung gewiß

nicht. Es wird wohl ziemlich lange gedauert haben, bis die beiden auch räumlich etwas getrennten Dörfer zusammenwuchsen und sich als Einheit empfanden. Noch heute spürt man einen gewissen Gegensatz zwischen Ober- und Unterstadt.

Um die Mitte des 14. Jahrhunderts wird das Dorf als Flecken bezeichnet, aber erst der 25. Juli 1428 ist es, an dem Herzog Otto den Flecken zur Stadt erhob mit dem Rechte der Selbstverwaltung durch sechs Ratsberren, die nach einem Jahre sechs andere als neuen Rat wählten. Als wichtigste Rechte einer Stadt haben zu gelten das Marktrecht, Münzrecht, Braurecht und das der Befestigung. Letztere beschränkte sich in Seesen selbst auf Wall und Graben, nur die drei Tore, Vitus-, Rosenbagen- und Neustadtthor hatten steinerne Pfeilergewände. Das Braurecht war die



Seesen im Jahre 1650

Grundlage der Finanzen. Von jedem Faß mußte eine bestimmte Abgabe an den Rat gezahlt werden. Da auf den Dörfern nicht gebraut werden durfte, diese vielmehr alles Bier aus den Städten holen mußten, so hätte bei den damaligen geringen kommunalen Bedürfnissen diese Steuer wohl hinreichen können. Allein es wurde so liederlich gewirtschaftet, bei jeder Gelegenheit auf Kosten des Stadtsäckels Gelage gefeiert, daß die Stadt nicht aus den Schulden herauskam. Da sie sich zur Selbstverwaltung als nicht reif erwiesen hatte, wurde ihr im 18. Jahrhundert wieder ein herzoglicher Kommissar zur Aufsicht gesetzt.

Die Märkte, damals von viel größerer Bedeutung, brachten den Bürgern reichen Gewinn. Der bedeutendste war der bei der Kirchweib der St. Vituskirche gehaltene, zu dem die ganze Umgegend zusammenströmte. Noch heute bewährt er als Freischießen in der Woche des St. Vitustages seine alte Anziehungskraft.

Aber trotz der überaus günstigen Lage der Stadt an dem Kreuzungspunkte wichtigster Handelsstraßen, der Frankfurter- und der Thüringerstraße, wollte die neue Stadt sich nicht zu einer Handelsstadt entwickeln, vermutlich weil das nahe Goslar und weiterhin Braunschweig schon längst den Raum um Seesen mit ihren Handelsverbindungen fest in der Hand hatten.

An allen großen Ereignissen nahm darum Seesen mehr leidend als handelnd teil, und so haben die Kriege, die in seiner Nähe sich abspielten, in ihm blutige Spuren zurückgelassen. Das gilt zuerst von der Hildesheimer Stiftsfehde, die der Bischof mit seinen Stiftsjunkern um verpfändete Burgen ausfocht. Beide Parteien warben Verbündete, und vom Bischof von Münster im Westen bis zum Pommernherzog im Osten und dem Herzog von Grubenhagen im Süden wurden alle Fürsten in diese Fehde verwickelt. Es begann ein Kleinkrieg voll grauenhafter Verwüstung, voll Sengens und Brennens, wie sie unsere Heimat sonst nie gesehen hatte. Man suchte den Gegner nicht durch Schlachten niederzuwerfen, sondern durch Verwüstung seines Landes mürbe zu machen. Dabei wurde auch die Burg Woldenstein, 1 Stunde westlich von Seesen auf dem Heber gelegen, im Jahre 1519 völlig zerstört. Sie ist nie wieder aufgebaut und nur ein halber Turm nebst gewaltigen Gräben zeugen von ihrer früheren Stärke. Im Jahre 1522 ereilte auch Seesen das gleiche Schicksal. Trotz tapferster Gegenwehr, an der sich auch die Frauen mutig beteiligten, wurde die Stadt nach zwei vergeblichen Stürmen beim dritten erobert. Nun plünderten die Landsknechte die Stadt gründlich aus, bald lohnte das Feuer empor, und außer der festen Burg, in die sich die Bürger geflüchtet hatten, und den massigen Mauern der Kirche wird wohl kaum ein Haus verschont geblieben sein.

In den Wirren der Reformationszeit hatte die Stadt als übeln Gast den wilden Grafen Volrad von Mansfeld im Winter 1552 im Quartier.

Im folgenden Jahrhundert wurde Seesen von zwei gewaltigen Feuersbrünsten heimgesucht: 1615 sanken 250 Wohn- und Nebengebäude in Asche und 1673 die gesamte Oberstadt, darunter das Rathhaus mit allen Akten und Dokumenten der alten Zeit, und die St. Andreaskapelle, deren unverhofft herabschießendes Dach den Kaplan Pastor Hauer erschlug.

Dazu zwischen beiden Bränden der 30jährige Krieg! Wenn die Kämpfe der ersten Jahre sich auch fern von hier abspielten, so sollte die Stadt die Kriegsschrecken doch bald aus nächster Nähe kennen lernen. Zuerst stellte sich der tolle Christian ein, Herzog von Braunschweig und im Nebenamte erwählter Bischof von Halberstadt, was ihn aber nicht hinderte, einer der wildesten Heerführer seiner Zeit zu sein. Er legte 1623 eins seiner berühmtesten Regimenter nach Seesen ins Winterquartier. Das war schlimm, aber nichts gegen das Jahr 1625. Im Juni zogen 3000 Kaiserliche durch und dann begann das große Kriegsspiel zwischen Christian IV. von Dänemark, dem Feldherrn der Protestanten, und dem kaiserlichen General Tilly (vergl. S. 284). Von seinem Hauptquartier Bockenem aus hatte Tilly schon seit Jahresanfang die ganze Umgegend ausgefogen und war dann südlich nach Northeim zu gezogen, um mit Wallenstein zu verhandeln. Ihm folgte Christian und übernachtete am 4. August in Seesen. Tilly anzugreifen wagte er nicht, und nun wälzten sich beide Heere von Northeim denselben Weg zurück. Am 15. August kam Christian wieder in Seesen an, und am nächsten Tage folgte ihm Tilly. Bei seinem Durchzuge ging wieder ein großer Teil der Stadt in Flammen auf; die Vituskirche brannte aus, Superintendentur, Pfarre, Rektorat und Cantorat sanken in Asche. Der Rat der Stadt berichtet 1633 dem Herzoge über die Lage der Stadt: Das arme Städtlein sei in Grund und Boden ruiniert; die Dörfer seien ausgeraubt, die Pferde und Kühe weggenommen; die Leute

hätten keine Schuhe an den Füßen. Unsäglich ist das Elend dieses Krieges gewesen, fast noch schlimmer das Schwinden aller Sittlichkeit, aller Kultur und aller Arbeitslust. Nach 100 Jahren waren die Wunden noch längst nicht geheilt, und schon wieder hatte Seesen unter einem neuen Kriege zu leiden, dem siebenjährigen. Von Göttingen, ihrem Hauptquartier in mehreren Jahren und von ihrem vorgeschobenen Posten, der Hube bei Einbeck, aus sogen die Franzosen das Land weit und breit aus, die Lieferungen an Nahrungsmitteln rissen nicht ab. Dazu kamen noch die Durchzüge von Truppen der Franzosen, deren einer der Stadt 5200 Taler kostete, nach heutigem Geldwerte etwa das sechsfache, und dabei hatte die Stadt etwa 1300 Einwohner. Da wurde geliehen, wo nur etwas war: von der Äbtissin in Gandersheim 700 T., von der Kirche St. Viti 365 T. und von der Jüdin Hirsch 200 T. Hinzu kam noch die Einquartierungslast der Bürger. Was seit dem 30jährigen Kriege mühselig wieder aufgebaut und dürftig zusammengeflickt war, ein bescheidenes Behagen, das war wieder dahin.

Und kaum 50 Jahre später kam die Napoleonische Zeit und sog das Land gründlich aus. Besondere Schicksale hat die Stadt in dieser Zeit nicht gehabt, sie teilte das Geschick des ganzen Landes. Als übelster Bodensatz dieser Jahrhunderte langer Kriegsbedrängnisse, meistens durch die Heere fremder Völker, blieb eine fast unbedingte Bewunderung alles Fremden und eine Geringschätzung deutschen Wesens und deutschen Könnens.

Werfen wir noch einen Blick auf das innere Leben der Stadt, so wird dieses wesentlich bedingt durch Kirche und Schule. Wann die St. Vituskirche gegründet ist, weiß man nicht, man kann aber annehmen zwischen 900 und 1000. Um 1100 wurde das Bistum Hildesheim in einige 30 Archidiaconate (Bezirke) geteilt, eins von ihnen wurde Seesen, wo 1238 der Archidiacon Hugold genannt wird. Die Reformation wandelte diesen Titel in Superintendent um, zu dessen Bezirk die Dörfer südlich bis Badenhäusen und nördlich bis Schlewecke gehörten. An Stelle der verbrannten Andreaskapelle ließ der Herzog Rudolf August, der sich, durch zarte Bande gefesselt, in Seesen ein kleines Jagdschloß hatte bauen lassen, auf eigene Kosten 1695—1702 eine Hof- und Schloßkirche durch den Ingenieur und Oberstleutnant Christoph Völcker errichten, und die Gottesdienste wurden in beiden Kirchen abwechselnd gehalten, bis die St. Vituskirche baufällig wurde.

Die Schule, ursprünglich gewiß als Sängerkhor für kirchliche Zwecke gegründet, wurde erst durch die Kirchenreform Bugenhagens im eigentlichen Sinne eine Schule. Zwei der überflüssigen Kapläne wurden zu Schulmeistern bestellt, die nebenher noch Hilfsprediger waren mit dem Titel Rector und Cantor, beide Theologen, erst um 1800 wurde das Cantorat an seminarisch gebildete Lehrer verliehen. Neben diesen hatte der Opferrmann die Mädchen zu unterrichten. Als das ursprünglich für nur zwei Klassen und die Wohnung des Rectors und Cantors eingerichtete Schulhaus nicht mehr genügte, brach man in den vierziger Jahren die baufällige St. Vituskirche ab und errichtete an dem stehengebliebenen Turme einen Neubau, dem man in den siebziger Jahren einen neuen Teil anfügte. Aber auch dieser Bau wollte im neuen Jahrhundert nicht mehr reichen, und so baute man am andern Ende der Stadt eine neue Mädchenschule.

Neben der Bürgerschule hat Seesen noch eine staatliche Realschule. Diese ist ursprünglich eine Stiftung des Kammeragenten Israel Jacobson, bestimmt zur Erziehung der arg vernachlässigten jüdischen Jugend. Sie war anfangs eine Art Industrieschule, in der die Kinder durch Bearbeitung von Wolle ihren Unterhalt selbst verdienen sollten. Auch Christenkinder wurden „als stille Miterzieher“ aufgenommen. Im Laufe der Zeit wurde eine reine Schule höheren Grades daraus, die 1902 ihr 100 jähriges Gründungsfest feiern konnte. Da in der Inflationszeit die Stiftungskapitalien verloren gingen und alle Bemühungen, die nötigen Mittel zu beschaffen, vergeblich waren, übernahm der Staat diese alte, ehrwürdige Bildungsstätte. Das 1852 gegründete Jacobson'sche Waisenhaus mußte infolge des Verlustes seines Stiftungskapitals in der Inflationszeit seine Pforten leider schließen.

Wie stand es nun um die Erwerbsverhältnisse? Man kann nur sagen: dürftig. Zwar ist die Feldflur hinreichend groß, aber der Boden von mäßiger Beschaffenheit. Größere Strecken an den Bergen, die man mit Mühe und Not dem Walde abgerungen, hat man wegen Unfruchtbarkeit wieder aufgegeben. Der Boden ist schwer und kalt und rechnet nur in den besseren Lagen zur dritten Klasse. Die auf der Flur liegenden Hügel, Hasseberg, Schildberg und Sonnenberg, erschweren die Bestellung. Durchweg werden auf dem Morgen etwa 10 Zentner Roggen geerntet. Dazu verzögert die raue Harzluft die Bestellung. Eine Zuckerfabrik konnte sich infolge dieser ungünstigen Verhältnisse nicht halten. Bergbau ist, abgesehen von einigen Versuchsbauten, hier nie getrieben, wohl aber findet eine nicht große Zahl Arbeiter Beschäftigung im Walde. Die früher vorhandene Domäne ist aufgegeben, ihr Vorwerk Klingenhausen zur Domäne Bornhausen gelegt.

Eine Besserung der Lage ist seit einiger Zeit durch die Industrie herbeigeführt.

*

*

*

Erdfälle bei Seesen.

Am Westrande des Harzes erstreckt sich von Rhüden an bis nach Herzberg ein mächtiges Lager von schwefelsaurem Kalk und Gips, das von dem durch Spalten einsickernden Regenwasser nach und nach zersetzt wird. Hierdurch entstehen Höhlungen, deren Decke immer dünner wird, bis sie endlich einbricht. So bilden sich trichterförmige Einsenkungen von verschiedener Größe, die sich meistens mit Wasser füllen. Derartige Erdfälle finden sich in großer Zahl am Westrande des Harzes, von denen die bedeutendsten der Jues und der Ochsenpfuhl sind, beide bei Herzberg. Der Sage nach ist der Jues die Stätte eines untergegangenen Schlosses, dessen Bewohner ein ruchloses Leben führten. Der Ochsenpfuhl soll eine schöne Wiese gewesen sein, die einst in die Tiefe sank, als ein wildgewordener Stier mit seinen Hörnern den Rasen aufriß.

Auch bei Seesen findet sich eine ganze Reihe solcher Erdfälle. Schon Merian bemerkt in seiner Topographie der Herzogtümer Braunschweig und Lüneburg 1654, S. 187, daß Seesen „ohnzweifellich von einer dabei stehenden See den Namen habe, welche an Tiefe fast nicht zu ergründen. Es hat der löbliche Fürst Herzog Heinrich Julius hochseligen Andenkens für

40 und mehr Jahren, um die Beschaffenheit (weil viel Sabulierenus davon gewesen) zu erfahren, dieselbe abgraben lassen wollen; nachdem aber das Wasser etliche und zwar viele Lachter abgelaufen und doch noch kein Grund zu finden gewesen, sind eine ganze Kiege Häuser unten an St. Viti Thore in dem Sinken nachgefolget, wodurch man verspüret, daß der Grund des Ortes uff'm Wasser stehen müsse.“ Auch sollen zuweilen aus der Tiefe Fische von matter Färbung auftauchen, welche bald wieder in den dunkeln Abgrund zurücksinken.

Der bedeutendste Erdfall bei Seesen ist der große Reddenkolk. In der Nähe hat sich im Jahre 1755 ein zweiter Erdfall gebildet, der kleine Reddenkolk und neben diesem 1845 ein dritter. Und wieder stürzte in nächster Nähe in der Nacht zum 6. Januar 1878 dicht bei dem Bahnhofe, als eben ein Güterzug die Strecke durchfahren hatte, eine nicht geringe Erdmasse mit donnerähnlichem Getöse gerade unter dem Bahndamme in die Tiefe, wodurch ein 50—60 Fuß breiter und fast eben so tiefer Trichter sich bildete, der sich alsbald mit Wasser füllte und nur mit vieler Mühe und großen Kosten wieder aufgefüllt werden konnte. Wann der große Reddenkolk entstanden ist, weiß man nicht, doch erzählt man folgende Sage: Der Ort, an welchem sich jetzt der Reddenkolk befindet, war früher eine blumenreiche Wiese. Hier ließ einst ein Schäfer seine Herde weiden. Als die Sonne im Mittag stand, wurde plötzlich das Vieh unruhig und lief durcheinander, und der Hund fing an laut zu heulen. Da erhob sich im Innern der Erde ein furchtbares Tosen und Krachen. In wilder Flucht jagte die geängstigte Herde, gefolgt vom Hunde, in die Weite, während der Hirt in kopfloser Angst auf einen Weidenbaum kletterte. Da barst dicht vor diesem Baume die Erde und versank in unabsehbare Tiefe, aus welcher mit furchtbarem Tosen eine Wasserflut herausschoß, die so hoch stieg, daß der Schäfer bis in den Wipfel des Baumes klettern mußte. Das aus der Erde hervorbrausende Gewässer ergoß sich dem Tale zu und überschwemmte bis zu den Schildaummühlen alles weit und breit. Erst nach einigen Stunden verlief sich das Wasser, so daß der Schäfer wieder zu seiner Herde gelangen konnte. Zu derselben Zeit soll auch bei der oberen Schildaummühle eine salzige Quelle entsprungen sein, die auch im stärksten Winter nicht zufriert. Der Besitzer der Wiese, auf welcher sich der Erdfall ereignete, hieß Redde; deshalb nannte man den Erdfall den Reddenkolk.

Auch das Silberhohl, links von der nach Braunschweig führenden Heerstraße, nahe bei der Winkelschen Mühle gelegen, ist ein Erdfall. Der abflußlose feuchte Boden hat die Entstehung eines kleinen Moores veranlaßt, des einzigen weit und breit, in dem sich aus uralten Zeiten die sonst überall in der Ebene verschwundene zarte Moosbeere erhalten hat.

Hier stand einst, wie die Sage meldet, ein prächtiges Schloß. Herrlich und in Freuden lebten die Besitzer des stolzen Schlosses bei Becherklang und Würfelspiel. Die Mittel zu ihrem üppigen und wilden Treiben erwarben sie als Wegelagerer auf der Landstraße aus dem Stegreif. Aus ihrem sichern Schlupfwinkel hervorbrechend plünderten sie die vorüberziehenden Kaufleute und sogten die Bewohner der umliegenden Dörfer aus bis aufs Blut. In der ganzen Gegend waren die Räuber wegen ihrer Grausamkeit gefürchtet und gehaßt wegen ihrer Roheit, mit der sie das Wehklagen der Beraubten hohnlachend verspotteten.

Nur die Tochter des Burgbergn, Jutta, war überall geebrt und geliebt. Denn wenn der wüſte Vater mit ſeinen Raubgeſellen auf neue Beute ausgezogen war, eilte ſie von der Burg herab zu den Armen und Kranken, verpflegte ſie mit Speiſe und Trank und verteilte unter die Durſtigen das Wenige, das ihr der harte Vater zukommen ließ. Deſhalb wurde ſie von manchem, dem ſie in ſeinem Elende gebolfen hatte, verehrt wie eine Heilige.

Eines Tages kehrte der Ritter mit reicher Beute beladen von einem Raubzuge zurück. Wiederum begann das Feſchgelage und erſcholl das Geſchrei der Trunkenen. Da erbehte plötzlich die Erde; leuchtende Blitze zuckten vom Himmel hernieder, fürchterlich rollte der Donner. Die Mauern wankten, der Erdboden öffnete ſich, und mit entſetzlichem Geſtöſe ſank die Burg in den gähnenden Abgrund, der ſich über ihr ſchloß und ſie mit all ihren geraubten Schätzen verſchlang. Mit der Burg verſchwand auch ihr Name, und das Volk nannte fortan den Ort, an welchem ſie verſunken, Silberhohl, denn dort ſoll ein unermegliher Schatz an Silber in der Tiefe liegen.

Jutta war noch lange der Schutzgeiſt der leidenden Frauen in der Umgegend des Silberhohls. Als eine weiße, von einem dichten Schleier umwallte Geſtalt trat ſie in die Kammer der Kranken, tröſtete ſie und half ihnen. Noch heutigen Tages iſt in dieſer Gegend die Sage verbreitet, daß am Johanniſtage um Mitternacht eine Jungfrau in weißem Gewande mit einem Bunde Schlüssel am Gürtel beim Silberhohl ſich blicken laſſe.



Gittelde und die Staufenburg

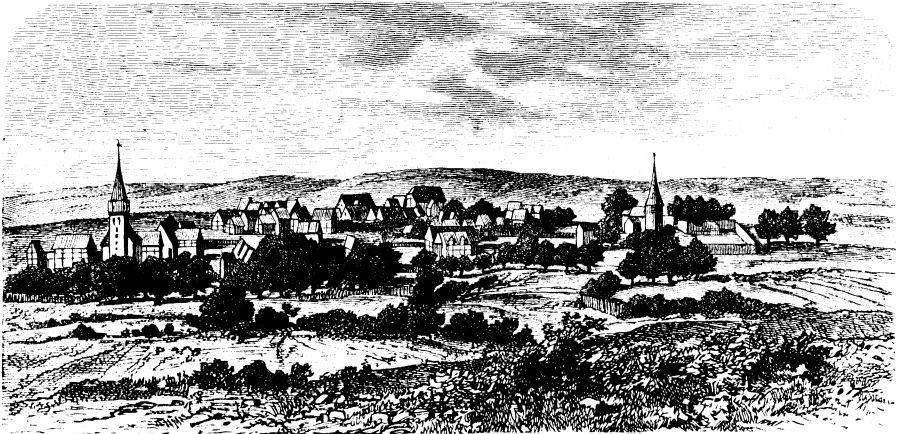
Von H. Buchheister

Der Flecken Gittelde an der alten Thüringer Heerſtraße liegt in dem großen ehemaligen Liesgau, der das ſpättere Herzogtum Grubenhagen ſamt dem Eichsfelde, den ganzen Oberharz und den Weſtrand des Harzes bis Münchehof umfaßt. Die älteſte Form ſeines Namens iſt Gertlithi, deſſen Bedeutung „Hiegenberg“ ſein ſoll, was aber ſehr unſicher iſt. Der Ort iſt offenbar ſehr alt, da ihm ſchon 953 der Kaiſer Otto I. Markt- und Münzrecht verlieh. Er ſcheint alſo ſchon damals kein unbedeutendes Dörfchen geweſen zu ſein. Wie die mannigfachen Erinnerungen an Heinrich I. in nächſter Umgebung zeigen, muß dort ein alter Königshof vorhanden geweſen ſein, zu dem Gittelde und das Gebiet ringſum gehörte. So erklärt es ſich, daß Otto I. den Ort dem Kloſter St. Moritz in Magdeburg, ſeiner Lieblingsgründung, ſchenken konnte. Mit der Verwaltung dieſer Schenkung betraute das Kloſter die Ratlenburger Grafen, deren Erben die Welfen wurden.

Aus ſpäterer Zeit berichtet die Sage, ein Ritter namens Egeno habe dem Kaiſer Heinrich IV. mitgeteilt, daß der Herzog Otto von Bayern, der anfangs ein Graf von Northeim war, die Abſicht habe, ihn zu ermorden. Egeno habe ſich erboten, ſeine Anklage nach mittelalterlicher Weiſe durch das Gottesurteil des Zweikampfes zu beweifen. Im Gefühle ſeiner Schuld habe ſich Otto geweigert, darauf einzugehen. Darauf ſei er vom

Kaiser geächtet und habe Zuflucht in Gittelde gesucht. Der Kaiser habe dann seine Besitzungen verwüstet. Ebensovienig geschichtlichen Grund hat der sagenhafte Bericht, daß die Tempelherren später großen Besitz in Gittelde gehabt und es mit prächtigen Palästen geschmückt hätten, die bei der Aufhebung des Ordens zerstört seien.

Geschichtlichen Boden betreten wir erst wieder in der Zeit Heinrichs des Löwen. Er war unstreitig im Besitze der nahen Staufenburg, zu der die ganze Umgebung und also auch Gittelde gehörte. In dem erbitterten Kampfe, den er mit dem Kaiser Barbarossa führte, mußten sich alle seine Burgen am Harz diesem ergeben, und es ist anzunehmen, daß auch Gittelde damals alle Kriegsgreuel jener rohen Zeit schmecken mußte.



Gittelde im Jahre 1850

Den Schutz des Fleckens und die Verwaltung des dazu gehörigen Gebietes übergaben die welfischen Herzöge einem Rittergeschlecht, das sich nach dem Orte benannte. Als erste werden zwei Brüder genannt, Wideo und Adelhard von Gtelide, die 1154 eine Urkunde Heinrichs des Löwen als Zeugen unterschreiben. Der Name ihrer Nachkommen wird im Laufe der Zeiten öfter genannt, wenn sie an benachbarte Klöster oder Kirchen Schenkungen machten, oder Ländereien und Rechte verkauften oder vertauschten. Sie werden sich von andern Rittergeschlechtern jener harten Zeit nicht wesentlich unterscheiden haben. Mit desto größerer Freude können wir deshalb berichten, daß die Einwohner von Echte und Seberen im Jahre 1410 bezeugen, daß Dietrich von Gittelde ihnen ein milder Herr gewesen sei, als er das Amt Westerbhof pfandweise innegehabt habe. Sie hätten ihm höchstens zweimal auf seine Bitten beim Pflügen geholfen. Mit dem Jahre 1626 starb das Geschlecht aus. Ihren Wohnsitz hatten sie auf dem Junkerhofe bei der Johanniskirche, die vermutlich von ihnen gegründet und ausgestattet ist. Mit ihrem Gute wurde vom Herzoge die Familie Jagemann belehnt, die es 1642 an den Obristen Johann Koch in Hertzhausen verkaufte. Nach dem Aussterben dieser Familie im Jahre 1822 erwarb es die Gemeinde und teilte es unter sich auf.

Gittelde hat zwei Kirchen, St. Johannis und St. Moritz, die seit der Reformation von einem Pfarrer verwaltet werden. Die ältere scheint die Johanniskirche zu sein, da sie neben dem Junkerhofe lag, von dem sie,

wie gesagt, wohl gegründet sein wird. Sie war lange Zeit verfallen und wurde erst im Jahre 1895 wieder hergestellt. In ihr befindet sich ein bemerkenswerter noch aus katholischer Zeit stammender Altarschrein mit geschnitzten und bemalten Bildern von Aposteln und Heiligen. Die St. Moritzkirche ist wohl erst erbaut, nachdem Gittelde von Otto I. dem Kloster St. Moritz in Magdeburg geschenkt war.

Vielleicht hat die Absicht bestanden, Gittelde zu einer Stadt zu machen, darauf weist die Verleihung des Marktz- und Münzrechts hin. Doch ist der Ort diesem Ziele nur nahe gekommen, hat es aber nicht erreicht, wenn auch die zusammenhängenden Häuserreihen einen städtischen Eindruck machen und zeitweise Bürgermeister an seiner Spitze gestanden haben. Darauf weist auch die Erweiterung der Schule hin. Diese ist im Jahre 1544 gegründet. „Es ist beschlossen,“ heißt es im Visitationsbuche, „in Gittelde eine Schule zu errichten und dem Lehrer ein Auskömmliches vom Kirchenzinse zu geben, dazu könnten auch die 100 Gulden, welche Hans Streit (ein Eisenherr in Grund) zur Kirche gestiftet hat, gebraucht werden.“ Auch hier wieder die Erscheinung, daß die Gemeinde ihre Verpflichtung der Schule gegenüber auf die Kirche abwälzt.

Was dem Dorfe Gittelde von Anfang an eine größere Bedeutung gab, ist der im nahen Harze vielleicht schon zu Ottos I. Zeiten betriebene Eisenbergbau, für den Grund der Mittelpunkt war, dessen Bewohner aus Gittelde stammen werden, da dieser Ort anfangs „Gittelde im Grunde“ hieß. Eine mächtige Förderin des Bergbaues war die verwitwete Herzogin Elisabeth, die das Amt Staufenburg als Leibgedinge, Allenteil sozusagen, erhalten hatte. Sie starb 1503. Ihr Kanzler Spiegelberg errichtete in Gittelde eine Faktorei (Warenhaus), die später die Eisenkanzlei genannt wurde. Es bestanden damals eine ganze Reihe Hütten in jener Gegend, die Laubhütte, die Ober- und Unterhütte und von allen die bedeutendste die Teichhütte. Die mächtigste Förderung erfuhr der Bergbau und die Verwertung des Eisens durch den betriebssamen Herzog Julius. Jetzt wurde neben den bereits bestehenden Rennfeuern, Stabeisen- und Blechhämmern der Hochofenbetrieb eingeführt, und Herzog Julius betrieb nun die Herstellung von Gewehren und Geschützen im großen. Letztere wurden über einen Baumstamm als Dorn aus einzelnen glühenden Eisendrähten zusammengeschweißt. Zwei solcher geschmiedeter Rohre aus dem Jahre 1595 befinden sich noch jetzt im Zeughaufe in Berlin. Von ihnen ist der „Wildemann“ ein sogenannter Doppelhaken von 5,78 m Länge. Besonders bemerkenswert ist, daß man damals schon Hinterlader anfertigte, deren Verschuß durch einen Keil hergestellt wurde. Ein solcher von 36 Fuß Länge ist 1788 leider zersägt und eingeschmolzen. Aus den Ersschlacken ließ der Herzog Kanonenkugeln in großer Menge gießen, von denen man 1822 bei Abtragung der Befestigungswerke in Wolfenbüttel viele hunderte gefunden hat. Der Chronist Algermann behauptet, „daß sie ein Gift bei sich hatten, und so sie Jemand verletzten, das läßt sich nicht wohl heilen.“ Sie wurden von den Zeitgenossen, da man sie auf Mauern und Festungen nicht gebrauchen könne, wenig geschätzt. Im 17. und 18. Jahrhundert kam der Bergbau immer mehr zum Erliegen, und die Bewohner mußten sich andern Erwerbszweigen zuwenden, in erster Linie dem Ackerbau auf der fast 3000 Morgen großen Feldflur, der allerdings bei dem kalten Boden und unter der Einwirkung der rauhen Harzwinde nicht

recht lohnen will. Gegenwärtig finden viele Verdienst in der großen Saßfabrik in Teichhütte.

Schwere Zeiten sind, wie nicht anders zu erwarten, auch über diesen Ort gegangen. Wir brauchen uns nur der Zeiten des 30jährigen Krieges zu erinnern, als Tilly den König Christian von Dänemark von der Göttinger Gegend aus bis Lutter am Barenberge auf der Thüringer Straße verfolgte. Um Tilly aufzuhalten, ließ Christian den Engpaß bei der Staufenburg besetzen; aber leicht wurde die geringe Zahl von 600 Mann überrannt, und der kaiserliche Oberst Holanke nahm Quartier in Gittelde, wo seine Spanier furchtbar hausten und den Ort schließlich gänzlich zerstörten; noch 1650 lag der größte Teil in Trümmern. Auch das benachbarte Grund wurde damals völlig verbrannt. Kaum war Gittelde wieder aufgebaut, kaum fingen die schweren Wunden des großen Krieges wieder an zu heilen, da sank durch eine große Feuersbrunst im Jahre 1718 der ganze Ort außer den beiden Kirchen, der Pfarre und Schule wiederum in Schutt und Asche; nur 12 Häuser blieben verschont. Viele Harzorte können von solchen verheerenden Feuersbrünsten erzählen. Nach kaum 50 Jahren brachte der siebenjährige Krieg neue Nöte. Außerordentlich drückend waren die Lasten, die von den durchziehenden Heeren der Franzosen auferlegt wurden; so im Jahre 1761 allein an barem Gelde 2500 Gulden, nach heutigem Geldwerte etwa das Fünffache, dazu noch 440 Htr. Hafer und 430 Htr. Heu, ein fast unersetzlicher Verlust.

In den folgenden Zeiten verschwindet das Geschick der kleinen Orte in denen des ganzen Landes, so daß besonders erwähnenswertes kaum noch zu berichten ist. Wir wollen nur noch anführen, daß 1804 der Ernst August-Stollen eingeweiht ist, der bei Gittelde mündet. Er führt die Grubenwässer des Oberharzes ab und ermöglicht dadurch den Weiterbetrieb der Erzgruben auf dem Oberharz. Mit seiner Länge von 26 km ist er einer der größten Tunnel Europas.

*

..

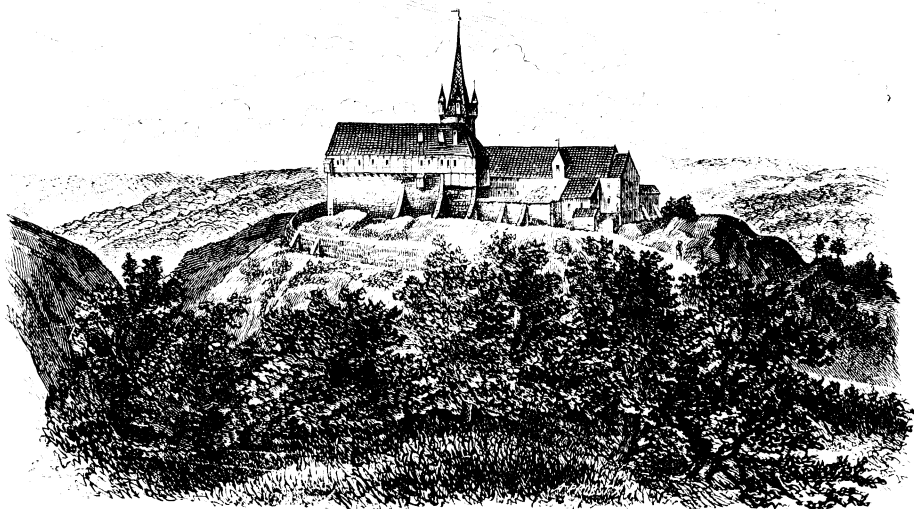
*

Die Staufenburg.

Am westlichen Ende des herrlichen Harzgebirges, wo von den letzten Tinnen romantischer Höhen sich freundliche Aussichten in weite Ebenen sich öffnen, liegt auf einem hervorragenden Berggipfel die sagenumwobene Staufenburg. Ihr Ursprung liegt in undurchdringlichem Dunkel grauer Vorzeit und nur die Sage meldet, daß sie ein Lieblingsaufenthalt König Heinrichs, des Vogelstellers, gewesen, und daß er in der Nähe dieser Burg die Nachricht von seiner Wahl zum König erhalten habe, gerade als er beim Vogelfang beschäftigt war. Unter den verschiedenen Orten, welche Anspruch auf die Ehre erheben, der Schauplatz dieser denkwürdigen Begebenheit gewesen zu sein, scheint die Staufenburg das meiste Anrecht darauf zu haben, da sich auch andere Erinnerungen an Heinrich I. in dieser Gegend finden. So tritt eine halbe Stunde nördlich eine Holzhecke in das Feld des Dorfes Münchehof, die der Heinrichswinkel heißt. Auf dieser für den Anflug der Zugvögel sehr günstig gelegenen Stelle soll Heinrich seinen Vogelherd gehabt haben, wo ihm die überraschende Nachricht von seiner Wahl überbracht sein soll.

Auch finden sich im Ort Gittelde Reste von Mauerwerk, die noch jetzt als Burg bezeichnet werden, und die Erhöhung, die mit einem noch sichtbaren Graben umgeben ist, wird noch jetzt der Kaisergarten genannt. Auch führt ein Berg nicht fern von der Staufenburg den Namen Heinrichshöhe, und ein Weg bei Gittelde wird auf einer Karte des 18. Jahrhunderts als Kaiserweg bezeichnet. Alle diese Angaben sprechen sehr dafür, daß Heinrich in dieser Gegend oft gewesen sein muß.

Nachdem sich das Dunkel der Vorzeit anfängt zu erhellen, sehen wir die Grafen von Katlenburg im Besitz der Staufenburg bis zum Erlöschen dieses Geschlechts im Jahre 1112. Sein Erbe wurde Heinrich der Löwe. Als Lehnshaber der Staufenburg hatten die Katlenburger Grafen



Die Staufenburg im Jahre 1650

ein Rittergeschlecht eingesetzt, das sich nach ihr nannte. Als erster ist uns Gerbert von Staufenburg im Jahre 1130 im Gefolge des Kaisers Lothar genannt. Auch als die Welfen die Burg erbten, behielten Gerberts Nachkommen sie als Lehen bis zum Jahre 1254. Kurz darauf scheinen sie die Burg verloren zu haben. Vielleicht waren sie an dem Kampfe der mit ihnen verwandten Alsfurker und Wolfenbüttler Familie gegen die Welfen beteiligt und wurden mit in ihren Sturz verwickelt. In den folgenden Jahrhunderten hören wir wenig von unserer Burg; sie wird nur einige Male in den Erbteilungen der welfischen Herzöge erwähnt. Vermutlich war sie in diesen Zeiten an keine Ritterfamilie verlehnt, sondern wurde von herzoglichen Vögten verwaltet.

Von Bedeutung wurde sie wieder, als sie im Jahre 1522 der verwitweten Herzogin Elisabeth als Leibgedinge angewiesen wurde. Denn diese Fürstin hat sich um die Hebung des Bergbaus große Verdienste erworben. Besonders die Eisengruben in Grund erfreuten sich ihrer Fürsorge, ja man kann sagen, daß der Ort Grund ihr sein Dasein verdankt. Vor allen Dingen gab sie den Bergleuten dort einen Mittel- und Sammel- punkt, indem sie für eine Kirche und Pfarre sorgte.

Bei dem Durchzuge Tillys im 30jährigen Kriege wurde die Burg vorübergehend besetzt; aber schon war die Zeit vorbei, in der Burgen für den Krieg Bedeutung hatten. Und so verzichtete man darauf, sie noch weiterhin zu unterhalten. Auch für die Verwaltung des zugehörigen Amtes und die Bewirtschaftung der Ländereien erwies sich die Lage auf Bergeshöhe nur als ein Hindernis. Deshalb verlegte man 1715 die Verwaltung in das neue Amtshaus und ließ die Burg verfallen. Während 1776 noch halbverfallene Zimmer vorhanden waren, sieht man jetzt nur unzusammenhängende Reste, aus denen der Unkundige sich kein Bild der ehemaligen Feste machen kann. Ein wehmütiges Gefühl überschleicht uns beim Anblick der Trümmer, in denen einst Freude und Leid Jahrhunderte lang in buntem Wechsel sich die Hand reichten.

Auf dieser Burg spielte auch die Liebesgeschichte des Herzogs Heinrich des Jüngeren mit dem Fräulein Eva von Trott, die schon an sich, dann aber auch um der romantischen Begleitumstände willen seiner Zeit das größte Aufsehen in ganz Deutschland erregte. Und wenn dieser Liebeshandel auch bei den Fürsten, dem Adel und vor allem der Geistlichkeit mit Recht eine scharfe Verurteilung erfuhr, so hat er bei dem Volke wegen der treuen Liebe der beiden doch herzliche Theilnahme erweckt. Lassen wir uns die Geschichte gekürzt von der gleichzeitigen Chronik des Hortsleder und Sleiden erzählen: Eva Trottin war eine ehrliche Jungfrau von Adel aus gutem, rittermäßigem Geschlechte in Hessenland. Das züchtige, wohlzogene Meidlein war von ihren Verwandten unter das Hof-Frauenzimmer dieses Herzogs getan. Sie war obwohl noch jung schon ein stark, wohlgebildet jung Mensch, dem es alsdann wohl auch zu seiner Zeit an Heirats-Anträgen nicht gefehlt haben würde.

Raum war sie aber einige Zeit lang an diesem Hofe, so ging ein böses Gerücht aus; der Herzog selbst schien der Verführer des Meidleins zu werden. Das böse Gerücht kam auch an des Meidleins Freundschaft (Verwandtschaft). Etliche der Freundschaft taten davon Bericht an den Herzog und baten ihn, ihrem Geschlechte keine Unehre oder Verkleinerung anzutun.

Mit hohen Worten und Schwüren beteuerte Heinrich von Wolfenbüttel seine Unschuld. Die Verwandten glaubten ihm. Eva und der Herzog blieben zusammen. Plötzlich kam ein Brief der Gemahlin des Herzogs an Vater und Verwandte derselben — die Jungfrau sei verstorben.

Wunderbarlich verstorben! Sie war schon auf dem Wege, Wolfenbüttel gänzlich zu verlassen und zu ihren Eltern zu ziehen. Die gesunde, starke Jungfrau, die in aller Stille schon einige Male durch den Herzog zur Mutter geworden war, ward plötzlich unterwegs krank auf einem Schlosse des Herzogs und starb eben so plötzlich, als sie krank geworden war.

Sie spielten die Comödie ihres Todes recht vollständig. Sie legten ein hölzernes Bild in den Sarg; sie räucherten fleißig mit Wachholderbeeren, denn die Krankheit, woran Eva gestorben, sollte pestartig gewesen sein. Die Leiche ward mit allem Pompe herausgebracht. Die Franciscaner, bei welchen das gute Kind eine Ruhestätte bekam, feierten die Requien (Begräbnis).

Unterdes ward Eva auf dem Schloß Staufenburg, wo Heinrich fleißig sie besuchte, bis zum achtenmale Mutter. Der Herzog war recht

selig in seiner stillen, ungehinderten Liebe. Man hätte gar nicht glauben sollen, daß Eva je wieder aus dem Totenreiche zurückkehren werde; wer mochte noch an die vor acht Jahren verstorbene Hofjungfer denken?

Doch ein Gemurmeln ging durchs ganze Land; man besänge eine lebendige Jungfrau mit Vigilien und Seel-Messen; in der Bahre, die man vor acht Jahren in Gandersheim feierlich eingesenkt habe, liege ein halb ausgestopftes, halb hölzernes Bild.

Die Trottischen wurden rege, und nun erst ward ihnen recht verdächtig, was gleich anfangs verdächtig geschienen hatte, daß man nach Evens Tode nur etliche geringwertige Alltagskleider heimgeschickt, Ringe aber und Ketten, Kleinodien und Damasken, Sammet und andere seidene und dergleichen Kleider, deren sie doch als eine geschmückte Hof-Jungfrau manche gehabt, alle zurück behalten habe.

Das Gemurmeln wurde immer lauter, vielleicht hatten schon die Weiber nicht ganz geschwiegen, die Heinrich gleich bei der ersten Todes-Komödie als Haupthelfer gebraucht hatte. Dem Landgrafen von Hessen kam dies böse Gerücht seines bösen, ewig unruhigen Nachbars höchst erwünscht. Zwei Eheweiber, offen und frei und selbst mit Erlaubnis der Geistlichkeit zu haben, wie er, wenn man je denn von der Natur zu zweien bestimmt war, dies schien ihm wohl gar kein Verbrechen zu sein, verglichen mit dem, wenn man für eine Jungfrau, die alle Jahre wenigstens einmal von einem jungen Heinrich oder einer Henriette entbunden wurde, tägliche Seel-Messen lesen ließ.

Man warf denn endlich dem Herzog in öffentlichen Schriften vor, und sowohl der Churfürst von Sachsen als der Landgraf von Hessen vergaßen gewiß nicht, den Vorwurf gerade so zu wenden, wie er dem Herzog am empfindlichsten sein mußte. Die Trottischen gingen schließlich 1541 sogar an den Kaiser. „Man solle ihnen als der Freundschaft solch Mensch, das von der Hand gekommen, wieder zustellen, oder sie öffentlich oder frei ihres Weges nachgehen, stehen, leben und handeln lassen.“

Die Verhandlung scheint sich in die Länge gezogen zu haben; der Herzog suchte Ausflucht. Nach zehn Jahren kommt aber selbst in Kassel eine Trottin zum Vorschein, die fast keine andre gewesen sein kann, als die besprochene Eva.

Von den zehn Kindern, die Eva dem Herzog gebär, war Eitel Heinrich der Liebling des Vaters. Dieser schenkte ihm das Gut Kirchberg bei Seesen, und als seine beiden ältesten Söhne in der Schlacht bei Sievershausen gefallen waren und ihm nur noch einer übrig blieb, Julius, der ihm, dem wilden Kriegermanne, wegen seines Leibesschadens und wegen seiner Neigung zu Luthers Lehre verhaßt war, ging er damit um, den Papst zu ersuchen, Eitel Heinrich als ehelichen Sohn zu legitimieren, um ihm die Regierungsnachfolge übertragen zu können. Doch dieser lehnte solches beharrlich ab. Er sagte: Wenn mich der allmächtige Gott zu einem Fürsten ausersehen hätte, so hätte er mich wohl dazu werden lassen. Herzog Julius hielt viel von diesem seinem Halbbruder, und wenn ihm gegen denselben etwas angebracht wurde, pflegte er zu sagen: Laßt ihn gewähren; ist er schon nicht von Echte (von ehelicher Geburt), so ist er doch von Geschlechte und weiß seine Stelle zu vertreten. Eitel Heinrich starb kinderlos; er liegt in Kirchberg begraben.

Noch eine weitere Liebesgeschichte soll der Sage nach mit ihrem schauerlichen Ende mit der Staufenburg verknüpft sein. Eine Äbtissin von Gandersheim, Margarete von Warberg, soll mit dem Verwalter der Stiftsgüter Heinrich Schramm eine geheime Verbindung eingegangen sein. Als das lautbar wurde, soll sie der Schutzherr des Stiftes Gandersheim, der Herzog Julius von Braunschweig, auf der Staufenburg gefangen gesetzt und infolge eines Spruches des geistlichen Gerichts im Jahre 1587 lebendig haben einmauern lassen. Von Zeit zu Zeit habe man der Unglücklichen durch eine in der Mauer gelassene kleine Öffnung Brot und Wasser reichen lassen, und so habe sie acht Monate in diesem schrecklichen Kerker gelebt, bis sie der Tod erlöste.

Vorbei das alles, vorüber Freude und Leid. Hoch aufgewachsen ist der grüne Wald, und im Winde rauschen die Blätter und flüstern von den Geheimnissen der Vergangenheit.



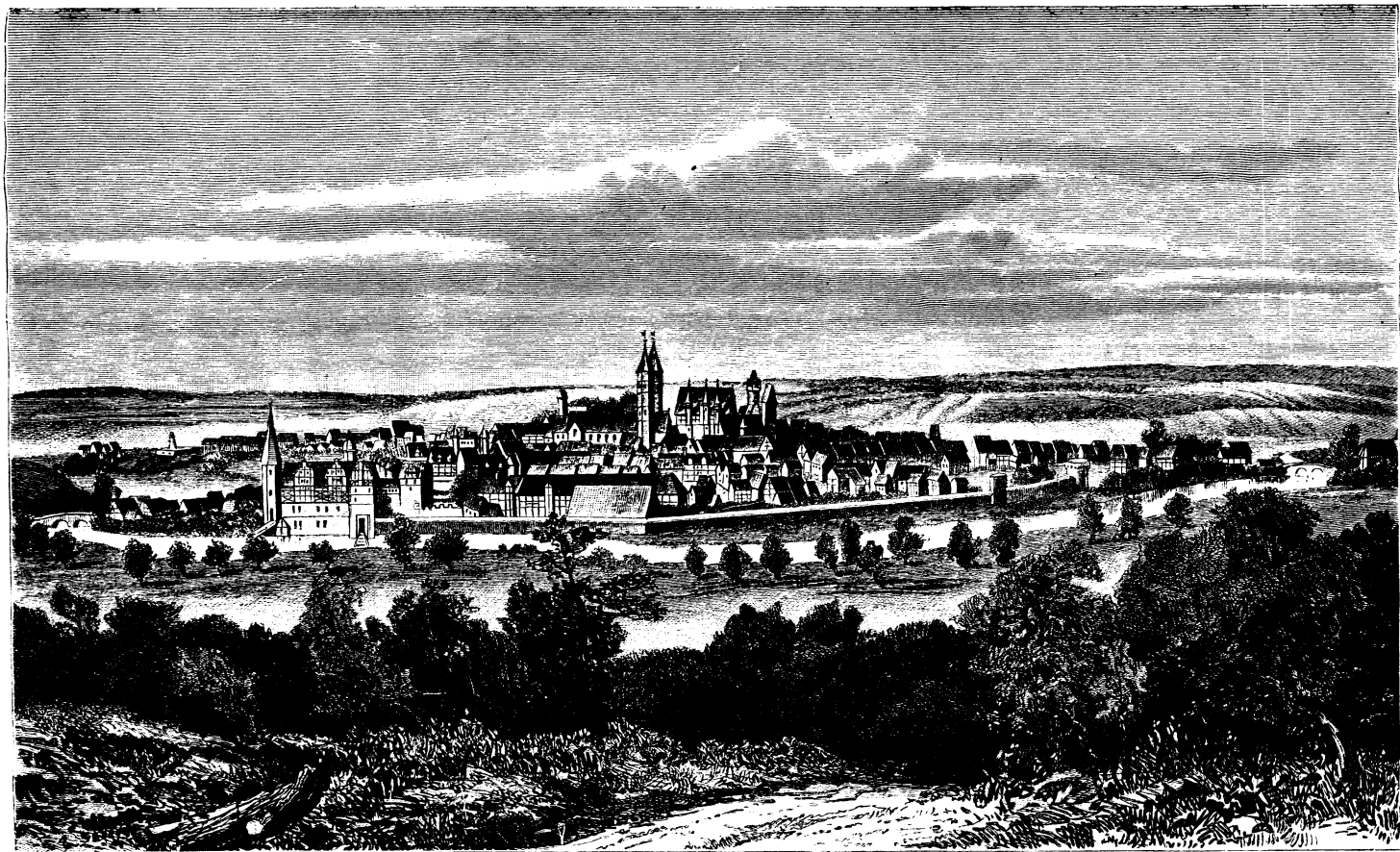
Gandersheim

Von K. Steinacker

Im anmutigen Berggelände zwischen Harz und Leine glänzt Gandersheim (Abbildung Seite 309) als ein herrliches Juwel ältester und würdigster Geschichte, nicht nur der engeren Heimat, sondern ganz Norddeutschlands. Es ist die Stätte des ersten, schon im Jahre 852 gegründeten Frauenstiftes der Ludolfinger. Noch heute grüßt sein zweiztürmiges, weißgraues Münster aus dem Kranze von roten Hausdächern und grünen Talhängen uns mittheilsam entgegen. In vorgeschichtliche Zeiten zurück deuten Grabhügel auf den Waldrücken im Nordwesten und Süden des Ortes. Im ersten Dämmer der Geschichte wird diese Gegend schwach erkennbar durch die Verkehrsstraße, die vom Rheine her bei Hörter die Weser überschritt und, vereinigt mit einer noch wichtigeren von Göttingen her, um die scharfe Nordwestecke des Harzes durch den Paß von Habausen der Elbe zustrebte. Auf ihr zogen über das Gelände Gandersheims aus dem westlichen Frankenreiche Karls des Großen Heere zur Eroberung auch des östlichen Sachsens, Ostfalens, bis zur Slavengrenze. Auch an dieser Straße wurden nach bewährter fränkischer Methode militärische Etappenorte und Verwaltungsmittelpunkte angelegt, Königshöfe, meist wohl einfach durch Umwandlung von sächsischen Edelingsniederlassungen. Ludolf, der erste uns deutlicher bekannte Stammvater jenes tatkräftigen Sachsengeschlechtes, das mit seinem Enkel Heinrich die deutsche Königskrone erwarb und sie auf lange hinaus zur Vormacht des Abendlandes erhobte, — Ludolf scheint in Gandersheim altes Familiengut mit obrigkeitlichen Funktionen des Frankenreiches verbunden zu haben. In der Nachbarschaft heißen Brunshausen und die Wüstung Ludolfshausen nach Brun und Ludolf, Personennamen, die beide auf Mitglieder der Familie Herzog Ludolfs deuten. Gandersheim selbst ist nach dem Flüßchen Gande benannt. Einen erheblichen Einfluß auf die kirchlichen Bestrebungen der Familie, die im Sinne jener Zeit zugleich auch allgemein kulturfördernde Interessen umschlossen, hat Ludolfs Gattin Oda gehabt, die ihn um 47 Jahre über-

lebte und, 107 Jahre alt, erst 913 gestorben ist. Sie entstammte dem sächsischen Geschlechte der Billunger, die frühzeitig der Frankenherrschaft sich unterworfen hatten und schon von Karl dem Großen mit wichtigen Gütern und Aufgaben betraut worden waren. Sie hatten daher gegenüber den stammverwandten Ludolfingern einen gewissen kulturellen Vorsprung, den diese aber bald einholten. Denn eine Tochter Ludolfs und der Oda heiratete den Karolinger Ludwig III., den von 876—882 in Deutschland herrschenden Frankenkönig.

Die Ludolfinger finden wir frühzeitig in Westfalen und rings um den Harz reich begütert. Wieviel dieses Besitzes altes, sächsisches Erbgut gewesen ist, wieviel schließlich zu Eigengut gewordenes, fränkisches, den Sachsen einst enteignetes Königsgut, läßt sich im einzelnen nicht immer sondern. Hielten sich doch auch noch die Ottonischen Könige besonders gern gerade in diesen Gegenden auf, und hier stifteten sie als ein zweites Familien-Frauenstift gut zwei Menschenalter nach Gandersheims Gründung Quedlinburg. Beide Stifte hatten den Zweck, unverheiratete Töchter der Ludolfinger und befreundeter oder verdienter anderer Familien standesgemäß und doch in kirchlicher Gebundenheit zu versorgen. Es sind denn auch die drei ersten Äbtissinnen Gandersheims Töchter des Stifterpaares gewesen, von denen insbesondere die erste, schon im Jahre 874 verstorbene, ein völlig gotthingegebenes Leben geführt hat. Ein ihr nahestehender Mönch aus dem nicht fernen Korbvei oder aus dem näheren Nonnenkloster Lamspringe, — wo er dann freilich nur Prior hätte gewesen sein können, — vielleicht gar ihr Bruder, Agius, hat es uns voll eigener Glaubensinbrunst beschrieben. Man merkt da, wie die noch nicht lange belehrten Sachsen geradezu schwelgen in den neuen Glaubensvorstellungen und wissenschaftlichen Erkenntnissen, welche ihnen die noch halbrömische Kultur der Franken, ihrer Eroberer, aber doch nicht eigentlich ihrer Unterjocher, geboten hat. Bis in das zwölfte Jahrhundert wurden für das Amt einer Äbtissin Töchter oder Verwandte aus der Familie der deutschen Könige bevorzugt. Da das Stift, obschon nach dem Benediktinerschema eingerichtet, kein eigentliches Ordenskloster war, sondern nur ein Konvent von allerdings lebenslänglich durch Gelübde gottgeweihten Damen, so war auch die Lebenshaltung mehr eine freiwillig als eine vorschriftsmäßig strenge. Blich die Äbtissin dem weltlichen Leben zugewandt, so war es schwer, sie daran zu hindern. Man sieht das deutlichst an dem Gebaren der 1002 bis 1039 amtierenden Äbtissin Sophie I., einer Tochter Kaiser Ottos II. Bei ihrer Weihe waren 12 Bischöfe und der Kaiser Heinrich II. zugegen. Ihr behagte es nicht, daß ihr Stift — es lag im geistlichen Aufsichtsbereich Hildesheims — von einem bloßen Bischöfe auch nur in geistlichen Dingen abhängig sei, mochte dieser auch damals ein so feingebildeter und taktvoller Mann wie der später heilig gesprochene Bernward sein. Nach langem Streit, in den geschickt die kirchlichen Interessen des Mainzer Erzbischofs verflochten worden waren, setzte Sophie freilich nur für ihre Person ihre Ansprüche durch. Aber das Loslösungsbegehren Gandersheims von der Hildesheimer Diözesanaufsicht kam nicht mehr zur Ruhe und wurde endlich im Jahre 1208 vom Papste, dem kaiserfeindlichen Innocenz III., in aller Form anerkannt. Sophie ist dann auch die erste Äbtissin, die Ansehen und Einkünfte durch Übernahme noch einer anderen Abtei, des reichen Essen, zu erhöhen suchte. Solche Vereinigungen geist-



Gandersheim, Holzschnitt nach Merians Stich von 1654

licher Pfründen fanden später immer häufiger statt und dienten nicht eben dazu, Abtissin und Stift miteinander hinreichend verwachsen zu lassen.

In den ersten Jahrhunderten seines Bestehens zeichnete sich das Stift denn auch durch lebhafteste Förderung der Bildungsinteressen jener Zeit aus. Es besaß eine gelehrte Schule, an der die Stiftsdamen selbst als Lehrerinnen mitwirkten. Aus ihr ging Roswitha hervor, jene erste bedeutende deutsche Schriftstellerin, die als Kanonissin, d. h. als Mitglied des Damenkonventes, in Gandersheim während der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts lebte. Sie selbst schrieb ihre geschichtlichen Gedichte, Legenden und Dramen lateinisch. Wahrscheinlich aber hat man im Stift auch griechisch verstanden. Es war von der Kaiserin Theophanu, der Gattin des Ludolfingers Otto II., einer byzantinischen Prinzessin, den Damen ausdrücklich empfohlen worden. Die Evangelien wurden damals im Gandersheimer Münster zu Pfingsten griechisch vorgetragen. Roswithas Schriften waren vollständig verschollen, als der Hauptteil derselben Ende des 15. Jahrhunderts in der allein erhaltenen alten Handschrift des Stiftes St. Emmeram zu Regensburg wieder entdeckt wurde von den bekannten Humanisten Johann Trithemius und Konrad Celtes. Dieser gab sie dann schon im Jahre 1501 ziemlich vollständig im Druck heraus. Wenig später fand auch Bodo, Mönch im Kloster Elus bei Gandersheim, ein jenen Gelehrten noch unbekanntes Geschichtswerk der Roswitha wieder auf, das für unsere Heimatkunde besonders wichtige Gedicht über die Anfänge des Stiftes Gandersheim. Die Dramen Roswithas hatten einen ausgesprochen lehrhaften Charakter. Sie sollten durch ungeschminkte Schilderung des Lasters und seiner verderblichen Folgen zur christlichen Tugend aneifern. Sie sagt daher darüber selbst: „Ich habe beschloffen, dem Terenz, welcher so gern gelesen wird, im Schreiben nachzuahmen, damit ich in derselben Schreibart, in der er die schändlichen Lüste verworfener Weiber schildert, auch nach meiner geringen Kraft löbliche Selbstabtötungen heiliger Jungfrauen feiern möchte. Zwar mußte ich dabei nicht selten erröthen, ja sogar tief mich von Scham durchdrungen fühlen, daß ich, von dieser Schreibart genötigt, die greuliche Torheit verbotener Liebe und schnöder Liebesgespräche, die man nicht einmal anhören sollte, in meinen Geist aufnehmen, und, wie es für die gewählte Form paßte, niederschreiben mußte. Hätte ich dieses aber aus allzu großer Scham unterlassen, so konnte ich weder meinen Zweck erreichen, noch auch das Lob der Unschuld mit ganzer Kraft entwickeln, denn je lockender die Schmeicheleien der Liebe zur Sünde sind, desto größer ist auch der Ruhm der wirkenden Gotteskraft und desto größer der Siegestriumph, vorzüglich auch deswegen, weil hier die weibliche Schwachheit siegt und die männliche Stärke mit Schmach unterliegt. Gewiß wird man mir zum Vorwurfe machen, daß meine Schreibart weit schlechter, weit unausgebildeter und geringer sei, als mein Vorbild; ich will aber auch gar nicht dagegen reden. Doch muß ich dabei bemerken, daß ich deshalb mit Recht nicht getadelt werden kann, weil ich mich ja gar nicht ungebührlich denen gleich stellen will, die mich an Kenntnissen und hoher Wissenschaft Unbedeutende bei weitem übertreffen. Denn ich bin nicht stolz genug, um zu glauben, daß ich mich auch nur von weitem den Schülern solcher Schriftsteller gleichachten könne, sondern mein Bestreben ist, mit frommer Dankbarkeit, wenn auch nicht kunstgerecht, wiederzugeben, was mir der Herr an geistigen Gaben vertraute.“

Die Anzahl der Stiftsdamen, Kanonissinnen, ist nie groß gewesen. Im 17. und 18. Jahrhundert bestand ihr Kapitel nur noch aus der Äbtissin, Dekanissin, 3 ortsanwesenden Kanonissinnen mit Einkünften und einigen auswärtigen Ehrendamen. Dagegen bildete sich im Laufe der Zeit, wie auch an vielen anderen Stiften, aus den Altarpriestern — für jeden neugegründeten Altar war ein besonderer Geistlicher nötig — ein Männerkollegium, ein Kanonikerkonvent, der sich zu einer selbstständigen geistlichen Organisation neben dem Damenkapitel entwickelte nach der Art der aus Weltpriestern, keinen Mönchen, bestehenden Genossenschaften der Kollegiatkirchen, wie z. B. auch das Domstift in Braunschweig eine war. Es



Burg Gandersheim, jetzt Amtsgericht

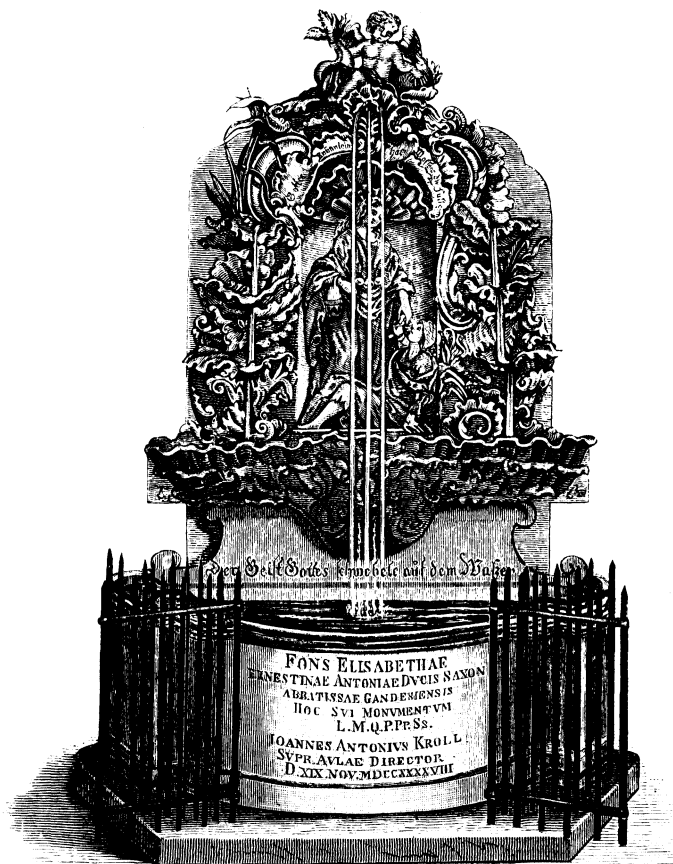
war also seitdem Gandersheim eine Art Doppelstift mit einem Frauen- und einem Männerkonvent. Dieser blieb jedoch dem Range nach und wirtschaftlich jenem immer untergeordnet. Die Eintracht im Stift wurde durch solche verwickelten Zustände begreiflicherweise nicht gefördert. Wie in den bedeutenderen geistlichen Instituten, gab es auch zu Gandersheim seit dem späten Mittelalter schwere Konflikte um die Herrschaft. Der bekannteste entwickelte sich in der Mitte des 15. Jahrhunderts infolge einer Äbtissin-Doppelwahl zu einem hartnäckigen „Papenkriege“. War es doch die Zeit, wo die nebeneinander gleichzeitig gewählten Päpste, die sogenannten Schismatiker, der ihnen unterstellten Geistlichkeit auch in solcher Beziehung mit schlechtestem Beispiel vorangegangen waren. Was damals Rom recht war, mochte Gandersheim wohl billig sein. In der Reformationszeit wiederholten sich begreiflicherweise diese Spaltungen, die natürlich und mit Recht nur dazu dienten, den Einfluß der wachsenden und zielbewußten benachbarten Territorialherren, der Welfen, zu stärken.

Das Stift war reich mit Landbesitz ausgestattet, es konnte daher trotz starker politischer, wirtschaftlicher und auch sittlicher Erschütterungen den normalen Weg solcher vornehmen Institute gehen. Es erhielt die Reichsstandschaft und die Äbtissin als solche Titel und Vorrechte eines Reichs-

fürsten. Gleich den weltlichen Reichsfürsten haben die Fürstäbtissinnen daher regelrecht Hof gehalten und gelegentlich einen stattlichen Glanz entfaltet. Die Äbtissinnen wurden vom Stift gewählt, grundsätzlich aus dem hohen Adel, nach der erst im Jahre 1589 völlig durchgeführten lutherischen Reformation vornehmlich aus der Verwandtschaft der Herzöge von Braunschweig-Wolfenbüttel, welche als Schutzherrn des Stiftes auf dessen äußere Leitung erheblichen Einfluß besaßen haben. Er führte sogar dazu, daß schon vor der drohenden Aufhebung durch den Reichsdeputationshauptschluß die Äbtissin sich im Jahre 1802, nach also 950 jährigem Bestehen des Stiftes, der braunschweigisch-wolfenbüttelschen Landeshoheit unterworfen hat.

Jene Schutzherrschaft der Herzöge leitete sich letzten Endes her von ihrer verwandtschaftlichen Beziehung zu der Gründerfamilie des Stiftes, den Ludolfingern. Sie hatte in Rücksicht auf den ausgedehnten Güterbesitz Gandersheims große Bedeutung. Die Herzöge ließen es nicht dazu kommen, daß sich aus den nächstgelegenen, grundherrlich im Besitze des Stiftes befindlichen Dörfern ein selbstständiges kleines Territorium, etwa im Umfange des heutigen Amtsgerichtsbezirkes, unter alleiniger Landeshoheit des Stiftes bilden konnte, wie das z. B. Quedlinburg gelungen war. Das Stift hatte infolge seiner schwerfälligen Verwaltungsmaschinerie vielmehr nur mit äußerster Anstrengung eine gewisse formale Reichsfreiheit mit dazugehörigen Ehrenrechten behaupten können; freilich auch die unbehelligte Verwaltung seiner Einnahmen, nicht aber die volle Gerichtshoheit oder ähnliche, im eigentlichen Sinne zur Landeshoheit gehörige Gerechtsamen. Nur die Fürstäbtissin selbst blieb bis zuletzt völlig frei von aller Untertänigkeit unter den Herzögen. Diese bauten sogar in dem Städtchen Gandersheim selbst eine ausschließlich ihnen zustehende, im Jahre 1347 zuerst erwähnte Burg. Sie ist in erheblichen Teilen noch heute vorhanden und dient als Amtsgericht (Abbildung S. 311 und Merians Abbildung S. 309 links vorn). Der vorhandene Bau wurde in der Hauptsache im Jahre 1530 von und für den herzoglichen Vogt Hans von Scharfstein hergerichtet. Es war derselbe Amtmann vermutlich, der hier zwei Jahre später — er führt in dieser Angelegenheit allerdings in der Literatur den Vornamen Heinrich — Tod und Begräbnis Eva von Trotts, der Geliebten des Herzogs Heinrich des Jüngeren, eben auf dieser Burg inszenierte. Vergleiche darüber Seite 305. Die Burg besaß einen großen Saal, der in den Jahren 1585—1634 wiederholt zu herzoglichen Landtagen benutzt wurde, gewiß zugleich eine landesherrliche Geste gegenüber dem reichsfreien Stift. Trotzdem besaßen die welfischen Herzöge beträchtliche Teile ihres eigenen Staatsgebietes nur als ein Lehen des Stiftes, darunter selbst Wolfenbüttel, Gifhorn, Elbingerode auf dem Harz und beträchtliche Teile des Kreises Gandersheim. Brandenburg-Preußen trug die Stadt Derenburg bei Halberstadt zu Lehen, die Grafen von Regenstein erhebliche Teile ihrer Harzforsten, die Grafen von Woldenberg die Burg Woldenstein. Es gehörte zu den wichtigsten ersten Handlungen der Fürstäbtissin, wenn sie nach ihrem Regierungsantritt in feierlicher Audienz die Gesandten jener ihrer Vasallen, darunter also auch den des Preußenkönigs, empfing, empfingen hatte, um ihnen, wie es nach jedem Todesfall einer Äbtissin üblich war, jenen reichen Lehnbesitz aufs Neue zu überweisen.

Hervorragende Personen unter den Fürstäbtissinnen der neueren Zeit waren Elisabeth Ernestine Antonie, Herzogin von Sachsen, eine Enkelin des Wolfenbütteler Herzogs Anton Ulrich, und Auguste Dorothee, die kluge und witzige Schwester Herzog Karl Wilhelm Ferdinands. Jene regierte 1713—1766, diese seit 1775 bis zum Ende des Stiftes. Auguste Dorothees



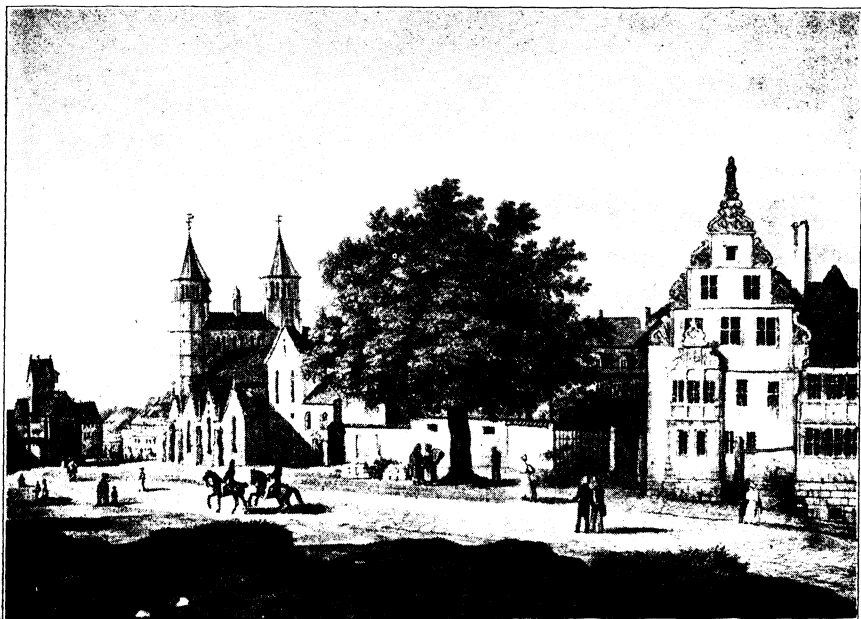
Elisabethbrunnen in Gandersheim

Abteirat und Verwaltungsleiter bis zu deren Tode im Jahre 1810 war der bekannte spätere Präsident des Wolfenbütteler Oberappellationsgerichts und fruchtbare Schriftsteller Friedrich Karl von Strombeck. Er hat uns vom Leben der Stiftsdamen Gandersheims folgende Schilderung hinterlassen: „Bei den Damen herrschte ein altertümlicher Hofton. Man konnte sich in die Zeiten Herzog Anton Ulrichs versetzen. Die Soirées, zu denen die Honoratioren Gandersheims, vorzüglich die Stiftsherren, nach der Reihe geladen wurden, hatten ihren Anfang um 2 Uhr nachmittags und begannen mit einem ganz vortrefflichen und reichen Kaffee, zu welchem äußerst solides Backwerk umhergereicht ward. Die Gespräche, welche mit der größten Reverenz gegen die durchlauchten und erlauchten Damen geführt wurden, drehen sich in dem Zirkel der Stiftsereignisse, der Ganders-

heimischen Stadtvorfälle und auch wohl, wenn man sich etwas höher als gewöhnlich verstieg, der Zeitungspolitik. Gegen 4 Uhr setzte sich die Gesellschaft zum Spiel, wobei süße Weine herumgegeben wurden. Zuletzt erschien der Tee, der wiederum keineswegs ohne substantiellere Begleitung war. Unglücklicherweise habe ich nun niemals ein Kartenspiel begreifen können oder wollen, da ging denn die herablassende Güte der illustren Damen so weit, daß mir zu Ehren ein Würfelspiel an die Tagesordnung kam, welches den Namen Campana e martello führte und das vom Rheine her von einer der Gräfinnen in Gandersheim eingebürgert war. . . . Eine solche Lebensweise wurde zweimal im Jahre unterbrochen, nämlich im Frühjahr und im Herbst, wenn die Fürstäbtissin (Auguste Dorothea), die zu Braunschweig mit ihrer Mutter, der verwitweten Herzogin Philippine Charlotte, einen gemeinschaftlichen Hofstaat hatte, nach Gandersheim kam, um dort einige Wochen Residenz zu halten. Dann nahm das Ganze das Aussehen eines bedeutenden fürstlichen Hofes an. Fremde aus der Nachbarschaft machten der Fürstin ihre Aufwartung und wurden zur Tafel gezogen; die unermesslichen Gänge der Abtei hallten zurück von ankommenden Fremden und umherlaufenden Dienern. Man glaubte an das Hoflager eines regierenden Fürsten versetzt zu sein.“ — Elisabeth Ernestine Antonie, jene ältere Fürstäbtissin, war eine kluge Dame, die ihre reichen Einkünfte zu verständnisvoller Pflege von Kunst und Wissenschaft verbrauchte. In Gandersheim erinnert an sie die reiche Ausstattung ihrer Grabkapelle, der Umbau der Abtei und an deren Außenwand der Elisabethbrunnen (Abbildung Seite 515), den ihr im Jahre 1748 ihr Oberhofmeister Johann Anton von Kroll gewidmet hat. Er stellt die Fürstäbtissin almosenspendend als heilige Elisabeth dar, — die heilige Landgräfin Elisabeth von Thüringen war ihre Ahnin, — eine Anspielung zugleich auf ihren Namen und auf ihren Wohltätigkeitsinn. Der Brunnen ist eine Arbeit des Gandersheimer Bildhauers Kaspar Käse, ebenso wie die Ausstattung der Grabkapelle. Ein Denkmal der ersten wissenschaftlichen Interessen Elisabeth Ernestine Antoniens ist die gründliche, umfangreiche Stiftsgeschichte, die sie durch ihren Hofprediger Harenberg in Druck geben ließ. In Brunshausen werden wir ihr noch einmal begegnen.

Das alte Münster, die Stiftskirche, ragt als ein bei aller Schlichtheit sehr kompliziertes und merkwürdiges Baudenkmal des Mittelalters in unsere Gegenwart hinein (Abbildung Seite 515 nach einem Steindruck um 1835, und Abbildung Seite 509). Teile davon gehören zu den ältesten Kunstbauten unserer Heimat noch aus der Zeit vor dem Jahre 1000. Eine höchst feierliche Einweihung nach einer Erneuerung, durch die Ansprüche der vorhin charakterisierten Äbtissin Sophie an Einfluß und Ansehen jahrelang verzögert, fand 1007 statt. Der jetzige Eindruck des Mittelschiffes geht zurück auf einen abermaligen Umbau aus dem Ende des 11. Jahrhunderts. Er war verursacht worden durch einen Brand, wie das häufig gerade in jenen Jahrhunderten geschah, die den Gewölbebau noch nicht kannten. Turmwärts am Mittelschiff liegt die Empore für die Stiftsdamen. Es ist die übliche Andachtsstelle der Nonnen in Klosterkirchen. Mit dieser in Gandersheim besonders altertümlichen und eigenartigen Einrichtung hängen gewisse Einbauten und Zutaten zusammen, die außen den Eindruck eines selbständigen westlichen Querschiffes machen.

Die erste Anlage des Stiftes geschah nicht hier, sondern im nahen Brunshausen. Aber schon im Jahre 856 wurde es nach Gandersheim verlegt, merkwürdig tief in die sumpfige Talaue am Bache, während das damalige Dorf Gandersheim weiter westwärts am Berghange zu suchen ist, wo der Flurname *Wyk* noch darauf deutet und die Georgskirche, die ursprünglich einzige Pfarrkirche der Stadt, noch heute liegt; auf Bunoz-Merians Abbildung S. 309 ganz rechts. Sie kann aus einem Gotteshause hervorgegangen sein, das hier möglicherweise schon vor der Stiftsverlegung vorhanden gewesen war. Roswithas Gedicht läßt erkennen, daß man den Münsterbau gleich mehr oder weniger massiv begonnen hat,



Kathaus, Münster und Abtei zu Gandersheim von 1835

gegen die heimische Gewohnheit, die auch bei Kirchenbauten noch längere Zeit, beim Bauern- und Bürgerhause aber bis in das 19. Jahrhundert am Fachwerkbau festgehalten hat. Jener erste Münsterbau wurde im Jahre 881 feierlich vom Hildesheimer Bischofe eingeweiht.

Von seiner alten Ausstattung und seinem reichen Reliquienschatze enthält die Kirche begreiflicherweise nur noch kümmerliche Reste. Da ist vor allem das Bergkristallfläschchen mit Tropfen vom Blute Christi, Abbildung Seite 310, an dessen Anblick sich schon Abtissin Hathumod während ihrer Todeskrankheit erquickt hat. Ein Kästchen aus Walroßzahn bewahrt jetzt das Landesmuseum, es ist eines der ältesten Kleinkunstgeräte christlich-germanischer Herkunft, mit Tierranken und Runeninschriften. Es enthielt Kleiderreste der Mutter Gottes, die nicht mehr sicher nachweisbar sind. Dagegen ist noch ein als Haube der heiligen Anna, Jesu Großmutter, verehrtes uraltes seidenes Haarnetz vorhanden, desgleichen Gebeine der heiligen Päpste Innocentius und Anastasius, welche vom Gründerehepaar

Ludolf und Oda persönlich aus den römischen Katakomben nach Gandersheim gebracht worden sind. Diese beiden Päpste galten daher neben Johannes dem Täufer als die Hauptheiligen des Stiftes. Noch jetzt sind in den Andachtsräumen des Münsters selbst zur Schau gestellt ein Waisenfiebertrocken, der als Rippe des Meerungeheuers bewundert wurde, das den Jonas verschlungen hat, und eine nicht weniger als 11,25 m lange Kette, von der eine sinnige Überlieferung wissen will, sie sei in einem Kreuzzuge erbeutet worden. An noch benutzten alten Kultgeräten ist in erster Linie der fünfarmige, 1,84 m hohe Bronzeleuchter aus dem 15. Jahrhundert bemerkenswert. Mehrere andere, vornehmlich kunstgeschichtlich wertvolle Kostbarkeiten übergeben wir hier. Sie sind teils in Gandersheim selbst, teils im Landesmuseum zu Braunschweig und auf der Feste Koburg aufbewahrt, nach dieser verschleppt durch die letzte Dechantin des Stiftes, die als solche den Rang gleich nach der Fürst-Äbtissin einnahm, eine Prinzessin, von Sachsen-Koburg.

Vom alten Kreuzgang des Stiftes ist leider nichts mehr vorhanden. Dagegen sind die stattlichen Abteigebäude samt dem zugehörigen großen Wirtschafts- hofe verhältnismäßig wohl erhalten. Da findet man im kellerartigen Erdgeschoß des im Jahre 1600 von der Fürst-Äbtissin Anna Erika, Gräfin von Waldeck, in den metallischen Formen der deutschen Spätrenaissance erneuerten Giebelbaues an der



Gandersheim,
Gläserchen aus Berg-
kristall mit Bluts-
tropfen Christi

Erzengel Michael geweihte Abteikapelle aus dem 17. Jahrhundert. Weiter zurück liegt der große, von Elisabeth Ernestine Antonie (vergl. Seite 317) um das Jahr 1730 erbaute Barockflügel, von dessen Innenausstattung noch erhebliche Teile vorhanden sind. Dazu gehört der Kaisersaal, dessen originale Dekoration im wesentlichen aus 11 ganzfigurigen Bildnissen und 24 Brustbildern, alle in Lebensgröße, besteht. Sie stellen hauptsächlich das damalige Damenkapitel und die 12 derzeit letzten Äbtissinnen dar, sowie fürstliche, in einem

Schutzverhältnis zum Stifte stehende Personen. — Wie die Fürst-Äbtissin, so hatte damals auch jede der

vier Stiftsdamen ihr eigenes, freilich im Gegensatz zur Abtei sehr bescheidenes Haus. Das stattlichste davon, die Dechaney, 1741 errichtet, ist das jetzige Schulgebäude im Westen neben dem Münster. Bescheiden waren ja auch nur die Einnahmen dieser ortsansässigen Stiftsdamen. Während nämlich die Fürst-Äbtissin nach dem Geldwerte der Zeit etwa um das Jahr 1900 nicht weniger als 145 000 Mark bezog, erhielt die Dekanissin jährlich nur noch 4200, jede der Kanonissinnen nur 2250 Mark. Es ging also außerhalb der fürstlichen Abtei recht bescheiden zu.

War in dieser Zeit demnach die Lebensenergie des Stiftes wesentlich auf die weltliche Wirksamkeit nur noch einer einzigen Person, der Fürst-Äbtissin, angewiesen, so lag darin zugleich ein nicht überschaubares Mankel für die Existenzberechtigung des von Haus aus ganz auf kirchliche und kulturelle Initiative eingestellten Stiftes. Sein völliger Zusammen-

bruch konnte in der Tat nur noch solange auf sich warten lassen, als das Zeitalter des fürstlichen Selbstherrschertumes dauerte und damit auch der Gandersheimer Fürstäbtissin Gelegenheit gab, sich im Sinne dieses Zeitideals kulturfördernd zu betätigen. In dieser Hinsicht hat, wie wir schon sahen, in der Tat noch Elisabeth Ernestine Antonie ihre Aufgabe zweckmäßig durchgeführt.

Im hohen Mittelalter aber war, trotz aller allzumenschlichen Eitelkeitsbedürfnisse, auch die geistliche Leistungsfähigkeit des Stiftes noch ungebrochen. Es richtete ein eigentliches, der Maria geweihtes Nonnenkloster dicht beim Orte Gandersheim schon im Jahre 939 ein. Dieses Marienkloster löste sich im Jahre 1570 auf. Seine Güter, insbesondere die Domäne Schachtenbeck, dienten in der Folge zum Unterhalt der Landesuniversität in Helmstedt. Die vorbereitende Unternehmung dieser Universität, ein Pädagogium, war von 1569—1570 in dem kleinen Barfüßerkloster Gandersheims und in der dabei gelegenen Wilhelmsburg, dem Witwensitz der Gattin Herzog Wilhelms des Jüngeren (gest. 1503), gleichwie ihrer Schwiegertochter. Von all diesen Baulichkeiten ist nichts Nennenswerthes mehr vorhanden; man sieht sie noch auf Merians Abbildung S. 509 von 1654, wo insbesondere die Wilhelmsburg mit mehreren Ziertürmen rechts neben dem Münster deutlich erkennbar ist. Über die anderen vom Stifte abhängigen Klöster Brunsbäusen und Elus weiterhin ein Mehreres.

Die heutige Stadt Gandersheim ist auf dem Grund und Boden und unter der Fürsorge des Stiftes hervorgegangen aus der Hirtenansiedlung auf der Wyck bei der Georgskirche, die, wie wir hörten, schon in Roswithas Gründungsgeschichte erwähnt wird. Aber Gandersheim lag zugleich, wie wir ebenfalls bereits bemerkten, der wichtigsten Rhein—Elbe—straße nahe und selbst an einer solchen zweiter Ordnung, die bei Hörter die Weser überschritt. Jene erste zog über das dem Stift gehörige Seesen und ihre kaufmännischen Benutzer waren es wohl in erster Linie, die im Jahre 956 gemäß bereits vorhandenen Herkommens dem Stifte eine Abgabe zu leisten hatten, die damals vom Deutschen Könige ausdrücklich bestätigt wird. Aber dieser Zoll hat sich natürlich auch auf die Straße Hörter—Seesen bezogen. Es mag dies mit veranlaßt haben, daß Kaiser Otto III. dem Stift auch für den Ort Gandersheim Markt-, Münz- und Zollhoheit sowie das Dortmunder Kaufrecht verliehen hat. Es ist merkwürdig, daß auf Grund eines so wichtigen Privilegs sich Gandersheim nicht zu einer kräftigeren bürgerlichen Ansiedlung entwickelt hat, als geschehen ist. Aber es lag für den Handel doch offenbar nicht günstig genug, obgleich von hier auch eine alte Verkehrsstraße nordwärts nach Hildesheim abzweigte. Das Stift scheint seinerseits solche Entwicklung nicht eben lebhaft betrieben zu haben. Immerhin wird der Ort von seiner Grundherrin, der Äbtissin, schon im Jahre 1159 *civitas* genannt, d. h. eine Stadt mit einer ziemlich selbständigen Bürgerschaft. Die Errichtung einer eigenen, heute nicht mehr vorhandenen Peterskapelle im Jahre 1433 östlich der Stadt unter dem Patronate des Marienklosters hatte keine erhebliche Bedeutung. Wichtiger war die Errichtung eines Hospitals im Jahre 1238 durch das Stift, das heute noch als Pfründnerhaus besteht. Es besitzt noch ein altes, romanisches Vortragskreuz aus Metall, wahrscheinlich das-

selbe, das schon im Jahre 1210 der große Papst Innocenz III. erwähnt in einer die Gründung vorbereitenden Bulle.

Erst im späteren Mittelalter löst sich das enge Verhältnis von Stift und Stadt. Das Stift verliert seinen Einfluß auf ihre politische Entwicklung dadurch, daß es mittelst besonderer Lehnübertragung an die Herzöge sich der unmittelbaren Hoheit über die Stadt begibt. Seit dem Jahre 1300 ist das nachweisbar. Die Herzöge hatten, wie wir schon wissen, allen Grund, die Stadt, die nun die übrige geworden war, gegenüber dem Stifte besonders zu pflegen. So konnten denn auch gelegentlich des uns ebenfalls schon bekannten Papenkrieges die Bürger gegenüber der Fürstäbtissin eine recht herausfordernde Haltung einnehmen, die erst im Jahre 1471 zu einem Vergleiche geführt hat. Auch richteten die Herzöge in der Stadt eine Münze ein. Noch heute ist das Gebäude, Bismarckstr. 8, als ein privates Wohnhaus vorhanden. Als infolge der Reformation die Herzöge auch die kirchliche Oberhoheit über das Stift selbst beanspruchten, benutzten sie die Gelegenheit eines großen Brandes im Jahre 1580, der eine ganze Hälfte der Stadt in Asche legte. Die andere Hälfte verbrannte 17 Jahre später. Trotzdem besitzt die Stadt noch einige bemerkenswerte verzierte Fachwerkhäuser. Jener erste Brand führte zu einer neuen eindrucksvollen herzoglichen Geste zugunsten der Stadt. Es war nämlich bei jenem Brande auch die bürgerliche Marktkirche St. Moritz, eine Tochterkirche von St. Georg, in Mitleidenschaft gezogen. Der Herzog — denn er war es doch wohl — ließ die kirchliche Benutzung des Gebäudes nicht wieder zu, er zwang vielmehr das noch katholische Stift, der Bürgerschaft das Langhaus des Münsters für deren protestantischen Gottesdienst einzuräumen. Dadurch wurde es möglich, die Moritzkirche in den massiven Renaissancebau des Rathauses mit einzubeziehen, das heute noch nächst dem alten Münster das schönste Baudenkmal Gandersheims ist. Es enthält im Inneren noch das gotische Chorgewölbe der Kirche und der Turm ist der alte Kirchturm; siehe auch Abbildung Seite 315 zu äußerst links. Es ist anzunehmen, daß der Herzog, der an einem so stattlichen Bau, als einer neuen Art von Propaganda gegen das Stift, interessiert war, ihn auch durch finanzielle Erleichterungen unterstützt hat, wenn schon sämtliche massive herzogliche Wappen, die jetzt das Gebäud. schmücken, von anderen Stellen stammen und erst 1879/80 hier eingemauert worden sind. Als seinerzeit die vorbereitenden Schritte, Gandersheim zum Sitze einer neuen Universität zu machen, schließlich nicht zum Ziele führten, blieb freilich das Stift mit seinem umfangreichen Personenbestande der beste Nahrunggeber der Bürgerschaft.

Schon im Mittelalter hatte auch der umwohnende Stiftsadel in der Stadt eigene Höfe. Unter ihm ragte eine Familie von Gandersheim hervor, deren Lehnnachfolger gegen Ende des Mittelalters die Rauschenplatz geworden waren. Nach der Reformation fließen diese landsässigen Familien mit der höheren Beamtschaft des Stiftes und des Amtes zusammen, da denn die Schrader aus Braunschweig, die Burchdorf, Büttner und Probst eine besondere Rolle spielen. Den Probst's entstammte der im Jahre 1083 als von Wendhausen (nach seinem Rittergut bei Braunschweig) geadelte Philipp Ludwig Probst, der als einflußreicher Kanzler und langjähriger Gehilfe Herzog Anton Ulrichs im Jahre 1718 gestorben ist. Die wichtigste selbständige Einnahmequelle der Bürgerschaft war die aller Landstädte des

Herzogtums, das Bierbrauen. Die Stadt hatte für ihr Gebräu schon im Jahre 1490 ein auf das ganze Amt lautendes Absatzprivileg erhalten. 1735 gab es 133 Brauer. 1793 hatte die Stadt 1742 Einwohner. Eine erhebliche Verteidigungsfähigkeit hat sie nie besessen, obschon der Stich Merians vom Jahre 1654, Abbildung S. 309 noch eine recht stattliche Umwehrung zeigt und auch heute noch Reste von Mauer und Graben namentlich im Süden auf ernstliche Verteidigungsabsichten der Bürgerschaft deuten. Der engere Stiftsbezirk war schon weit früher als die Stadt befestigt. Im Jahre 1001 wehrte darin die Abtissin Sophie dem Bischof Bernward mit Bewaffneten den Zugang.



Brunshausen und Elus

Von K. Steinacker

Daß das Stift Gandersheim im Jahre 852 zuerst in Brunshausen eingerichtet, aber schon 850 an seine jetzige Stelle verlegt worden ist, hörten wir schon im vorigen Artikel. Die Siedlung selbst ist älteren, weltlichen Ursprungs, worauf auch ihr Name deutet, Bebauung eines Bruno. Aber ihre Lage ist derart günstig auf einer fast zur Hälfte von der Gande umflossenen und gegen sie steil abfallenden Höhenzunge, an deren Fuß zudem eine starke Quelle das beste Wasser spendet, daß hier recht wohl schon in vorgeschichtlicher Zeit der Mensch sich angesiedelt haben mag. Im übrigen gleicht das Siedlungsgelände merkwürdig dem benachbarter Königshöfe oder Pfälzen, wie Königsdahlum und Werla. Man möchte daher glauben, daß jener Brun, nach dem die Stätte noch heute ihren ehrwürdigen Namen trägt, auf ihr wirklich gebaut, d. h. seinen Wohnhof gehabt hat, der hier zugleich eine gewisse bequeme Wohnlichkeit gleich jenen Königshöfen ermöglichte. Daß Brun ein Angehöriger der Ludolfinger gewesen ist, darf angenommen werden; nicht nur darum, weil sein Name in dieser Familie hergebracht ist — Vater und Sohn des Gründers von Stift Gandersheim hießen so —, sondern auch weil in geringer Entfernung nordwestlich Brunshausens eine uralte Wüstung Nord-Ludolfshausen wenn nicht an diesen Stiftsgründer, Herzog Ludolf selbst, so doch an seine Familie ebenfalls erinnert. Nun wohnten in der Tat auch Herzog Ludolf und seine Gattin Oda (vergl. Seite 307), wie uns ihr Zeitgenosse Agius berichtete, nahe bei Brunshausen in für jene Zeit fürstlicher Unterkunft (tectis fulgentia), die wir uns freilich nur aus Nachwerk zu denken haben. Es steht nichts im Wege, sie im benachbarten Ludolfshausen zu vermuten. Von hier wäre es Oda ein Leichtes gewesen, ihr junges Stift und ihre diesem vorstehende Tochter Hathumod ohne Umstände zu besuchen, wie das von jenem Agius uns ebenfalls erzählt wird.

Genug, Brunshausen noch mehr fast als die Stätte Gandersheim ist von ältesten geschichtlichen Erinnerungen umwittert, und wir besuchen daher nicht ohne Andacht diese lieblichste Stelle des Gandetales. Was wir da jetzt finden, sind Reste eines jüngeren Klosters und eines in dieses hineingebauten Sommerschlusses der Fürstäbtissin Elisabeth Ernestine Antonie (siehe S. 315). Dabei an der Gande liegt auch noch die schon im Jahre

1159 genannte Wassermühle. Nach dem Verlassen Brunsbauens durch die Stiftsinsassen behielt es doch seine dem Apostel der Deutschen, dem heiligen Bonifatius, geweihte Kirche. Wahrscheinlich ist dieser Heilige, wie das damals nicht selten geschah, schon von einem Vorfahr Ludolfs mit Fleiß als Kirchenpatron herangezogen, um damit seine neue christliche Erkenntlichkeit für die kulturell-kirchliche Durchdringung Sachsens durch die Franken zu erweisen. Klösterliches Leben ersteht hier erst wieder in Verbindung mit dem Nachbarkloster Clus. Wir erfahren davon zuerst im Jahr 1134. Beide Mönchsklöster bildeten damals zwar nur einen einzigen Konvent, hatten aber keine Gütergemeinschaft. Lange jedoch kann der Mönchskonvent Brunsbauens nicht besessen haben, denn eine im Jahre 1200 für das Stift Gandersheim ausgegangene Bulle erwähnt hier bereits einen eigenen Nonnenkonvent unter einem Probst. Er löst sich im Laufe der Reformation ziemlich auf, wird aber Ende des 17. Jahrhunderts von der Gandersheimer Fürstäbtissin als evangelischer Damenkonvent mit einer Domina und drei Konventualinnen wieder hergestellt und besteht, freilich ohne besondere Unterkunft, auch heute noch. Ein Sommerschloß der Fürstäbtissin wurde um das Jahr 1717 mit dem Kloster, aber natürlich unabhängig von ihm, verbunden. Es war originell dekoriert mit bildlichen Darstellungen, die auf die künstlerischen und wissenschaftlichen Neigungen der Fürstäbtissin Elisabeth Ernestine Antonie (vergl. S. 315) Bezug hatten. Jetzt sind davon freilich nur noch kümmerliche Spuren zu erkennen. Das Sommerschloß ist Arbeiterwohnhaus und Speicher für die Domäne Clus. Die Konventsgebäude sind ganz verschwunden. Noch aber schaut die größtenteils aus rötlich leuchtendem Sandstein errichtete Klosterkirche — sie dient freilich auch nur, im Innern völlig entstellt, als Schuppen — von der Anhöhe in das fruchtbare Tal und auf die waldumrauschten Höhen. Es ist ein gotisches, nie vollendetes Gebäude, bewahrt aber im Osten eine romanische Chornische (Apsis) noch aus dem 12. Jahrhundert.

20 Minuten westlich weiter aufwärts liegt das ehemalige Benediktinerkloster Clus. Als es vom Stifte Gandersheim aus, in dessen Abhängigkeit es auch geblieben ist, gegründet wurde, 1127, kannte man diese Stelle bereits unter dem althergebrachten Namen der Klaus. Sie wäre, wie uns der Cluser Mönch Bode zwar erst um das Jahr 1525 aber immerhin glaubwürdig berichtet, von einem Einsiedler Waling errichtet worden. Das Kloster blieb immer in bescheidenen Vermögensverhältnissen, erlebte aber doch gegen Ende des Mittelalters einen ungemeinen innerlichen Aufschwung. Denn hier war von 1430 bis 1439 jener Johannes von Münden Abt, der später als Abt von Bursfelde die über ganz Deutschland verzweigte Vereinigung durchgesetzt hat, welche mit Erfolg in ihrem Kreise eine Reinigung und Erneuerung des Mönchslebens erstrebte. Johann von Mündens segensreiche Tätigkeit wirkte auf Clus dauernd nach, zuletzt in einem besonders zähen Festhalten am Katholizismus unter Abt Heinrich Pumme. Erst nach seinem Tode 1590 wurde das Kloster evangelisch und bald ganz aufgelöst. Ein Zeugnis für das ernste Streben des Konvents war die verhältnismäßig starke Klosterbibliothek. Ihre 445 Bände wurden im Jahre 1624 der Helmstedter Universität überwiesen und befinden sich jetzt in der Landesbibliothek zu Wolfenbüttel. Das Kloster wurde damals Stift-Gandersheimische, später staatliche Domäne. Verhältnismäßig wohl-erhalten ist die nach dem Vorbilde des Gandersheimer Münsters aber in

weit bescheidenen Formen in der Mitte des 12. Jahrhunderts entstandene, der Maria und dem heiligen Georg geweihte Klosterkirche. Sie hatte ursprünglich eine zweitürmige Westfront. Auf dem Hochaltar steht der schönste figurenreiche Zierschrein unseres Landes aus der Zeit um 1500.

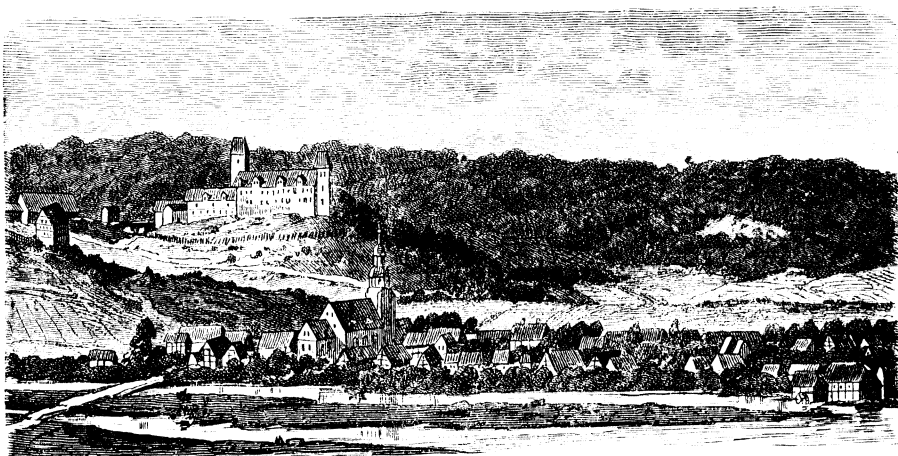
Bezaubernde Blicke bietet der baumreiche Klostergarten nordostwärts über das obere Gandetal mit seinen freundlichen alten Ortschaften und der langen, gen Lamspringe, schon im Hildesheimischen, weisenden Waldlinie des Heberückens. Lamspringe war eine ebenfalls noch im 9. Jahrhundert nach Gandersheimer Vorbild entstandene Tonnenklostergründung eines Grafen Kiddag. Nach dem Heber aber trägt dieser nördliche Teil des Amtes Gandersheim den wohlklingenden Namen Heberbörde. Aber wohin man Auge und Gedanken auch schweifen läßt, gleich stoßen sie wieder auf andere erlebnisfette Geschichtsstätten: Woldenstein, Bodenburg, Winzenburg — wir würden nicht fertig werden, wollten wir diese inhaltsreichen Namen hier schon ergründen.



Greene

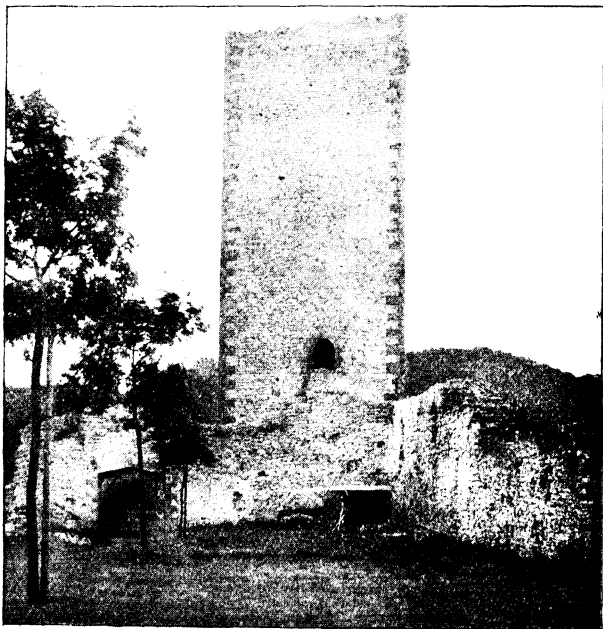
Von R. Steinacker

Die Seesen—Gandersheimer Heerstraße über Hörter zum Niederrhein durchschneidet bei Greene das Leinetal, um hier jenseits der Leine, wie das seit 1805 in entsprechend weiterem Bogen und mittelst zweier Durchtunnelungen auch die Eisenbahn tut, wieder aufwärts zu steigen und im bergigen Gelände am südlichen Hilarande weiter zu ziehen. Die Stelle ihres Aufstiegbeginns zwischen dem Bergbange und der Leine war eine der für die Entwicklung größerer Ansiedelungen besonders geeigneten Stätten. Hier entstand daher an der Grenze der Ackerflächen und der Wiesenau des Flusses der heutige Flecken Greene. Infolge seiner günstigen Verkehrslage an jener alten Heerstraße war er schon im höheren Mittelalter kirchlicher Vorort eines Archidiaconates im Erzbistum Mainz, dessen Umfang sich deckte mit dem Grenagau, einem



Greene, Holzschnitt nach Merians Stich 1654

Unterraum des großen, bis zur Weser sich erstreckenden Gaues Suilbergi. Die Ding- und Gerichtsstätte dieses Gaues scheint jedoch weiter westlich in Naenzen gewesen zu sein. Den Straßenübergang über die Leine und die Greener Kastrille vor dem Aufstieg deckte eine königliche Burg, deren wichtigste Gerechtsame schon im Jahre 980 dem nahen Stifte Gandersheim geschenkt worden sind. Diese Burg war vermutlich nicht die südwestlich heute so genannte Greener Burg steil über dem Orte, sondern die Hünenburg südwärts zwischen Greene und Ippensen auf einer vom Knollen nordwärts gegen die Leine hin sich senkenden Höhenzunge. 1021 erhielt das Stift Gandersheim auch die Grafschaftsrechte über den Greener



Bergfried der Greener Burg

Gau. Es gab aber keine Besitzrechte auch am Grund und Boden durch Verlehnung wieder in fremde Hand. Der 1152 ermordete letzte Winzenburger Graf scheint der bedeutendste Lehnsträger gewesen zu sein. Auf ihn, daneben auch auf verstreuten Eigenbesitz werden die Beziehungen der Homburger Edelherren zurückgehen, die in der Folge hier wie in der Nachbarschaft bis zur Weser hin ihre Rechte zu einer geschlossenen Territorialherrschaft abzurunden verstanden. In Greene erwarben sie schließlich den umfangreichen Grundbesitz Amelungsborns, den dieses Kloster hier nachweisbar seit 1144 sich zu erweitern verstanden hatte und der wohl den Hauptbestand der jetzigen Domänenländerei bildet. Die heutige Burgruine ist eine Homburger Gründung, von der wir zum ersten Male im Jahre 1308 hören, als von einer Neugründung, über deren Anerkennung sich die Homburger erst mit Kloster Amelungsborn und auch mit ihrem Oberlehnsherrn, dem Stifte Gandersheim, auseinander zu setzen hatten. Im früheren Mittelalter waren ältere Borganlagen im Besitze der

Kirche vielfach entfestigt worden und aufgegeben. So wird es auch mit der Hünenburg gegangen sein. Denn zwischen 980 und 1308 hören wir von keiner Burg bei Greene. Die Hünenburg scheint ihrem ziemlich großen Umfange nach mit geringen Bebauungsspuren in der Hauptsache eine der häufigen Fluchtburgen für die Bevölkerung der Umgegend in Kriegszeiten gewesen zu sein. Für die dynastischen, landesherrlichen Zwecke der Homburger bot sich in unmittelbarer Nähe des Ortes Greene selbst und seiner Heerstraße eine geeignetere Stelle. Von ihrer Burganlage ist namentlich der stattliche, rechteckige Bergfried, Abbildung Seite 322, noch wohl erhalten. Allerdings wurde die Burg 1553 vom Grafen Volrad von Mansfeld zerstört, aber vom Landesherren sogleich wieder aufgebaut. Das waren damals aber längst nicht mehr die Homburger Edelherren, sondern deren Erben, die Herzöge von Braunschweig, deren Amtmann



Dorfstraße in Greene

nun dort wohnte und den ausgedehnten Greener Amtsbezirk verwaltete. Die Burg überstand den Dreißigjährigen Krieg leidlich. Wie sie gleich nach seinem Ende aussah, zeigt Buno-Merians Abbildung Seite 321. Dann aber wurde die Burg für den Amtsbauhalt zu unbequem, man verlegte ihn 1704 in den Ort und seitdem verfiel die Burg.

Den freundlichen, wohlhabenden Ort (vergl. Abbildung Seite 323) trennt der schöne Bergwald der Hube von der alten Stadt Einbeck. An seinen einstigen Wildreichtum erinnert ein Inschriftstein, wonach im Jahre 1600 ein vom Herzoge Heinrich Julius geschossener Hirsch noch einen Todesprung von 11 Metern Weite getan hat. Das anmutige Gelände hat in der neuesten Zeit die jugendliche Phantasie des in Greene 1800 geborenen Landschaftsmalers Professor Fritz Mackensen genährt, des hervorragenden Angehörigen der bekannten Worpweder Künstlergruppe.

Der heutige Greener Amtsbezirk zieht sich westwärts bis zum Hülse hin, er deckt sich daher mit dem alten Grenagau auch in seiner wichtigsten Partie rings um den Schnittpunkt der Heerstraße Greene—Holzminde—Hörter mit dem ebenso alten Verkehrswege, der süd-nordwärts von

Göttingen her, das früher streckenweis unpassierbare Leinetal umgebend, über Einbeck—Naensen—Ammensen nach Alfeld und weiter nach Hannover—Bremen zieht. Bei Naensen, nahe jenem Schnittpunkte, befand sich denn auch die Dingstätte des alten Land- und Freigerichts Greene, und nicht allzuweit nordwestwärts liegt die umfangreiche Wallanlage der Hünenburg auf dem Hils oberhalb Ammensen, eine vorgeschichtliche Fluchtburg wie jene Hünenburg bei Greene selbst. Auch der Name Burgberg für die bis zu 430 m aufsteigende äußerste Ostspitze des Hilses läßt an eine ehemalige Umwehrung auf dieser der Straßenkreuzung noch näheren Kuppe denken. Sie könnte freilich wohl nur aus Holzwerk bestanden haben, wenigstens sind hier Schutt, Wall und Graben einstweilen nicht nachgewiesen. Jene Ammensener Hünenburg genügt aber schon, um die große wirtschaftliche Bedeutung auch dieser Gegend erkennen zu lassen.

Das kleine, aber steil ansteigende und dicht bewaldete Hilsgebirge ist dem Erforscher der Erdgeschichte durch seine mannigfaltigen Gesteinslagerungen besonders merkwürdig. Wegen seiner Unwegsamkeit war der Hils sehr wildreich. Noch im Jahre 1652 wurden in ihm drei Luchse geschossen. Auch scheinen sich uralte, heidnische Opferbräuche hier bis in neuere Zeit gehalten zu haben. Denn von einer Alus bei Delligsen und einer Lorenzkapelle bei Kaierde im Hils, die beide schon lange nicht mehr vorhanden sind, erzählt uns 1674 die Topographie Zeiller-Merians, es seien hier „an den Büschen und Bracken zum östern Flachs, Wolle, Wachs und dergleichen Opfer gefunden worden.“ Presthafte Wallfahrer hätten sie gebracht. Eben die Sitte des Anheftens solcher Weihgaben an Bäume erinnert an den vorchristlichen germanischen Opfertult. In den christlichen Jahrhunderten nahm stets das Kirchengebäude selbst die Opfergaben auf.

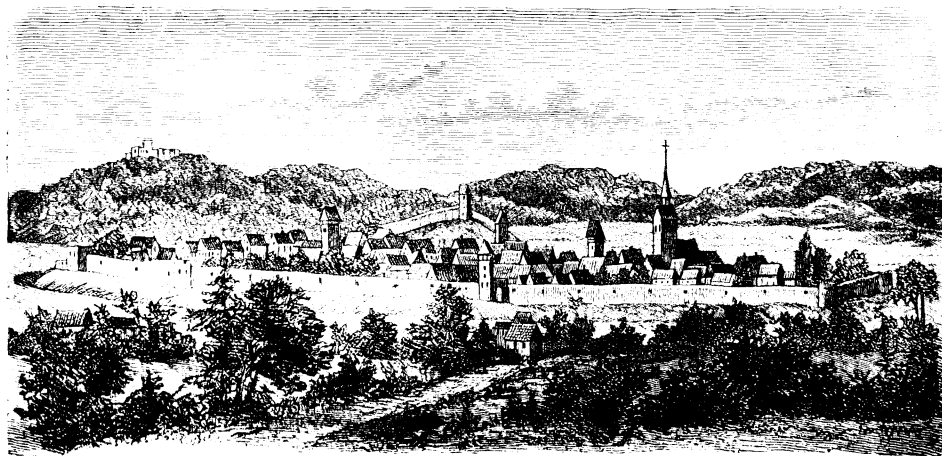


Stadtdendorf und Eschershausen

Von R. Steinacker

Zu den zahlreichen Orten östlich der Weser, in denen das Weser-Kloster Korvei, der älteste christliche Kulturträger dieser Gegend, Grundbesitz gehabt hat, gehört auch Stadtdendorf. Es wurde bis 1304, soweit erkennbar, nur Oldendorp genannt. Der Ort steht in enger Beziehung zur Homburg. Es ist neuerdings mit Grund vermutet worden, daß in Stadtdendorf die Dingstelle des Freiengerichts zu suchen ist, wo im Jahre 1150 unter Leitung des Gerichtsgrafen Bertold, vielleicht des ersten bekannten Homburger Edelherrn, vom Grafen Hermann von Winzenburg die Homburg mit 200 Ackerbusen dem Bischof von Hildesheim übergeben und nur als Lehn zurückempfungen worden war (vergl. Seite 329). Die Edelherren haben sich alsdann als Grundherren der Gegend auch Oldendorfs tätig angenommen. Häufig haben sie Urkunden hier im 12. und 13. Jahrhundert aufgestellt und haben den Ort gleichzeitig mit Bodenwerder zu einer Stadt entwickelt, die als solche zuerst im Jahre 1298 mit einem Rat und einem Stadttore, das zugleich eine Befestigung voraussetzt, in einer Urkunde erscheint, aber schon 1295 vom Edelherren oppidum nostrum, unsere Stadt, genannt wird.

Das äußerlichste Kennzeichen einer mittelalterlichen Stadt war in der Tat normalerweise ihre wehrhafte Ummauerung. Mit einer solchen zeigt sie sich auf unserer nach Merians Topographie vom Jahre 1654 in Holz geschnittenen Ansicht, und noch heute haben sich große Teile davon erhalten, wie Abbildung Seite 320 veranschaulicht. Auch wird die Pfarrkirche als solche schon 1231 unter den 7 Kirchspielen des Archidiaconats Hörter erwähnt. Die Lage der Stadt an der alten westöstlichen, bei Hörter die Weser überschreitenden und weiter zur Elbe führenden Heerstraße begünstigte die wirtschaftlichen Aussichten der Stadt, obschon sie bis in neuere Zeit den Charakter einer Altbürgerstadt behalten hat. Immerhin

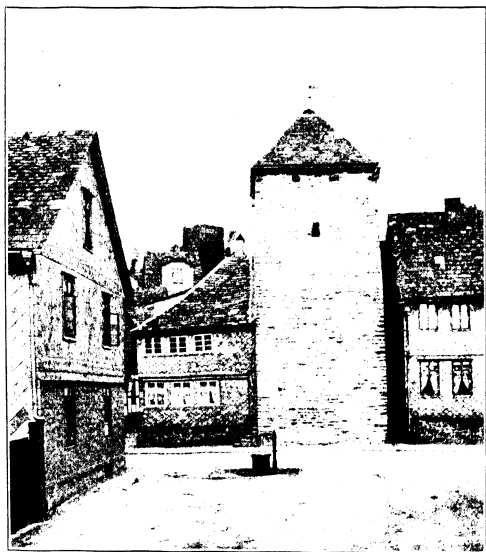


Stadoldendorf, nach Merians Stich von 1657

übte das Braugewerbe wohl schon im Mittelalter, später auch wie in anderen Orten des Weserkreises die Leinweberei. Weberei im modernen Großbetrieb ist noch gegenwärtig neben der Ausnutzung anstehender Gesteine, namentlich des Gipses, die Hauptquelle des heutigen städtischen Wohlstandes. Es war denn auch die Einwohnerzahl von 1390 im Jahre 1793 auf 3728 im Jahre 1914 gestiegen. Die Lage der Stadt an einer größeren Heerstraße ist ihr freilich in Kriegszeiten auch sehr beschwerlich gewesen. Namentlich im Dreißigjährigen Kriege hat sie schwer gelitten; schon 1625 wurde sie, weil sie Widerstand versuchte, von Tilly völlig ausgeplündert.

Das „Alte Dorf“, nach dem die Stadt sich nennt, dessen Eigenname aber verloren gegangen ist, lag nicht an der Stelle der heutigen Stadt, sondern in der Senke zwischen ihr und dem Bahnhof, am Forstbach. Der Flurort „Über den Höfen“ weist auf diese Lage hin. Die Stadt auf der Flur dieses Dorfes, das sie in sich aufgesogen hat, ist also, wie auch ihr Grundriß lehrt, eine planmäßige Gründung auf einer von Osten her steil über dem Forstbache sich zuspitzenden Hügelzunge. An ihrem Ende liegen heute der Campfhof und der Hof des Forstamtes. Beide Höfe werden wohl einst zusammen den Hof gebildet haben, den die Homburger Edelherren bei Gründung der Stadt sich zur unmittelbaren Nutzung vorbehalten hatten und der 1300 ausdrücklich als an der beten strate, heute der Heißen

Straße, gelegen erwähnt wird. Sie mögen aber schon frühzeitig bevorzugten Dienstmännern, Ministerialen, zur Bewirtschaftung überlassen worden sein, kriegskundigen Leuten, die, etwa als Burgmänner, auch oben auf der Homburg, in militärischer Stellung verwertet wurden. In ihren Händen wurde sodann die Bewirtschaftung des Hofes als ein Lehn erblich. So kam die noch heute bestehende Zerteilung zustande. Die eine Hälfte kam 1485 in den Besitz des Klosters Amelungsborn und fiel infolgedessen schließlich an die Staatsgewalt zurück, durch die sie entstanden war. Die andere Hälfte finden wir schon 1418 als Lehnsgut in den Händen der Familie von Campe, die ihn noch heute besitzt und nach denen er seit alters her Campshof heißt. Es ist wahrscheinlich, daß die Campes schon zu Lebzeiten der Homburger Edelherren als deren Ministerialen auf dem

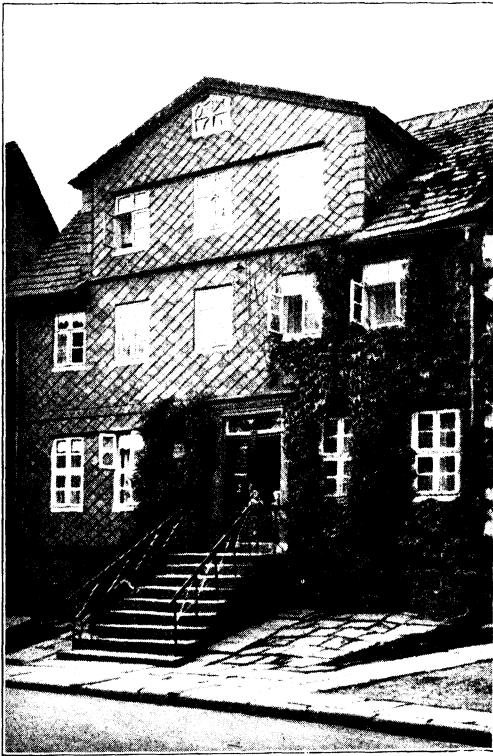


Stadtdendorff, Hagentorturm

Campshofe gebaut haben. — Die Herren von Campe sind übrigens auch noch nahe bei Stadtdendorff in Deensen begütert, wo sie zuerst 1498 nachweisbar sind, aber ebenfalls schon längere Zeit ansässig gewesen sein mögen. Der bedeutendste Angehörige dieser Familie war der Philanthrop und Schulorganisator Joachim Heinrich Campe, der die längste und wichtigste Epoche seines von 1740—1818 dauernden Lebens in angesehener Stellung zu Braunschweig gewohnt hat. Sein Name ist noch heute volkstümlich als der des ersten deutschen Bearbeiters des Robinson-Crusoe-Romans für Kinder.

Soweit wie Stadtdendorff südlich von der Homburg liegt, finden wir Eschershausen nördlich davon. Seine einst dem Bischofe von Hildesheim unterstehende Pfarrkirche wird noch früher erwähnt als die des einst kirchlich von Paderborn abhängigen Schwesterstädtchens, der Ort selbst sogar schon im Jahre 1040. Hier war die Mutterkirche des Gaus Wikanafelde (Wickenfen; vergl. S. 520). Schon 1179/80 wird uns auch ein Pfarrer genannt. Der Ort war in jenem und dem 11. Jahrhundert

Mittelpunkt einer systematischen Ansiedelung von Niederländern, „Häzger“, zur landwirtschaftlichen Erschließung des weiten Waldgebietes ringsum. Für ihre Berufung haben sich zuerst die Hildesheimer Bischöfe eingesetzt, dann haben sich daran auch die Homburger Edelherren beteiligt. Zahlreiche Siedelungsnamen auf Hagen erinnern an diese Kulturarbeit. Heute infolge der wirtschaftlichen Nutzung namentlich der Bodenschätze des Hilses ein lebhaftes Städtchen mit etwa 2000 Einwohnern, gilt Eschershausen doch erst seit 1852 als Stadt und hat sich in seiner



Wilhelm Raabes Geburtshaus in Eschershausen

offenen Haufenform bis jetzt den dörflichen Charakter gewahrt. Ausgezeichnet aber vor den anderen Städten Braunschweigs ist Eschershausen als Geburtsort Wilhelm Raabes, des deutschen Dichters, der auf seinem langen Lebenswege seiner engeren Weserheimat stets innig verbunden geblieben ist, dessen alles Hobe und Tiefe des Menschenberzens umfassenden Werke wiedertönen von der herben, naturverwachsenen Gesinnung seiner Landsleute, wiederklingen auch von den tiefen und ernstesten Wirkungen der Geschichten, Sagen und Zustände unseres Wesergebietes. Seine schönsten Worte aus dem Hungerpastor:

Nun ist's geschehen; —	Nun sind umschlossen
Aus allen Räumen	Im engsten Ringe,
Hab' ich gewonnen	Im stillsten Herzen
Ein holdes Träumen.	Weltweite Dinge,

sie sind recht eigentlich in die Welt hinausgestrahlt aus den kleinbürgerlichen Zuständen Eschershausens, Stadtdendorfs und Holzmindens, aus der Erinnerung an die Gottesstreiter im nahen Kloster Amelungsborn, aus den Vorstellungen des Ringens um Herrschaft und weltliche Wirkung von der Homburg herab, aus den geheimnisvollen Kämpfen der Schicksalsmächte zwischen der Burg und dem Kloster über der öden Hochfläche des Osfeldes, des Odinsfeldes nach Raabes dichterischer Deutung, aus dem Treiben der Zwerge in den Gipshöhlen bei Stadtdendorf, die in einer unterirdischen Schlacht sich eines Tages gegenseitig vernichteten, so daß die Weser von ihrem Blute gerötet wurde. Und dann diese Weser selbst als in unbekannte Fernen führende Wasserstraße, worüber die Fähren die alten Nester verbinden und Welle auf Welle unter sich fühllos vorbeigleiten lassen, teilnahmslos dafür, woher die Wasser kommen und wohin die Menschen gehen. Darüber zu spintifizieren können bei Wilhelm Raabe die sinnigen Schulmeister des Sollings, aber auch gescheute Gesellschaftsdamen kein Ende finden. In den Gestalten Raabes rollt Jchor, das Götterblut, in allen wird es genährt aus den Eindrücken seiner Weserheimat. Das bescheidene, ortsüblich mit Sollingplatten behangene Geburtshaus dieses größten Sohnes von Eschershausen und unseren Weserbergen (Abbildung Seite 327) verkündet uns auf einer Tafel des Dichters Geburtsdatum, 3. September 1831. Auf der höchsten Spitze aber des östlich von Eschershausen steil aufragenden Hilses, dem großen Sohl, steht ein in seiner Schlichtheit Raabes besonders würdiger Gedenkstein an bedeutendster Stelle hoch über dem weserwärts niederflutenden Berggelände.



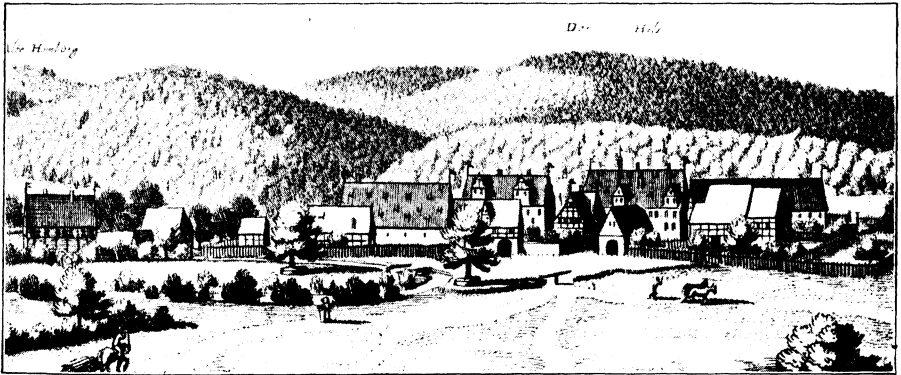
Homburg

Von K. Steinacker

Auf steilem, 403 m hohem Gipskegel zwischen den Städtchen Stadtdendorf und Eschershausen (Abb. S. 325 und 329) verbergen sich heute im dichten Walde die Trümmer der Homburg. Sie war der Hauptstützpunkt eines von ihren späteren Besitzern von hier aus klug zusammengebrachten mittelalterlichen Herrschaftsgebietes. Erbaut wurde sie wahrscheinlich von Siegfried IV., dem letzten männlichen Sproß des mächtigen und in der Geschichte viel erwähnten Northheimer Grafengeschlechtes. Sein Großvater war Otto, Graf von Northeim und Herzog von Bayern gewesen, jener bekannte Führer der aufständigen Sachsen gegen Kaiser Heinrich IV. Siegfried scheint besonderen Wert auf unsere Homburg gelegt zu haben. Denn schon im Jahre 1129 nannte er sich nach ihr. Die Burgstelle selbst aber scheint älter gewesen zu sein. Als eine Vorgängerin der Burg sieht unsere heimatliche Geschichtsforschung mit gutem Grunde schon jene Feste Witanaveldisten an, die bereits Ende des 10. Jahrhunderts in einer Grenzbeschreibung der Diözese erwähnt wird. Der Name klingt heute noch in Widsenfen nach, jener Domäne nordöstlich am Fuße der Homburg, der „Hohen Burg“ Witanaveldisten. Die heutige Domäne war wohl schon von jeher der wichtigste Wirtschaftshof der Burg gewesen und mochte daher wohl auch nach ihr als die „Niedere Burg“

Wikanaveldisten verdeutlichender Weise genannt worden sein. In diesem tiefgelegenen Wirtschaftshof, der die Hohe Burg mit Lebensmitteln aller Art, mit Maultieren und Pferden zu versorgen hatte, blieb schließlich allein der ursprüngliche Burgname, heute abgeschliffen in Widenfen, haften, wogegen die eigentliche Feste Wikanaveldisten, nachdem sie vorübergehend verlassen worden war, nur als die Hohe Burg, als Homburg weiter lebte.

Siegfried IV. von Northeim-Homburg mag diese Burg nun nicht zum wenigsten auch zum Schutze des von ihm nicht weit vom Westfuße des Berges gegründeten Klosters Amelungsborn haben erneuern lassen. Von Amelungsborn werden wir später Ausführlicheres hören, ebenso von der Burg Everstein, die nicht viel weiter als die Homburg von Amelungs-



Widenfen mit der Homburg

born, aber westerwärts, ebenfalls auf hohem Bergkegel thront, und schon bewohnt war, als Siegfried seine Homburg errichtete. Da die Besitzer jener Burg ganz andere Machtinteressen hatten als Siegfried, so hatte dieser Grund, seine eigenen Rechte und Güter in dieser Gegend auch gegen eine etwaige Bedrohung durch die Burg Everstein eben mittels der Homburg zu sichern. Und nun ergab sich das Merkwürdige, daß, während die Bedeutung des Eversteins und des zu dieser Burg gehörigen alten Landesgebietes immer mehr zerging, die der Homburg als Mittelpunkt einer erst neu sich bildenden Landesherrschaft ständig stieg.

Das kam so. Nach Siegfrieds kinderlosem Tode kaufte im Jahre 1145 Graf Hermann von Winzenburg mit dessen ganzem Erbe auch die Homburg und deren Zubehör. Dieser Graf Hermann war zur Sühne eines politischen Mordes, den er oder sein gleichnamiger Vater an einem ihrer Vasallen hatte begehen lassen, in schwere Vermögensstrafen genommen. Um sie abtragen zu können, sah er sich genötigt, schon im Jahre 1150 sein freies Eigentum über die Homburg aufzugeben und sie vom Bischofe von Hildesheim zu Lehen zu nehmen. Aber bereits zwei Jahre später wurde auch dieser Graf Hermann von Winzenburg samt seiner Gattin ermordet, ohne Nachkommen zu hinterlassen. Nun bemächtigte sich Herzog Heinrich der Löwe, auf Ansprüche an die Erbschaft seines Verwandten, jenes Grafen Siegfried von Northeim fußend, der Homburg und behielt sie bis zu seiner Achtung im Jahre 1180. Dann fiel sie an Hildes-

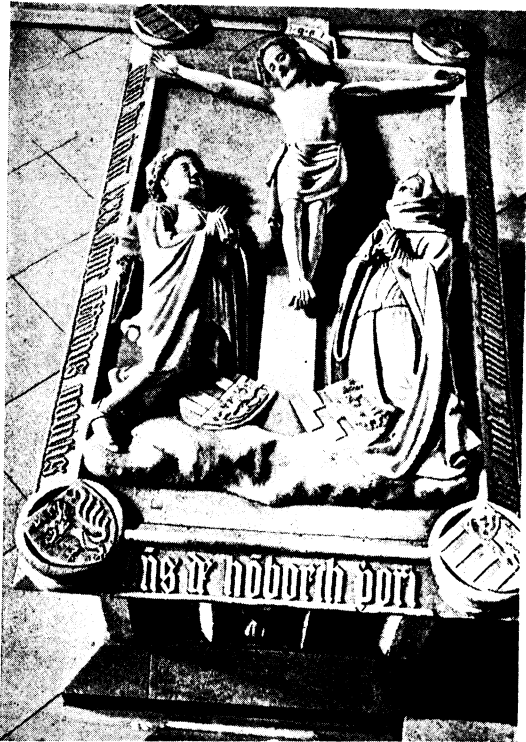
heim zurück. Aber der ferne Bischof konnte diesen militärischen Stützpunkt an der äußersten Südwestgrenze seiner Diözese nicht selbst behüten. Er glaubte wohl, seine Oberrechte an sie noch am besten zu wahren, wenn er wenigstens die Hälfte der Burg einer zwar edelfreien, aber bisher wenig anspruchsvollen Familie zu Lehen gab. Die andere kam an die Grafen von Dassel. Glieder jener bescheidener gestellten Familie waren bereits im Dienste Siegfrieds von Homburg eben auf der Homburg als eine Art von Festungskommandanten bedienstet gewesen und hatten sich wegen dieses Amtes, wie das damals üblich war, auch schon nach der Homburg genannt. Nun waren sie Mitverfüger über die Homburg geworden, — denn Hildesheim als bloßer Oberlehnsherr konnte in die Verwaltung der Burg nicht eingreifen, — aber sie strebten weiter. Schon um das Jahr 1250 hatten sie auch die andere Hälfte der Burg in ihren Händen. Und nun erfolgte ein rascher Aufstieg dieser Edelherren, den wir im Einzelnen nicht zu verfolgen brauchen. Das letzte Ergebnis war, daß sie bei ihrem Aussterben im Jahre 1409 mit der Homburg ein geschlossenes Herrschaftsgebiet hinterließen, das von Greene und Luthorst über den Hils und Ith bis Hohenbüchen, Lauenstein und Frenke reichte mit den Städten Stadtoldendorf, Wallensen, Bodenwerder und natürlich auch mit dem damals nur als Dorf vorhandenen Eschershausen.

Durch eine Reihe von Verträgen mit dem letzten Homburger selbst, sowie mit dessen Lehnsherrn, dem Hildesheimer Bischof für die Hauptmasse des Gebietes der Homburg, mit Kloster Rorvey für die Herrschaft Hohenbüchen, mit Stift Gandersheim namentlich für Greene, gelang es den Welfen, die homburgischen Besitzungen in der Hauptsache zu erwerben und damit ihre durch die Eversteinischen Ämter in dieser Wesergegend bereits sehr einflußreiche Stellung wünschenswert zu verstärken. Die Herrschaft Homburg blieb im wesentlichen beim wolfsenbüttel-kalenbergischen Teile der welfischen Territorien bis zum kinderlosen Tode Herzog Friedrich Ulrichs im Jahre 1634. Infolge der Erbteilung unter seinen Vettern trat die noch heute bestehende Trennung der Herrschaft Homburg ein; bei der Provinz Hannover blieben die Ämter Wallensen, Lauenstein und Luthorst, sowie die Stadt Bodenwerder, der Anteil von Braunschweig-Wolfsenbüttel füllt heute den größten Teil der Amtsgerichtsbezirke Greene, Stadtoldendorf und Eschershausen.

Als Persönlichkeiten werden die Homburger Edelherren in der geschichtlichen Überlieferung nicht hinreichend deutlich. Die historisch ganz unmögliche, aber aus den tatsächlichen politischen Gegensätzen richtig verstandene Sage der Ermordung des letzten Homburgers durch einen Grafen von Everstein in der Amelungsborner Klosterkirche geht zurück auf den tatsächlich erfolgten politischen Mord eines Homburgers im Jahre 1227, an dem außer anderen Edelleuten auch mehrere Grafen von Everstein beteiligt gewesen waren. Der Bischof von Hildesheim legte ihnen dafür eine schwere Sühne auf.

Der letzte Edelherr Heinrich war kinderlos mit einer Gräfin Schonette von Nassau verheiratet. Er ließ für seinen 1380 verstorbenen Vater Siegfried und dessen Gattin das noch vorhandene schöne Grabmal in der Remnader Klosterkirche errichten, Abb. S. 351. Heinrich scheint ein unruhiger Herr gewesen zu sein, ohne das güterwahrende Verwaltungsgeschick seiner Vorgänger. Vielleicht machte ihn auch der bedorftende Untergang der Selbst-

ständigkeit seines Ländchens gleichgültig. Sein Testament läßt nicht auf ein großes flüssiges Vermögen schließen. Seine leiblichen Verwandten bedenkt er mit recht mäßigen Summen. Ein natürlicher Sohn, Heinrich Vornebolde, erhält nur ein Haus und ein Kapital von 40 Gulden. Dagegen verschreibt er seiner Gattin eine reiche persönliche „Leibzucht“, darunter namentlich Greene. Um diese große Witwenversorgung war vorerst die im Jahre 1409 an das welfische Herzogs Haus vertragsmäßig



Grabmal des Edelherren Siegfried von Homburg in Remnade

übergegangene homburgische Herrschaftsmasse geschmälert worden. Diesen Ausfall wettzumachen, sollte wohl hauptsächlich die Ehe dienen, die im Jahre 1415 zwischen der Witwe Heinrichs von Homburg, Schonette, und dem Herzoge Otto von Grubenhagen abgeschlossen wurde. Aber die Eheleute vertrugen sich nicht. Die Herzogin verließ ihren Gemahl und begab sich in die Pflege des Hildesheimer Bischofs, d. h. eben des Fürsten, dem als dem wichtigsten homburgischen Oberlehnsherrn die Welfen nur mühsam die ihm zustehenden homburgischen Gerechtsame abgerungen hatten. Schonette ist denn auch in ihrem Zufluchtsorte Hildesheim 1436 gestorben. Ihr Grabstein mit merkwürdigem modischem Kopfsputz ist noch heute im dortigen Dome zu sehen. Die Welfen aber wußten nach wie vor ihre homburgischen Rechte gegenüber Hildesheim zu wahren.

Die Homburg selbst ist nach ihrem Übergange an die Herzöge von diesen als den Landesherren nicht mehr bewohnt worden. Vorübergehend

wird sie im Jahre 1447 von Hildesheimer Kriagsleuten besetzt. Der letzte auf ihr hausende Amtmann, Wilken Klente, verließ die Burg 1535. Im Jahre 1542 wurde aus ihrem Steinmaterial ihr bisheriger Wirtschaftsbof Wickenfen zum stattlichen Amtsfize hergerichtet (Abb. S. 520). Seitdem liegt sie in Trümmern. Es war ihr gegangen wie so vielen ihresgleichen: Infolge ihrer Lage war sie für die Amtsverwaltung immer unbequemer geworden und hatte im selben Maße infolge der Ausbildung der Feuerwaffen an militärischer Bedeutung verloren. So war sie denn wirklich praktisch nur noch ein Hindernis, als sie 1535 aufgegeben wurde.

Die Ruine zeigt neben einigen Kellern nur noch wenig aufrechtes Mauerwerk. Sie besteht aus zwei unter sich nur durch ein Mauertor zugänglichen Teilen, beide mit dem Reste eines runden Bergfrieds. Sie mögen noch in der Zeit des Bürgerbauers Siegfried entstanden sein.



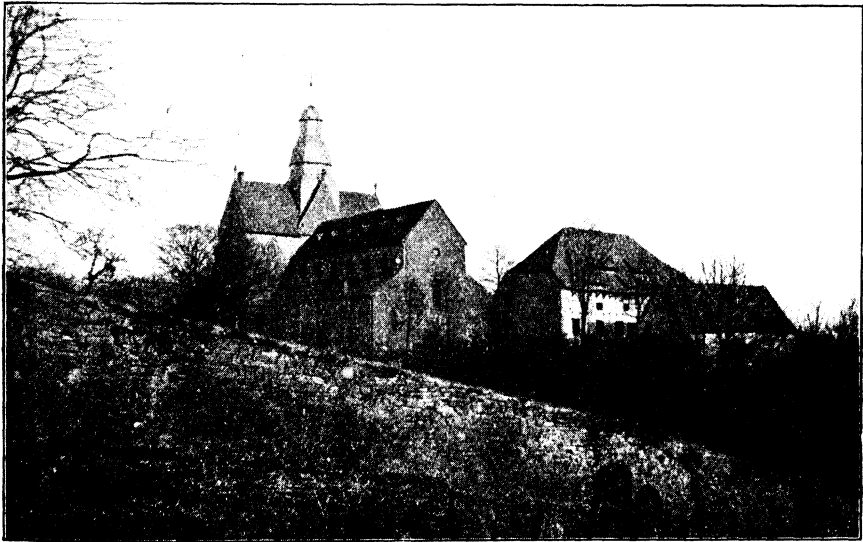
Amelungsborn

Von R. Steinacker

Nächst Walkenried ist das im Jahre 1135 bezogene Kloster Amelungsborn die älteste Gründung des Zisterzienserordens im Lande Braunschweig und überhaupt im ehemaligen welfischen Hobeitsbereich. Der Orden war ein gutes Menschenalter zuvor, im Jahre 1098, als eine strenge Neuorganisation der Benediktinerregel vom hl. Robert in Cistercium bei Dijon gegründet worden (vergl. S. 211). Aber erst der Eintritt des größten Heiligen des 12. Jahrhunderts, des ebenso schwärmerischen wie tateneifrigen Kreuzpredigers Bernhard von Clairveaur gab dem jungen Zisterzienserorden einen gewaltigen Ausdehnungsdrang und eine weltgeschichtliche Mission. Diese letzte bestand für unser nordöstliches Deutschland in der Erschließung weiter Geländestrecken für die landwirtschaftliche Nutzung, gleichwie in der Festigung der Germanisierung und Christianisierung der durch Heinrich den Löwen für das deutsche Reich neu gewonnenen Slavengegenden östlich der Elbe. Von dem Einflusse Amelungsborns nach Osten hin scheint man im Orden wohl besonders viel erwartet zu haben. Denn als diese Gründung hoch am Rande des Hoopiales (Abb. S. 535 und 534) noch in den Vorbereitungen steckte, im Jahre 1129, sandte Bernhard selbst seinen Mönchen ein Glückwunsch- und Ermunterungsschreiben, eine besondere Auszeichnung auch innerhalb seiner eigenen Ordensgemeinschaft. Noch in demselben Jahre bestätigte der Papst Honorius II. nicht nur die angehende Klosterunternehmung, sondern verlieh dem künftigen Abt auch sogleich das Rech. des Tragens bischöflicher Insignien, eine damals noch sehr seltene Auszeichnung, die ebenfalls auf besondere Absichten und Hoffnungen schließen läßt.

Amelungsborn erfüllte alle diese Erwartungen. Zwei der übrigen vier Zisterzienserklöster des Landes Braunschweig, Marienthal und Riddesghausen (über dieses vergl. S. 210 ff.), sind weit nordostwärts vorgeschobene Tochtergründungen unseres Klosters, und schließlich trug es mit der Gründung Dobberans im heutigen Mecklenburg die Kulturbestrebungen der Zisterzienser mitten in die Slavenwelt hinein. Auch als dieser Konvent

von den auffälligen Umwohnern blutig vernichtet worden war, ließ es sich das Mutterkloster nicht verdrießen, Dobberan nochmals und nun mit dauerndem Erfolge mit Mönchen zu besetzen. Damit hing zusammen, daß der eifrige Slavenbekehrer Berno, Bischof von Schwerin, selbst aus dem Amelungsborner Konvente hervorgegangen war und daher die östliche Ausdehnung seines Ordens in jeder Weise unterstützte. Es war denn auch Dobberan in der Lage, seinerseits zwei Töchterklöster zu organisieren, Dargun und Pelplin. Das war insofern nicht unwichtig, als der Zisterzienserorden auf strengster Unterordnung der Töchterklöster unter die



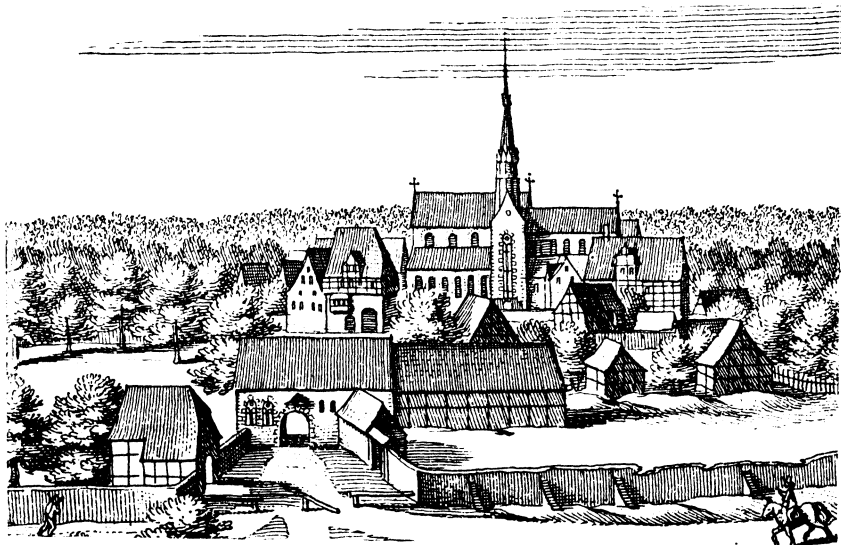
Amelungsborn von Nordwesten gesehen

Mutterklöster aufgebaut worden war. Diese hatten jene scharf zu überwachen, und im ersten Kloster Zisterz versammelte sich jährlich ein Visitationssynodus der Klosteräbte. Wie daher Amelungsborn über das Kloster Altenkampen nahe dem Niederrhein und dessen Mutterkloster Morimund von Zisterz abhängig war, unterstanden ihm seinerseits drei Töchterklöster und vier Enkelklöster. Es war damit wohl das an kultureller Ausdehnungskraft reichste Kloster Niedersachsens. Dagegen ging sein weltlicher Besitz nicht über das übliche Durchschnittsmaß hinaus. Das Gelände in der Nähe des Klosters und seine ersten Bauten schenkte ihm der Herr der etwa gleichzeitig wiedererstandenen naben Homburg, Siegfried, der letzte männliche Sproß des berühmten Northeimer Grafenhauses. Er war ein in oft allzuweltlichen Interessen tief verstrickter Fürst. Es ist nicht anzunehmen, daß ihn eine besondere Neigung für den neuen Mönchsorden mit seinem herben, asketischen Ideal zu der Ausstattung drängte. Er wird von außen dazu veranlaßt worden sein und erfüllte damit eine Standespflicht gegenüber den kirchlich-sittlichen Forderungen seiner Zeit. Wie wenig kirchlich er im Grunde dachte, werden wir weiterhin bei der Geschichte von Rennade erfahren.

Nach Zisterzienserart wurde in der älteren Ordenszeit der Grundbesitz von den Mönchen selbst bewirtschaftet, die sich teilten in eine kleinere

Schar, die alle Ordensgelübde geleistet hatte und daher auch der Priesterschaft fähig war, und eine größere Zahl sogenannter Laienbrüder, Konversen, die zwar auch durch Gelübde gebunden, aber der strengsten Klosterregel nicht unterworfen waren (vergl. dazu S. 211). Diese bewirtschafteten unter der Leitung jener den weit verstreuten Grundbesitz der Klöster, der sich um einige stattliche Wirtschaftshöfe auf dem Lande und Vorrathshöfe in den Städten für den Absatz der eingeernteten Bodenerzeugnisse zu konzentrieren pflegte. Solche Wirtschaftshöfe besaß das Kloster außer in Amelungsborn selbst hauptsächlich in Erzhäusen und Bruchhof bei Greene, in Allersheim bei Holzminden, in Schnetinghausen bei Moringen, in den Städten Einbeck und Hörter, sowie in den Mecklenburger Dörfern Satow und Dranse. Dazu kam ausgedehnter Waldbesitz in nächster Nähe und Salzgefälle an verschiedenen Salinen. Außer seinem ersten Güterausstatter, dem Grafen Siegfried und dessen Rechtsnachfolgern, den Edelherren von Homburg, verdankte das Kloster auch deren Rivalen, den Grafen von Everstein, reiche Zuwendungen an Grundbesitz und Rechten. Dadurch kam es, daß der Einfluß jener auf das Kloster mit dem der Edelherren zeitweilig konkurrierte, zumal Amelungsborn etwa in der Mitte der Hauptburgen beider Familien, der Homburg und des Eversteins, lag, und zwar so sehr, daß, nachdem die Interessensphäre beider sich innerhalb fester Territorialgrenzen zusammengezogen hatte, die Grenze mitten durch das Klostergrundstück lief. Begreiflicherweise kam es gelegentlich zu offenen Konflikten zwischen den Herren beider Burgen und die Sage will daher auch wissen, daß jener Totschlag eines Homburgers durch einen Eversteiner, den wir Seite 350 erwähnt haben, genau auf der Grenze beider Gebiete, sogar in der Klosterkirche selbst, sich ereignet habe.

Wir müssen uns nun das Klosterleben in der Blütezeit des Zisterzienserordens überaus arbeitsam und entsagungsvoll vorstellen. Einen anschaulichen Eindruck davon gewinnt man aber weniger mittels der Durch-



Amelungsborn von Norden gesehen, nach Merians Stich vom Jahre 1654

sicht der Klosterurkunden, die vielmehr im wesentlichen uns leicht dazu verleiten, die aus dem materiellen Wohlstand der Zisterzienserklöster drohenden Versuchungen zu sehr zu verallgemeinern. Von dem gläubigen Ernst und der weltlichen Entsagungsfähigkeit der Mönche auch noch im Reichthum unterrichten besser die vielen Bekenntniserzählungen und Legendensbildungen des Ordens, wie sie insbesondere Cäsarius, ein Prior des Zisterzienserklosters Heisterbach am Rhein, um das Jahr 1225 hinterlassen hat. Da sich der Orden als eine Familie fühlte, ist die Sammlung des Cäsarius auch aus allen möglichen Ordensklöstern wahllos zusammengetragen. Zwei charakteristische Streiflichter aus unserem Amelungsborn nächst stehenden Klöstern wollen wir daraus mittheilen. In Altenkampen, dem Mutterkloster, ließ sich ein Ritter durch einen ehemaligen, nun als Mönch dienenden Berufsgenossen zum Eintritt überreden trotz seiner Furcht vor den Läusen und Flöhen, die aus den wollenen Mönchskutten nicht zu vertreiben seien. Denn, so argumentiert der bereits bekehrte ehemalige Kriegsgenosse: Wer im weltlichen Kampfe des Teufels Schwerter nicht gefürchtet habe, dürfe als Christi Streiter auch das Gewürm in den Kutten nicht scheuen. Die andere Erzählung führt uns nach dem Tochterkloster Amelungsborns, Riddagshausen. Der edle Ritter und höchste herzogliche Gerichtsbeamte der Stadt Braunschweig, Balduin, gab seine einflußreiche weltliche Stellung auf und trat ein in das seinem bisherigen Wirkungskreis dicht benachbarte Kloster. Aber er war, wohl schon betagt, den materiellen Entbehrungen des strengen Ordenslebens, die er persönlich noch übertrieb, nicht mehr gewachsen. In Geistesverwirrung schlang er sich eines Nachts den im Chor der Klosterkirche herabhängenden Strich der Läuteglocke um den Hals, um sich zu erhängen. Der Wächter freilich schnitt ihn ab und brachte ihn ins Leben zurück. Fortan vegetierte er nur noch, geistig völlig teilnahmslos, im Kloster weiter. Als Cäsarius uns dies erzählt, glaubte er ihn noch am Leben. Dieser Balduin — das ergibt unsere nachträgliche Geschichtsforschung — gehörte der Gründerfamilie des Klosters Riddagshausen an, der hochangesehenen Adelsfamilie von Dalem. Balduin selbst ist als Gerichtsherr, Vogt von Braunschweig in den Diensten des Pfalzgrafen Heinrich und des Königs Otto IV. von 1196—1222 nachweisbar, also in einem Wirkungskreise, den man wahrlich nicht unbedacht aufgibt. Welch innere Revolution muß in diesem Manne vor sich gegangen sein, um die asketische Gotteseligkeit des Ordenslebens dem vorzuziehen. Den Balduin vernichteten die neuen Anstrengungen. Cäsarius, unser Gewährsmann, sieht darin nur das Laster der Schwachgläubigkeit. Wie stark aber muß die Entsagungs- und Glaubensfähigkeit mancher ändern gewesen sein, um allen Anfechtungen des Klosterlebens siegreich zu trotzen!

Trotz der wesentlich praktischen Wirksamkeit der Zisterzienser als Landwirte zeichnete sich gerade Amelungsborn auch durch eine rege geistige Tätigkeit aus. Es hielt daher gute Freundschaft zu der unweit an der Weser gelegenen gelehrten Benediktinerreichsabtei Korvei. Es entstand sogar um das Jahr 1275 in Amelungsborn ein Gedicht auf den Patron Korveis, und von der im Jahre 1412 440 Werke umfassenden, also für jene Zeit sehr umfangreichen Klosterbibliothek waren 25 aus Korvei entliehen. So erhielt denn auch Amelungsborn kraft päpstlicher Ermächtigung die geistliche Aufsicht über das in sonstiger Beziehung von Korvei ab-

hängige Nonnenkloster Brenkhausen jenseits der Weser. Korvei war damit einverstanden. Von der alten, sogar in Amelungsborn legendarisch lokalisierten Rivalität zwischen dem Benediktinerorden und den von ihm abgespaltenen Zisterziensern spürt man in Wirklichkeit hier nichts.

In die Reformation glitt Amelungsborn verhältnismäßig geräuschlos hinein. Die völlige Abhängigkeit von den Herzögen zeigte sich bereits



Inneres der Klosterkirche in Amelungsborn

unter dem katholisch gebliebenen Herzoge Heinrich dem Jüngeren. Das Kloster mußte ihm seinen schönen Außenhof Allersheim gegen eine, wie es scheint, nur mangelhafte Entschädigung abtreten. Als Herzog Heinrich 1568 gestorben war und sein lutherischer Nachfolger das Land nun reformierte, war der damalige Abt Andreas Steinhauer einsichtig genug, sich der Bewegung anzuschließen, sich trotz seiner 60 Jahre auch noch zu beweiben und die Verwaltung der Kloster Güter ganz der Regierung zu überlassen. Er starb erst 1588, nachdem, wie in anderen Zisterzienserköstern des Landes, auch in Amelungsborn eine theologische Schule eingerichtet worden war. Aus ihr ist das Holzmindener Gymnasium hervorgegangen,

dessen Leiter daher auch den Titel eines Priors von Amelungsborn zu führen pflegte, während der Abtstitel einem höheren Geistlichen verliehen wurde. Im dreißigjährigen Kriege wurde im Kloster von dem übel beratenen Landesherrn eine betriebsame Prägstätte für minderwertiges Geld eingerichtet. Sie soll im Jahre 1622 300 bis 400 Menschen beschäftigt haben. Auch im übrigen ging es damals wüst im Kloster zu. 1629 bis 1631 nahm wieder ein katholischer Konvent vom Kloster Besitz, während der schon 1625 vor Tilly flüchtende protestantische Abt Berkemann einen Schuß durch die Schulter bekam. Als er später in das Kloster zurückkehren konnte, fand er nur noch leere und teilweise sogar verbrannte Gebäude.

Doch hat innerhalb des wohl erhaltenen, umfangreichen, äußeren Mauerringes sich wenigstens die neuerdings gut gepflegte Klosterkirche aus dem Mittelalter bis in die Gegenwart hinein gerettet. Ihr Langhaus stammt noch aus der Mitte des 12. Jahrhunderts und ist ein klassisches Beispiel des romanischen Bautyps mit regelmäßigem Wechsel von Pfeilern und Säulen unter den Mittelschiffsarkaden. Der das Langhaus erheblich überhöhende gotische Chorbau gehört erst einer Erneuerung des 14. Jahrhunderts an. Zisterziensisch ist an ihm noch der flache Chorschluß und an der Kirche überhaupt das Fehlen eines gemauerten Turmes, der aber durch den geschweiften Dachreiter vom Jahre 1684 recht stattlich ersetzt wird. Herbe Großartigkeit war das Ausstattungsprinzip der Zisterzienserkirchen der alten Zeit. Es ist daher die figurenreiche, der Zeit um 1400 angehörende farbige Verglasung des großen östlichen Mittelfensters eine luxuriöse Abweichung von der strengen Ordensregel, die uns aber unsere Freude an dem schönen Werk ebensowenig trüben soll wie an dem reich skulptierten dreiteiligen Steinsitz im Chor mit der Figur des hl. Bernhard am Baldachin. Von dem Grabsteine eines Ritters und seiner Frau wissen die Gelehrten nur, daß es ein Ehepaar des Eversteinschen Grafenhauses aus dem Ende des 14. Jahrhundert darstellt. Die unbefümmerte Sage freilich behauptet, das Grabmal gelte dem in der Kirche von dem Eversteiner ermordeten Homburger Edelherren und dessen Gattin; Abb. S. 340. Auf dem Hofe aber quillt auch heute noch wie einst frisch und erquickend in eine alte Steinschale der Born jenes Amelung, der hier gewohnt haben wird, lange bevor das Kloster gegründet wurde, und der noch immer im Klosternamen weiter lebt.



Everstein

Von R. Steinacker

Der Everstein ist eine der ganz wenigen Burgruinenstätten des Landes Braunschweig, die von unberufener wie berufener Seite mit dem Spaten bisher noch nicht durchsucht worden sind. Wir wollen ihm wünschen, daß er in dieser Unberührtheit sich auch noch weiter überlassen bleibt. Denn selbst der ersten Forschung ist nur dann mit Zug eine Grabung freizugeben, wenn sie nicht nur allerlei interessante Mauerzüge bloßlegt, sondern für die Zukunft ihre Erhaltung mindestens in demselben Grade gewährleistet, als sie auf das Beste gesichert war, solange Schutt und Erde alles dem Tritt, dem Griff und dem Blick entzogen hatten.

In dieser Hinsicht haben namentlich private Neugier, privater Übereifer leider nur allzusehr bereits Raubbau an unseren Burgruinen getrieben. So schläft denn also einstweilen unser Everstein noch seinen köstlichen Dornröschenschlaf, umwittert vom Zauber geheimnisvoller, tausend Rätsel bergender Romantik. Er wird daher auch selten besucht, zumal er abseits der beliebten Touristenstraßen liegt, — auf der 345 m hohen Ostkuppe des von der Weser her steilrückig gegen Amelungsborn ziehenden Burgberges. Unsere Abbildung Seite 338 gibt einen interessanten, stimmungsvollen Stich der Zeit um 1800 wieder aus Horstigs Reise um den Harz. Man sieht im Hintergrunde die Höhen des Burgberges und im Vordergrund eine jetzt nicht mehr vorhandene Kapellenruine in der Nähe von Negenborn. Tiefer Hochwald umrauscht heute die umfangreiche, von Gräben und Wällen durchsetzte, aber des hochragenden Mauerwerks jetzt bare, doppelte



Der Everstein von Negenborn aus gesehen um 1800

Burgstätte, die größere auf dem Großen Everstein, die kleinere, eine Art von Außenfort jener, 300 m weiter nordwärts auf dem Kleinen, aber nicht weniger steil aufsteigenden Everstein. Vielleicht stand zur Burg als ein vorgeschobenes Außenwerk auch noch die Hünenburg in Verbindung auf und an dem Tenterling, einem kegelförmigen Ausläufer des Burgberges südwestlich über Golmbach. Allerdings geht wohl diese Hünenburg noch in vorgeschichtliche Zeit zurück. Aber wer weiß, ob alte, heidnische Wehranlagen nicht auch auf dem Everstein erst von den mittelalterlichen Burgbesitzern durch Umarbeiten gründlich unkenntlich gemacht worden sind? Da wären wir denn freilich schon tief in romantische Vermutungen verstrickt. Wir müssen dem Ruinenzauber widerstehen. Zur Sache also.

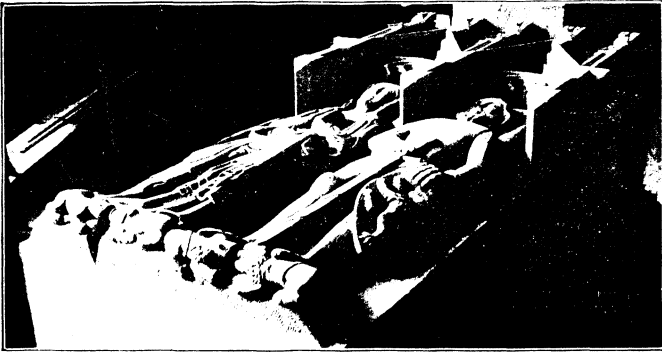
In der Geschichte taucht die Burg zuerst im Anfange des 12. Jahrhunderts auf, seitdem sich die, auch diese Burg neben bedeutenden anderen Gütern und Rechten besitzende Familie fürstlichen Ranges eben nach ihr vornehmlich Grafen von Everstein nannte. Und zwar erfahren wir auch zugleich, daß auf der Burg von der Mutter des ersten bekannten Grafen, Otto, der heilige Vizelin als junger Mensch gastfreundlich aufgenommen worden sei. Dies deutet auf hochstehende Interessen der Burgbesitzer. Denn der gelehrte, unternehmungslustige und glaubensstarke Vizelin wurde der Apostel der Holsteiner und starb als Bischof von Oldenburg-Lübeck im Jahre 1154. Die Geschichte der Eversteiner Grafen selbst zeigt sie uns

bald darauf in beziehungsreichen Familienverbindungen. Ein Graf Albrecht heiratete die Tochter des Königs von Polen, und sein gleichnamiger Sohn war um das Jahr 1200 vermählt mit Agna von Wittelsbach, einer Schwester Ottos von Wittelsbach, des Stammvaters der späteren bayerischen Könige.

Dem durch die Achtung Heinrichs des Löwen veranlaßten Aufstieg der Wittelsbacher entsprach der Versuch ihrer Verwandten, der Grafen von Everstein, ihren Herrschaftsbereich innerhalb des zerschlagenen sächsischen Herzogtums Heinrichs des Löwen, zumal an und östlich der Weser rings um ihre Stammburg, möglichst auszudehnen. Sie stießen da freilich überall mit Interessen der Welfen, die hier namentlich im Südosten territorialherren geblieben waren, und mit der im Aufblühen befindlichen jungen Landesheerrschaft der Homburger Edelherren hart zusammen. Weniger bedenklich war die an sich auch vorhandene, weltliche Konkurrenz mit dem Bischof von Hildesheim. Denn dieser konnte hier an der schwer zugänglichen Peripherie seiner Diözese schon gegenüber dem territorialen Bestreben der Homburger seine Ansprüche nicht behaupten; noch weniger konnten das die drei anderen Kirchenfürsten, deren Diözesen hier zusammenstießen, dadurch aber auch die Vorseibständigkeit kleiner, in ihren Anfängen übersehener Staatesgebilde begünstigen: Mainz, Paderborn und Minden. Die Eversteiner konnten bei alledem hoffen, gerade hier wieder zu gewinnen, was sie inzwischen an Rechten und Gütern in der Diemelgegend an den Erzbischof von Köln verloren hatten. Sie erreichten ihr Ziel nicht. Es scheint fast, als hätten sie von vornherein ihre Kräfte überanstrengt. Die unvermeidliche Feindschaft mit den Homburger Edelherren führte zu der Ermordung eines derselben durch einen Eversteiner im Jahre 1227 (vergl. S. 330). Sie bedeutete nicht nur eine moralische, sondern auch eine schwere materielle Niederlage der Eversteiner, insofern diesen durch den zuständigen Bischof von Hildesheim eine ebenso kostspielige wie demütigende Sühne auferlegt wurde. Fortan ist ein steter Rückgang der Eversteiner Macht auch östlich der Weser zu erkennen, und zwar immer zugunsten der braunschweigischen Herzöge, die in entgegengesetzter Richtung gegen die Weser vorzudringen suchten, und mit denen die Eversteiner, anders als die Homburger, nie ein erträgliches Verhältnis finden. So geschah es, daß Herzog Albrecht der Große den Grafen Konrad IV. gelegentlich der Belagerung der Alseburg (vergl. S. 227 ff.) kurzerhand mit dem Kopfe nach unten aufhängen und damit eines langsamen, grausamen Todes sterben lassen konnte, die übliche Strafe wegen Lebensuntreue, Felonie. Seit dem Jahre 1284 ist dann auch die Burg Everstein dauernd im welfischen Besitz. Etwa gleichzeitig ist das Grafenhaus genötigt, den Besitz der Stadt Holzminden aufzugeben, gleich wie es schon seine bedeutenden Rechte über Hameln verloren hatte. Mit Mühe behauptete es ein abgeschlossenes Territorium an beiden Seiten der Weser, nämlich die späteren Ämter Polle, Ottenstein, Obfen und Arzen. Aber auch über diese mußten die Grafen, als ihr Aussterben zu erwarten war, nach einem letzten kriegerischen Ringen den welfischen Herzögen die Besitznachfolge zugestehen, und mußten noch froh sein, daß es schließlich doch in der mildesten Form geschehen konnte: der Heirat der Eversteinschen Erbtöchter Elisabeth mit Herzog Otto von Lüneburg im Jahre 1408. Heute und schon seit der Teilung von 1635 gehört etwa die Hälfte des Eversteiner

Territoriums mit der Stadt Holzminden zum Staate Braunschweig. Erz freulicherweise haben sich gerade in der Amelungsborner Klosterkirche, die in der Everstein—Homburger Mordsage eine so große Rolle spielt, die mittelalterlichen Grabfiguren eines Eversteiner Ehepaares erhalten (Abbildung Seite 340), heute die letzten wohlgepflegten Erinnerungsfürstücke der Gegend an sein altes Herrengeschlecht. Die Sage hat freilich auch sie den Eversteinern genommen und just ihrem ermordeten Homburger Gegner zugeschrieben.

Die Burg, militärisch bedeutungslos geworden, wurde schon im Jahre 1493 mit Bewilligung ihres herzoglichen Eigentümers nieder-



Grabstein eines Gräfllich Eversteinschen Ehepaares in Amelungsborn

gerissen. Aus dem zur Burg gehörigen Gericht ist alsdann das Amt Forst entstanden. In Forst war jedenfalls im Jahre 1493 der Wirtschaftshof der Burg. Das Amt erlosch infolge der Verwaltungsneuorganisationen im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts. Die Domäne Forst besteht noch heute.

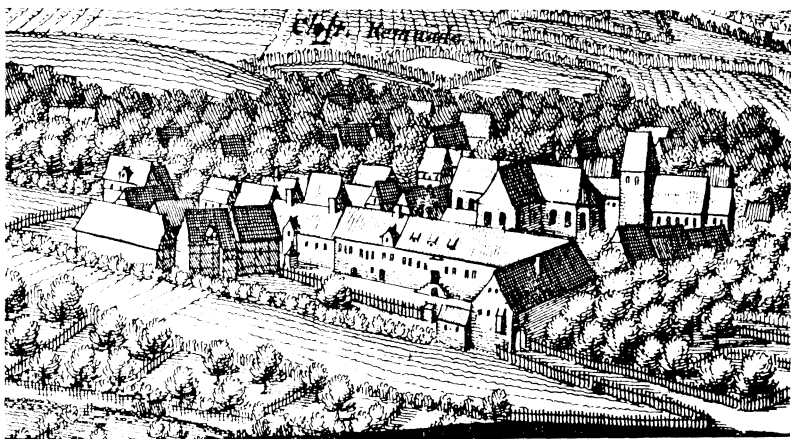


Kemnade

Von R. Steinacker

In einer der schönsten Stellen des Wesertales, gegenüber dem Durchbruch des Lemnebachs durch die steilen Buntfandsteinhöben des Voglers, entstand am linken Ufer des Stromes das Nonnenkloster Kemnade um das Jahr 960 als eine Gründung zweier Töchter aus dem Hause der Billunger, jener Familie, in der seit Hermann Billung unter Kaiser Otto dem Großen bis zum Tode des letzten Billungers, Magnus, 1106, die sächsische Herzogswürde sich fortgeerbt hat. Der Ortsname ist wohl aus dem lateinischen Worte *caminata*, kaminförmig, entstanden und bedeutet daher Behausung mit einem massiven Kamin, etwas vor alters in unserer Heimat ganz Ungewohntes und daher besonders Bezeichnenswertes. Noch heute ist das stattliche braunschweigische Dorf von dem größten Teile der 1046 geweihten Kirche überragt, einer drei-

schiffigen Pfeilerbasilika mit Querhaus und einst 3 Chorrundungen, Apsiden. Sie ist damit das bei weitem älteste Baudenkmal des braunschweigischen Wefertales und eines der interessantesten des ganzen Wefertales. Als Stiftung eines so vornehmen Fürstenhauses wie die Billunger genos das Kloster besonderes Ansehen und erfreute sich großer Unabhängigkeit. Aber diese Freiheit sollte ihm schon frühzeitig verderblich werden. Der überraschende, vollige Zusammenbruch des Klosters trat in der Mitte des 12. Jahrhunderts ein. Die merkwürdig reichen zeitgenössischen Nachrichten darüber gewähren einen seltenen Einblick in eine üppige, aber in ihren



Kemnade, nach Merians Stich vom Jahre 1654

geistigen Strömungen doch so schwer verständliche Zeit. Kirchenfürsten, Papst und Kaiser griffen ganz persönlich ein in das Geschick unseres Klosters. Handelte es sich doch um sittliche Verfallserscheinungen, an denen drei Angehörige des hochangesehenen Northeimer Grafenhauses beteiligt waren. Eine Tochter desselben war die jugendliche Kemnader Äbtissin Judith, zugleich auch Äbtissin von Eschwege. Vertrauend auf das Ansehen ihrer reichsfürstlichen Verwandtschaft, gestützt namentlich durch ihren recht ungeistlichen Bruder Siegfried, den Erneuerer der Homburg, hatte sie sich einem höchst leichtsinnigen Lebenswandel hingegeben und eine große Reihe Kemnadischer Klostergüter an ihre Freunde verschenkt. Aber erst 1146 erreichte sie ihre Strafe, nachdem ihr Bruder Siegfried zwei Jahre vorher gestorben war und nun auch ihr zweiter Bruder Heinrich, Abt des nahen und einflussreichen Weferklosters Korvei, sie nicht mehr schützen konnte, weil auch er wegen anstößigen Lebenswandels seines geistlichen Amtes verlustig ging. Sie wurde gewaltsam aus Kemnade entfernt, setzte sich freilich, nachdem sie noch 1147 auch Äbtissin von Geseke in der Diözese Köln geworden war, 1149 nochmals in den Besitz von Kemnade, unterstützt von ihrem inzwischen ebenfalls wegen seiner Zuchtlosigkeit aufgelösten ehemaligen Nonnenkonvent. Die trotzige Zähigkeit aller Zurückgekehrten hatte freilich keinen Erfolg. 1150 wurden sie endgültig ausgewiesen. Das Kloster, seiner es mit Gandersheim, Quedlinburg und Hersford in eine Reihe stellenden Vorrechte entkleidet, blieb fortan in

völliger Abhängigkeit von Korvei, das hier nun seinerseits erst 1194 wieder einen Nonnenkonvent nur unter einer Priorin einführte. In der Folge trat zwar das Kloster in ein enges Verhältnis zu den Homburger Edelherren, den Gründern und Gebietern des benachbarten Städtchens Bodenwerder, die es bald als ihre Grablege betrachteten und auch ihre adeligen Vasallen für das Kloster interessierten. Aber in dem Maße, als die Homburger den Billungern an Reichtum und Macht nachstanden, blieb auch fernerhin Kemnade hinter seinem alten Ansehen zurück. Der Einfluß der Homburgischen Erben, der Braunschweiger Herzöge, reichte dagegen aus,



Klosterkirche Kemnade

den Nonnenkonvent trotz der fortdauernden Aufsicht des katholisch bleibenden Korvei im Jahre 1579 endgültig lutherisch zu reformieren. Es spannen sich nun langdauernde Prozesse zwischen den Welfen und den Äbten von Korvei an, die erst 1777 durch einen Vergleich endeten. Korvei gab alle seine Ansprüche an Kemnade auf gegen anderweitige, herzogliche Hoheitsrechte nicht schädigende Zuwendungen. Der protestantische Konvent hatte sich schon in den Wirren des Dreißigjährigen Krieges aufgelöst, der in herzoglicher Verwaltung befindliche Klosterhof wurde 1842 an den Grafen Schulenburg in Hehlen verkauft und seine Länderei, an Ackerland nur noch 181 Morgen, fortan von dort aus bewirtschaftet.

Von den Klostergebäuden ist außer der Kirche, Abbildung Seite 342, so gut wie nichts erhalten, und auch die Kirche hat einen Teil ihres Langhauses mit dem dicken, als Choraufenthalt der Nonnen dienenden Turm

eingebüßt. Im Inneren noch einige mittelalterliche Bildhauerarbeiten und namentlich das vortreffliche, steinerne Grabdenkmal des 1380 verstorbenen Edelherren Siegfried von Homburg mit der Figur Siegfrieds und seiner Gemahlin, anbetend vor dem Gekreuzigten, Abbildung S. 351. Der ganze nördliche Querarm der Kirche war von Heinrich, dem Sohne Siegfrieds, als Grabkapelle seines Hauses reich ausgestattet worden, ist aber heute als solche nicht mehr zu erkennen.

Das Dorf Kemnade ist vielleicht schon zur Blütezeit des Klosters ein sogenannter Markttort mit bevorzugtem, königlichem Privileg gewesen. Seine eigene, nicht mehr vorhandene St. Dionysiuskirche, Abb. S. 341 rechts, wird zuerst um das Jahr 1150 erwähnt, im Jahre 1300 wird sie ausdrücklich *ecclesia forensis*, das heißt Marktkirche, genannt. Damals aber war die kaufmännische Fortentwicklung des Ortes bereits unterbunden durch die Bevorzugung und den Ausbau des nahen Bodenwerder, ursprünglich nur einer Burg, zur Stadt seitens der Edelherren von Homburg.

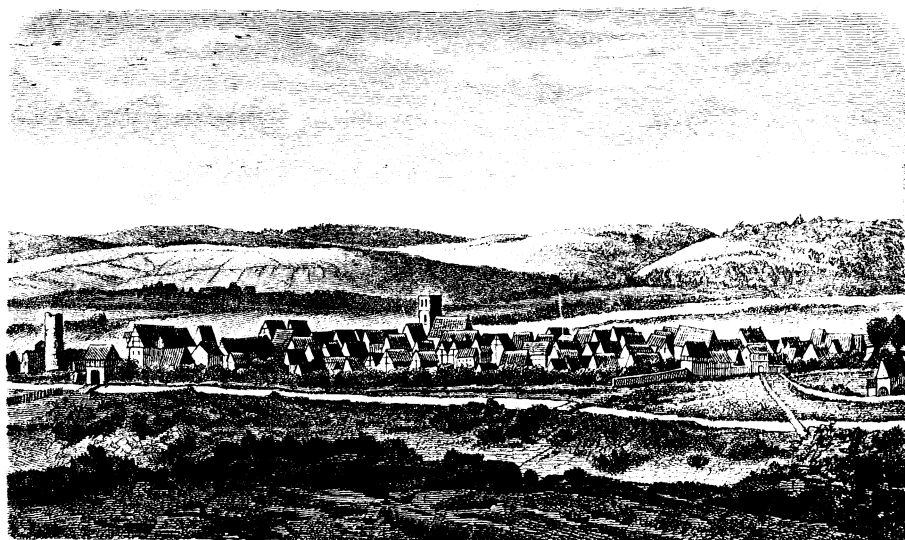
Bei Kemnade geht eine alte Fähr über die Weser zur „Thran“, das heißt Wagenspur, Einschnitt, in der engen Talsenke, durch die sich von Eschershausen her die Leine ihren Weg zum Strome bahnt. Hier ist auf längerer Strecke der einzige Zugang in die fruchtbaren Gegenden der Leine zu, und es mag daher ein alter Straßenzug die Fähr schon frühzeitig in Gang gebracht, sowie Kloster und Markt daneben begünstigt haben. Auf beiden Weserufern ist dieses Gelände reich mit geschichtlichen Erinnerungen durchsetzt. Da bietet Bodenwerder, heute ein ziemlich hilflos rings in braunschweigisches Gebiet eingeklemmtes hannoversches Städtchen, auch ohne seine Münchhausenlegenden ein eigenes Kapitel vaterländischer Denkwürdigkeiten, nicht weniger das nächste Dorf stromabwärts, Hehlen mit dem würdevollen Schloß der Grafen von der Schulenburg, von dem wir an anderer Stelle noch hören werden, und den in ihm aufbewahrten Kriegstrophäen des venetianischen Generalissimus Matthias von der Schulenburg, des erfolgreichen Verteidigers von Korfu im Jahre 1716 gegen die Türken.

Jenseits der Weser aber, auf dem Heiligen Berge, weist ein Ringwall in heidnische Zeit zurück, und an sie erinnert auch ein Schimmelreiter mit großem Trefeabut, der hier gelegentlich erscheinen soll und auf den Göttervater Wodan zu deuten ist. Am Fuße dieses Heiligen Berges aber gemahnt die versteckte Burgstelle der Lauenburg an eine Unternehmung der Homburger Edelherren — sie führten einen „Lauen“ (Löwen) im Wappen —, den Weserverkehr militärisch zu überwachen. Nahe dem von der Weser abgekehrten Abhange des Heiligen Berges erinnerten bis zur Klurseparation im 19. Jahrhundert die Richtebänke an die Stätte eines großen Gaugerichtes, auf der im Jahre 1529 das letzte Landgericht der Herrschaft Homburg vom Herzoge Heinrich dem Jüngeren in eigener Person abgehalten wurde. Den homburgischen Landjunkern wurde dabei die eigene Gerichtsbarkeit untersagt.

Holzminden

Von K. Steinacker

Eine alte, nachweislich auch von Kaiser Karl dem Großen auf seinen Heereszügen gegen die Sachsen benutzte Verkehrsstraße vom Rhein zur Elbe überschritt bei Hörter die Weser, zog von da, am Ab-
lauf der Sollingsaböhen zur Weser, nordwärts, um alsbald an der Nordwestecke des Sollings von der Weser sich ostwärts abzuwenden und über Stadtoldendorf weiter zu ziehen. An dieser Wendung des Weges wird der Ort Holtesmeni — genannt nach dem Sollingsbach der Holz-
minde — schon in den Jahren 822/30 erwähnt mit einem Besitztum des nahen Meserklosters Korvei. Dieser Ort lag jedoch nicht an der Stelle



Holzminden, nach Merians Stich von 1654

der heutigen Stadt, sondern des erst im Jahre 1922 in sie eingemeindeten, weiter gegen den Solling zu gelegenen Dorfes Altendorf —, das heißt des alten Dorfes Holzminden im Gegensatz zu der jüngeren, tiefer gelegenen Ansiedlung unmittelbar an der Weser. Diese heutige Stadt ist vermutlich planmäßig und zugleich mit der Absicht, hier eine Stadt entstehen zu lassen, erst Ende des 12. Jahrhunderts nach dem Zusammenbruch der Macht Heinrichs des Löwen von den Landesherren dieses Gebietes zwischen Weser und Amelungsborn, den Grafen von Everstein (vergl. Seite 359) gegründet worden. Herzog Heinrich der Löwe wurde als Herzog von Sachsen eine solche selbständige Unternehmung eines ihm untergebenen Grafen schwerlich geduldet haben. Im Jahre 1231 werden zuerst beide Orte des Namens Holzminden erwähnt, 1245 stellt ihr der Landesherr, Graf Otto II. von Everstein, ein feierliches Stadtprivileg aus. Zum Schutze der Stadt war auch zugleich eine gräfliche Burg errichtet worden, deren Ruinen auf unserer obigen Abbildung ganz links noch zu sehen sind. Sie wird zuerst im Jahre 1240 erwähnt und lag zwischen der

Weser, dem Hafendamm und dem Johannisplatze. Die Stadt selbst ist immer nur durch einen einfachen Wall mit einem Palisadenzaun darauf umwehrt gewesen. Ihre ganze Feldmark erwarb sie sich durch Aufsaugen einer Reihe benachbarter Dörfer, darunter auch ihres eigenen Mutterortes, des Altendorfes selbst. Freilich wird gerade dieses in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts durch das Kloster Amelungsborn neu besiedelt. Dazu aber mußte ihm das Kloster von seinem Außenhose Allersheim eine ganz neue Flur anweisen, da die alte rings um die Dorfstelle ja an Holzminden übergegangen war. So kam es, daß die neue Flur des Altendorfes weit nordwärts jenseits der Holzmindener Feldflur gelegen hat.

Holzminden als Handelsstadt sollte wohl das werden, was Hörter auf der anderen Seite der Weser bereits geworden war. Aber den Vor-



Holzminden, Hintere Straße

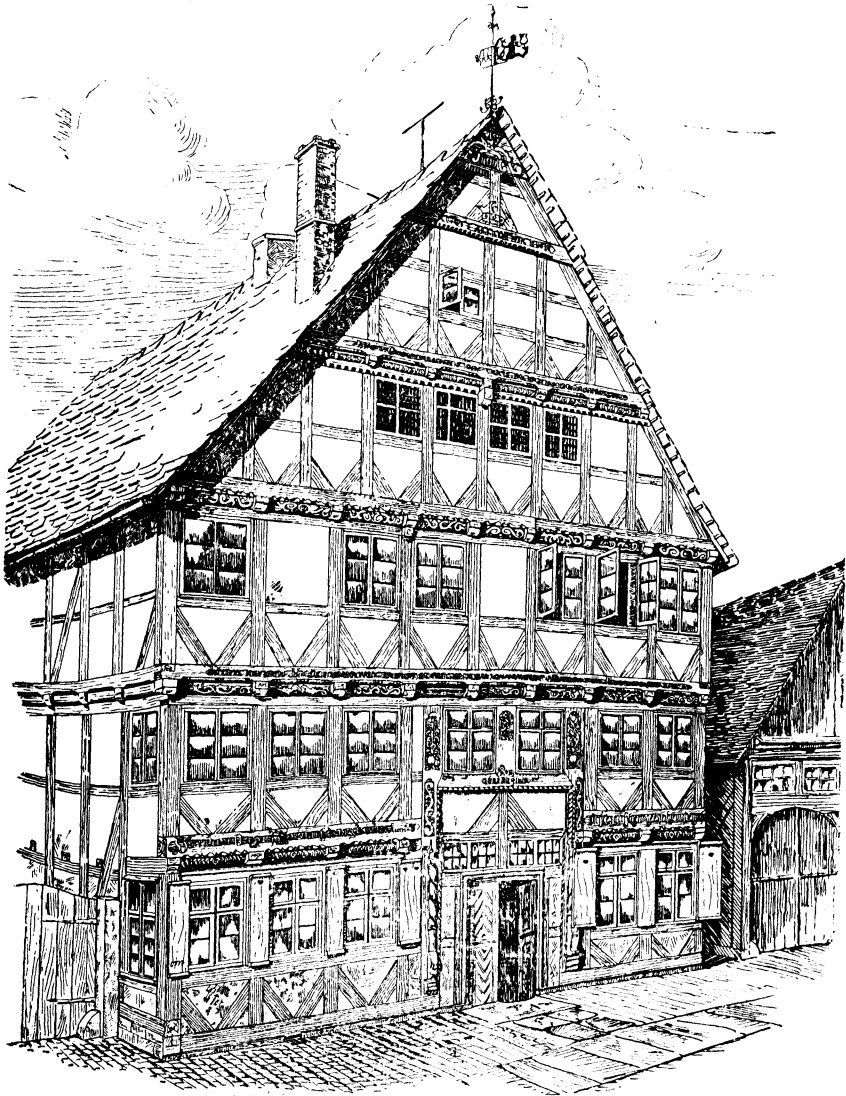
sprung der älteren Stadt vermochte es nicht einzubolen. Namentlich waren seine Gründer, die Eversteiner, als Landesherren nicht stark genug, die Stadt zu entwickeln. So verkauften sie denn Holzminden, ein äußerstes Zeichen des Zusammenbruches ihrer Macht, um das Jahr 1285 an das Erzbistum Köln, dem daran gelegen sein mußte, östlich der Weser festen Fuß zu fassen. Aber auch Köln konnte sich hier nicht behaupten. Um 1300 befindet sich die Stadt im Besitze der Edelherren zur Lippe, die auch ihrerseits den begreiflichen Wunsch hatten, hier über die Weser hin vorzustoßen und darin als kleinere, noch nicht übermächtige Territorialherren auch von den Eversteinern eher begünstigt als gehindert sein mögen. Sie hielten in der Tat den wehrhaften Platz längere Zeit fest. Schließlich aber reizen auch sie ihre Holzmindener Nachbarn, den Herzog von Braunschweig-Göttingen, den Abt von Korvei, den Edelherren von Homburg und dazu den Grafen von Everstein zu einem Angriffsbunde. Holzminden wird ihnen entrissen und befindet sich daher seit dem Jahre 1393 im gemeinsamen Besitze — zu je einem ideellen Viertel — jener vier Verbündeten. Infolge des Überganges der Homburgischen Herrschaft 1408 und der Eversteinischen 1409 an das braunschweigische Herzogshaus gehörten diesem

seitdem drei Viertel von ganz Holzminden. Vom korveischen Viertel hört man 1483 zum letzten Male. Seit 1819 ist die Stadt ausschließlich Eigentum der Wolfenbüttler Linien des Herzogshauses.

Die Stadt war damals recht wohlhabend. Ihrem Landesherren, Herzog Heinrich dem Jüngeren, konnte sie 2000 rheinische Gulden zur Schuldentilgung geben. Aber auch die Herzöge nahmen sich ihrer an. 1620 versuchte die Regierung eine Brücke über die Weser zu schlagen — ein unmißverständliches Konkurrenzunternehmen gegen Hörter. Aber schon im folgenden Jahre reißt der Strom sie wieder fort. Als bald knickte der Dreißigjährige Krieg für den weiteren Verlauf des 17. Jahrhunderts alle Unternehmungslust. Die Stadt wurde besonders furchtbar in jenem Kriege mitgenommen. Alle Parteien durchzogen und brandschatzten sie wiederholt. 1640 wird sie von den Kaiserlichen, um sie dem sie verfolgenden herzoglichen Oberst nicht in die Hände fallen zu lassen, bis auf das Rathaus, die bereits ihres Turmdaches beraubte Kirche und ganz wenige Privathäuser vollends niedergebrannt. Noch 1675 lag fast der dritte Teil der Stadt in Brandstätten. Endlich, 1684, griff die Regierung ein und schickte in dem Amtsrat Joh. Fr. Mehlbaum einen tüchtigen Verwaltungsbeamten, der ihr in langer, bis 1726 dauernder Tätigkeit aufhalf und namentlich auch der erste war, der die Stadt zum Mittelpunkt der Leinweberei des braunschweigischen Wesergebietes zu machen suchte. Holzmindens Erwerbskraft hob sich weiter unter Fürsorge von Langens, der 1742 bis 1763 Haupt der Weserforstverwaltung war, in dieser Eigenschaft die Fürstenberger Porzellanfabrik gründete, die Glasfabrikation im Solling und Hils zur Blüte brachte und die Eisenindustrie im Wesergebiet wesentlich förderte. Ihm verdankte daher auch die Holzmindener, erst 1840 wieder eingegangene Stahl- und Eisenschmiede ihre Entstehung, und es ist anzunehmen, daß er die Holzmindener Schleiferei der Sollingsplatten und überhaupt den Export des bunten Sandsteins der Gegend gefördert hat. Gleichzeitig bekam auch das geistige Leben durch Verlegung der Amesungsbörner Klosterschule nach Holzminden lebhaftere Anregung, zumal die Generalsuperintendenten des Weserkreises an ihr als Titularäbte von Amesungsbörn interessiert waren. Der bekannteste dieser, zugleich die Stelle des ersten Holzmindener Stadtpfarrers versehenen Abte war Johann Friedrich Häfeler, der hier 1775—1797 als rationalistischer Theologe und als Mathematiker eine lebhaftere schriftstellerische Tätigkeit entfaltete. Auch politisch kam die Stadt in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Bewegung. Holzminden kann sich rühmen, daß in ihm der Mann ansässig gewesen ist, der als einflußreicher Politiker zuerst öffentlich verlangt hat, den Zollverein zu einem deutschen Zollparlament zu erweitern und ihn damit zu einem Ausgangspunkte nationaler Einheitsbestrebungen zu machen, — Gedanken, die, langsam aber sicher weiterreifend, etwa ein Menschenalter später durch Bismarck der Verwirklichung zugeführt worden sind und heute noch das Rückgrat unserer Reichseinheit bilden. Es war der in Holzminden im Jahre 1801 geborene, 1847 verstorbene Notar Karl Steinacker.

Für die Stadt aber von unmittelbarer Bedeutung war ein anderer ihrer regsamsten Söhne, Friedrich Ludwig Haarmann, der Gründer der Holzmindener Baugewerkschule, der ältesten Deutschlands, die Vorbild wurde für viele andere derartige, den gewerblichen Sachunterricht fördernde

Anstalten. Von Saarmann als Privatinstitut eingerichtet und rasch unter seiner sachverständigen Fürsorge entfaltet, blüht sie heute noch als staatliche Anstalt trotz der sie nachahmenden, reichlich unterstützten Konkurrenzunternehmung im westfälischen Nachbarort Höpfer.



Holzminden, Severinsches Haus in der Halbenmondstraße, von 1683

Bei alledem ist Holzminden, im Jahre 1793 mit 2452, 1919 mit 10 200 Einwohnern, eine zwar betriebsame aber doch kleine Stadt geblieben und dem verdankt sie es, daß ihr altes Straßennetz nicht nur als Plan noch deutlich seine Herkunft als überlegtes Produkt ihres gräflichen Gründers verrät, sondern daß auch ihre Bauten, trotz eben nicht erheblichen Alters, des Anziehenden genug besitzen, namentlich auch ganze Straßens-

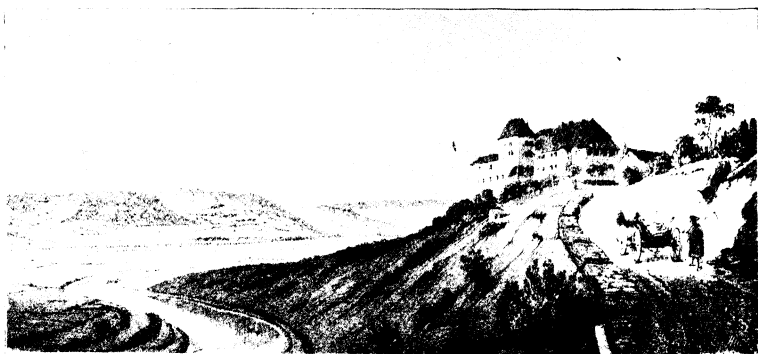
bilder anheimelnder Art bieten (Abb. S. 345). Das stattlichste Privathaus (Abb. S. 347) ist vom Jahre 1685 und zeigt die Anpassung des landesüblichen Bauernhauses, namentlich durch Vermehrung der Stockwerke, an städtische Bedürfnisse, wogegen jenes Bild der Niederen Straße völlig dem Bauernhaustyp des Wesergebietes nachgebildete Ackerbürgerhäuser bietet mit auffallend neugierigem Sich-schräg-in-die-Straße-schieben der einzelnen Bauten. Die Kirche stammt im Kerne noch aus der Gründungszeit der Stadt, wurde aber 1577, 1595 und nochmals 1900 erheblich umgebaut.



Fürstenberg

Von R. Steinacker

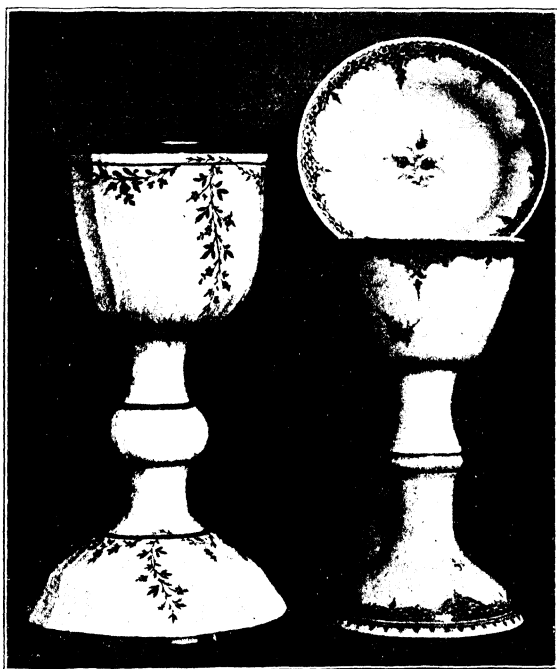
Auf steilem Felsabsturz über der feinen Fuß bespulenden Weser, einem äußersten westlichen Vorsprunge des Sollings, thront noch heute, allerdings nun als altberühmte Porzellanfabrik, die Burg Fürstenberg (Abb. S. 348). Sie ist erst eine spätmittelalterliche Gründung, und zwar der Herzöge von Braunschweig-Göttingen, um hier an der Weser, zumal gegenüber Hörter und Korvei, festen Fuß zu fassen. Denn auf der ganzen Weserstrecke des heutigen braunschweigischen Kreises Holzminden war den Herzogen der Zugang zum Strome durch kleine, fremde Territorien lange versperrt. Erst im Jahre 1308 gelang es dem Herzoge Albrecht dem Feisten von Göttingen, mit der Hälfte des Sollings und dem Gute Tienover, ehemaligem, vom Stifte Korvei lehnserblichem Besitz der Grafen von Dassel, auch die Stätte Fürstenbergs zu erwerben. Als bald wird sie als militärischer Stütz- und Beobachtungsposten errichtet worden sein. In der Mitte des 14. Jahrhunderts wird sie als bereits vorhanden erwähnt. Eine erhebliche aktive Rolle hat die Burg als solche nicht gespielt. 1529 fand auf ihr eine Zusammenkunft statt der damals befreundeten Fürsten Heinrich der Jüngere von Braunschweig, Philipp von Hessen und Ulrich von Württemberg, um den letzteren in sein ihm vom Kaiser entrissenes Land zurückzuführen. Im Renaissancestil modernisiert wurde Fürstenberg Ende des 16. Jahrhunderts von Herzog Heinrich Julius. Noch sieht man am Ziergiebel des leider stark verbauten



Fürstenberg um 1840

inneren Torhauses die verschlungenen Anfangsbuchstaben der Namen dieses Herzogs und seiner dänischen Gemahlin Elisabeth. In der Folge wurde die Burg Sitz eines eigenen Amtes — noch jetzt ist eine stattliche Domäne mit ihr verbunden —, das bis zur westfälischen Zeit bestanden hat. Zu europäischem Ansehen aber kam die Burg, seitdem in ihr die herzogliche Porzellanfabrik eingerichtet worden war.

Bekanntlich gehört diese, seit 1747 verfolgbare Porzellanfabrik zu den älteren und wichtigeren Deutschlands, insofern sie noch aus der für Porzellanengebilde besonders günstigen Gesinnung des Rokoko entstanden ist,



Kelche aus Fürstenberger Porzellan

und daher auch an der zarten künstlerischen Ausdruckweise des 18. Jahrhunderts mitschaffenden Anteil genommen hat, ja hinsichtlich der farbigen Bemalung mit Blumen und Landschaften sowie der Büsten in unglasiertem, sogenanntem Biskuitporzellan, gegen Ende dieser Epoche sich besonders ausgezeichnet hat. Allerdings wurden im Jahre 1774 die Buntmalerei und die Modellierwerkstatt nach Braunschweig verlegt, um den Künstlern anregenderen Zusammenhang mit den ästhetischen Strömungen ihrer Zeit zu ermöglichen, als das einsame Fürstenberg bieten konnte. Flott in Gang kam die Fabrikation erst nach dem siebenjährigen Kriege und nachdem das Experimentieren mit der immer noch ein Geheimnis bildenden Zubereitung der Porzellanmasse, damit zusammenhängend auch die Auseinandersetzung mit allerhand abenteuernden Geheimnisträgern und verloderten Künstlern, einen gewissen Abschluß gefunden hatten. Aber erhebliche Überschüsse hat die Fabrik trotzdem nicht abgeworfen. Sie wurde daher auch im

Jahre 1859 auf 99 Jahre vom Staate an Privatunternehmer verpachtet, nachdem die eigene Buntmalerei schon 1828 aufgegeben worden war.

Die treibende Kraft für die Gründung der Fabrik war der Oberjägermeister von Langen gewesen, den wir als wirtschaftlichen Nutzer der Bodenprodukte im Sinne des dem Staate Geld versprechenden Merkantilsystems der Zeit schon Seite 346 kennen gelernt haben. Freilich mußte die Porzellanerde, das Kaolin, anfangs weither aus der Gegend von Passau herbeigeschafft werden, aber das Heizmaterial lieferten doch die Sollingsforsten in unerschöpflicher Fülle. Wichtige, sachverständige Kräfte wurden auf dem damals üblichen, nicht immer einwandfreien Wege einer anderen Fabrik, Höchst, entzogen, darunter im Jahre 1753 deren eigener Direktor Johann Bendgraff. Die beste Sammlung von altem Fürstenberger Porzellan besitzt heute das Landesmuseum in Braunschweig. Dort sind auch die beiden Kelche untergebracht, welche 1798 und 1806 eigens für die Fürstenberger Kapelle sorgfältig angefertigt worden sind und die wir Seite 349 abbilden.



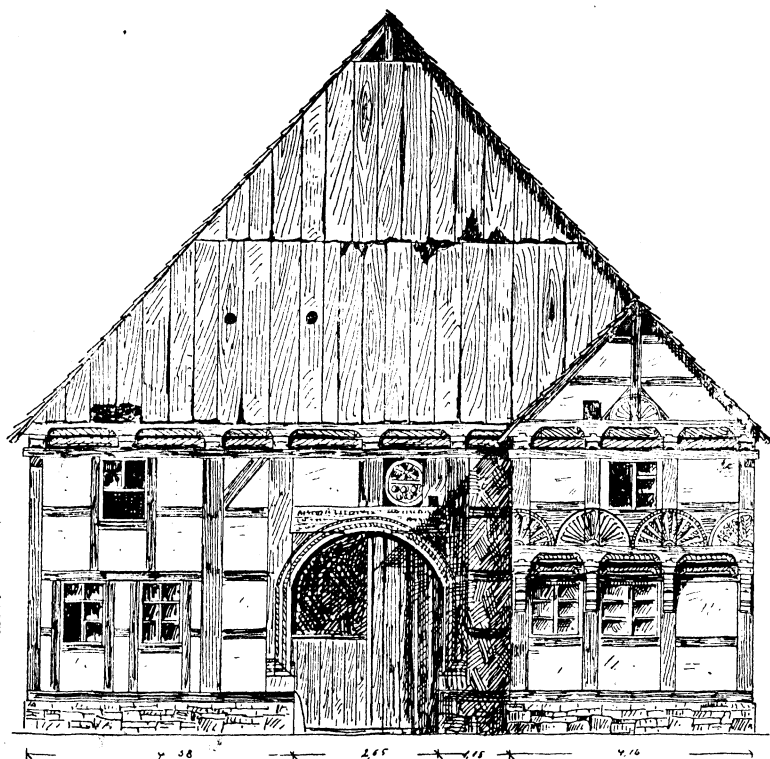
Bauernhäuser und Adelsitze im braunschweigischen Weserlande

Von K. Steinacker

Die stattlichsten und schönsten Bauernhäuser besitzt das Braunschweiger Land in seinem Wesergebiet. Hier herrscht jene Abart des niedersächsischen Bauernhauses mit durchweg zweigeschossigem Aufbau. In ganzer Höhe wird dieses Haus dem First entlang von der Däle durchquert, die meist tunnelartig von Giebelwand zu Giebelwand geht und dann ein volles Drittel des Hauses einnimmt, oft auch von der Rückwand noch durch einen Zwischenraum getrennt ist. Die Wohnräume liegen meist an der vorderen Giebelwand seitlich des großen Dälentores, und springen dann nicht selten vor dieses mittels einer Auslucht vor. Darin erkennen wir deutlich städtischen Einfluß, besonders den der ausluchtfrohen „Weserrenaissance“, ebenso aber auch in der durchgehenden Zweigeschossigkeit. Das typische Sachsenhaus ist eingeschossig, aber seine Däle ragt mit dem zweiten Geschöß in den Dachraum hinein. Die Wandflächen mit dem Gegensatz der geweißten Fachwerkfüllungen zu dem schwarz-grauen, eichenen Ständerwerk fallen daher am Bauernhause unseres Wesergebietes sehr in die Augen, aber die Bedachung mit den großen, dunklen, bemooften Sollings-Sandsteinplatten und der grauen Giebelverschalung gibt ihm doch eine ähnlich ernste, wuchtige Gesamtwirkung, wie sie die strohgedeckten Sachsenhäuser der Ebene besitzen. Von der Weser her ostwärts nimmt die Häufigkeit dieses Bauernhauses langsam ab. Im östlichsten Orte des Kreises Holzminden, in Eimen, ist nur noch eines erhalten, wie denn auch von da aus weiter ostwärts das leuchtende Ziegeldach wieder seine Herrschaft antritt.

Unser Bauernhaus aber zeichnet sich auch durch eine besondere Zierfreudigkeit der Giebelschaufseite aus, sowie durch eine größere Reihe von Jahresangaben, meist in Verbindung mit Bibelsprüchen und Erbauer-

namen über den Dälentoren. Da ergibt sich dann, daß der Bestand an Bauernhäusern unseres Wesergebietes zu den ältesten gehört, die wir in Deutschland überhaupt besitzen. Datierungen aus dem 16. Jahrhundert treffen wir noch in Warbsen (1588; 1591), Meinbrexen (1590), Wangelnstedt (1591), Bevern (1595; 1598), Boffzen (1597), Regenborn (1598). Recht eindrucksvoll gruppieren sich diese Häuser namentlich dann, wenn sie, wie etwa in Warbsen und Meinbrexen, nur wenig Raum zwischen sich



Bauernhaus aus der Zeit um 1590 in Warbsen

lassen. Wir bilden hier eines der schönsten dieser ältesten Häuser ab (Seite 351). Es steht in Warbsen (Nr. 26) und ist ohne Jahreszahl, aber gehört, seinem schönen Schmucke nach, der Zeit um das Jahr 1590 an. Wir sehen da auch bereits die charakteristische Bereicherung um eine vorspringende Auslucht rechts. Solche Häuser strafen die vielverbreitete Meinung Lügen, es sei unser Bauernstand eigentlich erst im 19. Jahrhundert auf einen grünen Zweig gekommen. blieb er von Verheerungen verschont, so war ihm eine gesunde Entwicklung möglich; und dieser Günst des Schicksals erfreute er sich wohl in gebirgigen, verhältnismäßig unwegsamen Gegenden wie den unseres Wesergebietes mehr als anderswo. Das wird auch bewiesen durch die zuweilen gerade aus älterer Zeit hier erhaltenen „Leibzuchthäuser“, in die der Bauer sich zurückzog, wenn er den Hof seinen leiblichen Erben übergeben hatte. Ein solches Leibzuchthaus gibt uns Abbildung Seite 352 aus Regenborn wieder. Arndt Kasseborn

hat es sich 1024 errichtet, nachdem er 20 Jahre als Hofherr in dem ebenfalls von ihm erbauten und noch erhaltenen Hauptgebäude gebaut hatte.

Wie der Bauer, so hat auch der Rittergutsbesitzer in den Weserbergen zäher als in manchen anderen Gegenden des Landes an seinem Erbe festhalten können. Noch heute blühen die Herren von Campe in Stadtoldendorf und Deensen, die wohl schon Dienstmännern der Edelherren von

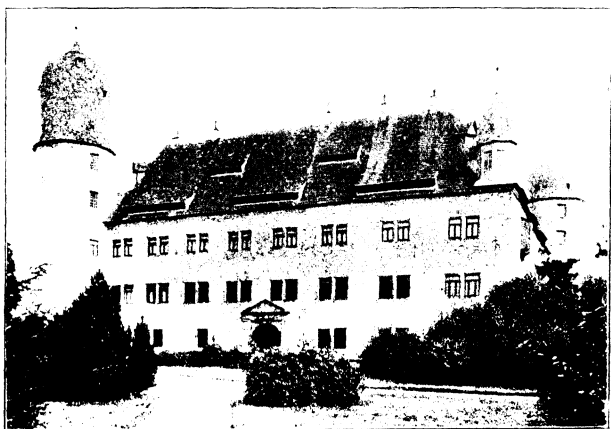


Bauernhaus von 1024 in Negenborn

Homburg gewesen sind (s. S. 326), die Herren von Grone in Kirchbrak und Westerbrak, die seit mindestens 1529 dort nachweisbar sind, und zwar als Lehnachfolger der hamburgischen Dienstmännenfamilie von Halle, die Herren von Hake in Buchhagen, das zuerst Anfang des 14. Jahrhunderts in ihrem Besitze uns genannt wird. In Hehlen an der Weser sitzen als herzogliche Vasallen die Herren von der Schulenburg, seitdem die alten hamburgischen Lehnbesitzer, die Herren von Frencke, 1558 ausgestorben waren. Jene bereits länger eingewohnten Familien wohnen heute wie einst nur in verhältnismäßig anspruchslosen Gutshäusern. Der erste, aus dem Kurfürstentum Brandenburg stammende Schulenburg in Hehlen jedoch, Fritz, war ein unternehmungslustiger Teufel an der Weser und fühlte das Bedürfnis, sich imponierend einzuführen. Als Söldnerführer im Dienste des Kaisers, im Dienste des Herzogs Heinrich des Jüngeren Befehlshaber und Verwalter der Burgen Lauenstein und Vienenburg, hatte

er es offenbar zu Geld und Ansehen gebracht. So baute er sich im Jahre 1579 das noch vorhandene, von einem Graben schützend umzogene, mit vier massiven Klügeln einen düsteren Hof umgebende Wasserschloß dicht an der Wefer, ein trotziges Gebäude mit verhältnismäßig spärlichem Renaissance-schmuck; Abbildung Seite 353. Es eröffnet die Reihe der großen, immer prächtiger dekorierten Adelschlösser der Nachbarschaft, deren beide Höchste-leistungen Heblen zunächst gelegen sind: die Hämelscheburg nordwärts, südwärts Bevern.

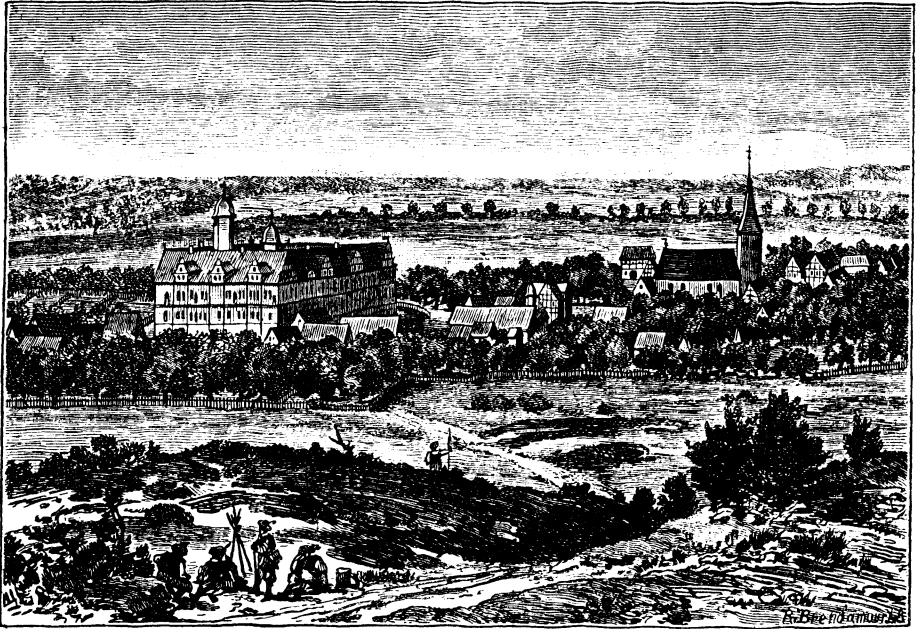
Im Bevern hauste, seit 1258 in den Urkunden verfolgbar, ein nach dem Orte genanntes Dienstmannengeschlecht der Grafen von Everstein. Im Jahre 1588 ist es ausgestorben. Mit diesem freigewordenen Lehngut



Schloß Heblen

wurde daher, infolge einer schon seinem Vater Hilmar gegebenen Anwartschaft, im Jahre 1594 Statius von Münchhausen belehnt. Jener Hilmar von Münchhausen hatte die günstigen Zeitumstände zu seinem größten Vor-teile zu nutzen verstanden. Er hatte als Kriegssoberst in verschiedener großer Herren Dienst einen noch weit ererblicheren Reichtum erworben, als der vorhin genannte Fritz von der Schulenburg. Stats war als einer seiner Söhne der Erbe nicht nur eines schönen Teiles seines Vermögens und seiner Forderungen, sondern auch als echter Zeitgenosse der Renaissance seiner Unternehmungslust. So errichtete er denn anstelle des alten Herren-sitzes in den Jahren 1603 bis 1612 das heute noch bestehende Schloß, den vollkommensten der bekannten, uns trotz ihres Prunkes volkstümlich an-mutenden Weferschlösser (Abb. S. 354 und S. 355). Freilich hatte Stats nicht mehr allzuviel Vergnügen an dieser seiner Schöpfung. Er hatte seine finanzielle Leistungsfähigkeit überspannt. Schon im Jahre 1619 kam er in Vermögensverfall, der verstärkt wurde durch die Münzverschlechterung der Ripper- und Wipperzeit des Dreißigjährigen Krieges. Als Stats 1633 in Bevern gestorben war, übernahm Herzog Friedrich Ulrich mit einem Teil seiner Schulden auch Schloß Bevern, daß seit 1643 in herzoglichem Besitze geblieben ist. Es erlebte noch einmal bessere Zeiten unter Herzog Ferdi-nand Albrecht I., der mit ihm im Jahre 1607 abgefunden wurde und hier als der „Wunderliche von Bevern“ das Leben eines klugen, aber planlos

beschäftigten, mißvergnügten und mißtrauischen Herrn führte. Auch das Schloß änderte er im Innern um in einer entsprechend wunderlich-originnellen Art. Namentlich hatte er sein Ergötzen an zahlreichen, gern auf die Eitelkeit und auf Kürze des Lebens anspielenden Sinnsprüchen, darunter auch der bekannte, fälschlich schon dem Stats von Münchhausen zugeschriebene: „Palatium pulchrum, nisi emigrandum,“ d. h. Ein Prachtschloß, müßte man es nicht verlassen. Ferdinand Albrecht war der Stifter einer

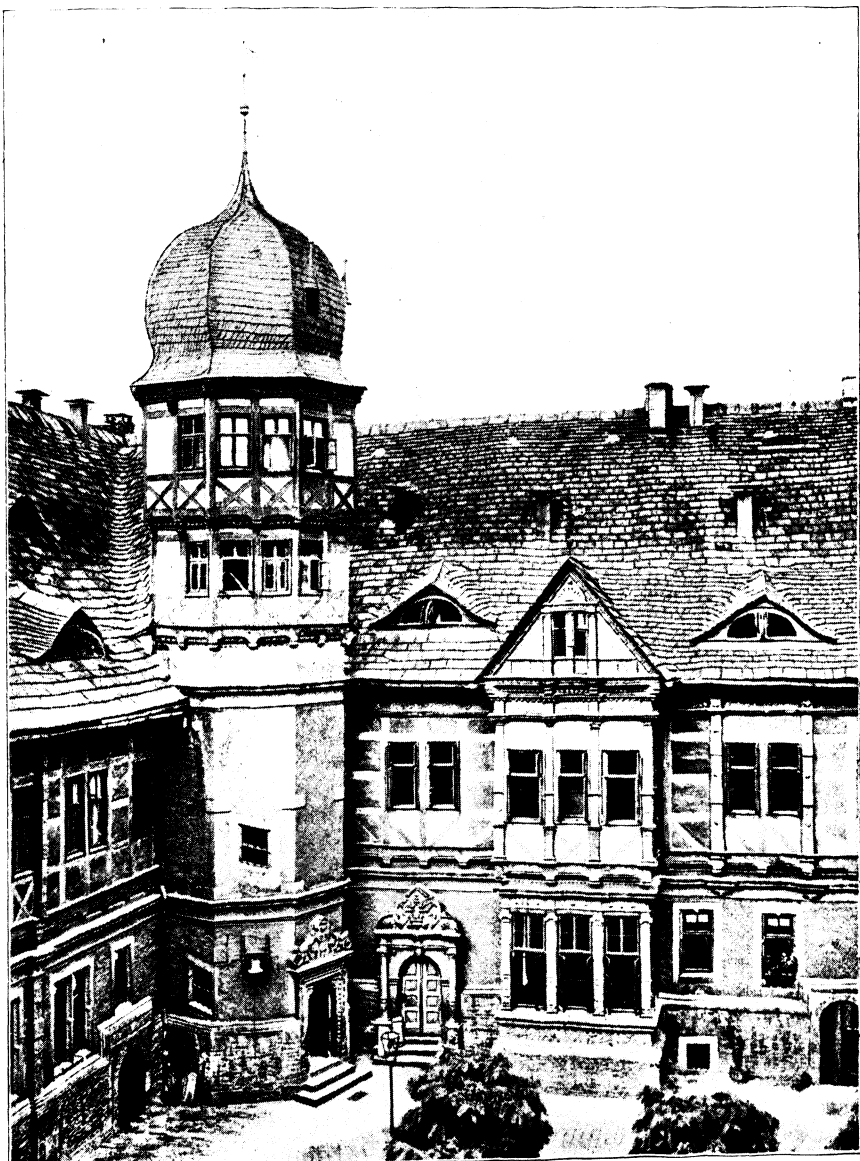


Bevern mit Schloß, nach Merians Stich von 1654

nach Bevern benannten Nebenlinie, die schon mit seinem Sohne Ferdinand Albrecht II. den Herzogsthron bestieg, aber in einem anderen Seitenzweige bis zum Jahre 1809 fortbestanden hat. Im Jahre 1830 wurde das Schloß in die jetzt noch bestehende staatliche Erziehungsanstalt umgewandelt, verlor dabei nicht nur seine ganze wertvolle innere Ausstattung, sondern auch einige Hierteile des Äußeren. Damals sind vermutlich die Giebel aus Fachwerk verloren gegangen, mit denen wir uns die Hofwände der vier Schloßflügel einst überhöht denken müssen.

Wie Bevern, so war auch ein anderes Rittergut zu Meinbrexern, im äußersten Südzipfel unseres Wesergebietes, ganz nahe der Weser, dem Hilmar von Münchhausen im Jahre 1583 verschrieben und dann ebenfalls auf dessen Sohn Statius vererbt worden. Eine ältere herzogliche, schon im Jahre 1226 erwähnte und damals wohl gräfllich Dasselsche Vassallenfamilie von Hagen war bis zu ihrem Aussterben 1575 im Besitze des Gutes gewesen. Die Herren von Münchhausen hielten sich hier bis 1695. In diesem Jahre ging das Gut an die ein Jahr zuvor in der Person des Wolfenbütteler Kriegsrats Johann Michelmann als von Mansberg neu geadelte Familie über. Sie besitzt es noch und bewohnt ein einfaches, aber schmales, im Jahre 1699 errichtetes Gutshaus (Abb. S. 356).

Im entgegengesetzten, nördlichsten Zipfel des braunschweigischen Weserkreises, in Visperode, stoßen wir auf ein zwar weit stattlicheres, durchaus schloßartiges, ebenfalls erst Ende des 17. Jahrhunderts errichtetes Gutshaus,



Nördliche Hofecke des Schlosses Bevern

aber es war im Innern bis in neueste Zeit durchaus unfertig (Abb. S. 350). Der hufeisenförmige, rhythmisch durch überhöhten Mittelteil und Flügelpavillons barock gegliederte Bau fällt in der ganzen Gegend auch im Außen durch eine gewisse seltsame Fremdartigkeit auf. Wirklich wurde das Schloß durch das kurkölnische alte Adelsgeschlecht der Wolff-Metternich zur

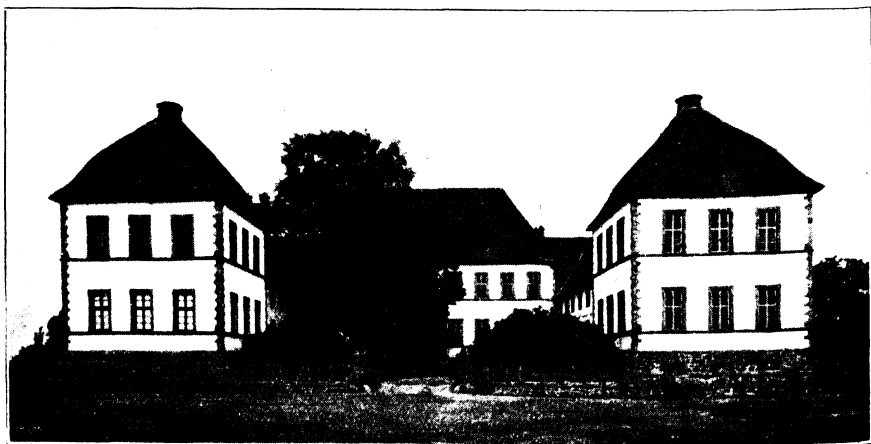
Bracht errichtet, dem das Gut, nach dem 1665 erfolgten Aussterben der Herren von Werder, die es als ein braunschweigisches Lehen schon im Jahre 1491 befaßen hatten, infolge eines Spruches des Reichskammergerichtes zu-



Gutsbaus in Meinbreren

gefallen war. Die katholischen Metternichs aber konnten in dieser durchaus protestantischen Gegend nicht heimisch werden. Sie haben das umfangreiche Schloß nie sinngemäß benutzt. 1875 haben sie den ganzen Besitz veräußert.

Saß ganz verschollen ist in Hohenbüchen der Burgsitz der alten, nach dem Orte genannten Edelherren, im äußersten Nordosten des Kreises. Nur noch als zwei grasbewachsene Schutthügel macht er sich heute bemerkbar. Die Herrschaft Hohenbüchen konkurrierte anfangs mit der der Zomburger Edelherren, wurde aber schließlich von dieser aufgesogen nach



Schloß Wisperode

verschiedenen Zwischenbesitzern und nachdem auch die Hohenbüchener selbst im Jahre 1275 ausgestorben waren. Strategisch eng zusammen mit Hohenbüchen hängt Brunkensen, wo der Glenebach den Dolomithöhenzug gegen die Leine hin durchbricht und daher auch einen alten Weg auf Hildesheim zu ermöglicht hat. Diesen Paß sperrte die als Ringwall erhaltene Gleneburg und ihr gegenüber die ebenfalls im Mittelalter als Sperrfort der Straße namentlich zu raubritterlichen Zwecken benutzte Lippoldshöhle. Während die Gleneburg so gut wie vergessen worden ist, ist die romantische Höhlenburg Gegenstand weitgesponnener, aber auf geschichtlichem Untergrund ruhender Erzählungen geworden. Mangel an Raum verbietet uns leider, hier darauf einzugehen. In Brunkensen nisteten sich im Jahre 1393 als homburgische Vasallen die Herren von Wrisberg ein. Einen beträchtlichen Teil ihres Lehngutes besitzen heute infolge zweimaliger weiblicher Erbfolge und Zukaufs die Freiherrn von Löhneysen. Ihr Gutshaus vom 1690 ist unansehnlich.



Der braunschweigische Harz

Blankenburg

Von Wilh. Lüders

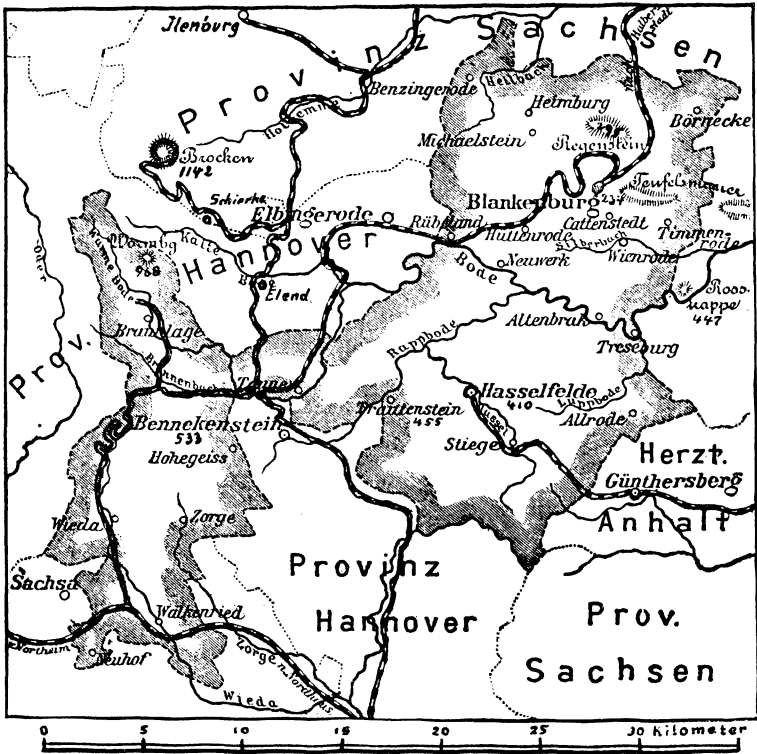
1. Die ältere Zeit

In ganz eigenartiger Fauber ruht über der Blankenburger Landschaft. Der mannigfaltige Wechsel von Berg und Tal, von schroffem Fels und sandiger Ebene, die herrliche Fernsicht, die sich überall auf fruchtbare Gefilde, freundliche Dörfer und altertümliche Städte eröffnet, alles das erweckt in uns unwillkürlich eine fast feierliche Stimmung. Schön ist es dort im Frühsommer, wenn der Ginster den Hang der Hügel mit seinen Blüten in leuchtendes Gold taucht, oder im Herbst, wenn die Laubwälder am Rande des Gebirges in allen Farben erglänzen, nicht minder schön aber auch im Winter, wenn lastender Schnee alle Fluren und Wälder bedeckt oder der Raubreif Baum und Strauch mit feinsten Gespinsten überzieht.

Doch vielleicht noch größer ist der Fauber, den in dieser Gegend Sage und Geschichte auf uns ausüben. Auf engem Raume, nur etwa je eine Stunde voneinander entfernt, liegen die drei Burgen zusammen, von denen aus einst in guten wie in bösen Zeiten die Gescheide dieser Landschaft bestimmt wurden. Allerdings zeugt von der ehemals so mächtigen Heimburg nur noch der Bergkegel, auf dem sie sich früher erhob. Aber vom Regenstein sind noch ansehnliche Trümmer auf steiler Felsenhöhe erhalten; und die Blankenburg hat ein gütiges Geschick, wenn auch in stark veränderter Gestalt, als Fürstensitz sogar bis in unsere Tage hinübergerettet.

Das heute zu Blankenburg gehörige Gebiet, der gleichnamige Kreis des Freistaates Braunschweig, ist in seiner Zusammensetzung das Ergebnis einer Jahrhunderte umfassenden geschichtlichen Entwicklung. Einem jeden, der einen Blick auf die Karte wirft, muß die eigenartige Gestalt des Gebietes auffallen. Deutlich unterscheidet man zwei Teile, die nur durch

ein schmales Verbindungsstück, die Gegend von Tanne, zusammengehalten werden. Der größere östliche Teil umfaßt ein Stück nordharzischen Vorlandes. Hier liegt am Fuße der alten Feste die Stadt Blankenburg, mit einer Bevölkerung von über 12 000 Einwohnern bei weitem der größte Ort des ganzen Gebietes; ferner findet man dort die Dörfer Timmenrode, Wienrode, Cattenstedt, Börnecke, Heimbürg und Benzingerode, sowie das Klostergut Michaelstein. Der kleinere westliche Teil dagegen zieht sich hinunter bis zum Rande des Südharzes, wo Walkenried und Neuhoß schon



Kreis Blankenburg

außerhalb des Gebirges liegen. Bei weitem der größte Teil des Kreises ist auf dem Harze selbst gelegen. Nördlich des Bodetales, das durch seinen tiefen Einschnitt den Ostteil des Kreises wiederum in zwei Hälften zerlegt, liegt auf einer Hochfläche das Dorf Hüttenrode. Im Tale selbst folgen aufeinander Rübeland, Neuwerk, Wendefurt, Altenbrak und Treschburg. Südlich der Bode steigt das Gelände wiederum zu einer weiten Hochfläche empor, die eine gewisse Gliederung erhält durch zwei von hier herabkommende Nebenflüsse, durch Rappbode und Luppode. Hier entstanden Hassenfeld, die zweite Stadt des Kreises, und daneben die Dörfer Allrode, Stiege und Trautenstein. Im kleineren Westteile endlich liegen innerhalb des Gebirges die Orte Braunklage, Hobegeiß, Wieda und Zorge.

Der bei weitem größte Teil des Kreises wird von nieder- oder plattdeutsch sprechenden Niedersachsen bewohnt. Nur die Einwohner der Orte

Hohegeiß, Wieda, Jorze, Walkenried und Neuborf gehören zum Stamme der Thüringer und sprechen deshalb einen mitteldeutschen Dialekt. Auch politisch haben diese Dörfer mit ihrem Zubehör lange Zeit eine Sonderstellung eingenommen. Sie bildeten das Gebiet der ehemals reichsunmittelbaren Zisterzienserbabtei Walkenried und sind erst verhältnismäßig spät als „Stiftsamt Walkenried“ mit dem übrigen Kreise Blankenburg verschmolzen worden (1731).

In ältester, vorgeschichtlicher Zeit ist der unwegsame Harz noch nicht besiedelt gewesen. Solange im Vorlande und am Saume des Gebirges noch Ackerboden und Siedlungsland in genügender Menge zur Verfügung standen, mieden unsere Vorfahren das raube, unwirtliche Wald- und Berggelände; höchstens, daß einige uralte Wege den Verkehr zwischen dem Nord- und Südrande des Gebirges vermittelten. Dagegen finden sich im nördlichen Vorlande des Unterharzes schon in vorgeschichtlicher Zeit Spuren einer verhältnismäßig dichten Besiedlung, wie aus mancherlei Funden, die hier gemacht worden sind, hervorgeht. Schon lange vor Christi Geburt hat dort eine keltische Bevölkerung gegessen; dann rückten von Norden her germanische Stämme heran, und manche Kämpfe mögen schon damals auf diesem Boden, der auch im Mittelalter ein heiß umstrittener Kampfplatz werden sollte, ausgefochten sein.

Nach Christi Geburt, zur Zeit der großen Völkerwanderung, sehen wir in unserer Gegend die verschiedensten germanischen Stämme längere oder kürzere Zeit siedeln. Neben- und nacheinander wohnten dort Haruden, Sueben, Angeln und Warnen. Schließlich wurde auch diese Gegend dem großen Sachsenbunde unterworfen. Wie in jener Zeit die staatlichen Zustände gewesen sind, vermögen wir nicht mit Sicherheit zu sagen. In helleres Licht getaucht ist erst die Epoche, in der der Frankenkönig Karl der Große, der 768—814 regierte, das gesamte Sachsenland und damit auch die Harzlandschaft seinem Reiche und damit zugleich auch der christlichen Lehre unterwarf.

Karl der Große schuf den Unterbau für das deutsche Königtum und den deutschen Staat des Mittelalters. Auch das Gebiet des Harzes verspürte bald die Folgen der grundsätzlichen Neuerungen, die er überall in dem unterworfenen Lande einführte. Wo ehemals freies Volksland gewesen war, da war jetzt Besitz des siegreichen Herrschers. Der gesamte Harzwald wurde zum Königsgut erklärt, und Königsgut wurden auch die fruchtbaren Niederungen rund um das Gebirge herum. Den kleineren Teil davon verwandte der König zur Ausstattung der christlichen Pfarrkirchen und Bistümer oder zur Belohnung seiner Getreuen, den größeren Teil behielt er jedoch in eigener Verwaltung. So entstanden auch in weiterem oder geringerem Abstände vom Harze überall die großen Königshöfe als Verwaltungsmittelpunkte des königlichen Besitzes. In der Umgegend von Blankenburg lassen sich als solche nachweisen der Hof Qutilinga an der Bode, aus dem dann später Stift und Stadt Quedlinburg erwuchsen; ferner Warnstedt nördlich von Thale und endlich Derenburg mit einem bedeutenden Güterbesitz zwischen Halberstadt und Wernigerode. Auch die Einteilung Sachsens in eine Anzahl größerer Gaue führt man auf Karl den Großen zurück. Das Vorland des Harzes zwischen Oker und Bode, im Süden sich erstreckend bis zur Kammhöhe des Gebirges, im Norden begrenzt von der Niederung des Großen Bruches, hieß fortan der Harzgau,

während das Gebiet östlich der Bode, nach den ehemals dort siedelnden Sueben, als Schwabengau bezeichnet wurde. Im flachen Lande gebot als Stellvertreter des Königs der Graf innerhalb eines Grafschaftsbezirktes; im Waldgebirge finden wir jedoch statt dessen, mit denselben Befugnissen als Richter und Verwaltungsbeamter ausgestattet, den königlichen forestarius oder Forstmeister. Sein Bezirk war der Forst; der Verwaltungsmittelpunkt, auf dem er seinen Amtssitz hatte, war der Forsthof. Als Karl der Große und seine Nachfolger den gesamten Harz in eine Anzahl scharf voneinander abgegrenzter Forstbezirke zerlegten, schufen sie auch überall solche Forsthöfe, die, wegen ihrer Lage auf einem dem Walde erst durch Rodung abgewonnenen freien Felde, in ihrem Namen meistens auf =feld oder =felde endigen. Demgemäß sind im Umkreise des Blankenburger Gebietes Hasselfelde sowie die längst wüst gewordenen Selkenfelde (südöstlich von Stiege im Quellgebiete der Selke gelegen) und Erdfelde (auf dem Schloßkopfe, zwischen Forsthaus Hartenberg und Forsthaus Eggeröder Brunnen) als solche ehemaligen königlichen Forsthöfe anzusehen. Noch bedeutender und bis in die Zeit der salischen Könige als gelegentlicher Aufenthaltsort beliebt war Bodfeld, das außerhalb des Kreises Blankenburg südlich des Zusammenflusses der Warmen und Kalten Bode bei dem heutigen Orte Königshof lag. Bodfeld ist von Professor Höfer, Erdfelde von dem Geh. Baurat Brindmann ausgegraben worden, und so können wir uns ein ziemlich genaues Bild von dem Aussehen eines solchen alten Forsthofes machen. Sehr umfangreich sind im allgemeinen diese alten Anlagen nicht gewesen. In Erdfelde ist ein 36 m langes und 7,40—9,40 breites, aus Bruchsteinen errichtetes Wohngebäude festgestellt; als Teile davon sind, neben verschiedenen Wohnräumen, vor allem ein Saal und eine kleine Kapelle mit halbrunder Apsis zu nennen. Etwas abseits lag ein 35,80 m langes Wirtschaftsgebäude. Ein Sporn und eine Randscherbe, die man dort gefunden hat, beweisen, daß der Forsthof im 9. Jahrhundert bewohnt war. Spuren einer Befestigung sind nicht nachgewiesen; wenn eine solche vorhanden war, wird sie höchstens in einem starken Palisadenzaun bestanden haben.

Auch die sogenannte Struvenburg, die östlich vor Benzingenode auf einem Kalksteinrücken lag, hat Kunde aus karolingischer Zeit geliefert, vor allem einen Sporn von Bronze mit eiserner Spitze, wie sie sonst nur in fränkisch-alemannischen Gräbern und höchstens bis zur Zeit Karls des Großen vorkommen. Ein besonders bemerkenswertes Denkmal aus jener alten Zeit ist jedoch die Höhlenkirche, die sich südwestlich von Michaelstein im oberen Teile des „Klostergrundes“, etwa 15 m über der Sohle eines kleinen Nebentales in einem Felsen befindet, und die im Volksmunde als „Volksmarskeller“ (s. spätere Abb.) bezeichnet wird. Es ist nicht ausgeschlossen, daß hier schon in altheidnischer Zeit Gottesdienst stattfand; vielleicht wurde dort der Gott Wodan verehrt, worauf die spätere Bezeichnung des Felsens als „Michaelstein“ hinweisen würde, da man vonseiten der christlichen Kirche den Heidengott Wodan durch den Erzengel Michael zu verdrängen bestrebt war. Auch ist nicht unmöglich, daß jenes Heiligtum als Kirche diente für die benachbarten, jetzt zum Teil längst wüst gewordenen Siedlungen Erdfelde, Bergfeld oder Birkenfeld (bei Rübeland), Bodfeld, Albrechtsfeld (heute Armes Feld), Egininkiarod oder Engenode (jetzt Forsthaus Eggeröder Brunnen), Ripertingiarod oder Ripperode (einst am Riv-

penbach nach Hüttenrode zu gelegen), Evergodesrode (das jetzige Michaelstein) und Haddenrode oder Hüttenrode. Ein gütiges Geschick hat uns außerdem ein literarisches Denkmal aus jener frühen Zeit, dem 9. Jahrhundert, erhalten. Es ist das „Leben der heiligen Liutbirg“, ein Werk, das in engster Beziehung zu Erdfelde und der Höhlenkirche des Volkmarskellers steht und uns ein anschauliches Bild von dem Leben und der Frömmigkeit in jener Zeit entwirft. Persönlichkeiten, die damals in unserer Gegend eine einflußreiche Rolle spielten, ziehen an unserm Auge vorüber; vor allem die Familien der damaligen Grafen des Harzgaus, Nachkommen der Gisela, der Tochter des alten Sachsenherzogs Hessi, der sich 775 mit seinen Ostsachsen Karl dem Großen unterwerfen mußte. Gisela hatte einst auf einer Reise in einem Kloster, wo sie übernachtete, ein junges Mädchen namens Liutbirg kennen gelernt und es mitgenommen; seitdem lebte Liutbirg in ihrer Familie, geachtet und geehrt von Gisela, ihrer Tochter Bilibild, der Äbtissin von Wendhusen (= Thale), und ihrem Sohn Bernhard und dessen Kindern. Schon damals bot Liutbirg ein leuchtendes Vorbild der Frömmigkeit. Endlich faßte sie den Entschluß, sich ganz von der Eitelkeit der Welt in die Einsamkeit des Waldes zurückzuziehen; alle Vorstellungen, die Graf Bernhard ihr machte, waren vergebens, und so wurde sie denn als Klausnerin bei der Höhlenkirche des Volkmarskellers durch Bischof Thiatgrim von Halberstadt geweiht. Das mag um 838 geschehen sein. Dreißig Jahre hat sie dort noch in ihrer Zurückgezogenheit gelebt, unablässig beschäftigt mit Übungen der Buße und Andacht oder mit der Verfertigung kunstreicher weiblicher Handarbeiten. Sooft Graf Bernhard oder seine Söhne und Töchter oder seine Schwester Bilibild in dem nahen Jagdhaufe Erdfelde weilten, pflegten sie noch immer den engsten Verkehr mit der alten Freundin. Aber auch hochgestellte Kirchenfürsten, wie z. B. Bischof Heimo v. Halberstadt oder Erzbischof Ansgar v. Bremen, scheuten nicht vor dem beschwerlichen Wege in die Wildnis des Harzwaldes zurück, um sie persönlich zu besuchen. Um 868 ist sie gestorben, und bald darauf hat ein unbekannter Verfasser, vielleicht ein Geistlicher des nahen Bischofsitzes Halberstadt, ihr Leben beschrieben und uns so ein wertvolles Kulturbild geschaffen, wie es sonst keine Landschaft rings um den Harz herum aus so früher Zeit aufzuweisen hat.

Das Geschlecht Karls des Großen starb in Deutschland im Jahre 911 mit Ludwig dem Kinde aus. Sein Erbe trat im Jahre 919 die Familie der Ludolfinger oder Ottonen an, die schon seit der Mitte des 9. Jahrhunderts etwa die Herzogswürde innegehabt hatten. Auch das gesamte Königsgut erscheint nun im Besitze der neuen Herrscher. Heinrich I. (919—936), Otto I. (936—973) und ihre Nachfolger haben einen nicht unbedeutenden Teil den kirchlichen Stiftungen zugewandt. Vor allem war das neue Familienstift Quedlinburg, in dem Heinrich I. seine letzte Ruhestätte fand, ein Gegenstand ihrer steten Fürsorge. So schenkte z. B. Otto I. im Jahre 956 an Quedlinburg „die Höhle, bei der einstmals eine gewisse Liutburg als Klausnerin lebte“, ferner die dort zu Ehren des Erzengels Michael errichtete Kirche mit allem Zubehör und Besitz in Egininkisrod und Repertingisrod. Und 1008 übereignete Heinrich II. der Äbtissin Sophie und ihrem Kloster Gandersheim den Königshof Bodfeld mit Forst- und Jagdrecht (also mit allen Hoheitsrechten) sowie im Vorlande des Harzes Derenburg und Reddeber mit ganz bedeutendem Güterbesitz; seitdem ver-

fügte auch Gandersheim über große Besitzmassen in dieser Gegend. Aber trotz aller dieser Vergabungen blieben die machtvolle Stellung des Königtums und der Bestand des Königsgutes doch noch groß genug, zumal die Vergabung des Besitzes an die großen Klöster, Stifter und Bistümer durch allerhand Leistungen an das Königtum wieder aufgewogen wurde.

Seit dem 9. Jahrhundert hatte eine rege Besiedlung im Waldgürtel am Fuße des Harzes und auch auf dem Gebirge selbst eingesetzt. Überall wurde der Wald gerodet und der Boden urbar gemacht. Die Ortschaften, die damals entstanden, sind noch jetzt an ihrer Endung = rode zu erkennen. Bis in die Jetztzeit sind erhalten geblieben Timmenrode, Wienrode, Hüttenrode, Allrode, Benzingeroode. Aber manche Siedlung ist auch schon früh wieder von ihren Bewohnern aus irgendeinem Grunde verlassen und zur Wüstung geworden. Einige von diesen Wüstungen sind bereits oben erwähnt. Aber noch manche andere sind in der Blankenburger Gegend zu nennen. Am Platenberge beim Regenstein lag Nienrode, dicht vor dem Linzker- oder Lühnertore zu Blankenburg die Wüstung Linzeke, die eben jenem Tore den Namen gab. Am Bruche, in der Nähe von Helsingun, waren Kallendorf und Moordorf entstanden. Auf dem Altfelde bei Heimbürg sucht man Bischopperode oder Bisperode. Am Goldbache, östlich von Heimbürg, lag Goltorf, und von hier aus nach Langenstein zu Brockenstedt, dessen Stelle und Name noch durch die Brockenstedter Mühle festgehalten wird. Sehr dicht muß die Umgegend von Börnecke besiedelt gewesen sein. Dort lagen im Umkreise die Orte Isenburg, Heinecker, Klein-Börnecke und Eckerndorf. Südlich von Timmenrode wird Eggerode gelegen haben, dessen Name in dem Eggeröder Forsthaufe und der gleichnamigen Mühle fortlebt; auch ein Klein-Timmenrode ist nachgewiesen worden, sowie bei Cattenstedt vielleicht ein Ort Hüllingerode. An das alte Dovenrode erinnert noch das Jagdhaus Totenrode. Bei Benzingeroode endlich lag eine Siedlung Erleben. Nach der Meinung des Volkes sind diese Ortschaften erst im Dreißigjährigen Kriege wüst geworden. Das ist natürlich eine durchaus unrichtige Ansicht. In Wahrheit sind jene Siedlungen noch während des Mittelalters wieder eingegangen, sei es daß die Bewohner nach benachbarten größeren Ortschaften zogen und ihrem neuen Wohnsitze ihre Ackerflur zubrachten, oder sei es daß ein Kloster oder Stift den gesamten Grundbesitz eines Ortes erworben hatte und es nun für gut befand, den Ort eingehen zu lassen und den Acker selbst zu bewirtschaften.

Eine durchgreifende Veränderung in dem Verhältnis des Königtums zu den Laien- und Kirchenfürsten des Reiches trat erst ein, als 1024 die Ottonen mit Heinrich II. ausgestorben waren und nunmehr die Salier den deutschen Thron bestiegen. Namentlich im Herzogtume Sachsen begegnet man dem neuen Herrschergeschlecht mit lebhaftem Mißtrauen. Dieses wurde noch verstärkt, als Heinrich III. und Heinrich IV. begannen, sich auf sächsischen Boden festzusetzen, und entfremdetes Königsgut zurückforderten. Überall war die Macht der geistlichen und weltlichen Fürsten im Steigen begriffen. Im Harzgau waren es einmal die Bischöfe von Halberstadt und daneben die Inhaber der Grafengewalt, die nach größerer Macht und Selbständigkeit strebten.

Die Grafschaft in einem großen Teile des Harzgaus und damit auch in der Blankenburger Gegend hatte während des 11. Jahrhunderts das Geschlecht inne, das sich anfangs nach seinem Stammsitze Walbeck an der

oberen Aller, später aber nach der Süpplingenburg an der Schunter (zwischen Königslutter und Helmstedt) benannte: zuerst der ältere Lothar oder Luitger, der 1033 in der Schlacht bei Werben fiel, dann Bernhard, hierauf Gebhard, der 1075 bei Homburg an der Unstrut im Kampfe gegen König Heinrich IV. das Leben ließ, und als der bekannteste endlich Lothar von Süpplingenburg, der 1106 die Herzogswürde von Sachsen erhielt und 1125 selbst den deutschen Königsthron bestieg. Im Laufe der Jahre erhielt dieses Geschlecht, außer der Grafschaft im Harzgau, noch eine große Anzahl von Besitzungen und Rechten in der Blankenburger Gegend und in dem daran schließenden Teile des Harzwaldes, so daß sich Lothar ebenso gut nach seiner späteren Hauptburg Blankenburg hätte be-



Ruinen der Heimburg um 1050

nennen können. Und diese Besitzungen und Rechte verwuchsen allmählich so eng mit der Familie, daß sie allgemein nicht mehr als Lehen des Reiches, sondern als Erbgut oder Allod angesehen wurden.

Man hätte denken sollen, daß das Streben nach Machtzuwachs, das den Bischof und die Grafen des Harzgaues in gleicher Weise besaßte, sie zu feindlichen Nebenbuhlern hätte machen müssen. Aber wir hören nichts von einer Feindschaft zwischen ihnen in damaliger Zeit. Als 1052 Kaiser Heinrich III. die Grafschaft im Harzgau den Bischöfen von Halberstadt übertrug, nahmen die Grafen fortan die Grafschaft von diesen zu Lehen und erhoben keinerlei Einspruch. Im Gegenteil, der gemeinsame Haß gegen das stammfremde Königtum der Salier schmiedete sie immer fester zusammen. Als im Jahre 1073 der lange vorbereitete Aufstand gegen den jungen König Heinrich IV. in hellen Flammen aufloderte, zogen Bischof Burchard von Halberstadt und Graf Gebhard als Führer des Sachsenstammes in den wie eine heilige Sache betrachteten Kampf.

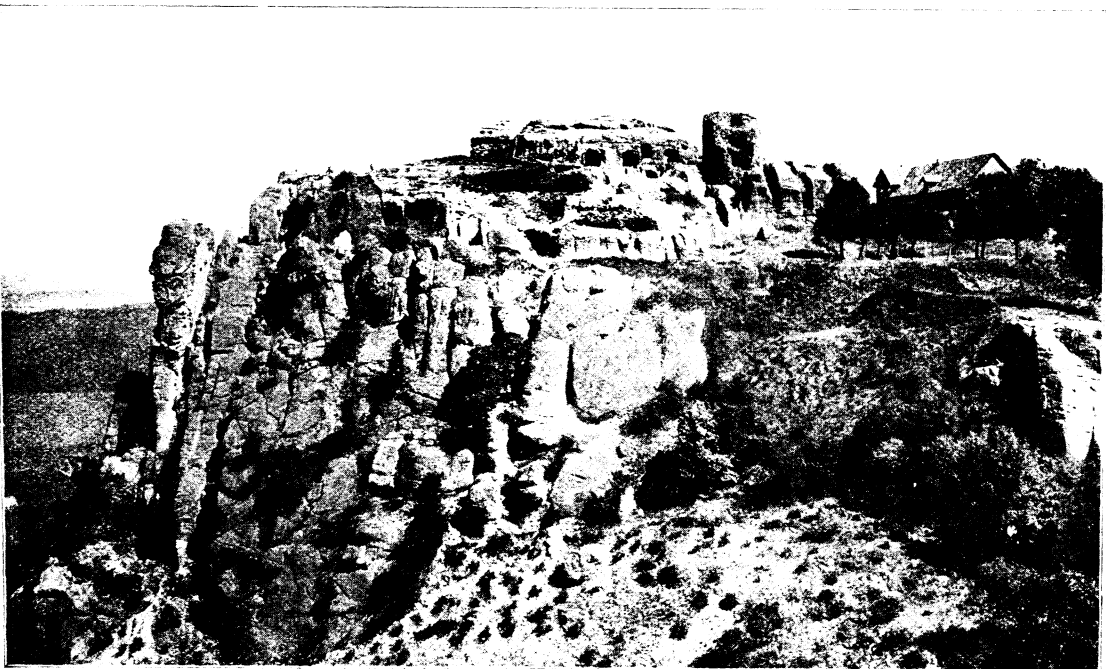
In diesem Kriege hat zum ersten Male die Heimburg eine Rolle gespielt. Wie uns der bekannte zeitgenössische Geschichtschreiber Lampert von Hersfeld berichtet, war sie, neben der Harzburg, dem Sachsensteine

bei Sachse und mancher anderen Burg, von König Heinrich IV. vielleicht an Stelle einer älteren Feste erbaut worden, um Adel und Volk der Sachsen in Botmäßigkeit zu erhalten. Daber richtete sich auch der Unwille vor allem gegen diese Befestigungen. Eine starke Abtheilung des sächsischen Heerbannes legte sich vor die Heimburg und eroberte sie nach anfänglich tapferem Widerstande der Besatzung noch während des Jahres 1073. Bald wollte man wissen, daß die Burg durch Bestechung und Verrat eingenommen sei, schon der gleichzeitige Verfasser des „Sanges vom Sachsenkriege“ berichtet so, und eine spätere Chronik erzählt: „Anfänglich ructen drey tausend Mann des Nachts an solchen Berg, in der Meynung, daß Schloß heimlich zu ersteigen, sie wurden aber mit sehr blutigen Köpfen abgewiesen. Hierauf bloquirte solches Pfalzgraf Friedrich von Sachsen, in Meynung, selbiges durch Hunger zu bezwingen. Die Hoffnung aber war umsonst; dabero versuchte er es auf eine andere Weise, nemlich er bestach die Kayserlichen Officierer mit vielem Gelde, und damit war das Schloß genommen und ward niedergedrissen.“

Vor allen anderen konnte der Bischof von Halberstadt aufatmen, als dieses Werk gelungen war. Denn „recht wie eine Brille auf der Nase“ war ihm die Heimburg gewesen, eine stete Bedrohung für seine bischöfliche Residenz Halberstadt. Leider vermögen wir nicht zu sagen, ob auch schon der Regenstein und die Blankenburg in diesen Kämpfen zwischen Heinrich IV. und dem Sachsenvolke eine Rolle gespielt haben. Ja war wissen nicht einmal, ob diese beiden Befestigungen in jener Zeit schon vorhanden gewesen sind. Dürften wir einer Nachricht der spätmittelalterlichen Niedersächsischen Chronik folgen, so wäre allerdings die Frage zweifellos entschieden. Die betreffende Stelle lautet, in das Deutsch unserer Tage übertragen, folgendermaßen: „Anno 479. Der König Melverikus von Thüringen zog mit Heeresmacht über den Harz und wollte die Sachsen wieder aus der Gegend vertreiben, wo nun Regenstein und Wernigerode liegen; und die Sachsen kamen ihm unterwegs entgegen bei dem Dorfe Deckenstedt. Dort schlugen sie die Thüringer, daß viele von diesen todt blieben, ungefähr fünftausend; der König von Thüringen und viele von seinen Leuten ergriffen die Flucht. Nach diesem Streite gingen die Sachsen untereinander zu Räte und gaben, da es vor dem Harze noch wußt war, einem adligen, tapferen Manne, der Hatzboldus hieß und im Dorfe Deckenstedt wohnte, eine Stätte vor dem Harze zu bebauen, wo es ihm am besten gefiele. Er folgte ihrer Aufforderung, ritt am Harze entlang und fand einen großen Steinberg und sprach: „Düsse Steyn iß gereghent, darupp schall myne Woning wesen (dieser Stein ist gereicht, darauf soll meine Wohnung sein).“ Und er erbaute auf dem Stein eine Burg und wurde genannt der Graf zu Regenstein, und er erbaute auch Blankenburg und Heimburg.“

So anschaulich diese Schilderung ist, so gering ist ihre geschichtliche Glaubwürdigkeit, und so dürfen wir denn daraus keinen Schluß ziehen auf das Alter der drei Burgen Blankenburg, Heimburg und Regenstein. Eben- sowenig läßt es sich beweisen, daß König Heinrich I., wie manche Nachrichten behaupten, die Feste auf dem Regenstein erbaut oder erweitert und die Heimburg angelegt habe. Immerbin ist es nicht unmöglich, daß sowohl der Regenstein wie auch die Blankenburg Ende des 11. Jahrhunderts als

Burgen schon bestehend. Nur den Regenstein deutet darauf hin die alte Inschrift: ANNO MXX DIE ANNE (im Jahre 1200, am Zinnentage, d. h. am 20. Juli), die sich unterhalb des alten Bergfrieds am Eingange zum sogenannten Teufels oder Seidenloche befindet. Vielleicht dürfen wir uns



Der Regenstein

nehmen, daß der Regenstein und die Blankenburg damals in der Hand des Grafen von Süpplingenburg waren, und somit würde sich, da um sie von den aufständischen Sachsen nicht gekämpft zu werden brauchte, auch das gänzliche Schweigen aller Geschichtsquellen erklären.

Auch nachdem Heinrich IV. 1100 gestorben und sein Sohn Heinrich V. den deutschen Thron bestiegen hatte, ging der Kampf zwischen Koenigum

und sächsischen Fürsten weiter. Gleichwie sein Vater Gebhard, war Lothar von Süpplingenburg einer der heftigsten Gegner des Königs, obwohl ihm dieser 1106 nach dem Aussterben der Billunger das Herzogtum Sachsen verliehen hatte. Auch die Blankenburger Gegend blieb von diesen Kämpfen nicht verschont. Als 1113 eine Anzahl sächsischer Fürsten in Warnstedt bei Thale zu einer Beratung zusammen gekommen war, fiel plötzlich Graf Hoyer von Mansfeld, der Feldhauptmann Kaiser Heinrichs V., über sie her und sprengte sie auseinander. Wie heftig dort gekämpft wurde, beweisen die übereinander geschichteten Gebeine, die man auf dem sogenannten lüttgen Kirchhofe bei Warnstedt ausgegraben hat, und hier und da aufgefundene Waffen aus jener Zeit. Der Pfalzgraf Siegfried wurde getötet, Wiprecht von Groitzsch geriet verwundet in die Gefangenschaft der Mansfelder, die übrigen Fürsten rettete nur eilige Flucht. Noch heute erinnert ein Stein mit erhabenem Kreuze, der an der Landstraße von Blankenburg nach Thale dicht an der braunschweigisch-preussischen Grenze steht, vielleicht an jenen denkwürdigen Kampf.

*

*

*

2. Die Grafen von Blankenburg und Regenstein vom Anfang des 12. bis zum Beginn des 14. Jahrhunderts

Wenige Jahre nach dem Überfalle von Warnstedt muß jenes denkwürdige Ereignis eingetreten sein, das die Geschichte des Blankenburger Gebietes auf Jahrhunderte hinaus bestimmen sollte: Herzog Lothar verzichtete auf den unmittelbaren Besitz an dieser Gegend und belebte damit den Edelherrn Poppo, der auf solche Weise der Stammvater der Grafen von Blankenburg und Regenstein wurde. Über das Geschlecht und die Herkunft Poppo's wissen wir nichts. Er war ein Nefse Bischof Reinholds von Halberstadt und auch mit Lothar insofern verwandt, als seine Gemahlin Richenza eine Base von Lothars gleichnamiger Gattin war; Lothars Schwiegervater, Heinrich der Fette von Northeim, war der Bruder Siegfrieds, dessen Tochtermann Poppo geworden war. Auch über die Beweggründe, die Lothar zu diesem bedeutungsvollen Schritte veranlaßten, vermögen wir nichts zu sagen. Vielleicht war es eine Gefälligkeit, die er dem Bischof von Halberstadt erweisen wollte, vielleicht hielt er es für vorteilhaft, wenn ein Mann, dessen Tüchtigkeit er schätzte, und der ihm und dem Bistum Halberstadt in gleicher Weise verpflichtet war, künftig in dieser Gegend herrschte. Überaus reich war die Ausstattung, die Poppo an Besitz und Rechten erhielt. Von Lothar bekam er die Burgen Regenstein und Blankenburg; auf der letzteren nahm er seinen Wohnsitz und führte von ihr fortan den Namen. Dazu trat dann ein wertvolles Zubehör: auf dem Harze die Herrschaft und großer Waldbesitz im Forst Hasselfelde zwischen Rappbode, Tiefenbach, Behre, Luppbode und Großer Bode; sodann die zu Blankenburg gehörigen Forsten am linken Ufer der Bode; der alte Königshof Warnstedt mit Zubehör und endlich die Grafschaft im Harzgau. Diese trug Lothar selbst vom Bischof von Halberstadt, wie wir sehen, zu Lehen. Aber der Bischof gab bereitwillig seine Zustimmung, daß fortan Poppo und seine Nachkommen dieses Amt als Unterlehensträger verwalteten, und auch seinerseits hat dann

Alte Regensteiner Linie

Poppo
1123 .. 64

Richenza von Northeim

Konrad I.
1142 .. 97

Friedrich I.
1186 .. 93/4

Konrad II.
1197 .. 1247
+++

Reinwein-Heimbürg

Ulrich II.
1246 .. 97

Heinrich IV.
1246 .. 98

Albrecht I.
1246 .. 85 (87?)

Ulrich III.
1280 .. 1392

Piorent II.
1310-48 (49?)

Bernhard I.
1310 .. 65

Ulrich VI.
1333 .. 63

Bernhard II.
1341 .. 58

Albrecht III.
1341 .. 65

Ulrich VII.
1343 .. 65

Burchard I.
1343-88

Bernhard III.
1371 .. 75

Ulrich VIII.
1371-1410

Burchard II.
1371 .. 75

Ulrich IX. Bernhard IV.
1410 .. 61 (?) 1414 .. 22

Ulrich X. Bernhard V.
1425-89 1429 .. 57

Ulrich XI.
1441-1524

Jobst
+ 1529

Ulrich XII.
1499-1551

Bernhard VI.
+ 1540

Ernst I.
1528-81

Botho
1531-94

Caspar Ulrich
+ 1575

Ulrich XIII.
1563-78

Ernst II.
1568-94

Martin
1570-97

Heinr. Wolfgang
+ 1567

Johann Ernst
1505-52
+++

Reinhard
1142 .. 74

Neue Regensteiner Linie

Heinrich I.
1172 .. 1241

Siegfried I.
1212-51

Reinwein-Reinwein

Heinrich V.
1251 .. 77 (84?)

Heinrich VI.
1267 .. 1312

Heinrich VIII.
1293-1314

Ulrich VII.
1305 .. 36

Heinrich IX.
1311 .. 58 (?)

Heinrich X.
1343 .. 68
+++

Siegfried
1142 .. 72/3 (82?)

Blankenburger Linie

Siegfried I.
1192 .. 1238 (1241?)

Siegfried II.
1225 .. 83

Heinrich II.
1251 .. 1308

Hermann
B. v. Halb.
1296-1303

Burchard
Erzb. v. Magdeb.
1296-1305

Siegfried V.
1275 .. 92

Heinrich IV.
1275 .. 1330

Poppo I.
1314 .. 67 (68?)

Friedrich
1353 .. 67

Albrecht
1353 .. 54
+++

Poppo II.
1353-67 (68?)

Stammtafel der Grafen von Blankenburg und Regenstein

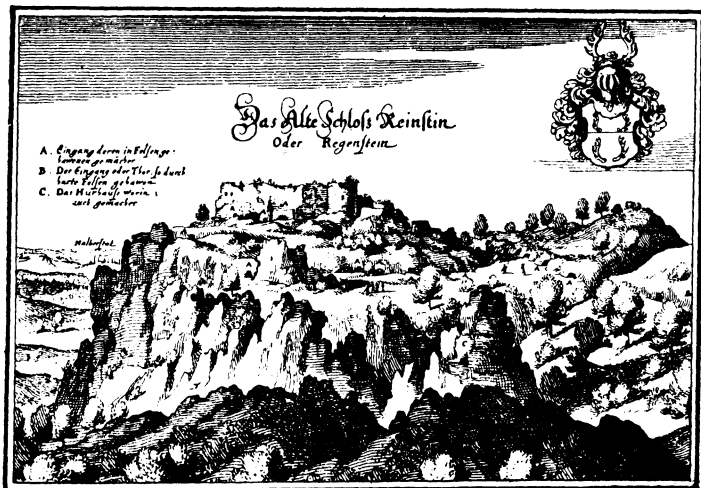
Bischof Reinhard seinen Verwandten Poppo mit reichem Lebensbesitz ausgestattet. Seitdem waren die Grafen von Blankenburg in jener eigenartigen Doppelfstellung, daß sie ihren Besitz und ihre Rechte einerseits dem Bistum Halberstadt, anderseits Lothar und seinen Erben, den Welfen, verdankten. Wir werden noch sehen, wie dann aus diesem Verhältnis sich mancherlei Kämpfe und Auseinandersetzungen, die auf Jahrhunderte hinaus die Geschichte unserer Landschaft bestimmten, ergeben sollten.

Bald nach der Belehnung Poppo's geriet Lothar selbst mit dem Bischof Reinhard von Halberstadt in Streit. Die Heimburg war nach ihrer Zerstörung im Jahre 1075 in königlichen Besitz zurück gelangt und wieder aufgebaut worden. Nachdem aber Hoyer von Mansfeld 1115 am Welfesholze besiegt und damit die Macht König Heinrichs V. in Sachsen endgültig gestürzt war, hatten die sächsischen Fürsten sie wiederum erobert. Nunmehr hatte Bischof Reinhard sie wiederhergestellt und in dauernden Besitz genommen. Das wollte aber Lothar nicht gestatten; er nahm sie dem Bischof ab, mit dem Versprechen, sie abzubringen. Jedoch hielt er sich dann an diese Abmachung nicht, sondern besetzte sie mit seinen Kriegern, und der Ärger über diesen Fehlschlag soll dem Bischof so sehr zugesetzt haben, daß er bald darauf starb (1123).

Lothar selbst schied 1137 aus dem Leben. Sein Schwiegersohn Heinrich der Stolze, aus dem Geschlechte der Welfen, und dann dessen Sohn Heinrich der Löwe erlangten zwar nicht die heißersehnte Königskrone, aber sie erbten von Lothar dessen überaus großen Hausbesitz. Die Welfen wurden nunmehr auch die Lehnsherren des Grafen Poppo von Blankenburg und seiner Nachkommen, und da diese allezeit die treuesten Vasallen waren, so ließ es sich Heinrich der Löwe angelegen sein, ihren Besitz und ihre Rechte noch weiter zu mehren. Um seinen Einfluß auf dem Harze zu stärken, nötigte er die Äbtissin von Gandersheim, ihm die Herrschaft über den Bodfeldforst und den Besitz um Derenburg zu Lehen zu geben. Das Stift hatte, wie wir oben sahen, das alles im Jahre 1008 von Kaiser Heinrich II. erhalten. Durch die Ansiedlung holsteinischer Auswanderer im letzten Viertel des 11. Jahrhunderts — damals entstand als Niederlassung dieser „Nordalbingen“ der Ort Alvelingerode oder Elbingerode — hatte Gandersheim viel geleistet für die Aufschließung des Harzwaldes. Das Gebiet von Bodfeld oder, wie man mehr und mehr zu sagen pflegte, von Elbingerode wurde begrenzt von der Rappbode und schloß die Gegend von Tanne und Braunlage ein bis hinauf nach dem heutigen Oderbrück und dem Dreieckigen Pfahl; dann ging die Grenze in der Kalten Bode hinab bis unterhalb Schierke, erreichte, nördlich von Elbingerode ziehend, die heutige braunschweigische Landesgrenze und zog auf ihr entlang in die Gegend von Rübeland und an der Bode weiter bis zur Mündung der Rappbode. Nicht minder bedeutend war der Besitz um Derenburg, den Heinrich der Löwe damals von Gandersheim zu Lehen erhielt. Er umfaßte die Güter des Stiftes in den jetzt wüsten Ortschaften Godenbusen, Wichbusen, Ugleben, Bunesbusen, Severthusen, deren Flur später in der Feldmark von Derenburg aufgegangen ist; ferner die Güter zu Reddeber, Silstedt und Maßdorf. Heinrich der Löwe wußte für den neu erworbenen Besitz keine bessere Verwendung, als daß er ihn an die Grafen von Blankenburg verlehnte, die dadurch einen nicht unbedeutenden Nachzuwachs erhielten. Damit war die Vogtei über das Bodfelder und Derenburger Gebiet

verbunden. Auch nach Osten dehnte sich damals ihre Macht aus, indem sie die Lauenburg bei Thale erwarben, die Heinrich der Löwe 1164 dem Pfalzgrafen Adalbert von Sommerschenburg und dem Stifte Quedlinburg abgenommen hatte. Überall also verheißungsvolle Anfänge, die dem Blankenburger Grafengeschlechte eine bedeutungsvolle Zukunft und eine machtvolle Stellung zu prophezeien schienen.

Inzwischen war Poppo im Jahre 1165 oder bald darauf gestorben. Während sein Sohn Reinhard Geistlicher und schließlich Dompropst zu Halberstadt wurde, teilten seine beiden anderen Söhne, Konrad I. und Siegfried, die vom Vater ererbten Besitzungen in der Weise, daß Kon-



Der Regenstein um 1680

rad auf dem Regenstein seinen Wohnsitz nahm und sich Graf von Regenstein nannte, Siegfried dagegen den anderen Teil als Grafschaft Blankenburg erhielt. Gleich ihrem Vater Poppo waren auch die Söhne die treuesten Anhänger Heinrichs des Löwen. Als dieser 1172 seine berühmte Fahrt nach dem Heiligen Lande antrat, begleitete ihn Siegfried auf der gefährvollen Reise. Nach der Rückkehr des Welfen kam es dann zu großen Streitigkeiten mit dem Bischof Halberstadt, in denen die beiden Grafen auf Heinrichs Seite standen. Bischof Ulrich, ein alter Feind des Herzogs, hatte 1177 gegen Heinrich den Bannstrahl geschleudert und gleichzeitig, im Vertrauen auf den Beistand der ostsächsischen Fürsten, vor allem der Askanier, den Bau der Feste Langenstein begonnen, und zwar auf dem nordöstlichen Ausläufer des Hoppelberges, um die herzoglichen Burgen Regenstein und Blankenburg in Schach zu halten. Die Burg wurde während eines kurzen Waffenstillstandes von den Freunden des Herzogs zerstört. Aber schon nach zwei Monaten begann der Bischof den Bau von neuem, und als der Pfalzgraf Adalbert von Sommerschenburg auf Heinrichs Befehl ihn wiederum zerstören sollte, erlitt er im Herbst 1178 bei der Brockenstedter Mühle eine schwere Niederlage. Den schließlichen Sieg behielt dann doch Heinrich der Löwe, der am 22. September 1179 Halberstadt mit Waffengewalt einnahm, die Stadt verbrannte und den Bischof Ulrich als Gefangenen davonführte.

Hatten die Grafen von Blankenburg in allen diesen Kämpfen ihrem Lehnsherrn treu zur Seite gestanden, so sollte sich ihre Treue in noch glänzenderem Lichte zeigen, als über Heinrich den Löwen das Verhängnis hereinbrach. Friedrich Barbarossa, erbittert über die Verweigerung der Waffenhilfe, die die Niederlage zu Legnano 1176 und das Scheitern seiner italienischen Politik herbeiführte, hatte den Alagen der sächsischen Fürsten nachgegeben und über Heinrich des Reiches Acht und Oberacht verhängt. 1181 zog er selbst mit einem großen Heere nach Sachsen, um den Herzog auf die Knie zu zwingen. Da scheint allerdings Konrad von vornherein, angesichts der ungeheuren Übermacht, an einem erfolgreichen Widerstande verzweifelt und seine Burg Regenstein ohne Schwertstreich den Anhängern des Kaisers übergeben zu haben. Jedoch konnte er den Schmerz über den Sturz seines Lehnsherrn nicht verwunden, entsagte aller Herrschaft und zog sich in das nahe Kloster Michaelstein zurück, wo er uns noch 1197 als Laienbruder begegnet. Um so hartnäckiger war der Widerstand, den Siegfried und seine beiden Söhne auf der Blankenburg leisteten. Fast ein Jahr lang verteidigten sie die Feste, endlich mußten sie sich doch ergeben und wurden, während Burg und Stadt verwüstet wurden, in die Gefangenschaft geführt; in ihr ist dann wohl Graf Siegfried, seinem Herrn bis in den Tod getreu, gestorben.

Konrads I. Nachkommen, sein Sohn Friedrich und sein Enkel Konrad II., haben in ihrer Heimat keine Rolle mehr gespielt. Konrad II. betätigte sich zumeist in auswärtigen Händeln; so erscheint er z. B. bei den Verhandlungen, die der Gefangennahme des Dänenkönigs Waldemar durch den Grafen Heinrich von Schwerin (1223) folgten, in hervorragendem Maße beteiligt. Er war auch mit einer Dänin, Ingard Suneson, vermählt; um 1247 starb er, ohne Nachkommen zu hinterlassen.

Inzwischen hatten Heinrich I. und Siegfried I., Siegfrieds Söhne, schon seit 1186 wieder den gesamten Besitz ihres Hauses vereinigt. Eine Zeitlang regierten sie gemeinschaftlich, teilten dann aber um 1190 ihr Gebiet, und seitdem unterscheidet man endgültig die beiden Linien Blankenburg und Regenstein. Heinrich I. erhielt als Graf von Regenstein im wesentlichen die alte Grafschaft im Harzgau und einen Teil der Lehengüter, namentlich die Halberstädtischen; er gebot über das ganze Vorland des Harzes von Börnecke und Heimbürg aus über Derenburg und Benzingenrode bis nach Wernigerode und noch weiter nach Westen zu. Siegfried I. dagegen empfing in der Hauptsache die welfischen Lehengüter; er saß auf der wiederhergestellten Blankenburg und regierte von dort aus das Gebiet der alten Königshöfe Bodfeld und Hasselfelde nebst Stiege, ferner die Gegend um Blankenburg bis Warnstedt und Westerhausen. In dem Verhältnis der Grafen zum Bistum Halberstadt war jetzt insofern eine Änderung eingetreten, als sie die Grafschaft im Harzgau nicht mehr von den Welfen, die dieses Recht nach dem Sturze Heinrichs des Löwen hatten aufgeben müssen, sondern unmittelbar von den Bischöfen von Halberstadt zu Lehen trugen. Im übrigen aber blieben sie treue Vasallen der Nachkommen des großen Sachsenherzogs. Als die Söhne Heinrichs des Löwen 1202 die väterlichen Besitzungen untereinander teilten, beilieten sie sich, sofort die Grafen von Blankenburg und Regenstein in ihren Besitzungen zu bestätigen.

Die Blankenburger Linie ist seitdem nicht mehr besonders hervorgetreten. Aus ihr ging eine ganze Anzahl hervorragender Geistlicher hervor, wie z. B. Hermann, der 1296—1303 Bischof von Halberstadt war, und sein Bruder Burchard, der sogar den erzbischöflichen Stuhl von Magdeburg bestieg (1296—1305). Im übrigen nahmen die Grafen von Blankenburg an den großen Tändeln der Welt wenig teil; zuletzt gerieten sie in Vermögensverfall, mußten eine Besitzung nach der andern veräußern und starben um 1368 aus.

Weit bedeutender ist die Geschichte der Regensteiner Linie. Hier nahmen Heinrichs I. Söhne, Ulrich I. und Siegfried I., nochmals eine Teilung vor; seitdem bestanden hier nebeneinander die Linien Reinstein-Heimburg und Reinstein-Reinstein. Wohl schon Ulrich I. nahm seinen Wohnsitz auf der Heimburg, die bisher herzogliches Lehen einer niederen Adelsfamilie gewesen war, aber dieser zwischen den Jahren 1263 und 1267 infolge eines unbekannten Verschuldens verloren ging und nunmehr an die Grafen von Regenstein verliehen wurde. Wohl stand zu fürchten, daß infolge dieser mehrfachen Teilung die Macht des Grafenhauses in verhängnisvoller Weise zersplittert und geschwächt wurde. Aber noch hielten die einzelnen Linien im allgemeinen treu zusammen. Auch gelang es sowohl den Regensteinern wie den Heimburgern, ihren Besitz nicht unbeträchtlich zu vergrößern. Eine Macht, die ihnen hätte gefährlich werden können, war weit und breit nicht vorhanden; am wenigsten war damals der Bischof von Halberstadt in der Lage, sie zu schädigen, da sein Herrschaftsbereich sehr eingeschränkt war. Infolgedessen konnten zu Anfang des 14. Jahrhunderts die Grafen von Blankenburg, Regenstein und Heimburg sich als die mächtigsten Herren und die eigentlichen Gebieter im Harzgau betrachten. Niemand ahnte, daß innerhalb eines Menschenalters sich die Verhältnisse vollständig ändern und die stolzen Grafen von ihrer Höhe herabgestürzt werden sollten.

*

*

*

3. Der Kampf um die Herrschaft im Harzgau

Während es der Blankenburger Linie nur mit Mühe gelang, den angestammten Besitz zu behaupten, hatten die Regensteiner und Heimburger Grafen ihre Macht noch beträchtlich ausbreiten können. Das Haupt des Regensteiner Hauses war um 1300 der mächtige Graf Heinrich VI., der zuerst 1267 sich in Urkunden nachweisen läßt und 1312 starb. Er hatte die Grafschaftsrechte im Vorlande des Harzes von der Bode im Osten bis gegen die Oker hin im Westen inne. Seine Hauptfesten waren der Regenstein und die Schlösser zu Derenburg und Schlanstedt; außerdem besaß er als Pfandbesitz von den Bischöfen die Burg in dem nur wenige Kilometer nordöstlich von Halberstadt gelegenen Emersleben. Mit noch größerem Erfolge hatte die Heimburger Linie um sich gegriffen, als deren Haupt damals Graf Ulrich III. erscheint, der zuerst um 1280 nachzuweisen ist und 1322 starb. Sie hatte von den Herzögen von Braunschweig die Belehnung mit Westerburg (nordwestlich vom Huywalde) erwirkt; nordöstlich von Halberstadt besaß sie als ein Lehen der Erzbischöfe von Magdeburg den Ort Crottorf und errichtete dort eine in jener Zeit als uneinnehmbar geltende Feste. Besonders wichtig war jedoch der Erwerb der Quedlinburger

Schirmvogtei im Jahre 1273. Damit erhielten die Grafen von Heimbürg die Lauenburg nebst dem dazu gehörigen Forste, die Vogteirechte über die Stadt Quedlinburg, den Flecken Dittfurth, Harzleben und anderen in dortiger Gegend belegene, jetzt meist wüst gewordene Ortschaften. Sie übten dort etwa dieselben Rechte aus, wie die Regensteiner sie zwischen Oker und Bode auf Grund ihrer Grafengewalt innehatten, und waren so gewissermaßen in die Reihe der regierenden Herren eingetreten. Um diesen Besitz noch abzurunden, ließ sich Ulrich III. von dem Fürsten Otto von Anhalt mit der Burg Geradorf und dem dazu gehörigen Gericht auf dem rechten Ufer der Bode belehnen. Auch auf dem Harze wußte er seine Macht auszuweiten: im Jahre 1319 erwarb er von seinem Vetter Heinrich IV. von Blankenburg dessen Sandersheimer Lehen im Gebiete von Hasselfelde, von Bodfeld und um Derenburg, und dazu traten wahrscheinlich bald darauf auch die Vogtei- oder Grafschaftsrechte in der Umgegend von Elbingerode.

Rechnet man den Besitz der drei Grafenlinien in jener Zeit als Einheit, so konnte im Vorlande des Harzes zwischen Oker und Bode und dem Harze selbst keine andere Macht den Wettbewerb mit ihnen aufnehmen. Die Fürsten von Anhalt besaßen dort nur ein kleines Gebiet um Wegesleben. Der Besitz der Grafen von Wernigerode beschränkte sich auf die Schlösser Wernigerode und Harzburg, einen geringen Teil des Harzwaldes und wenige der allernächsten Ortschaften in der Ebene. Der Bischof von Halberstadt endlich gebot nur noch in den Städten Halberstadt und Osterwieck sowie auf den beiden Festen Hornburg und Langenstein und in einem mäßigen, von dort aus beherrschten Gebiete. Und selbst hier herrschte er nicht unbestritten. Denn in Halberstadt strebte die Bürgerschaft nach immer größerer Unabhängigkeit, und nach Osterwieck streckten die Regensteiner ihre begehrlichen Hände aus. Falls das Glück den Nachkommen Poppo hold war und die einzelnen Linien fest zusammenhielten, mußte die Entwicklung schließlich mit Notwendigkeit zur Bildung eines Fürstentumes führen, das von der Oker bis in die Quedlinburger Gegend reichte und auf dem Harze das Gebiet der alten Königshöfe Bodfeld und Hasselfelde von Oderbrück und Braunlage über Elbingerode bis in die Gegend von Allrode und Stiege umfaßte. Wenn es schließlich doch nicht zu dieser Entwicklung gekommen ist, so liegt das einmal an dem mancherlei Mißgeschick, von dem die Grafen gerade an entscheidenden Wendepunkten betroffen wurden, sodann aber vor allem auch daran, daß das Hochstift Halberstadt zu dieser Zeit in den beiden Bischöfen Albrecht I. und Albrecht II. zwei Kirchenfürsten von ganz überragender politischer Bedeutung erhielt.

Bischof Hermann — wie wir oben sahen, selbst ein Sprößling des Blankenburger Grafenhauses — starb im Jahre 1303. Er hatte, entsprechend seiner Abstammung, naturgemäß mit den Angehörigen seines Geschlechtes in gutem Einvernehmen gelebt. Das wurde nun mit einem Schlage anders, als Bischof Albrecht I. aus dem fürstlichen Hause Anhalt den bischöflichen Stuhl bestieg. In ihm überwog der Politiker durchaus den Geistlichen. Die weltliche Macht seines Bistums ging ihm über alles. Er wollte die Grafschaftsrechte, die einst Kaiser Heinrich III. im Jahre 1052 an Halberstadt verliehen hatte, die diesem aber seit langer Zeit völlig entglitten waren, zurückgewinnen und so selbst eine fürstliche Macht begründen, wie

sie damals auch anderwärts von Kirchenfürsten mit Erfolg begründet war. In der Verfolgung dieses Zieles war ihm jedes Mittel recht. Unermüdlich und mit zäher Ausdauer ging er den einmal für richtig erkannten Weg. Vor allem bediente er sich der friedlichen Mittel, in denen er sich seiner Meisterschaft bewußt war: der feinen Kunst der Ueberredung und der hervorragenden Kenntniss des verwickelten öffentlichen Rechtes. Aber auch vor rasch zugreifender Gewalt scheute er nicht zurück, und das sollte nicht zum wenigsten seine nächste Verwandtschaft, das Haus Anhalt, erfahren.

Anfangs ging er nur behutsam vor. Im Jahre 1313 erwarb er vom Grafen Heinrich IV von Blankenburg die Stelle des alten Königshofes Bodfeld, die weite Hochfläche der sogenannten Lange zwischen Rappbode und Großer Bode, die Hütte zum Silberkolk und das Waldgebiet der Rамse, wozu dann später noch die Hütte und der Zoll zu Tanne kamen. Ein Viertel des alten Bodfelder Gebietes war damit in den Besitz des Bischofs gekommen, und er säumte nicht, an Stelle des alten Wirtschafts- und Forsthofes Bodfeld eine feste Burg, deren Turmruine noch heute drohend von der Höhe ins Tal herabschaut, zur Sicherung seiner neuen Erwerbung anlegen zu lassen. Dieser Vorstoß des Bischofs mag der Anlaß gewesen sein, daß, wie wir sahen, Graf Ulrich III. von Regenstein-Heimburg im Jahre 1319 wenigstens den Rest des Bodfeld-Elbingeröder Gebietes aus der Hand seines schwachen Vetters Heinrich von Blankenburg für sich zu retten suchte.

Eine andere Erwerbung gewann der Bischof den Grafen von Regenstein ab. Indem er mit den nicht bedeutenden Einkünften seines Bistums auf das sparsamste wirtschaftete, erlangte er die Mittel, den Regensteinern die Pfandsomme für das Schloß Emersleben auszubahlen. Wohl oder übel mußten diese die Feste räumen, und der Bischof erhielt damit einen Platz, der, ähnlich wie Langenstein im Südwesten, seine Hauptstadt Halberstadt gegen Angriffe von Nordosten her verteidigte. Sodann kaufte er von dem Grafen von Mansfeld ein ansehnliches Gut zu Schwanebeck, das ebenfalls im Nordosten von Halberstadt gelegen ist. Dort errichtete er alsbald eine neue Burg, behielt sie aber nicht selbst, sondern gab sie gegen Erstattung einer Pfandsomme einstweilen dem Grafen Ulrich III. von Regenstein-Heimburg zur Bewachung, lediglich in der Absicht, zwischen ihm und seinen Vettern von der Regensteiner Linie, die den Verlust von Emersleben noch nicht verschmerzt hatten, Mißtrauen zu säen und die Grafen von gemeinsamem Auftreten gegen das Bistum abzuhalten. Mit dem Gelde aber, das er für Schwanebeck von Ulrich III. erhalten hatte, kaufte er 1312 von der Goslarer Dompropstei die Burg Wiedelah bei Vienenburg und begann auf diese Weise allmählich die Machtstellung der Regensteiner im Westen des Harzgaues zu untergraben.

Die größte Erwerbung für sein Bistum machte er jedoch auf Kosten seines eigenen Geschlechtes, des anhaltischen Fürstenhauses. 1315 war Fürst Otto von Anhalt gestorben. Von seinem Gebiete fielen Wegeleben (östlich von Halberstadt) und Schneidlingen (nordwestlich von Staßfurt) an den Fürsten Albrecht zu Zerbst, Dessau und Cöthen; Aschersleben dagegen war dem Fürsten Bernhard zu Ballenstedt und Bernburg, dem Bruder Bischof Albrechts von Halberstadt, zugebracht. Aber der Bischof setzte sich rücksichtslos über alle berechtigten Ansprüche hinweg. Dem Fürsten Albrecht kaufte

er Wegeleben und Schneidlingen ab, ohne auf die Klagen seines Bruders Bernhard zu hören. Wegeleben wurde alsbald stark befestigt und diente nun dazu, sich wie ein sprengender Keil zwischen das Quedlinburger und das Crottorfer Gebiet des Grafen Ulrich von Heimburg zu schieben. Und noch rücksichtsloser war sein Verfahren mit Aschersleben. Er ließ es ohne weiteres durch seine Krieger besetzen und machte keine Miene, es dem rechtmäßigen Erben, seinem Neffen Bernhard, der inzwischen seinem Vater in der Regierung gefolgt war, auszuhändigen.

So hatte die Spannung am Harze eine bedenkliche Höhe erreicht. Jeden Augenblick konnte aus irgendeinem kleinen Anlaß der offene Kampf entbrennen. Da starben kurz nacheinander die beiden führenden Häupter der feindlichen Parteien; im Jahre 1322 Ulrich III. von Heimburg und 1324 der Bischof Albrecht I.

Dem Grafen Ulrich folgte nun in der Regierung sein Sohn Albrecht II. In der Sage lebt er fort als Raubgraf — eine Ansicht, die bis in unsere Tage sich erhalten hat und durch Julius Wolffs bekannte Dichtung noch gestützt worden ist. Aber es ist ein bitteres Unrecht, das man damit dem Andenken des Grafen zufügt, und so ist denn die vorurteilslose Geschichtsforschung schon seit langem bemüht, sein Bild von den Flecken zu reinigen, mit denen es Parteihass und Unverstand bedeckt haben. Albrecht war keineswegs der Mann, daß er Kampf und Streit über alles schätzte, ein wildes Fehdeleben führte oder gar friedliche Kaufleute überfiel und sie in schauerlichem Burgverließ grausam zu Tode marterte. Er war vielmehr stets zum Frieden geneigt und griff nur dann zu den Waffen, wenn sein stark ausgeprägtes Rechtsgefühl verletzt war. Vorläufig aber hatte er vom Kriege nichts, jedoch alles von einer friedlichen Entwicklung der Verhältnisse zu erwarten. Über kurz oder lang mußten ihm zwei bedeutende Erbschaften zufallen. Seine Gemahlin Oda war die rechtmäßige Erbin der großen Besitzungen des Falkensteiner Grafenhauses, das seinem Erlöschen nahe war. Und nicht anders stand es mit der Regensteiner Linie. Im Volke erzählte man sich, von dem Hause des mächtigen Grafen Heinrich VI. von Regenstein sei Glück und Stern gewichen, seitdem dieser auf seinem Schlosse zu Schlanstedt im Jahre 1311 eine Anzahl Tempelherren habe ermorden lassen. Nun gehört allerdings diese Nachricht durchaus in den Bereich der Sage — obwohl man noch heute in Schlanstedt die „rote Tempelherrenstube“ zeigt, und obwohl auf dem Rittergute Dardesheim, dem Sitze Brunos von Gustedt, der zuerst das Schwert gegen die Templer gezogen habe, sogar ein Bild von der Begebenheit vorhanden sein soll — aber die Tatsache blieb bestehen, daß im Anfang des 14. Jahrhunderts das Regensteiner Grafenhaus schnell dahinschwand. Graf Heinrich VI. starb 1312, zwei Jahre später bereits sein gleichnamiger Sohn Heinrich VIII. Vergeblich hatte dann dessen nächstältester Bruder Ulrich VII. den geistlichen Stand verlassen und sich vermählt; ihm blühte keine Nachkommenschaft. Ebenso schlugen anscheinend die Hoffnungen fehl, die man auf den jüngsten Bruder Heinrich IX. setzte. Infolgedessen eröffnete sich auch hier für Graf Albrecht II. die Aussicht auf eine reiche Erbschaft. Wenn er trotzdem einen großen Teil seines Lebens im Sattel sitzen und um sein gutes Recht kämpfen mußte, so lag das allein an der Persönlichkeit und den weit ausgreifenden Zielen seines Gegners, des Bischofs Albrecht II. von Halberstadt.

Dieser entstammte dem braunschweigischen Herzogshause und war erst 30 Jahre alt, als er 1324 durch eine sehr tumultarisch verlaufene Wahl an die Spitze des Stiftes gestellt wurde. Er hatte gegen sich eine starke Partei der Domherren, die ganz mit Recht befürchtete, daß er die Ziele seines Vorgängers noch weit rücksichtsloser verfolgen und dadurch das Hochstift in endlose Kämpfe verwickeln würde; er mußte ferner mit dem Widerstande eines ansehnlichen Theiles der Halberstädter Bürgerschaft rechnen, die nach städtischer Selbständigkeit strebte; er mußte sich behaupten gegen das Uebelwollen des päpstlichen Hofes zu Avignon, der derartig selbständige Naturen auf deutschen Bischofsstühlen nicht dulden wollte; und er mußte sich endlich rüsten für einen Kampf auf Leben und Tod mit Graf Albrecht II., dessen Bruder Bernhard sowie seinen sonstigen Gegnern im Harzgau. Daß er all dieser Schwierigkeiten Herr geworden ist, darin liegt eben die einzigartige Größe dieses Mannes. Mit Recht sieht man in ihm den Begründer der weltlichen Machtstellung des Bistums Halberstadt.

Bischof Albrecht II. machte sich sofort die Ziele seines Vorgängers zu eigen, nur daß er sie noch erweiterte und noch klarer formulierte. Er erstrebte: 1. die dauernde Herrschaft über die Stadt Aschersleben, 2. die Schutzherrschaft über Quedlinburg, 3. die Erwerbung des Gersdorfer Bezirkes und der damit verbundenen Gerichtsbarkeit vom Hosittenberge, 4. die Aneignung der Herrschaft Falkenstein, 5. die Erringung der Grafschaft im Harzgau. Das erste Ziel erreichte er, indem er die Politik seines Vorgängers fortsetzte und durch alle nur möglichen Mittel, bald durch Gewalt oder durch prozessuale Ausflüchte, bald durch Versprechungen, die er von vornherein nicht zu halten gedachte, seinem Neffen Bernhard die Stadt Aschersleben dauernd vorenthielt. Die Folge dieses Verhaltens war, daß die Stadt und der Stammsitz der anhaltischen Fürstenfamilie, nach dem diese ihren Namen führte, endgültig zu Halberstadt kamen und 1648, ohne Rücksicht auf die Rechte der Askanier, an Brandenburg übergingen. Die übrigen vier Ziele aber konnte der Bischof nicht ohne langwierige Kämpfe mit den Regensteiner Grafen, vor allem mit dem kühnen Grafen Albrecht II., erreichen.

Zunächst verstimmte er diesen, indem er die von Ulrich III. für die Einräumung von Schwanebeck seinerzeit bezahlte Pfandsumme zurück-erstattete und dafür die Herausgabe des festen Schlosses forderte. Ein anderer hätte vielleicht daraufhin zu den Waffen gegriffen. Aber es ist bezeichnend für das lebhafteste Rechtsgefühl des Grafen, daß er der Forderung nachgab und das Schloß Schwanebeck auslieferte. Niemand verdient den Namen „Raubgraf“ so wenig wie Albrecht II. In den bald darauf einsetzenden Kämpfen befand er sich durchaus in der Rolle des Verteidigers; der Angreifer war immer wieder und wieder der Bischof.

Mit ausgezeichnetem Geschick wußte dieser die Streitigkeiten zu benutzen, die damals zwischen dem Grafen und den Bürgern von Quedlinburg um die Ausübung der Hoheitsrechte ausgebrochen waren. Zweifellos gebührten diese Rechte dem Grafen als dem von der Aebtissin bestellten Schirmvogte. Aber gleichwie in anderen deutschen Städten, machte sich auch in Quedlinburg ein mächtiger Drang nach Freiheit und Selbständigkeit bemerkbar. Schließlich behauptete man, daß jedes Recht der Gerichtsbarkeit und Regierung, das der Graf nicht durch besondere Urkunden als ihm gehörig nachweisen könne, dem Räte der Stadt gebühre.

Dem Grafen blieb nichts anderes übrig, als durch Pfändungen und andere Zwangsmittel von seinen Burgen Lauenburg und Gersdorf aus gegen die widerspenstigen Bürger einzuschreiten. Nach späteren Nachrichten soll Bischof Albrecht II. von Halberstadt schon im Jahre 1325 in diesen Kampf eingegriffen und die sogenannte Guntkenburg, die die Grafen zum Schutze ihrer Schirmvogtei unweit des Stiftschlosses hatten errichten lassen, zerstört haben. Doch es ist nicht wahrscheinlich, daß der Bischof schon damals sein Spiel offen zu erkennen gab. Vielmehr schloß er zunächst im Jahre 1326 einen geheimen Schutzvertrag mit der Stadt Quedlinburg ab: gegen eine jährliche Abgabe versprach er den Bürgern seinen Beistand gegen jedermann und veranlaßte außerdem ein Bündnis der drei Städte Quedlinburg, Halberstadt und Aschersleben; mochten diese einander in leichten Verwicklungen helfen, ohne daß er selbst zunächst die Maske fallen zu lassen brauchte. Der Graf wurde auch völlig getäuscht, sonst hätte er 1330 schwerlich die Vogteirechte an der Neustadt und weiterhin die Besitzungen innerhalb der Stadtmauern den Quedlinburgern überlassen.

Da machte plötzlich der Bischof den ersten offenen Vorstoß gegen den Grafen. Ohne dessen Erbrecht zu beachten, überredete er 1332 den Grafen Bernhard von Falkenstein, ihm gegen eine Leibrente und die Einräumung einer Domherrnkurie — der Graf hatte schon vorher dem geistlichen Stande angehört — die Burg Falkenstein und das benachbarte Ermaleben abzutreten, und unmittelbar darauf ließ er beide Plätze durch seine Krieger besetzen. Tornentbrannt brachte Graf Albrecht gegen den Bischof einen Bund zustande, an dem außer ihm noch die Grafen von Mansfeld, Hohnstein, Wernigerode und vor allem Fürst Bernhard „der Beraubte“, wie er wegen der ihm vorenthaltenen Erbschaft von den Zeitgenossen genannt wurde, teilnahmen. Auch der Bischof rüstete sich zum Widerstande. Er setzte seine festen Plätze in Verteidigungszustand. Dann eröffnete er, um seinem noch nicht fertig gerüsteten Gegner zuvorzukommen, selbst den Kampf, indem er plötzlich die Burg Gersdorf und das dazugehörige Gericht als Erbe des Fürsten Otto von Anhalt und als angeblicher Lehnsherr für sich forderte. Im Frühjahr 1334 kam es an der dortigen Dingstätte auf dem Hofidenberge zu einer scharfen Auseinandersetzung zwischen Graf und Bischof. Als Graf Albrecht dort Gericht abhalten wollte, erschien plötzlich der Bischof mit zahlreichen Quedlinburger Bürgern, um ihn daran zu hindern. Da kamen denn auch die geheimen Abmachungen zutage, die der Bischof mit der Stadt getroffen hatte; und dem in seiner Ehre aufs schwerste gekränkten Grafen blieb kein anderer Ausweg, als sein Recht mit den Waffen zu verteidigen. In dem nun folgenden Kampfe bewährten sich die vom Bischof getroffenen Maßregeln aufs beste; es gelang den Verbündeten nicht, Aschersleben und die festen Plätze Wegeleben, Schneidlingen, Ermersleben und Falkenstein zu nehmen. Auch die öffentliche Meinung suchte der Bischof für sich zu gewinnen, indem er durch geschickt abgefaßte Anklageschriften den Ruf seiner Gegner zu schädigen suchte. So klagte er z. B. am 13. Dezember 1334, diese hätten ihm Turm und Vorwerk bei seiner Burg räuberisch genommen und eine Kapelle darin zerstört; sie hätten ferner die Kapelle auf dem Kapellenberge bei Quedlinburg und das Wipertikloster daselbst verwüstet und feste Schlösser daraus gebaut; die Regensteiner hätten mit Gewalt Schloß und Stadt Hettstedt sowie die Vogtei des mansfeldischen Klosters Walbeck und das Gericht auf dem

Hofidenberge sich angemacht, die Leute zu Ditsfurt, die jenes Gericht aufgesucht, ins Gefängnis geworfen und einen Bauern in des Bischofs Gegenwart erstochen; sie hätten die Gotteshäuser zu St. Wipert, auf dem Münzenberge und zu Walbed zu unberechtigten Diensten gezwungen, den Walbeder Abt gefangen genommen, sich die Grafschaft zu Quedlinburg angemacht, dem bischöflichen Amtmann Heinrich von Rimbed einen Priester erschlagen, kurz dem Bischof einen Schaden von über 1000 Mark zugefügt. Es ist nicht unmöglich, daß derartige Kundgebungen dazu beitrugen, den Ruf des Grafen Albrecht zu schädigen, und daß sie den Anlaß gaben, in ihm später nur den „Raubgrafen“ zu sehen.

Im Sommer 1335 kam es dann durch Vermittlung des Herzogs Otto von Braunschweig, der der Bruder des Bischofs Albrecht war, zu einem Frieden, der die strittigen Ansprüche auf den Weg des Prozesses verwies, im übrigen aber den augenblicklichen Besitzstand aufrecht erhielt. Der Bischof behielt also die Herrschaft Falkenstein und Aschersleben, der Graf den Gersdorfer Gerichtsbezirk.

Nun beschloß Graf Albrecht zunächst mit der treulosen Stadt Quedlinburg abzurechnen. Von den Befestigungen des Wipertklosters und des Kapellenberges fügte er seit 1336 den Bürgern starken Schaden zu, aber standhaft ertrugen diese die Leiden der Belagerung. Am 28. März 1330 berichtete der Quedlinburger an den Goslarer Rat, die Regensteiner hätten ohne ausdrückliche Ankündigung der Fehde ihnen das Vieh und mehr als 100 Pferde von der Weide geraubt, Bürger gefangen und ihr Gesinde mißhandelt. Schließlich soll dann im Juli 1337 die Entscheidung durch die Gefangennahme des Grafen Albrecht im Hahleisch-Sumpfe bei Gelegenheit eines Ausfallgefechtes herbeigeführt sein. Ein späterer Bericht darüber lautet folgendermaßen: „Anno 1336 erhob sich ein Widerwille zwischen der Altstadt (Quedlinburg) und Grafen Albrecht von Regenstein, welcher, ungeachtet der vorigen Versprechungen, zu weit in die Gränzen und Gerechtigkeiten der Bürger griff, das der Rath nicht leyden wolte, darüber es zum Kriege kam. Der Graf lag im Kloster S. Wiperti, auf der Alten-Burg und zu Gerstorff und ließ viel Bürger gefangen nehmen, die fielen aber aus und scharmüzgelten mit ihm, daß er kaum davon kam, und mußten die Befehlshaber des Klosters die Gefangenen wieder herausgeben. Der Graf verstärkte sich und belagerte die Alte-Stadt, hatte sein Lager in der Neu-Stadt und Kloster, dagegen bauten die Bürger die zwey Thürme, einen auf der Klinge, den andern hinter dem Marstall und thaten dem Feinde mit Geschütze großen Schaden, trieben ihn aus der Neustadt und jagen ihn nach Gerstorff, da geschah wieder ein stark Scharmüzgel, und als sich der Graf nach dem Kloster S. Wiperti begeben wollte, kamen ihm die andern Bürger aus der Stadt zuvor und führten ihn gefangen in die Stadt, setzten ihn aufs Rathhaus in einen Kasten, und mußte ein Jahr da sitzen, darnach mußte er auf Erkläntniß der Hanse-Städte die Stadt-Mauer und sieben Thürme nach dem Westendorff bauen lassen und einen schriftlichen versiegelten Revers von sich stellen, daß er und alle seine Nachkommen der Stadt nie wieder zu nahe kommen wolten, und mußten alle Grafen darin willigen, wolte er anders aus dem Kasten kommen, denn es war ihm das Urtheil vom Kaiser schon gefellet, daß er, als der wider den Land-Frieden gehandelt, solte enthauptet werden, das Tuch, darauf er gerichtet werden solte, ward hernach den armen Leuten gegeben“.

Soweit dieser Bericht. Nun haben zwar namhafte neuere Geschichtsforscher die Einsperrung in den Kasten, ja die Gefangennahme des Grafen überhaupt angezweifelt. Sie weisen vor allem darauf hin, daß in den Urkunden, die man im März 1338 bei dem Abschlusse des Friedens austauschte, von all diesen Begebenheiten nichts enthalten sei. Aber andere Forscher halten daran fest, daß doch ein geschichtlicher Kern in den späteren Nachrichten stecke. Sie heben hervor, daß auch anderwärts gelegentlich eine solche Gefangenschaft in einem Kasten sich nachweisen lasse, wie denn z. B. die Bürger von Aischersleben im Jahre 1408 den Ritter Friedrich von Heldrungen auf solche Weise gefangen hielten. Sie weisen ferner auf die Erinnerungsstücke hin, vor allem auf den „Raubgrafenkasten“ selbst, der noch heute auf dem Boden des Quedlinburger Rathhauses gezeigt wird, und für den eine anderweitige Verwendung aus den Akten sich nicht erweisen läßt; ferner auf die im Stadtmuseum aufbewahrten Beutestücke, die Satteltasche, die Sporen, das Streitbeil und den Dolch des Grafen; nur das Schwert ist nicht mehr vorhanden, dieses hat schon 1642 der Schwedengeneral von Königsmark, der Großvater der bekannten Aurora, zum Andenken mitgenommen. Allerdings wird der Graf nicht allzulange Zeit im Kasten gefesselt haben, sondern seine Verwandten und Freunde haben jedenfalls sobald wie möglich seine Auslösung bewirkt. Auch sonst hat zweifellos die spätere Sage noch manches Beiwerk hinzugefügt. Aber die Möglichkeit zum mindesten, daß der Graf in die Gefangenschaft der Bürger geraten und eine Zeitlang in dem engen Behältnis eingekerkert gewesen ist, läßt sich nicht von der Hand weisen.

Jedenfalls mußte bei dem Friedensschlusse im Jahre 1338 der Graf den Quedlinburgern nicht unbedeutende Zugeständnisse machen; vor allem mußte er die Schutzherrschaft des Bischofs anerkennen; auch durfte er die während der Feindseligkeiten zerstörten Befestigungen innerhalb des Quedlinburger Gebietes nicht wieder aufbauen. Der Bischof Albrecht hatte so nicht nur den Besitz der Herrschaft Salkenstein behauptet, sondern auch den maßgebenden Einfluß in Quedlinburg errungen. Er konnte jetzt seine letzten Ziele, nämlich die Erwerbung des Hersdorfer Bezirkes und vor allem der Grafschaft im Harzgau, ins Auge fassen. Zu diesem Zwecke zog er zunächst die bisherigen Verbündeten der Regensteiner, vor allem den Grafen Konrad von Wernigerode, auf seine Seite. Andererseits führte die gemeinsame Gefahr auch die beiden Regensteiner Linien enger zusammen. Damals scheint Graf Heinrich IX., der nach dem Tode seines Bruders Ulrich VII. der einzige Vertreter des ehemals so zahlreichen Regensteiner Grafenhauses war, seinen Vettern Albrecht II. und Bernhard I. von Heimburg das Schloß zu Derenburg und den Regenstein eingeräumt und sie in die Mitregierung seiner Grafschaft aufgenommen zu haben. Dann begannen im Jahre 1343 die Grafen, unterstützt von Burchard von Mansfeld, dem Schwiegervater Heinrichs IX. von Regenstein, den Kampf gegen Bischof Albrecht von Halberstadt. Die Aussichten der Regensteiner standen nicht ungünstig, zumal da im Halberstädter Alerus noch immer eine starke, dem Bischof feindliche Partei bestand. Da traf die Grafen ein furchtbares Mißgeschick. Es gelang dem Grafen Konrad von Wernigerode, Heinrich von Regenstein gefangen zu nehmen, und nun mußten Heinrich und die Heimburger Vettern, nur um Auslösung des Gefangenen zu bewirken, auf den größten Teil der Besitzungen und die

Grafschaft im Harzgau verzichteten. Es werden uns als abgetreten genannt Gericht und Grafschaft über folgende Dörfer und Wüstungen: Elbingerode, Erdfelde, Rimbeck (wüst bei Wernigerode), Hinderzingerode (w. zwischen Silstedt und Wernigerode), Reddeber, Minsleben, Silstedt, Danstedt, Heudeber, Mulmke, Pabstdorf, Tieffen-Neindorf (w. bei Jilly), Balhorn (w. westlich von Danstedt), Jilly, Langeln, Schauen, Wasserleben, Husler (w. südöstlich von Wasserleben), Hasserode, Windelberode (w. bei Stapelburg), Wenderode, Dudingerode (w. bei Vienenburg), Athenstedt; ferner der Besitz in Ströbeck, Bergel, Aderstedt und Hüllingerode (w. südlich von Osterwieck), endlich die Dorfstätten von Bodfeld, Wolperode, Wüsten Oldenrode (Altenrode, an der Holtemme, ehemals gegenüber dem heutigen Minsleben gelegen), Ellingen (w. bei Wasserleben), Odorff (w. nördlich von Wasserleben) und Hodal. Diese Abtretungen bedeuteten nichts anderes als den Verzicht auf die Grafschaft im Harzgau, und davon wurde die Heimburger Linie nicht minder betroffen als die Regensteiner Linie. Es war nur ein schwacher Ersatz, wenn Heinrich IX. von Regenstein nunmehr den Regenstein mit allem Zubehör sowie den vierten Teil des Bodfelder Gebietes, d. h. den Forst von Brauns- lage, an die Heimburger Vettern endgültig übertrug. Die Hobeit über die nördliche Hälfte des Bodfelder Gebietes, aus der sich dann das Amt Elbingerode entwickelte, hatte fortan der Graf von Wernigerode in Händen; von den übrigen Abtretungen behielt er vor allem die Orte Sil- stedt, Minsleben, Reddeber, Langeln und Wasserleben, die noch jetzt zu der sog. Grafschaft Wernigerode gehören. Den Rest nahm der Bischof hin; er konnte mit dem Erreichten zufrieden sein; hatte er doch die Grafschaft der Grafen von Regenstein im Harzgau beseitigt und dafür seine eigene Herr- schaft an die Stelle gesetzt. Die Grafen sahen ein, daß sie den Rest ihrer Besitzungen und Rechte im Westen des Harzgaues nicht mehr behaupten konnten. Deshalb verkauften sie an die Herzöge Otto, Magnus und Ernst von Braunschweig: Stötterlingen, Hoppenstedt, Bühne, Rimbeck, das Vogteirecht über das Kloster Stötterlingenburg und endlich das wertvolle Schloß Hessen, das sie erst kurz vorher durch Erbschaft erworben hatten. Für die Summe, die sie dafür erhielten, kauften sie von Graf Heinrich IV. von Blankenburg Schloß Westerhausen und das Gericht Warnstedt und rundeten so wenigstens ihren Besitz vor dem Harze ab.

Doch der Bischof ruhte nicht. Er fügte den Grafen von Heimburg von neuem schweren Schaden zu, indem er ihren Vetter Heinrich IX. von Regenstein im Jahre 1344 überredete, ihm gegen einen mäßigen Kauf- preis sowie einen Wohnsitz in Emersleben und eine Leibreute den Rest seines Besitzes, namentlich das feste Schlansfeldt, zu verkaufen. Tiefer Groll faßte den Grafen Albrecht II. und seinen Bruder Bernhard, als sie sich wiederum von dem Bischof in ihrem Erbrecht geschädigt sahen. Noch einmal schien die Stunde der Vergeltung und die Möglichkeit erfolg- reichen Widerstandes zu nahen. Sowohl Papst Clemens VI. wie auch der neue König Karl IV. hatten auf das entschiedenste sich gegen Bischof Albrecht erklärt. Graf Albrecht von Heimburg und Burchard von Mans- feld warteten nur auf günstige Gelegenheit zum Losschlagen. Da erscholl plötzlich im Frühling 1348 die Schreckenskunde durch den Harzgau, daß Graf Albrecht von Rudolf von Dorstadt, Werner von Bodendiek und Albrecht und Heinrich von Semmenstedt, Rittern des Bischofs von Halberstadt, bei

Danstedt aus Privatrache erschlagen sei. Zwar leugnete der Bischof alle Schuld, aber man wußte nur zu genau, daß die Tat ihm sehr erwünscht war; hatte sie ihn doch von seinem grimmigsten Feinde befreit. Vergebens war es, daß nun Graf Bernhard, des Erschlagenen Bruder, und seine Söhne zu den Waffen griffen. Der Bischof schlug nicht nur ihre Angriffe zurück, sondern eroberte auch die gräflichen Feste Lauenburg und Gersdorf; selbst das für uneinnehmbar geltende Crottorf mußte sich ihm ergeben. Als die Regensteiner notgedrungen bald darauf Frieden schlossen, erhielt der Bischof den Besitz jener drei Feste zugestanden und hatte damit auch das letzte der Ziele erreicht, die er sich einstmals in kühnem Wagemute gesteckt hatte. Der Kampf um die Herrschaft im Harzgau war endgültig zu ungunsten des Regensteiner Grafenhauses entschieden. Die Macht dieses Geschlechtes war seitdem gebrochen.

Wohl beerbte die Heimbürger Linie bald darauf auch das Blankenburger Grafenhaus. Dessen letzter Sproß Poppo II. starb zwar erst um 1368, aber schon lange vorher war diese Linie genötigt, eine Besitzung nach der anderen an die Heimbürger Vettern abzutreten. Selbst diese Erwerbungen konnten den früheren Glanz der Regensteiner Grafen nicht zurückführen. Wie schwach sie sich fühlten, ersieht man aus einem bedenklichen Geschäfte, das am 8. November 1355 die Grafen Bernhard I. und Bernhard II. mit dem Bischof Albrecht II. von Halberstadt abschlossen: sie verkauften an Halberstadt „ein Viertel der Jagd und des Forstes auf dem Harze“, d. h. den heutigen Forst von Braunlage; als Bezahlung erhielten sie dieses Viertel und das andere Viertel, nämlich die Hochfläche der Lange, die Halberstadt schon 1313 erworben hatte, nebst der Hütte und dem Zoll zu Tanne vom Bischof geliehen und versprochen, nach 20 Jahren gegen Auszahlung der vereinbarten Kaufsumme beide Viertel des alten Bodfeldforstes an das Hochstift auszuliefern. Glücklicherweise ist das Grafenhaus vor diesem Verluste bewahrt geblieben. Augenscheinlich hat der Bischof die verabredete Summe nicht bezahlt. Eine endgültige Regelung ist dann erst 1427 erfolgt: gegen Abtretung des Schlosses zu Meisdorf und des Besitzes von fünf Dörfern erhielten die Grafen die Herrschaft über die Forsten von Braunlage, Tanne und die Lange zuerkannt und retteten so wenigstens die Hälfte des ehemaligen Bodfelder Bezirkes.

Noch mancherlei Besitzveränderung haben die Grafen vorgenommen. Auch nahmen sie noch an mancher Fehde des ausgehenden Mittelalters teil. Besonders tragisch war der Tod Burchards I. bei Winsen an der Aller (1388), wo Herzog Bernhard von Lüneburg von seinem Bruder Friedrich geschlagen wurde. Graf Burchard I. fiel verwundet in die Hände der Sieger, und diese sollen ihn elend haben verschmachten lassen, obwohl er mehr als 1000 Mark für einen Trunk Wasser bot. Auf eine andere Fehde nimmt die Sage von der „Hangeleiche“, die einst bei Heimburg gestanden haben soll, Bezug; an dieser Eiche soll 1386 Graf Dietrich von Wernigerode, weil er das Schloß Blankenburg überfallen und geplündert habe, von den Landfriedensrichtern verurteilt, erschlagen und dann an dem Baum selbst aufgehängt sein. Aber gerade in solchen Fehden erschöpfte sich die Kraft der Blankenburger Grafen immer mehr, und als das Jahrhundert der Reformation mit seinen mancherlei Unruhen und Gärungen anbrach, konnte das alte Geschlecht keine führende Rolle in dieser Bewegung mehr spielen.

4. Das Jahrhundert der Reformation und das Aussterben der Grafen von Regenstein und Blankenburg im Jahre 1599

Seitdem die Heimbürger Linie um die Mitte des 14. Jahrhunderts die Linien zu Regenstein und Blankenburg beerbt hatte, war im allgemeinen das Schloß Blankenburg der Wohnsitz der Grafen; daneben erfreute das Schloß zu Stiege (s. spätere Abb.) sich großer Beliebtheit.

Zu Anfang des 16. Jahrhunderts regierte Graf Ulrich XI. (1441 bis 1524). Von seinen drei Söhnen führte zunächst Jobst fast ausschließlich die Regierung, jedoch nicht zum Segen des Ländchens, da er nur dessen Schuldenlast vermehrte. Nach seinem Tode im Jahre 1529 herrschten seine Brüder Ulrich XII. und Bernhard VI., und als auch dieser 1540 starb, regierte Ulrich allein die Grafschaft.

Die Schulden waren damals so bedeutend geworden, daß sie den Zusammenbruch der Herrschaft herbeizuführen drohten. Ulrich XI. soll zwar, wie die Sage berichtet, in einer alten Mauer des Blankenburger Schlosses einen trefflichen Schatz gefunden haben; aber anscheinend war er doch nicht groß genug, um ihn all seiner Verpflichtungen zu entledigen. Schließlich ruhte die gesamte Last auf den Schultern Ulrichs XII., und man muß es diesem nachrühmen, daß er nichts unversucht gelassen hat, sich davon zu befreien. Um den Ertrag seiner Forsten zu erhöhen, legte er in Thale einen Stapelplatz für das Holz an, das auf der Bode herabgeflößt wurde. Im Jahre 1531 wurde deshalb ein besonderer Vertrag mit dem Grafen Botho zu Stolberg und Wernigerode abgeschlossen. Aber die Hoffnungen, die man auf dieses Unternehmen setzte, gingen nicht in Erfüllung; ebensowenig wie die Bestrebungen, aus den Eisenhütten und sonstigen industriellen Unternehmungen einen größeren Nutzen zu ziehen, von Erfolg begleitet waren. Der Berater des Grafen bei allen diesen Machenschaften war wohl der Jude Michel in Derenburg. Dieser war damals ein sehr reicher und auch bei anderen Herren in den Nöten des Daseins anscheinend gern zu Rate gezogener Mann. Der ebenfalls in ewigen Geldverlegenheiten befindliche Herzog Erich von Calenberg nahm ihn 1531 sogar auf Lebenszeit zu seinem Diener an, damit er ihm mit fünf reisigen Pferden folge und sich in seinen Geschäften und Handel gebrauchen lasse gegen besondere Verschreibungen, Besoldung und die Befugnis, im Lande des Herzogs nach Gefallen Handel und Wandel zu treiben; auch erhielt er Steuerfreiheit für sein in der Neustadt zu Hannover gebautes Haus. Man kann also in diesem Juden Michel einen Vorläufer der Hofjuden sehen, wie sie namentlich im 18. Jahrhundert an den Höfen als allmächtige Berater der Fürsten auftraten. Leider vermögen wir nicht zu sagen, worin die Ratschläge, die der Jude Michel dem Grafen Ulrich XII. von Blankenburg erteilte, bestanden haben. Bald darauf behauptete der Graf, er sei von ihm aufs gröblichste betrogen worden, und ließ 1534 sogar eine eigene, leider nicht mehr erhaltene Druckschrift gegen ihn veröffentlichen: „Herrn Ulrichs, Grafen und Herren zu Regenstein und Blankenburg, Bericht des schändlichen Betruges, so an Ihr Gnaden Michel Jude verübet“. Der Graf hat weiterhin, um sich eines Teiles seiner Schulden zu entledigen, beim Stifte Quedlinburg den Dienst eines Stifthsauptmanns angenommen, gegen eine Besoldung von 150 Talern, 100 Schock Wafen, 100 Malter Holz aus dem

Rambergforste und 39 Wispel Hafer. Er hat sogar in der höchsten Not sich mit Alchimisten und betrüglischen Goldmachern eingelassen; aber das Ergebnis war nur neue schwere Einbuße an Geld und Gut. Mit Recht konnte Leonhard Schweiger in der Leichenpredigt von dem Grafen sagen: „Also ist er betrogen, ausgewuchert und in Schaden gebracht worden von bösen Christen, Jüden, Alchimisten“. Im Jahre 1535 berechnete man seine Schulden auf 160 793 Gulden, wofür an Zinsen, zu 6 Prozent berechnet, jährlich annähernd 10 000 Gulden zu zahlen waren. Dabei betrugen die gesamten Einkünfte der Grafschaft nur 12 053 Gulden, und wenn auch der Graf selbst sich aufs äußerste einschränkte und für seinen eigenen Bedarf nur 939 Gulden verbrauchte, so konnten auf die Dauer doch immer wieder und wieder nur Verpfändungen und Anleihen die zur Zinszahlung nötigen Mittel liefern. Schließlich war der Kredit völlig erschöpft; selbst vom Kaiser angeordnete Moratorien fruchteten nichts mehr. Die betrogenen Gläubiger griffen ihrerseits zu recht drastischen Mitteln und sorgten durch Schmähschriften und Schandgemälde, die öffentlich angeschlagen wurden, dafür, die Ehre und den Ruf des Grafen, seiner Ratgeber und der Personen, die sich für ihn verbürgt hatten, zu untergraben. Eine ganze Anzahl solcher beleidigender Dokumente ist uns noch erhalten. Es war noch verhältnismäßig milde, wenn auf einem, allerdings aus etwas späterer Zeit stammenden Blatte der Graf Caspar Ulrich, am Schandpfahl stehend, vom Henker bis aufs Blut gezeißelt wurde, während sein Rentmeister und sein Kanzler daneben am Galgen hingen. Man kann es dem Grafen Ulrich nicht verdenken, wenn er, angesichts solcher Beleidigungen gelegentlich aufbrauste und zur Selbsthilfe schritt. Als Margarete, die Witwe des Ritters Dietrich Voß von Nordholz, 1544 wegen der Begleichung einer Schuld von 1000 rheinischen Goldgulden in Blankenburg vergeblich um Gehör nachgesucht hatte und nun eine Darstellung ihres Anliegens öffentlich an die Kirchentür und das Tor der Stadt anschlagen ließ, soll Ulrich sie auf der Rückreise überfallen, ihre Tochter braun und blau geschlagen und einen Knecht auf den Tod verwundet haben.

Zu diesen Töten kamen die allgemeinen Unruhen der Zeit. Zuerst drohte der Bauernkrieg mit politischer und sozialer Revolution. Thomas Münzer sorgte durch seine Schriften und durch sein persönliches Wirken dafür, daß die Bewegung, nachdem sie 1524 in Süddeutschland entfacht war, auch am Süd- und Unterharze zu den lebhaftesten Unruhen führte. Bald hier, bald da wurde ein Adelsitz oder ein Kloster verwüstet und ging in Flammen auf. Die Grafen von Blankenburg waren ihren Bauern immer milde Herren gewesen und konnten daher hoffen, durch gütliches Zureden und durch rechtzeitig gemachte Zugeständnisse offenen Aufruhr zu vermeiden. Graf Ulrich ritt daher mit seinen Brüdern in allen Dörfern der Grafschaft herum; sie ließen in jeder Gemeinde die Bauern ihre Klagen und Wünsche vortragen und versprachen Abhilfe der berechtigten Beschwerden. Sie setzten auch die Räte und Beamten, über die die lebhaftesten Klagen geführt wurden, eine Zeitlang ins Gefängnis, wie den bösen Rat Friedrich von der Heyde und den Schreiber Veit Berger. Dieses nachgiebige Verhalten verhütete wenigstens das Schlimmste; doch wurde trotzdem das gräfliche Gut zu Westerhausen geplündert, das Katharinenkloster in Meinstedt zerstört; auch hatten die alte Wendhuser Klosterkirche in Thale sowie die Kirchen in Benzingenrode und Hasselfelde unter der

Zerstörungswut der heranziehenden „schwarzen“ Bauern schwer zu leiden, während die einheimischen Hintersassen noch eine Zeitlang ziemlich ruhig blieben und nur in Westerhausen, Börnecke und Benzingenrode die fernere Leistung der Herrendienste verweigerten.

Ihren Höhepunkt erreichte die Bewegung im Frühjahr 1525. Damals hausten die fremden Scharen auf das übelste in der Gegend. Vor Quedlinburg nahmen sie das Wipertikloster und das Kloster auf dem Münzenberge ein. Dann forderten sie von dem Grafen von Blankenburg Unterstützung durch Waffen und Rüstzeug. Der Bürgermeister Jennig Goddwart sollte ihnen sogar die Tore der Stadt öffnen. In Blankenburg hatten sich viele aus den untersten Schichten der Bevölkerung dem Aufbruch angeschlossen. Der Fenstermacher Hans Henke war ihr Führer. Der Gräfin Barbara gegenüber behauptete er zwar, „er habe den schwarzen Bauern seine gnädige Herrschaft verdienstermaßen gerühmt und gepriesen und absonderlich Ihre gräfl. Gnaden, die ja ein wahrer Gottesseggen für die armen Leute sei; es hätte auch der Oberste der Bauern gesagt, wenn sie nach Blankenburg kämen, gälte es nur dem Rat und den Pfaffen, aber ausgelegt müsse der alte Sauerteig werden.“ Doch die Taten der Bauern entsprachen diesen Worten nicht. In Timmenrode fand man einen Rentmeister des Grafen Ulrich vor der Tür der Schenke aufgehängt; ein Diener des Grafen wurde zwischen Wendesfurt und Stiege auf den Tod verwundet, einem andern wurden Pferd und Briefschaften geraubt. Verhältnismäßig glimpflich kam die Stadt Blankenburg davon; hier wurde nur am Mittwoch nach dem Sonntage Jubilate das ohnehin schon verlassene Bartholomäuskloster zerstört. Aber schlimm hausten die Bauern an demselben Tage im Kloster Michaelstein. Dann zogen sie vor die Heimburg, in der Annahme, daß die Mönche dorthin geflüchtet seien, und verlangten Einlaß, um die Burg zu durchsuchen. Als der Befehlshaber der Burg dieses Ansinnen zurückwies, schrie ihm der Anführer der Aufständischen zu: „Ei, wie magst du dich also hoffärtig spreizen, weil du unser nur ein klein Häuflein allhier siehest und meinst, im sichern Neste zu sitzen. Wir haben wohl andere Mauern brechen sehen, und ehe du dein Nachtmahl issest, sollst du unsere Scharen nicht mehr zählen können. Siehe, es stehen viele Bäume in deines Grafen Gebiet, aber der Streiter Gottes gegen euch Gezüchte sind mehr als der Bäume im Harze.“ Voll Hohn rief der Burghauptmann von der Mauer herab: „Nun, wenn euer mehr sind als der Bäume im Harze, so werden meine gnädigen Herren immer zweien von euch an einen Baum hängen lassen.“ Da kannte die Wut der Bauern keine Grenzen mehr. Sie erbrachen das Burgtor und verwüsteten das Schloß; kaum daß der Hauptmann Zeit fand, sich auf flinkem Rosse vor ihrem Horne zu retten. Erst nachdem die Schlacht bei Frankenhausen am 15. Mai 1525 sich zu ungunsten der Bauern entschieden hatte und Thomas Münzer am 27. Mai enthauptet war, kehrte auch in der Grafschaft Blankenburg die Ruhe zurück.

Dafür trat nun an die Grafen die Frage heran, ob sie sich der Reformation anschließen wollten oder nicht. Wie Ulrich XI. und sein Sohn Jobst sich dazu gestellt haben, wissen wir nicht. Dagegen hat sich Ulrich XII. sehr bald der neuen Lehre zugewandt, und ihm folgte dann auch sein Bruder Bernhard. Nach einer späteren und nicht sicher ver-

bürgten Überlieferung soll Hans von Lunderstedt, des Grafen Ulrich Rat und Hauptmann, dessen Bedenken zerstreut und ihn zu einem überzeugten Anhänger Luthers gemacht haben, indem er darauf hinwies, daß die beiden Lieder Luthers „Ein feste Burg ist unser Gott“ und „Es woll uns Gott genädig sein“ keinerlei ketzerische Lehre enthielten, sondern nur Umdichtungen des 46. und 67. Psalmes seien. Mag nun diese Begebenheit sich wirklich zugetragen haben oder nicht, jedenfalls beschützte Graf Ulrich hinfort den Westerhäuser Prediger Hennig Radeke und ließ es — allen Anmahnungen des Kardinal-Erzbischofs Albrecht von Magdeburg, der zugleich Administrator von Halberstadt war, zum Trotz — ruhig geschehen, wenn auch Leute aus Halberstadt und Quedlinburg zu Radekes Predigten in Westerhausen oder auf der alten Burg des Regensteines sich einfanden. Nachdem Ulrich sich einmal für die Lehre Luthers entschieden hatte, blieb er ihr unwandelbar treu. Er machte den durch Frömmigkeit und Gelehrsamkeit ausgezeichneten Andreas David zum Superintendenten der Gr. ffschaft und Jodocus Otto, den er allerdings schon 1540 den Bürgern von Halberstadt überließ, zu seinem ersten Hofprediger; später hat dann Leonhard Schweiger dessen Stelle eingenommen. Die Güter des alten Klosters Wendhusen in Thale wurden eingezogen und damit verschiedene Adlige nacheinander belehnt. Im übrigen aber war der Graf darauf bedacht, den Gewinn, den er aus den eingezogenen Kirchengütern hatte, für die Bildung des Volkes und die Begründung eines Stammes von tüchtigen Geistlichen nutzbar zu machen. So entstand aus dem Bartholomäuskloster am Schloßberge später die Stadtschule; in Michaelstein, dessen letzter Abt Gregor Schwarze 1544 zugunsten der Grafen auf seine Würde verzichtete, wurde eine Freischule für 24 Knaben eingerichtet. Wiederholt hat Ulrich sich auf das entschiedenste zum Luthertum bekannt; so sagte er 1546, als der Schmalkaldische Krieg den jungen Protestantismus aufs ärgste bedrohte: „Wo es die Meinung wird haben, will ich meine Herrschaft und alles, was ich im Wams habe, daran wagen. Der Papst soll mich eher töten denn wieder unter seine Tyrannei zwingen. Ich kann mein Leben besser nicht anlegen oder enden, denn so ich es um deswillen in die Schanze setze und verliere, der mir es gegeben hat.“

Dieses feste Gottvertrauen hat denn auch allein den Grafen instand gesetzt, das letzte große Unglück seines Lebens zu ertragen. Der Graf hatte notgedrungen, trotz seiner bedrängten finanziellen Verhältnisse, auf dem östlichen Teile seines Schlosses in den Jahren 1540—1545 einen modernen Neubau, „mit welschen Giebeln recht artig gezieret“, aufführen lassen. Noch war der Umzug in das neue Gebäude nicht vollzogen, da brach plötzlich im alten Teile des Schlosses in der Nacht zum 19. November 1546 eine schnell um sich greifende und alles verheerende Feuersbrunst aus. Als den Urheber dieses Unheils beschuldigte man später einen Heizer, der durch des Grafen Glaubensfeinde zur Brandstiftung bestochen worden sei. Nur mit Mühe rettete das Gesinde die Kinder des Grafen. Die Gräfin Magdalene, die ein Kind unter dem Herzen trug und deshalb den rettenden Sprung aus dem Fenster nicht wagen konnte, und ihr Gemahl und mit ihnen der Erzieher der gräflichen Kinder, der Hofmeister Martin Otto, und dessen Frau irrten verzweifelt durch die brennenden Gemächer. Die Gräfin und neben ihr die treue Dienerin erstickten in Rauch und Flammen. Der Hofmeister Otto wurde zwar noch lebend aus dem Hause gerettet, aber

er hatte so starke Brandwunden erlitten, daß er einige Tage später gleichfalls starb. Den Grafen selbst befreite ein Zimmermann aus seiner Not. „Da hat man“, so sagte der Hofprediger Leonhard Schweiger in seiner Leichenpredigt, „den frommen Graf Ulrich aus dem Feuer herunter in die Stadt gebracht, da er eine Zeitlang in Lucas Buchauers, des Rentmeisters, Hause wie ein armer Lazarus gelegen und sich heilen und verbinden lassen. Und so Grafen, Edelleute, der Rat zu Blankenburg, die Prediger oder Gelehrten zu ihm kamen, Ihr Gnade in solchem Elend zu besuchen und zu trösten, waren dem betrübten Herrn vom Brand sein Hände und Angesicht so verbunden, daß er niemand kein Hand geben noch die Leute ansehen konnte. So empfing er doch jedermann mit freundlichen Worten und saget: Wie findet ihr den rechten armen Hieb; ich armer Mann kann nicht sehen, nicht zugreifen, nicht sehen oder gehen; Gott mag sich meiner erbarmen. So erhob sich alsdenn ein Weinen vom Herrn selber und allen, die Ihr Gnade ansahen, daß so bald niemand kein Wort machen konnte. Und so jemand für Weinen ein Trostwort zu ihm redet, Gott würde Ihre Gnade wieder trösten, so antwortet er alsbald: Ich achte all meinen Schaden nicht, daß ich gleich an meinem Leib so verbrannt bin, daß ich mein Haus, Kleider und Kleinodien und schier alles, was ich auf der Welt habe, verloren. Ach, hätte ich doch allein mein liebes Gemahl behalten mögen, wollte ich wohl zufrieden sein; doch hoffe ich bald bei ihr zu sein.“

Diese Hoffnung des Grafen Ulrich ist denn auch in Erfüllung gegangen. Wohl zog er nach seiner Heilung wieder hinauf in den von ihm gebauten neuen Teil des Schlosses, aber er ist nie wieder von Herzen fröhlich geworden, und schon am 22. März, dem Palmsonntage, des Jahres 1551 entrückte ihn ein mitleidiger Tod allem Schmerz und allen Widerwärtigkeiten eines an Enttäuschungen überreichen Lebens.

Er hinterließ seinen drei Söhnen Ernst I., Botho und Caspar Ulrich ein mit Schulden überlastetes Erbe; gleich ihrem Vater mußten auch diese trotz ihres jugendlichen Alters den Kampf gegen die zahlreichen Gläubiger und ihre Verunglimpfungen führen. Während Ernst und Caspar Ulrich sich wenig hervortaten, lebte in Botho noch einmal der alte Heldenmut des ruhmreichen Hauses wieder auf. In mehreren Feldzügen war er dabei, so auch in der Schlacht bei Sievershausen am 9. Juli 1553. Zuerst starb Caspar Ulrich, im Jahre 1575. Nachdem dann 1581 auch Ernst verschieden war — sein und seiner Gemahlin Epitaph ist noch heute eine Zierde der Bartholomäuskirche —, überließ Graf Botho Schloß Blankenburg seiner Schwägerin und führte für seine beiden minderjährigen Nissen Ernst II. und Martin die Regentschaft von Stiege aus; hier, auf seinem Lieblings-schloß, ist er 1594 nach kurzer Krankheit gestorben. Und nun ging es mit dem alten Geschlechte der Grafen von Blankenburg schnell zu Ende. Schon 17 Tage nach Botho verschied sein Neffe Ernst II.; ihm folgte nach kaum drei Jahren dessen Bruder Martin, und nach weiteren zwei Jahren wurde Johann Ernst, Martins Sohn, ein zartes Knäblein, als Letzter seines Stammes zu Grabe getragen. Damit schloß sich die Gruft über den Nachkommen des alten Grafen Poppo, die fast ein halbes Jahrtausend in guten und schlimmen Tagen die Blankenburger Landschaft beherrscht hatten.

Schon seit geraumer Zeit hatten die Herzöge von Braunschweig-Wolfenbüttel für diesen Fall ihre Vorkehrungen getroffen. Bereits 1533

hatte Heinrich Julius, in seiner Eigenschaft als postulierter Bischof von Halberstadt, seinem Vater Julius die Anwartschaft auf die Halberstädter Lebensstücke der Grafschaft Reinstein verliehen. Als Julius 1589 starb, hatte Heinrich Julius sich selbst vom Halberstädter Domkapitel mit jenen Stücken belehnen lassen. Auch bestimmte er die Äbtissin Anna Erika von Gandersheim, ihm die Gandersheimer Güter innerhalb der Grafschaft zu verleihen, was durch einen ausführlichen Lebensbrief im Jahre 1599 geschah. Auf den Rest erhob er Anspruch als Lehnsherr der Blankenburger Grafen. Man unterschied zwischen der „Herrschaft Blankenburg“ und der „Grafschaft Reinstein“. Über die Zugehörigkeit der einzelnen Stücke herrschte allerdings nicht immer die wünschenswerte Klarheit, schon deshalb nicht, weil in den Lebensurkunden Rechte an Zehnten und sonstigen Einkünften, die längst unsicher, und Dörfer, die längst wüst geworden waren, beharrlich wieder aufgeführt wurden. Nur soviel wußte man, daß die Herrschaft Blankenburg mit den drei alten Stammbürgen Blankenburg, Regenstein und Heimburg und dem dazu gehörigen Gebiete, besonders Hasselfelde und Stiege, von dem Hause Braunschweig zu Leben ging. Die Grafschaft Reinstein dagegen sollte nur aus Halberstädtischen Leben zusammengesetzt sein; dazu gehörten einmal die Grafschaft im Rechtsinne, also die Ausübung der richterlichen Amtsgewalt, ferner das Amt Westerhausen mit dem Thalischen Forst und den fünf Dörfern Westerhausen, Warnstedt, Thale, Weddersleben und halb Reinstedt und endlich das Amt Westerburg mit den Dörfern Rohrshausen, Dedeleben, Dingelstedt und Deersheim. Unsicher war der Besitz des ursprünglich von Gandersheim zu Leben gehenden Derenburg; dieses war, ebenso wie Schloß Westerburg, durch Verpfändung entfremdet, und außerdem machte Brandenburg seit 1451 daran Rechte geltend. Wenn man außerdem später gelegentlich auch den sog. Reinsteinschen Hinterharz, nämlich den Braunschlagischen und Tannischen Forst, von seiten Brandenburgs als zur Grafschaft Reinstein gehörig in Anspruch genommen hat, so griff man damit zweifellos auf Besitzrechte der Herrschaft Blankenburg und damit des Hauses Braunschweig über, da, wie wir sahen, schon 1427 der Bischof von Halberstadt auf jene Forsten des alten Bodfelder Bezirkes ausdrücklich verzichtet hatte (vergl. S. 380).

Noch waren alle diese Fragen ohne Bedeutung. Denn vorläufig wußte sich das Haus Braunschweig-Wolfenbüttel im Besitze des Bistums Halberstadt und damit auch der von diesem herrührenden Lebensstücke zu behaupten. Als Heinrich Julius 1613 starb, folgte ihm als Herzog von Braunschweig sein ältester Sohn Friedrich Ulrich; zu Bischöfen von Halberstadt aber wurden der Reihe nach dessen jüngere Brüder Heinrich Karl, Rudolf und Christian gewählt, und diese säumten nicht, jedesmal ihren ältesten Bruder mit der Grafschaft Reinstein zu belehnen. Man durfte hoffen, daß über kurz oder lang das Bistum Halberstadt dauernder Besitz des Wolfenbüttler Hauses werde, und daher hielt man es für überflüssig, eine vollkommen reinliche Scheidung der einzelnen Lebensstücke vorzunehmen, ohne zu ahnen, daß sich später, als die Stürme des Dreißigjährigen Krieges alles in Frage stellten, daraus die langwierigsten Streitigkeiten ergeben sollten.

5. Das Jahrhundert des Großen Krieges und der Streit um die Grafschaft Reinstein

Die ersten Schrecken des Dreißigjährigen Krieges erfuhr das Blankenburger Ländchen nicht von feindlicher Seite, sondern von der wilden Soldateska des „tollen“ Bischofs Christian von Halberstadt. Dieser war am 6. August 1616 vom Domkapitel anstelle seines früh verstorbenen Bruders Rudolf gewählt und am 1. Mai 1617 in seine Würde eingeführt worden. Sein Bruder Friedrich Ulrich hatte ihm außerdem die Einkünfte der Grafschaft Reinstein, die 20 000 Taler betrugen, überwiesen. Nach dem Zusammenbruche der protestantischen Sache in Böhmen begann er, von einer romantischen Zuneigung für seine Base, die Kurfürstin Elisabeth von der Pfalz, getrieben, schon im Frühling 1621 mit umfassenden Rüstungen und zog im Herbst desselben Jahres ins Feld. Aber der pfälzische Krieg lief unglücklich aus, und Christian kehrte im Februar 1623 in die Heimat zurück. Nun hatte diese mancherlei Drangsale zu erleiden. Auch die Blankenburger Gegend blieb nicht verschont. Ein Einwohner von Helsingungen klagte bald darauf: „Ich armer verlorener Mann! Wie wohl ich ganz treuherzig den Offizierern mein Haus geöffnet und was mensch- und möglich geboten habe, haben sie dennoch obnerachtet aller Bitten und Zugemütesführungen ihre bei sich habende Soldateska schalten und walten lassen, daß es zum Gotterbarmen. Haben das Getreidig genommen, ob es Haber war oder Gerst oder Rothen, haben selbst den unschuldigen Viehes nicht geschonet und Schweine und Schafe mit ihren Piken erstochen und also gehauset, daß ich selbst nicht anders können als mich durch die Flucht in das Holz salwiren, denn es sonst wohl mein heiliger Abend gewesen wär; wie meine Knecht nachher ausgesaget, daß sie mich gesucht und gedrohet, der Papist solle Wasser saufen im Moore, da solches am tieffsten. Wie sie nun genug des himmelschreienden Frevels und Mutwillens verübet, haben sie noch zu End mein Fuhrwerk genommen samt meinen Pferden, haben darauf geladen, was ihnen gut gedünket, wie wahre Räuber, und seind von dannen gezogen.“

Die Stadt Blankenburg selbst erhielt die erste dauernde Besatzung am 13. März 1623, vierhundert Reiter, die nicht nur in der Stadt viel Frevel trieben, sondern sogar ihre Pferde in die Zimmer des Schlosses stellten. Bald wurden sie durch vierhundert Mann Fußvolf abgelöst, die wenigstens einigen Schutz gegen marodierende Haufen bildeten. In mancherlei Drangsalen verlief die Zeit, bis Christian schließlich in der zweiten Hälfte des Juni mit seinem auf 22 000 Mann gewachsenen Heere abzog, und zwar nach Westfalen, wo er am 5. und 6. August 1623 bei Stadtlohn von Tilly vernichtend geschlagen wurde.

Nun blieb die Blankenburger Gegend zwei Jahre von der Kriegsfurie verschont. Da nahte im Oktober 1625 Wallenstein mit seinem großen Heere. Die erste Einquartierung erhielt Blankenburg in Gestalt von 6 Kornet Reitern und 4 Fahnen Fußvolf vom Korps des Obristen Colalto; bald folgte das Regiment Jereboni. Vergeblich waren die Bemühungen des zweiten Bürgermeisters Schweiger, der den vor Schrecken erkrankten regierenden Bürgermeister Jakob Weiße vertrat, in der Eile für alle Truppen Quartier zu besorgen, und so erlebte denn die geängstete Stadt die erste Plünderung durch die wilde Soldateska und die

sie begleitenden Dirnen. Später kam Wallenstein mehrere Male selbst nach Blankenburg herüber und wohnte dann auf dem Schlosse oder dem fürstlichen Amthause. Und nun folgten Durchmärsche und Einquartierungen in fast ununterbrochener Folge. Noch schlimmer als in der Stadt hausten die Feinde in den offenen Dörfern der Umgegend. Allmählich griffen die verzweifeltsten Einwohner zur Gegenwehr, taten sich im Walde zu größeren oder kleineren Kotten zusammen und führten den Kleinkrieg gegen versprengte Abtheilungen des Feindes. Als sogenannte „Harzschützen“ wurden sie bald der Schrecken der Gegner. Als am 4. Juli 1626 eine Abtheilung Kaiserlicher nach Hüttenrode geschickt wurde, um von dort Heu zu holen, kehrte sie von ihrem Zuge nicht zurück. Alle Nachforschungen blieben vergeblich. Erst nach langer Zeit fand man die Soldaten allesamt tot in einem Eisenbergwerke. Obwohl man auf die Entdeckung des Verbrechens eine hohe Belohnung setzte, ja sogar demjenigen Mithäter, der seine Genossen verraten würde, Strafflosigkeit und ein „gutes Viaticum“ in Aussicht stellte, fand sich niemand, der Mittheilungen machte. Die Folge waren natürlich neue Grausamkeiten von seiten der Soldateska. So wurde der Ort Neuwerk nur deshalb niedergebrannt, weil die Einwohner beim Herannahen der feindlichen Truppen sich nicht neuen Nisthandlungen aussetzen wollten und in die benachbarten Wälder geflüchtet waren. Nur ein Haus blieb verschont, dessen Bewohnerin, die Witwe des Hammerschmiedemeisters Joachim Zahne, zurückgeblieben war. Erst im Jahre 1654 wurde der Ort wieder aufgebaut. Schließlich gewöhnten sich die Bewohner der Harzorte an das wilde Leben im Walde und suchten Unterschlupf, wo sie ihn fanden — in der alten Höhle des Volkmaraskellers, in den Zwerglöchern bei Rübeland oder im Papentale, wo die Hüttenröder mehrere Jahre lang gehaust haben sollen.

Die Stadt Blankenburg erlebte die schlimmste Heimsuchung im Jahre 1627. Eine Schar flüchtiger Dänen hatte sich, von den Kaiserlichen verfolgt, in die Stadt gerettet und suchte diese zu verteidigen. Eine Woche lang belagerte der Feind die Stadt, dann zog er Verstärkungen heran und begann die Beschießung mit schwerem Geschütz. Die Tore wurden zertrümmert, die Mauer brach an mehreren Stellen zusammen. Nur mit Mühe gelang es den Dänen, ins Harzgebirge zu flüchten; nach der Überlieferung soll ein kühner Harzschütze das feindliche Lager vor der Stadt in Brand gesteckt und durch die hervorgerufene Verwirrung die Flucht ermöglicht haben. Die Spuren jener Beschießung sind aber noch heute am Blankenburger Rathause zu erkennen.

Am ärgsten scheinen dann die Kroaten des Regiments Krastowsky gehaust zu haben, von dem 2 Kornet gegen Weihnachten 1627 in Blankenburg einquartiert wurden. Ihr Müten ersieht man aus den Nachrichten der Kirchenbücher, wo es z. B. heißt: „Am 24. Dezember ist Andreas Palm von Timmenrode hier begraben, so von den Crabaten tot gehauen“; „Jürgen Hermann von den Crabaten tot gehauen, Hans Hoppe von den Crabaten tot gehauen“. Gleichgültig, fast geschäftsmäßig klingen diese kurzen Notizen; diesem Geschlechte, das durch Blut und Trübsal gehen mußte, galt ein Menschenleben nicht mehr allzuviel.

Und doch war auch damals echtes Mitleid noch lebendig. Als nach der Zerstörung Magdeburgs durch Tilly im Jahre 1631 Hunderte von hilflosen Kindern, deren Eltern getötet waren, ausgeboten wurden, fanden

sich, trotz aller eigenen Not, auch in Blankenburg mitleidige Leute, die einige Waisen an Kindesstatt annahmen.

Der Sieg Gustav Adolfs bei Breitenfeld am 17. September 1631 brachte dann auch den Blankenburgern, obwohl der Graf von Merode bei seinem Abzuge die Stadt anzünden ließ, doch wenigstens vorläufige Befreiung. Aber der Krieg selbst wütete weiter, und mit ihm Pest und Hungersnot. Auch Einquartierung und Besatzung gab es noch oft genug; Freund und Feind unterschieden sich schließlich in ihrem Verhalten in nichts mehr. Als schließlich 1648 die Kriegsfurie ausgetobt hatte, standen in Blankenburg manche Häuser leer; ihre Eigentümer waren geflüchtet, verdorben und gestorben; zwischen den Häuserzeilen klappte manche Lücke, Brandstätten, die noch auf lange Zeit wüst liegen blieben. Und noch weit schlimmer sah es natürlich in den Dörfern der Umgegend aus.

Neben diesen kriegerischen Verwicklungen hatte es aber inzwischen auch mancherlei politische Händel um die Grafschaft Reinstein gegeben, und diese sollten mit dem Friedensschlusse noch lange nicht erledigt sein. 1624 hatte Herzog Christian, um Freiheit des Handelns zu gewinnen, vom Haag aus auf das Bistum Halberstadt verzichtet und war 1626, kurz vor der Schlacht bei Lutter am Barenberge, zu Wolfenbüttel gestorben. Unter dem Drucke der Besetzung durch Wallenstein und seine Truppen hatte dann 1627 das Halberstädter Domkapitel den Erzherzog Leopold Wilhelm, den zweiten Sohn Kaiser Ferdinands II., zum Bischof erwählt. Damit war das Halberstädter Hochstift, wenigstens soweit sein Leiter in Betracht kam, dem Katholizismus zurückgewonnen. Sofort forderte nummehr der Kaiser die Auslieferung der Grafschaft Reinstein und übertrug sie, auf Wallensteins Vorschlag, 1628 an dessen Vetter Maximilian von Wallenstein als Unterpfand für ein angebliches Darlehen von 50 000 Gulden. Die gesamte Grafschaft Reinstein, vor allem die Orte Westerhausen, Warnstedt, Weddersleben, Thale und Reinstedt, wurde zur Huldigung gezwungen. Auch von der Ruine Regenstein, die, wie wir oben sahen, braunschweigisches Zubehör war, wurde damals zum ersten Male widerrechtlich Besitz genommen; noch heute erinnert an jene Zeit ein großes lateinisches W in einer Kasematte an der Nordwestecke des Burggebietes. Schon im nächsten Jahre verkaufte Maximilian von Wallenstein die Grafschaft Reinstein an den kaiserlichen Obristen Grafen von Merode, einen spanischen Niederländer. Alle Proteste des Herzogs Friedrich Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel gegen derartige Gewaltakte waren erfolglos. Erst nach der Schlacht bei Breitenfeld gelangte er wieder in den Besitz der Grafschaft, freilich nur, indem er Merode die von diesem bezahlten 50 000 Gulden erstattete. Schon 1634 starb dann Friedrich Ulrich, und mit ihm erlosch das mittlere Haus Braunschweig. Zugleich fielen auch alle Ansprüche der Welfen auf die Grafschaft Reinstein zu Boden. Trotzdem einigten sich die Erben Friedrich Ulrichs am 14. Dezember 1633 dahin, daß Herzog Wilhelm von Harburg außer dem wolfenbüttelschen Teile von Hoya und der Herrschaft Blankenburg auch die Grafschaft Reinstein erhalten solle. Dieser starb schon 1642, aber die welfischen Agnaten erhielten den Anspruch auf die Grafschaft Reinstein aufrecht. Je nachdem seit 1634 Katholiken oder Protestanten in Halberstadt und am Harze die Oberhand hatten, mußten die Bewohner der Grafschaft die Wechselfälle des Krieges über sich ergehen lassen. Schon Ludwig

von Anhalt, der von den Schweden an die Spitze des Bistums gestellt war, hatte das Amt Westerhausen nach Friedrich Ulrichs Tode besetzen wollen, aber von seinem Vorhaben abgestanden, als er dort bereits die Braunschweiger vorfand. Als aber nach dem Prager Frieden (1635) die Kaiserlichen auch das Bistum Halberstadt wieder besetzten, erneuerte der katholische Bischof, Erzherzog Leopold Wilhelm, auch sofort seine Ansprüche auf die Grafschaft Reinstein. Bei der Besitzergreifung im Jahre 1636 nahmen die kaiserlichen Kommissarien auch „das uralte Stammhaus Reinstein, wiewohl dasselbe verödet war, durch Ergreifung eines Steines, da die Thür vordem eingegangen, und durch Abhauung eines Zweiges von dem Birnbaum, oben im Platze für dem Hause, formaliter in Possess“. Am 12. Mai 1643 belehnte dann der Erzherzog seinen vertrauten Rat Wilhelm Leopold von Tattenbach mit der Grafschaft und gab dieser damit wieder einen eigenen Landesherren. Auch die Herzöge von Braunschweig erkannten im Dezember 1644 durch einen geheimen Vertrag den neuen Zustand an. Als im Westfälischen Frieden das Bistum Halberstadt dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg zugesprochen wurde, mußte sich dieser verpflichten, den Grafen von Tattenbach von neuem mit der Grafschaft Reinstein zu belehnen, was am 28. September 1659 zu Halberstadt in besonders feierlicher Form geschah. Gleichzeitig hatte der Friedenskongreß aber auch die Belehnung von seiten des Hauses Braunschweig als gültig anerkannt, und so konnten fortan Herzog August der Jüngere von Braunschweig-Wolfenbüttel, auf den inzwischen alle Ansprüche auf Blankenburg und Reinstein übergegangen waren, und sein Sohn Rudolf August ebenfalls die Lehenshoheit über die Grafschaft Reinstein für sich fordern. Die Folge war eine unendliche Kette von Streitigkeiten zwischen Brandenburg und Braunschweig. Als 1661 Wilhelm Leopold von Tattenbach starb, ließ der Kurfürst durch den Hauptmann von Wildenstein die Grafschaft von neuem besetzen, um sie Tattenbachs Erben und Bruderjohn Hans Erasmus zu verleihen. Gleichzeitig aber hatte eine kleine Abtheilung braunschweigischer Soldaten den Regenstein besetzt. Da zog am 23. Februar 1662 der brandenburgische Kommissar Heinrich von Poine mit einem Leutnant und 30 Soldaten gegen die alte Feste. Die aus 7 Soldaten bestehende braunschweigische Streitmacht wurde cum discretionem heruntergebracht. Der Herr Kommissarius aber nahm unter denselben Formalitäten, wie es schon 1636 geschehen war, von der Burg Besitz; wiederum wurde am „Eingang eines Loches, so vor Zeiten ein Tor gewesen, ein Stein mit der Hand aus dem Reinstein gebrochen und von dem wilden Birnbaum, so auf der linken Seite des Reinsteins steht, ein Zweig abruppirt.“ Neue Streitigkeiten entstanden, als nach Augusts des Jüngeren Tode 1666 sein tatkräftiger Sohn Rudolf August in Wolfenbüttel folgte, besonders aber, als Hans Erasmus von Tattenbach in eine Verschwörung ungarischer Magnaten verwickelt und gegen ihn der Prozeß wegen Hochverrats anhängig gemacht wurde; denn nun stand der Heimfall der Grafschaft Regenstein zu erwarten, und sowohl Brandenburg wie Braunschweig gedachten diesen Fall für sich auszunutzen. Tattenbach wurde zum Tode verurteilt und am 1. Dezember 1671 hingerichtet. Aber schon am 8. April 1670 ließ Kurfürst Friedrich Wilhelm durch die Halberstädter Regierung von dem Amte Westerhausen und dem Regenstein Besitz ergreifen. Nach einer allerdings nicht sicher verbürgten Überlieferung soll

zwar der Herzog von Braunschweig sichere Kunde, daß es um Tättensbachs Prozeß schlecht bestellt sei, früher als die Brandenburger erhalten haben, aber der Trompeter, den er an den Blankenburger Hofrat Simon Sinke mit dem Befehl, sich der Grafschaft zu bemächtigen, abschickte, habe in Hornburg in der Trunkenheit seinen wichtigen Auftrag verraten; zwei Halberstädter Bürger, die dies zufällig hörten, hätten dann eilends der Halberstädter Regierung Mitteilung gemacht, und so sei diese den Braunschweigern zuvorgekommen. Trotzdem ließ Simon Sinke wenigstens in aller Heimlichkeit des Nachts von den strittigen Dörfern durch den Sekretär Rosenthal in Gegenwart von Notar und Zeugen Besitz ergreifen. Aber in Thale wurde Rosenthal mit seinen Begleitern am 14. April angehalten und festgesetzt. Da griff Sinke zur Gewalt: mit Übermacht umzingelte er den Ort Thale und befreite die Gefangenen; gleichzeitig nahm man das über Thale gelegene Berghaus, vertrieb die dort befindlichen Soldaten und Arbeiter und besetzte die angrenzenden Waldungen.

Nach diesem Gewaltakte schlug man auf beiden Seiten einen sehr drohenden Ton an und rüstete zum Kriege. Die brandenburgische Besatzung des Regenstein wurde verstärkt, und der dortige Kommandant von Sargel bekam den Befehl, die alte Feste in aller Eile in Verteidigungszustand zu setzen. Herzog Rudolf August erhielt Unterstützung von seinen Vettern Georg Wilhelm von Celle und Johann Friedrich von Hannover. In einem Soldatenbriefe, der im Jahrgang 1670 des Diarium Europäum abgedruckt ist, heißt es: „1000 zu Fuß und 200 zu Pferd haben sich auf dem Schlosse Regenstein von unsern Völkern verschanzet; hingegen stehen über 3000 zu Fuß und 400 zu Roß zu der Blankenburg von den dreien Braunschweigischen Häusern. Die Herzogen von Braunschweig präntieren (beanspruchen) die Grafschaft Regenstein. Unser gnädigster Kurfürst ist jetzt mit 6000 Mann im Marsch und bringt 10 Stück (Geschütze) aus der Festung Spandau mit. Aus Magdeburg kommen 500 Mann, auch 6 Stück, und sind 200 Dragoner und 3000 zu Fuß aus dem Clevischen und Stift Minden beordert, anhero zu marschieren.“

Schließlich entschloß man sich auf beiden Seiten doch zu gütlichen Unterhandlungen. Als diese nicht zum Ziele führten, wandte man sich an das Reichskammergericht in Speier. Dieses entschied 1697, daß Brandenburg nicht bloß den Regenstein, sondern auch die Westerbürg, den Thälischen Forst und das Amt Westerhausen mit seinen fünf Dörfern ausliefern solle. Brandenburg brachte darauf die Sache vor den Reichstag zu Regensburg. Dieser verwies 1716 den Streit an das Reichskammergericht zurück, und hier ging nun der Prozeß in aller Umständlichkeit und Gemächlichkeit weiter. Als 1806 das Heilige Römische Reich deutscher Nation zugrunde ging, war er noch nicht entschieden, und so blieb Preußen nicht nur im Besitze des ihm rechtmäßig zustehenden Amtes Westerhausen, sondern auch im Besitze des alten welfischen Lebensstückes Regenstein.

*

*

*

6. Das 18. und 19. Jahrhundert

Augusts des Jüngeren Söhne, Rudolf August und Anton Ulrich, haben gern auf dem Blankenburger Schlosse gewohnt. Die Glanzzeit für dieses und die Stadt Blankenburg brach jedoch ab, als Anton Ulrichs

jüngerer Sohn, Ludwig Rudolf, dort seinen dauernden Wohnsitz nahm. Schon 1690 hatten Rudolf August und Anton Ulrich dem jungen Prinzen die Grafschaft Blankenburg „als erbliches Apanagium und als eine mit dem Fürstentum verknüpfte, aber mit besonderer Regierung und getrennter Landschaft (d. h. eigenen Landständen) versehene Provinz mit allen Rechten, Regalien und Leben“ überwiesen. Dort regierte Ludwig Rudolf, nachdem er sich am 12. April 1690 mit Christine Luise von Ottingen vermählt hatte. Bald wurde der kleine Hof berühmt durch seine fröhlichen Feste und durch die drei schönen Töchter des fürstlichen Paares. Von diesen wurde die älteste, Elisabeth Christine, zur Gemahlin des damaligen Königs Karl von Spanien, des späteren Kaisers Karl VI., bestimmt. Sie trat 1707 zur katholischen Kirche über und wurde 1717 die



Blankenburg. Nach dem Stich von A. A. Beck

Mutter der späteren Kaiserin Maria Theresia, auf die sie nicht nur ihre Schönheit, sondern auch ihren klugen Sinn vererbte. Auf diese für das Haus Braunschweig-Wolfenbüttel ehrenvolle Verbindung ist es zurückzuführen, daß 1707 Kaiser Josef I. die Grafschaft Blankenburg zum reichsunmittelbaren Fürstentume erhob. Um so unglücklicher wurde dagegen die zweite Schwester, Charlotte Christine Sophie; sie heiratete 1711 Alexei, den Sohn Zar Peters des Großen von Rußland, einen rohen Wüstling, und starb bereits 1715 in Petersburg. Später allerdings wollte man wissen, daß sie damals heimlich aus Rußland geflüchtet sei und an der Seite eines französischen Offiziers, namens d'Auban oder d'Aubert, in Amerika ein echtes Glück gefunden habe; erst 1770 soll sie in Brüssel verstorben sein. Die dritte Tochter endlich, Antoinette Amalie, heiratete Ferdinand Albrecht II. von Braunschweig-Bevern und wurde die Stamm-mutter des 1884 ausgestorbenen Hauses Braunschweig.

Ludwig Rudolf hat redlich für sein Ländchen gesorgt. Er erbaute verschiedene neue Kirchen. Die Lateinschule im Kloster Michaelstein verwandelte er in ein Predigerseminar. Den Eisenbergbau und Hüttenbetrieb in und um Hüttenrode und im Bodetale suchte er mit neuem Leben zu erfüllen;

auch sonst förderte er überall industrielle Unternehmungen der verschiedensten Art. Allerdings mußte er auch die große Enttäuschung erleben, daß die Oberfaktoren, an die die fürstlichen Güten in Braunlage, Altenbrak, Neuwerk, Tanne und Rübeland verpachtet waren, vor allem in ihre eigene Tasche wirtschafteten, und es kam darüber seit 1723 zu einem großen Aufsehen erregenden Prozesse, der Jahre lang dauerte, aber schließlich mit Rücksicht auf alle Beteiligten niedergeschlagen wurde.

Besonders lustig ging es zur Zeit des Karnevals her. Vogel- und Scheibenschießen, Aufführung von Komödien, Fuchsjagden und Hasenprellen, Schäferspiele, Feuerwerke und Jagden wechselten miteinander ab. Noch heute bewahrt ein Bild auf dem Blankenburger Schlosse das Andenken an eine solche feierliche Hofjagd, die am 31. August 1717 stattfand. Ein anderes Bild zeigt eine 1723 bei Michaelstein abgehaltene Wasserjagd. Besonders pomphaft war jedoch die Jagd, die zu Ehren des preussischen Gesandten von Bork am 9. August 1731 auf dem Mönchmühlenteiche bei Michaelstein abgehalten wurde. Eine erlauchte Gesellschaft war versammelt. Allerhand Bauten, Pyramiden und Tribünen, waren errichtet. Dann wurde das Rotwild in den Teich getrieben, und binnen kurzer Zeit waren 50 Hirsche und ebensoviel Hirschkühe erlegt.

Aber auch an derberen Vergnügungen fand der Herzog Gefallen. Bisweilen wurde eine sogenannte adlige Bauernhochzeit in Szene gesetzt. Ein Herr und eine Dame vom Hofe stellten das Brautpaar vor, Ludwig Rudolf und seine Gemahlin waren Hochzeitsvater und -mutter. Sämtliche Gäste erschienen in Bauernkleidung. Dann fuhr man mit Musik und unter Böllerschüssen auf Leiterwagen in der Stadt umher. Beim Hochzeitsmahl aß man von hölzernen Schüsseln und Tellern, trank aus großen Paßgläsern und sprach nur Plattdeutsch. Gelegentlich wurden bei solcher Festlichkeit auch einige wirkliche Bauernpaare getraut und vom Herzog bewirtet und beschenkt.

Nach dem Tode seines Bruders August Wilhelm (1731) erbte Ludwig Rudolf die Herrschaft über das gesamte Herzogtum; bald darauf, im Jahre 1735, ist er gestorben. Nun wurde es wieder still in Blankenburg, besonders nachdem auch seine Gemahlin, die dort ihren Witwensitz hatte, 1747 verschieden war. Die seit 1735 regierende Bavernsche Linie residierte nur gelegentlich auf dem alten Blankenburger Schlosse; vor allem während des Siebenjährigen Krieges, wo Herzog Karl I. und seine Familie dort eine sichere, durch einen Neutralitätsvertrag geschützte Zufluchtstätte vor den Franzosen fanden.

Der Siebenjährige Krieg hat dann auch noch einmal einen Kampf um die brandenburgische Festung auf dem Regenstein herbeigeführt. Zu einem ernsthaften Widerstande war diese damals nicht mehr fähig. Von den 13 eisernen Geschützen, die einst der Bericht von 1687 aufführte, waren höchstens noch 5 zu verwenden; außerdem sei, so klagte der Kommandant von Ablimb, das Pulver alt und verlegen. Noch schlimmer sah es mit der Bedienung dieser Geschütze aus: unter der aus achtzig Invaliden bestehenden Besatzung, die sich in ihren reichlich bemessenen Mußestunden in der Hauptsache mit Werken des Friedens, mit Besenbinden und Schnitzen von Pfeifenköpfen und Pantoffeln, beschäftigte, befand sich nur ein einziger „alter incapabler“ Artillerist. Als nun nach der

für die Franzosen siegreichen Schlacht bei Hastenbeck (26. Juli 1757) der Herzog von Aven, der französische Kommandant von Halberstadt, am 12. September mit der ungeheuern Streitmacht von 3000 Mann sich anschickte, dieses Idyll friedlicher Beschaulichkeit grausam zu stören, und den preussischen Befehlshaber für die „bei einem zu erfolgenden Sturme“ drohenden Folgen verantwortlich machte, tat dieser schließlich das Beste, was er tun konnte, und kapitulierte gegen die Gewährung freien Abzugs, wurde dann jedoch von dem erzürnten Friedrich dem Großen wegen seiner Feigheit aufs heftigste getadelt und kassiert. In Paris aber feierte man



1755.

Nürnberg in der *Preussischen Buchhandlung*.

Der Regenstein 1755

die Eroberung der alten, halbverfallenen Bergfeste, in der man anscheinend eine der bedeutendsten Festungen Deutschlands sah, als einen großen Triumph durch ein Tedeum.

Nach der Schlacht bei Rossbach (5. November 1757) befahl Friedrich d. Gr., den Regenstein, auf dem sich eine kleine französische Abtheilung unter dem Befehle des Oberstleutnants Baron von Stein noch hielt, während sonst die Franzosen die Halberstädter Gegend geräumt hatten, auf jeden Fall wieder einzunehmen. Das geschah denn auch im Februar 1758 durch des Königs Bruder, den Prinzen Heinrich. In Blankenburg erzählte man später, die Franzosen hätten erst nach begonnener Beschießung, vor allem nachdem gleich der erste Schuß das große Brunnenrad zertrümmert habe, sich ergeben. In Wirklichkeit aber handelte der französische Kommandant nicht anders als sein preussischer Vorgänger: er ergab sich ohne Widerstand. Auch der Dichter Gleim beobachtete vom Blankenburger Schlosse aus die Besetzung des Regensteins: „Der Herr Commandant fand nicht für gut, uns eine Tragödie zu spielen. Er streckte das Gewehr, und in einer halben Stunde sah man unsere blauen Helden auf dem Felsen stehen.“ Um eine neue feindliche Eroberung der Festung unmöglich zu machen, ließ Friedrich der Große alle Häuser und Baracken niederlegen und die Befestigungen nach Möglichkeit zerstören. Seitdem hat der Regenstein keine kriegerischen Abenteuer mehr erlebt.

Erst etwa vierzig Jahre später erhielt die Gegend einen neuen Besuch von Franzosen, freilich ganz anderer Art als während des Siebenjährigen Krieges. König Ludwig XVIII., der Bruder des hingerichteten Ludwig XVI., lebte in Blankenburg, wo ihm Herzog Karl Wilhelm Ferdinand eine Freistadt eröffnet hatte, seit August 1796 anderthalb Jahre im Exil. Er wohnte unter dem Namen eines Grafen von Lille in einem Privathause auf der Langen Straße, umgeben von einem kleinen Gefolge hoher Würdenträger. Auch sonst hatten viele Emigranten in dem kleinen Harzstädtchen, dessen Bürgern auf diese Weise ein erwünschter Verdienst beschert wurde, Wohnung genommen. Der König lebte sehr zurückgezogen, weil er unaufhörlich sein Leben durch Attentate seiner Gegner in Frankreich bedroht wähnte; nur etwa bei Gelegenheit eines Kinderfestes ging er aus der gewohnten Zurückhaltung etwas heraus.

Die Schrecken des Krieges lernte die Blankenburger Gegend erst wieder im Jahre 1806 kennen, als nach der Niederlage bei Jena und Auerstädt versprengte Preußen durchzogen und auch der besiegte und tödlich verwundete Feldherr selbst, Herzog Karl Wilhelm Ferdinand, auf dem Schlosse eine qualvolle Nacht zubrachte. Bald nahmen die Franzosen, die Neutralität des Herzogtums Braunschweig gänzlich mißachtend, auch das Fürstentum Blankenburg in Besitz. Dieses hatte bis dahin noch immer eine gewisse Selbständigkeit und gesonderte Verwaltung gehabt; jetzt wurde es zu dem neubegründeten Königreiche Westfalen geschlagen, und die Stadt Blankenburg wurde Hauptstadt eines Distriktes im Saaledepartement, mit den Kantons Hasselfelde, Elbingerode, Stadt und Land Wernigerode, Ilseburg, Dornburg, Stadt Quedlinburg, Westerhausen, Ermsleben und Meisdorf.

Nach der Befreiung vom fremden Joch beschränkte man die Zahl der früheren Ämter (Blankenburg, Heimbürg, Börnecke, Stiege, Braunlage und Walkenried) und schuf statt dessen die drei Kreisämter Blankenburg, Hasselfelde und Walkenried, die zusammen den Distrikt Blankenburg bildeten, aber noch für Verwaltung und Rechtspflege zuständig waren. 1832 wurde die Kreisverwaltung gebildet, und 1849 wurden die Ämter von Verwaltungsaufgaben entlastet und in die noch heute bestehenden Amtsgerechtsbezirke umgewandelt.

*

*

*

7. Heimbürg, Regenstein und Blankenburg

Wenden wir nun noch einmal unseren Blick jenen drei alten Burgen zu, von denen aus ehemals die Blankenburger Landschaft regiert wurde, und betrachten wir, was sich von ihnen in unsere Zeit hinübergerettet hat.

Von der Heimbürg sind heute fast keine Überreste mehr vorhanden, nur der Burghügel über dem Dorfe, die sog. Altenburg, zeigt noch ihre Stätte an. Nachdem sie im Bauernkriege von den aufständischen Landleuten verwüstet war, scheint sie verlassen worden zu sein. Aber noch der Meriansche Stich vom Jahre 1652 (Abb. S. 363) zeigt stattliche Reste, ferner am Fuße des Hügels den großen Wirtschaftshof und die Häuser des Dorfes mit der Kirche. Diese brannte 1705 nieder; gleichzeitig wurden damals 33 Häuser des Dorfes und die Domäne vom Feuer zerstört. Da hat man anscheinend den Rest der Ruine als Baumaterial verwertet, und so haben

denn erst die Ausgrabungen, die Brinckmann 1891—1894 vornahm, uns eine Vorstellung von der Anlage der alten Feste gegeben. Der Ausgang erfolgte von der schmalen Ostseite des Berges her, wo schon im Mittelalter der Wirtschaftshof lag. Durch ein Tor gelangte man zunächst in einen Zwinger, der fast die gesamte Feste umschloß. Diese selbst zerfiel in eine niedrigere, etwa 40 m lange Vorburg und in die 60 m lange Hauptburg. Von dem Palas ist noch der tonnengewölbte Keller erhalten; dagegen ist die Stelle des kreisrunden Bergfrieds, der ehemals auf dem höchsten Punkte der Burg lag, nur noch durch einen Hügel bezeichnet, auf dem sich jetzt ein Pavillon erhebt.

Weit bedeutender sind die Reste auf dem Regenstein. Hier muß man unterscheiden zwischen der alten Grafenburg und der brandenburgischen Festung. Jene war dem Umfange nach weit kleiner als die spätere Anlage des 17. Jahrhunderts. Auch hier gibt uns ein Merianscher Stich eine Vorstellung von dem älteren Zustande (Abb. S. 369). Ein Felsdurchbruch, damals noch von keinem Torbau überdeckt, führte auf den freien Platz vor der eigentlichen Burg. In den Felsen gehauene Kammern haben vielleicht als Pferdeställe und Räume für die Dienstleute gedient. Auf den Burgfelsen selbst gelangte man über einen tief in den Felsen eingehauenen Graben vermittels einer Zugbrücke, und zwar an der Seite, wo jetzt die Wirtschaftsgebäude gelegen sind. Von den ganz in den Sandsteinfels eingehauenen Gemächern der Oberburg sind, außer der Wachtstube, den sog. Zimmern des Burgvogtes und der Burgfrau, vor allem die zu beiden Seiten des durch den Felsen gehauenen torartigen Durchganges gelegenen beiden großen Räume zu nennen: die Kapelle und der Rittersaal, durch dessen an der Nordseite befindliche Öffnung der Sage nach bei einem Überfall der Burg ein Graf in Betten genächt herabgelassen und so gerettet sein soll. Vor diesem Burgfelsen erhebt sich in noch stattlichen Resten der alte, aus Kogensteinen gemauerte Bergfried. Auf dem Burggelände daneben zeigt man das alte Burgverließ, einen 20 m in den Felsen hinabgehenden viereckigen Schacht. Ein zweites Verließ, in dem im 13. Jahrhundert König Waldemar von Dänemark und später ein Bischof von Merseburg gefessen haben sollen, wird in der Nähe eines Felsvorsprunges, des sog. Verlorenen Postens, gezeigt. In wie weit alle diese in den Stein gehauenen Gemächer während des Mittelalters wirklich benutzt worden sind, läßt sich natürlich nicht mehr mit Sicherheit sagen. Wie der noch erhaltene Gipsestrich und die Spuren von Mauerwerk aus Kogenstein, die man auf dem höchsten Teile des Burgfelsens gefunden hat, zu beweisen scheinen, wird der eigentliche Wohnbau der Grafen vielleicht dort oben gestanden haben.

Weit umfangreicher sind die Überreste der brandenburgischen Festung. Als im Jahre 1670 die Streitigkeiten mit Braunschweig begannen, faßte Kurfürst Friedrich Wilhelm den Plan, den Regenstein zu einer modernen Befestigung auszubauen. Anfang 1671 ließ er dem Kommandanten Sargel „einen Abriß (Zeichnung) samt Copie Kurfürstlichen Befehls, wie der Regenstein gebaut werden soll“, übersenden. Nun wurden die beiden Bastionen Scharfe Ede und Friedrichsburg zu beiden Seiten des alten Einschnittes in den Felsen angelegt, dieser Einschnitt selbst überwölbt und mit vier Torflügeln und einem palisadierten Schlaabbaum versehen. Die Ostfront schützte die Bastion Friedrich-Wilhelmsburg. Schon damals

wandte man 40 000 Taler Baukosten an die Festung. Trotzdem klagte Sargel über Mangel an Proviant, Munition und Geschütz. Die Besatzung bestand aus etwa 150 Mann, die alle Monat von dem in Halberstadt in Garnison stehenden Regimente gestellt wurden. Friedrich Wilhelm I. baute die Festung weiter aus, indem er 1726 die Karlsburg, 1730 ein neues Kommandantenhaus, 1737 die neue Kirche errichten ließ. In diesem Zustande zeigt uns die Festung eine Abbildung, der „Prospect von Regenstein“, der 1755 zu Nürnberg in der Raspischen Buchhandlung erschien (Abb. S. 394). Noch wenige Jahre, und die Festung wurde für immer geschleift.

Wegen seiner merkwürdigen Ruinen ist der Regenstein von jeher viel besucht worden. Schon 1592 ließen sich zwei Vertreter des Braunschweiger Rates, die zur Hochzeit der Tochter Graf Ernsts II. in Blankenburg erschienen waren, „uff den alten Regenstein“ führen. Im 17. Jahrhundert fügte Merian seiner Topographie eine ausführliche Beschreibung bei. 1656 stattete ein Studiosus von Alvensleben der Ruine einen Besuch ab. Auch der Kammerat von Rohr berichtet in seinen 1736 erschienenen „Merkwürdigkeiten des Vor- und Unterharzes“ von seinen Eindrücken auf dem Regenstein, kann aber nicht finden, „worin die angerühmte Unüberwindlichkeit hätte bestehen sollen, zumal da man auf der Seite von Michaelstein zu sowohl zu Fuß als zu Pferde ganz bequem hinaufkommen können.“

Um so begeistertere Worte findet dagegen Fr. Hoffmann in den „Burgen und Bergfesten des Harzes“ (1836): „Wie ruht der Blick so gern auf dem nahen Blankenburg, dem nur ein breiter Strom fehlt, um es zu einem irdischen Paradiese zu gestalten, auf seinem weiß schimmernden Schlosse und rechts und links auf dem grünen Meere von Wipfeln die Höhenzüge hinauf und hinab. Der Brocken ragt einladend mit seinem getürmten Hause über alle Berge empor in bläulicher Ferne. Wie gewaltig treten dort die Massen des Doms zu Halberstadt und der Türme zu Quedlinburg hervor! Das freundliche Schloß zu Ballenstedt erhebt sich aus frischem Grün; die Zacken der Teufelsmauer erscheinen zuweilen mitten in der Ebene, wie starre, riesige Speere. . .“ So überblicken wir von der Höhe des Regensteins nochmals den gesamten Schauplatz, dessen Geschichte in Mittelalter und Neuzeit wir vor unseren Augen haben vorübergleiten lassen.

Die Blankenburg führt ihren Namen von dem Blankensteine, dessen etwas über 300 m hohe Kuppe aus blau-grauem Kalkstein besteht. Die alte Burg Lothars läßt sich in ihrem Umfange und den dazu gehörigen Baulichkeiten heute nicht mehr im einzelnen feststellen. Ihr Umfang wird sich auf die Kuppe des zutage tretenden Felsens beschränkt haben. Erhalten sind von diesem ältesten Bau nur noch dürftige Reste der Ringmauer und das unterste Geschloß des Bergfrieds — ein annähernd quadratischer, mit einem Tonnengewölbe überdeckter und einer Öffnung in der Decke versehener Innenraum von 2,70 m Breite, der noch jetzt das Gefängnis heißt und jedenfalls das alte Burgverließ bildete. Die Felskuppe war höchstwahrscheinlich von einem trockenen Graben mit Wall oder wenigstens einer Terrasse umzogen.

Jedoch noch während des Mittelalters fanden mehrere Erweiterungen statt. Indem man das Gelände des Grabens oder der Terrasse durch eine Mauer und nötigenfalls auch noch durch einen Graben umgab, schuf man

eine Art Zwinger, der eine geräumige Vorburg zu der nummehr als Oberburg geltenden alten Anlage bildete. Der gesamte Westteil dieser Zwingermauer ist noch erhalten, allerdings größtenteils durch Fachwerkhäuser aus der Barockzeit überbaut. Hiervor legte sich dann nach Süden ein zweiter sehr geräumiger Zwinger, dessen mittelalterlicher Mauerumriß im Westen an dem Zugangswege ebenfalls noch vorhanden ist. Endlich erhielt die Befestigung des Schlosses ihren Abschluß durch Verbindung mit der Stadtmauer. Diese zieht noch jetzt in südöstlicher Richtung den Berg hinauf, schließt am Zugang der Burg einen viereckigen Wehrturm ein und bildet westlich der Oberburg zusammen mit der Burgmauer gleichsam einen dritten Zwinger. In ähnlicher Weise erreicht die Stadtbefestigung von Osten her die Burg, die so gleichsam eine Zitadelle über der Stadt bildete.

Ihren wehrhaften Charakter büßte die Blankenburg erst durch die umfassenden Neubauten des 16. Jahrhunderts ein. Schon oben (S. 384) wurde der Bau des östlichen Flügels durch Graf Ulrich XII. in den Jahren 1540—45 erwähnt. Dieser Ostflügel ist der heutige sog. „Alte Flügel“, der in seinen äußeren Umrißen mit den turmartigen östlichen Eckausbauten noch den Renaissancebau des 16. Jahrhunderts durchschimmern läßt. Als 1546 die alte Burg auf dem Blankenstein durch den großen Brand völlig zerstört wurde, war es der einzige Wohnbau, der Ulrich XII. und seinen Nachkommen zur Verfügung stand. Diese errichteten daher, kurz vor dem Erlöschen ihres Geschlechtes, seit 1590 den Südflügel und 1595 den Nordflügel. Von jenem sind im heutigen Turmflügel nicht nur der Umriss, sondern auch die Gewölbe des Erdgeschosses und ersten Obergeschosses erhalten; Merian rühmt besonders den Treppenturm mit der „Schnecke oder Windelstein, . . . so kunstreich und gerade auff einander gefüget, daß die Extremitäten der Windelsteine demjenigen, der von oben herabsieht, ein rundes Loch mit Verwunderung darstellen, dadurch man . . . zu unterst auff den Grund sehen . . . kann.“ Der Nordflügel wurde später durch den Kirchenflügel ersetzt. Die Stätte der Oberburg, auf der Felskluppe des Blankensteins, blieb dagegen mit den Resten des alten abgebrannten Schlosses wüst liegen, so daß der Felsen mitten in einem weiträumigen Schloßhofe emporragte (vergl. Abb. S. 401).

Erst Herzog Ludwig Rudolf gab dann dem Schlosse im wesentlichen die heutige Gestalt (Abb. S. 399). Die Ausführung lag in den Händen des bewährten Landesbaumeisters Hermann Korb (siehe Seite 190 ff.), und dieser verfuhr von vornherein nach einem wohl durchdachten Plane. Seit 1705 wurde der Alte Flügel umgebaut und war 1711 im wesentlichen vollendet. Der Neubau des Kirchenflügels begann 1708, und am 6. Januar 1715 konnte in ihm die feierliche Einweihung der Schloßkirche erfolgen. Seit 1712 baute man auch am Neubau des Turmflügels; der alte Treppenturm mit seiner kunstvollen Stiege wurde 1717 abgerissen, und 1723 war der neue, massige Barockturm vollendet. Waren hier dem Baumeister durch die schon vorhandenen Renaissancebauten in der Anordnung des Ganzen die Hände gebunden, so konnte er sein Talent um so freier entfalten bei dem Bau des Neuen Flügels. Hier hatte vorher kein Gebäude gestanden, sondern nur die Klippe des Blankensteines hatte sich bis hierher erstreckt. Sie war schon in den Jahren zuvor teilweise fortgeräumt, und die dadurch gewonnenen

Steine hatte man für die Neubauten verwandt. Indem Korb nun auf dem freigewordenen Platze den Neuen Flügel errichtete, schloß er den Haupthof auch im Westen ab und gab ihm erst dadurch den einheitlichen, in sich geschlossenen Barockcharakter. Endlich krönte er sein Werk durch den Bau des Redutensaales, des heutigen Theatergebäudes, hinter dem Neuen Flügel. Hier erhob sich der Blankenstein noch in stattlicher Höhe. Korb verzichtete auf dessen Beseitigung, errichtete vielmehr den Saal in gleicher Höhe mit dem 2. Obergeschoß des Neuen Flügels und verband beide Bauten in kunstvoller Weise durch das dazwischen liegende Treppenhause (1727—51).

Ludwig Rudolf hat auch in der Nachbarschaft des Schlosses noch verschiedene Bauten aufführen lassen. So wurde an der Straße nach Lattenstedt am Ostfuße des Schloßberges das sogenannte „Kleine Schloß“ er-



Blankenburg (Schloß)

richtet und dahinter für die Herzogin der Lustgarten mit Standbildern, Vasen und Wasserkünsten angelegt. Hinter dem Schlosse, auf der höchsten Erhebung des Tiergartens, dem Calvinusberge, entstand 1728 die Luisenburg, ein nach der Herzogin Christine Luise benanntes Aussichtsschloßchen.

Der Charakter, den die Zeit Ludwig Rudolfs dem Blankenburger Schlosse aufprägte, ist diesem, soweit sein Äußeres in Betracht kommt, bis in die Jetztzeit erhalten geblieben (Abb. S. 390). Im Innern ließ erst Herzog Wilhelm seit 1831 umfassende Veränderungen vornehmen. So wurde damals der Redutensaal in ein Theater umgewandelt. Der Herzog weilte gern auf seinem Blankenburger Schlosse, besonders im Herbst, wenn er dort Kaiser Wilhelm I. und dessen Sohn, den Kronprinzen Friedrich Wilhelm, als seine Jagdgäste empfing. Die gleiche Vorliebe für das schöne Harzschloß und seine herrliche Umgebung hatten die Regenten des Herzogtums, Prinz Albrecht von Preußen und Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg, sowie der seit 1913 regierende Herzog Ernst August. Seit der Re-

olution von 1918 liegt das alte Schloß verödet da, und nur Scharen von Schaulustigen pilgern zu ihm empor, durchwandern die prächtigen Säle und freuen sich an den reichen Kunstschätzen und Erinnerungsstücken, die der ehrwürdige Fürstensitz in seinem Innern birgt.

*

*

*

8. Aus der Geschichte der Stadt Blankenburg

Anfangs lag unterhalb der Blankenburg nur das Dorf Linzeke, dessen Lage vor dem ehemaligen Lühner Tore heute noch durch die Lühnergasse gekennzeichnet wird. Seine Kirche, unmittelbar vor der Stadtmauer gelegen, wird 1305 erwähnt. Reste des Heiligtumes und des dazu gehörigen Friedhofes konnten noch im 19. Jahrhundert nachgewiesen werden. Zu diesem Dorfe wird ursprünglich wohl auch der Wirtschaftshof der Burg, die jetzige Domäne vor dem Tränketore, sowie als Dingstätte der „Tbie“ genannte Platz gehört haben.

Die Stadt Blankenburg ist höchstwahrscheinlich Ende des 12. Jahrhunderts von dem Grafenbause begründet worden, und zwar von vorn herein nach einem einheitlichen Plane. Vier in ihren mehrfachen Windungen durchaus konzentrische Straßenzüge durchziehen die Stadt in der Richtung von Westen nach Osten; nämlich die Straße Am Berge, Jüden- oder Harzstraße und Marktstraße, Faktoreis oder Vincentstraße und Langestraße, endlich Bäurische Straße und Katharinenstraße. Die Querverbindung zwischen diesen Straßenzügen wurde, abgesehen von einigen kleinen Gassen, lediglich durch die Tränkestraße hergestellt. Den Verkehr nach außen vermittelten nach dem Harze zu das Neue Tor, nach Halberstadt und Wernigerode das Tränketor, nach Quedlinburg und Nordhausen das Lattenstedter oder Töpfertor, an dessen Stelle dann später das Lühner Tor trat. Von der Stadtmauer, die ehemals mit 42 Mauertürmen versehen war, ist noch jetzt etwa die Hälfte erhalten (Abb. S. 392 und S. 401).

Außer Linzeke sind auch die wüst gewordenen Siedlungen Goltorf, Tienrode, Moordorf und Kallendorf mit einem Teile oder der Gesamtheit ihrer Feldmark in der Stadtflur aufgegangen; nur Helsingun blieb als Vorwerk bestehen.

Gleichzeitig mit der Stadt entstand auch die dem heiligen Bartholomäus geweihte Pfarrkirche, die noch heute unterhalb der Burg am Schloßberge gelegen ist. Ihr ursprünglicher Bau aus dem Ende des 12. Jahrhunderts bestand aus einem dreischiffigen basilikalischen Langhaus, mit vortretendem Turm im Westen und entsprechend vortretendem Chorrechteck im Osten; hieran schloß sich vermutlich eine Apsis an, ein Querhaus dagegen fehlte. Mit dieser Pfarrkirche wurde im 13. Jahrhundert durch die Grafen von Blankenburg ein Kollegiatstift von Weltgeistlichen und um die Mitte des Jahrhunderts auch ein Konvent von Zisterziensernonnen verbunden. Der Propst des Kollegiatstiftes war zugleich Pfarrer der Stadt. Vor 1296 wurde das Stift dem Nonnenkloster in der Weise einverleibt, daß der Propst und die bisherigen Chorherren hinfort ihre Pfründen von diesem erhielten; auch bekam das Nonnenkloster das Patronat. Diese Gründungen haben ihre Spuren auch in baulichen Änderungen der Kirche hinterlassen: in frühgotischer Zeit wurde der romanische Chor umgebaut und

nach Osten erweitert, um hier dem regelmäßigen gemeinsamen Gottesdienste der Kanoniker Platz zu schaffen; ferner wurden, durch Verlängerung der Seitenschiffe bis zum Ostende des romanischen Chorteiles, zwei besondere Kapellen geschaffen und über der südlichen dieser Kapellen eine Empore für die Nonnen angelegt. Noch später ist dann der Umbau zu einer Hallenkirche erfolgt.

Neben der Bartholomäuskirche tritt die Katharinenkirche sehr zurück, obwohl auch sie zeitweilig das Pfarrecht besessen zu haben scheint. Größere Bedeutung erlangte sie erst, als Herzog Ludwig Rudolf sie zur Garnisonkirche bestimmte und an ihrer Stelle seit 1728 einen Neubau aufzuführen ließ, der 1735 geweiht wurde. 1806 wurde die Katharinenkirche zweite Stadtkirche, fiel aber dem großen Brande im Jahre 1836 zum Opfer.



Blankenburg. Stadtplan um 1700

Die Allerheiligenkapelle, die nach ihrem Stifter, dem aus dem Blankenburger Grafenhaufe hervorgegangenen Bischof Hermann von Halberstadt, auch Hermannskapelle genannt sein soll, lag am Schloßberge nach dem Cattenstedter Wege zu; nach 1700 wurde sie abgerissen. Eine Liebfrauenkapelle endlich befand sich unter dem Heidelberge an der Stelle des späteren Militärlazarets.

Die Verwaltung des Gemeinwesens geschah durch den Rat der Stadt. Seine Zusammensetzung in den einzelnen Zeiten ist verschieden. Bald bestand er aus nur einem Bürgermeister und vier Ratsleuten, bald teilten



Blankenburg. Rathaus

sich zwei Bürgermeister und Ratsleute in die Geschäfte; 1715 waren es sogar vier Bürgermeister und drei Rämmerer, während Ende des 18. Jahrhunderts wiederum zwei Bürgermeister, zwei Rämmerer und ein Stadtschreiber den Magistrat bildeten und von einem Stadtsyndikus und vier Stadtgemeindevorstehern unterstützt wurden. Das Rathaus, dessen Vorhandensein zuerst 1442 bezeugt wird, stammt in seiner jetzigen Gestalt wesentlich aus dem 16. Jahrhundert.

Eine reiche, nach bürgerlicher Selbständigkeit strebende Stadt ist Blankenburg nie gewesen. Dazu war die Umgebung viel zu ärmlich, und die unmittelbare Lage am Gebirge und das damit zusammenhängende Fehlen einer großen Heerstraße verbanderte eine gedeibliche Weiterentwick-

lung. Als die Grafen die Stadt begründeten, schufen sie in ihr lediglich einen Stapelplatz für die Erzeugnisse des Harzes an Holz, Eisen und anderen Metallen. Aber ein bedeutender Handel mit diesen Erzeugnissen hat sich doch nie entfaltet. Ebenjowenig entwickelten sich unter den Bürgern Gewerbe, die für die Ausfuhr arbeiteten. Höchstens das Brauwesen — das Braurecht lag auf 41 Häusern — war von etwas größerer Bedeutung. So herrschte denn in der Stadt im allgemeinen bis in das 19. Jahrhundert hinein nur mäßiger Wohlstand, besonders als nach dem Tode Ludwig Rudolfs' das üppige Leben des Hofes, das den Bürgern mancherlei Verdienst gegeben hatte, aufhörte. Fremde schalten wohl einmal gelegentlich über die holprigen Straßen und die unansehnlichen Gebäude des Städtchens.

Erst gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts ging es wieder langsam aufwärts. 1848 wurde das Leibbataillon des Braunschw. Infanterie-Regiments nach Blankenburg verlegt. 1875 bekam die Stadt ihre Eisenbahnverbindung mit Halberstadt. Mehr und mehr breitete sich auch die Industrie aus, ohne jedoch das Ansehen, das Blankenburg gleichzeitig als Luftkurort und Ruhezitz erlangte, zu schädigen.



Hasselfelde und Stiege

Von O. Habne

Der Hauptfluß unseres so viel besuchten und so oft beschriebenen und besungenen, schönsten Waldgebirges, des Harzes, ist die zwischen hohen Talwänden schäumend rauschende Bode. Nördlich von ihr ragt am Rande des sie begleitenden Höhenzuges auf steilem Fels die Blankenburg weitschauend in die Lande, in gleicher Entfernung liegt südlich auf weiter Hochebene Hasselfelde. Ein Kranz von herrlichen Buchenwäldern und dunkeln Fichtenbeständen umschließt in mächtigem Kreis ihre weitausgedehnte Feldmark mit den vielen Kartoffelfstücken, den Roggen- und Haferfeldern, sowie den saftig grünen Wiesen im Talgrunde. Hier und da glitzert der stille Spiegel eines friedlichen Teiches im lichten Sonnenschein durch die klare Luft, und aus der Ferne klingen melodisch die abgestimmten Glocken der noch immer zur Waldweide ziehenden Kühe und Rinder, während der alte Schäfer in beschauliche Betrachtung versunken, das spärliche Gras auf dürrer Leide durch seine von dem alten Hund betreute große Herde hell- und dunkelfarbiger Schafe abweiden läßt. Hirsch und Reh, das heimliche Schwarzwild und die andere reiche Tierwelt zeigen sich jedoch meist nur dem Naturfreunde noch, der im frühen Morgengrauen auf einsamen Holzwegen abseits der viel belauften Wanderpfade und Autostraßen durch den tafrischen Wald zu wandern gewohnt ist.

Aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit wissen wir nichts über diese entlegene Gegend. Wohl finden sich an den Harzrändern Wallburgen und Grabhügel mit Funden der Stein-, Bronze- und Eisenzeit, sowie Reste von Pfahlbauten. Auch manche Berge, wie Donarshöhe, Bockhornberg, Hiebichenstein, Roßtrappe und Herentanzplatz bewahren noch im Namen Erinnerungen an den heidnischen Götterdienst, der sich in

immer entlegenere Stätten vor dem Glaubenseifer der fränkischen Mönche zurückziehen mußte. Im eigentlichen Gebirge sind bisher nur ganz vereinzelte Funde alter Steinwaffen gemacht, die von kühnen, in jene Waldwildnis sich vorwagenden Jägern herrühren mögen.

Mindestens zwei alte Wege aber sind doch wohl schon zur Heidenzeit öfters begangen gewesen, so der „Heidenstieg“, heute meist „Kaiserweg“ genannt, der von Goslar über Schulenberg, „Iserneweg 1483“, Torfhaus und Königskrug nach Ellrich führte und die „hohe Straße“ oder „der Stieg“, die sich mit der „Harzschützenstraße“ bei Stiege vereinigt. „Hohe Straße“ bei Güntersberge, „Hohewegaborn, Kreuzwege, Galgenberg“ bei Stiege, auf dem um 1800 noch eine umgefallene Säule des Galgens vorhanden war, Burg auf dem „Käseberge“ bei Hasselfelde, „Hasenfort 1568“ = Hasselfurt und „Harzweg“ westlich der Hasselfelder Hagenmühle, „Trageburg“ an der Rappbode, „Harzweg 1724“ im Forstamtsbezirk Tanne, „Doringvordeswech 1427“ beim Tanner Silberkult, Försterei Wiedfeld, „Lietweg“ am Wurmberg-Weg am Abhang, von dem die Sage geht, daß er den Harz von Südosten nach Nordwesten durchquere, „Stiegerweg“ mit alter Steinpackung und „Ulmerweg“ am Wurmberg, „Steinweg 1571“ nach Torfhaus zu, „die alte straß, welche ordt fast ben under dem Brockenberg ist (1550)“, sind für uns noch faßbare Punkte dieses alten Harzweges.

Der Kultur erschlossen wurden die ausgedehnten Hochflächen des Ostharzes erst durch die zahlreichen Jagdhöfe der fränkischen Zeit, die sich schon an ihrer Endung auf -felde als solche erkennen lassen. Bodsfeld, Wiedfeld = Waldsfeld, Selkefelde, wohl auch Erdfeld, Birkenfeld und noch einige andere gehören zu ihnen, nicht zuletzt auch mit seiner in der Anlage Bodsfeld ähnlichen Burgstelle auf dem Käseberge Hasselfelde, dessen Stadtwald, einst ein welfisches Allod (Eigenbesitz), zum königlichen Bannforst gehörte. Schon um 1250 führte der Trockweg von Tilleda am Kyffhäuser und Nordhausen an Burg Hohnstein hinauf zum Harz über Stiege und Hasselfelde, die Trogsurten der Bode und Elbingerode nach Wernigerode als zwar beschwerliche, aber viel benutzte Heerstraße. Die drei Einzelsiedlungen West-, Mittel- und Ost-hasselfelde, die 1209 ge-



Hasselfelde um 1650

nannt werden, schlossen sich dann jedenfalls vor 1346 auf dem dreiseitig steilabfallenden Stemmberge zwischen Hasselbach und Selke = Sumpfbach oder Brummecke — brauner Bach zur Stadt zusammen, die von einem heute noch mehrfach erkennbaren Wall und Graben — 1725 stand noch ein Stück Mauer — geschützt war und eine freie Fleischbank, freien Wochenmarkt, Untergericht und Münzgerechtigkeit besaß. Ihr Rat hatte nachweislich ein Braubaus, eine Schenke und Mühle. Eine nach dem Orte genannte Ritterfamilie wird im dreizehnten Jahrhundert mehrfach erwähnt, und die Regensteiner Grafen besaßen dort Länderei, sowie die Vogtei. Wichtig für die Entwicklung Hasselfeldes war außer dem Handelsverkehr auf den Harzstraßen der schon früh dort oben einsetzende Bergbau auf Silber, Kupfer und Eisen (Haselhütte und Gottesgabe), der noch um 1800 die Eisenplatten der Stubenöfen lieferte.

Eine schwere Verheerung der Stadt, in der zur Zeit ihrer Blüte fünfhundert Bergleute gewohnt haben sollen, durch die Hohnsteiner Grafen im vierzehnten Jahrhundert wird durch die Volksüberlieferung auf Räubereien und Untaten der übermütigen Bergknappen zurückgeführt, die den Bann des Papstes und die Reichsacht des Kaisers nach sich zogen. Nach tapferer Verteidigung sei der Ort durch Untergrabung der Stadtmauer schließlich erobert und zerstört, fast alle Einwohner seien niedergemacht. Noch Merian weiß zu melden: „Die Stadt sei vor diesem mit Mauern und Wällen, wie die rudera und Fragmente ausweisen, wol versehen und sehr fest gewesen, aber nachgehends beleget und verstorét worden, welches dann nicht allein die Laufgräben, sondern auch die alte Schanze, so gegen Mitternacht hart vor dem Städtlein lieget, vor Augen stellet.“ In der Folgezeit wird Hasselfelde bei gelegentlichen Erwähnungen ein Flecken oder Vleek genannt, bis um 1800 es wieder als Stadt bezeichnet wird. Vier große Brände (1559, 1705, 1794, 1834) haben die Führung der Straßen verändert, das Straßenbild fast völlig neu gestaltet und mehrfachen Neubau (zuletzt 1845) der Johannes dem Täufer geweihten Kirche bedingt.

An die einst westlich von Hasselfelde gelegene kleine Ansiedlung Hagen erinnern nur noch die Hagenmühle an der Hassel und die Flurnamen „Hagenbusch 1735“, „Hagenbach“, „Hagenbruch“, „Hahnesfurt = Hagenfurth“, „Hagenfeld“, „Hagenkirche“ und „kleine Gemeinde“. Hasselabwärts haben wir auch das sagenhafte Gertrudennonnenkloster in der Seldmark zu suchen, wo ein „Klosterweg“, „heilige Äcker“, „Bruderstieg 1508“, „Paradies“ vorhanden ist und „altes Mauerwerk“ um 1800 noch erkennbar war. Ob dieses Nonnenkloster an Stelle eines 1227 erwähnten, aber bald wieder aufgegebenen Augustinerklosters St. Marien im Paradiese trat, bleibt zweifelhaft.

Stiege (to deme Styghe 1329, im vierzehnten Jahrhundert auch „das heidnische Stiege“) verdankt Namen und Bedeutung seiner Lage am obenerwähnten „Hohen Wege“, dem „Heidenstiege“. Ebendadurch ist die Anlage der mächtigen Trugburg auf hohem Fels über dem Schloßteiche hervorgerufen, in dessen klaren Wassern sich seine alten, von hohen Bäumen fast verdeckten Mauern spiegeln. Die Blankenburg-Reinstener Grafen waren um 1300 ihre Erbauer. Gern weilten sie auf ihr und Graf Botho II. von Blankenburg wird der Ausspruch zugeschrieben:

„Eh ic wollt verlaten mynen leven Stieg,
Wollt ic verlaten mynen edlen Lief.“

Oft diente das Schloß als Witwensitz der Blankenburger Gräfinnen, wurde auch als Unterpfand verschiedentlich versetzt und blieb vor dem von Thüringen andringenden Bauernaufruhr glücklich verschont. Wallensteiner Offiziere und Graf Hatzfeld mit seinen Kürassieren hausten hier im Dreißigjährigen Kriege, die Schwedenschanzen, die im Siebenjährigen Kriege erneuert wurden, erinnern noch an diese wilden Kleinkämpfe.

Als Sitz der Verwaltungsbehörden von Forst und Domäne und Mittelpunkt des Amtes Stiege, zu dem auch einst Hasselfelde, Trautenstein und Allrode gehörten, diente das Schloß, bis es 1892 an Private verkauft und zu einem Erholungsheim im Innern stark umgebaut wurde.



Stiege um 1850

„Dieses alte Schloß,“ sagt 1788 Stübner in seinen Denkwürdigkeiten des Fürstentums Blankenburg, „ist mit mehrern teils in Felsen ausgehauenen, teils mit starkem Mauerwerk und mit Trägern befestigten Kellern, auch mit drei Gefängnissen versehen. Eins der letzteren hat weder von Licht noch von freier Luft Zugang, aber verschiedene eingemauerte Krampen zum Anschließen der Gefangenen. Ein anderes in einem alten Turme, worin jetzt eine Wendeltreppe ist, heißt der Pfaffenwinkel, weil man der Sage nach einen Pfaffen darin hat verhungern lassen.“

Eisensteingruben und Schlacken am Tiefenbach, „Kupferberg“ und „Kupfergrube“, „Zechenhaus 1747“, „der große und kleine Hütteberg“ nach Hasselfelde zu zeugen von dem regen Bergwerksbetriebe alter Zeit. „Die vorzüglichsten Kupfergruben dieser Gegend waren die Ludewigsgrube (nach Herzog Ludwig Rudolf benannt) und Mariane. Im Orte selbst liegen viel Kupferschlacken unter dem Dorfteiche, wo die Schmelzhütte, urkundlichen Nachrichten zu Folge, im Jahre 1577 noch stand, aber damals schon drei Jahre lang nicht mehr im Gebrauch gewesen war.“

Die Stieger Kirche, ursprünglich nur eine Schloßkapelle, war ein dem Apostel Jakobus dem Jüngeren geweihter Fachwerkbau, der 1590 erweitert, aber 1707 wegen Enge und Baufälligkeit abgerissen wurde. Auf einem Grunde, in dem die gräflichen und adeligen Begräbnisse mit ihren alabasternen Monumenten verschüttet liegen, ist dann der schlichte Neubau errichtet und am 13. September 1711 als Kirche „zur Hülfe Gottes“ im Beisein der ganzen Hofgesellschaft eingeweiht. Als Gast weilte damals in Blankenburg der Zarewitsch Alexei, der sittlich verwilderte Sohn Peters

des Großen, dem Herzog Ludwig Rudolfs zweite Tochter, die als „Prinzessin von Wolfenbüttel“ so bekannt gewordene Charlotte Christine Sophie, wenige Wochen darauf zu Torgau in tief unglücklicher Ehe vermählt wurde. Da man zugleich mit der feierlichen Einweihung auch eine kirchliche Handlung vornehmen wollte, aber gerade keinen Täufling aus Stiege zur Verfügung hatte, wurde ein Kindlein aus Hasselfelde bei dieser Gelegenheit feierlich getauft.

Von der Höhe des Schloßberges genießt man einen herrlichen Rundblick auf die dunkeln Harzberge: Victorshöhe und der Auerberg erheben sich im Osten, die Berge des Ilfelder Klosterforstes und die Bennedeksteiner Wälder schließen den Süden und Westen, während im Nordwesten der Achtermann, Wurmberg, Königsberg und Hohne mit dem Vater Brocken in charakteristischen Linien den Horizont begrenzen.



Kloster Michaelstein

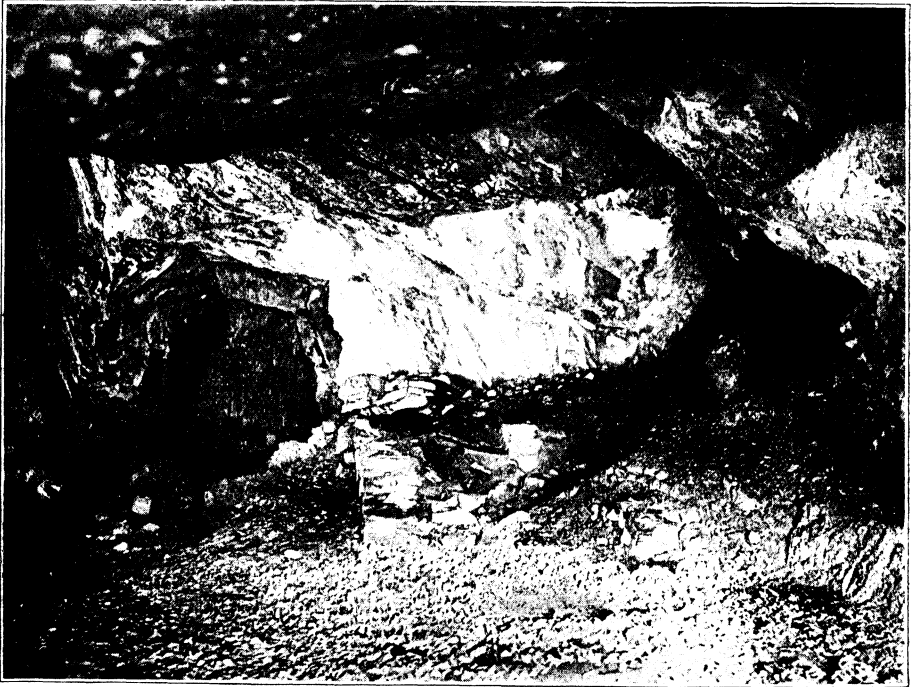
Von A. Steinauer

Als das jüngste der fünf braunschweigischen Zisterzienserklöster wurde Michaelstein erst im Jahre 1146 gegründet, und, gleich Walkenried und Amelungsborn, von Altenkampen aus. Indessen lassen sich die Vorbereitungen hier wie bei den meisten Zisterziensergründungen mehrere Jahre zurück verfolgen. Bei Michaelstein aber ist gerade diese Entstehungsgeschichte besonders interessant. Auch blieb das Kloster später in der Entwicklung ein wenig zurück, und ist daher die einzige Zisterzienserunternehmung unseres Landes, die es zu keiner Tochtergründung gebracht hat.

An der Stelle, wo noch heute die Reste des Klosters, umgeben von lieblichen Teichen, am nördlichen Harzrande wenig westlich von Blankenburg liegen, befand sich das Kloster frühestens seit dem Jahre 1153. Bis dahin stand hier eine Siedelung mit Namen Evergodesrode. Das Kloster brachte seinen eigenen Namen mit von der Stätte seiner ersten Anlage, dem Michaelstein, einem unterhöhlten Felsvorsprunge aufwärts in dem beim ehemaligen Evergodesrode sich öffnenden Tale des Goldbaches. In der Folge kam der alte Name jener Gründungsstätte in Vergessenheit. Heute kennt sie niemand mehr als den Michaelstein, sondern als den Volkmarsteller. So nämlich heißt die von dem Felsen umschlossene Höhle, und zwar nach einem längst wieder verschollenen Lokalheiligen Volkmann, zu dessen Reliquien hierher gewallfahrtet wurde.

Der Volkmarsteller selbst aber ist eine der ältesten frühchristlichen und darüber hinaus auch noch in die germanische Heidenzeit zurückreichenden Kulturstätten unserer engeren Heimat. Die Höhle ist eine natürliche, durch Wasserauswaschung entstandene Bildung im devonischen Kalkstein, wie die größeren Höhlen bei dem nicht weit entfernten Rübeland. Wir haben nun Grund anzunehmen, daß die Höhle bereits ein Heiligtum Wodans war, als das Christentum kam. Wodan wohnte in den Bergen und galt als Führer der Toten sowie als Kriegsgott. Er lebt in unserer heimischen Sagenwelt fort als Hackelberg, als Führer der wilden Ge-

spensterjagd. Für die neue christliche Vorstellung also wurde er einerseits zum unheimlichen Dämon, andererseits aber ging er auf in der Vorstellung des Erzengels Michael als himmlischen Kriegers und Führers der seligen Heerschar. Da war es dem christlichen Eifer nicht allzuschwer, wie anderswo, so auch in und über unserer Harzhöhle den heidnischen Herrn dieser Kultstelle, Wodan, durch den heiligen Michael zu ersetzen. Nur wenig über ein Menschenalter nach der Christianisierung

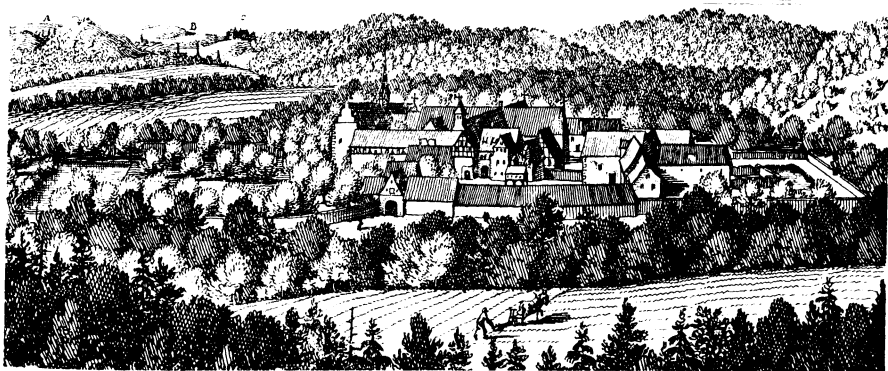


Die Höhle des Volkmarskellers vom Nebeneingange (im Süden) aus

Sachsens war vergangen, als eine Frau namens Liutbirg im frommen Eifer dieses Werk unternahm. Sie ließ sich als Klausnerin vom Halberstädter Bischof selbst im zweiten Viertel des neunten Jahrhunderts als Hüterin der Höhle einsegnen und wurde in dieser, der inzwischen zur Kirche des hl. Michael geweihten, ein abermaliges Menschenalter später als eine der Heiligkeit würdige Frau begraben. Zu ihren besonderen Verehrerinnen gehörte außer einer Schar von jungen Mädchen, die sie zur christlichen Erziehung um sich versammelte, auch die Gattin Pia des Harzgrafen Friedrich, den wir uns auf dem etwa 20 Minuten weiter westwärts im Walde gelegenen Königshof Erdfelde gelegentlich wohnend zu denken haben. Dieser Königshof war der Verwaltungsmittelpunkt eines von der Bode bis zur Heimburg reichenden Forstreviers, seine Stätte wird uns daher auch noch 1483 als die eines Jagdhauses genannt. Er ist vielleicht schon im Jahre 1115 gelegentlich eines Sachsenaufstandes gegen den König mitsamt der Heimburg zerstört worden. Die neuerdings freigelegten Grundmauern Erdfeldes gewähren einen lehrreichen, in unserer Gegend

einzigartigen Einblick in eine karolingische Hofanlage mit Sachwerkoberbau auf massiven Grundmauern. S. auch S. 360 f.

Den Michaelstein mit seiner Kirche schenkte König Otto der Große im Jahre 956 dem Stift Quedlinburg. Später scheinen Einsiedler die Kirche versorgt zu haben. Einer davon wird jener Volkmann gewesen sein, von dem wir freilich zuerst 1277 hören, und der dann als Mitheiliger der Kirche des Michaelsteins an Stelle des in Vergessenheit geratenen hl. Michael, neben der Mutter Maria als der Zisterzienserheiligen, vor-
gestanden hat. Und das kam so. Die Einsiedler hatten sich in der Folge zu einer Gesellschaft vereinigt, die schließlich zu einer Klostergründung



Das Kloster Michaelstein, nach Merians Stich von 1654

drängte. Ihrer Organisation nahmen sich alsbald die Zisterzienser an. Ein Mönch gewordener ehemaliger Ritter Burchard sowie die Quedlinburger Äbtissin Beatrix, die von 1138—1160 amtierte, als die Herrin des Michaelsteins selbst, schenkten willig die zur Ausstattung einer Zisterziensergründung nötigen Güter und Rechte. Beatrix als die wichtigere Gönnerin galt daher auch als die eigentliche Gründerin des Klosters und genoss des Vorzugs, als einzige Frau in seiner Kirche begraben zu werden. Wir hörten schon, daß die Zisterzienser nur wenige Jahre auf dem Michaelstein ihre Hauptniederlassung gehabt haben. Aber es blieb dort ein Wirtschaftshof mit einer kleinen, klosterartigen Anlage auf dem Michaelstein, deren Grundmauern noch zu sehen sind. Sie besaß eine vermutlich der Maria geweihte Kapelle, die mit der, inzwischen künstlich erweiterten, im besonderen dem hl. Michael und später dem hl. Volkmann geweihten Höhlenkirche durch einen Schacht verbunden war. Die ganze Anlage diente im späteren Mittelalter als Wallfahrtsort. Er wird infolge der Reformation wüst geworden sein.

Nach Zisterzienserart beruhte der Wohlstand des Klosters auf rationeller Bodenbewirtschaftung. Es legte große Wirtschaftshöfe in der weiteren Umgegend an, deren bedeutendster, noch heute als Landesdomäne bestehender, in Winningen erst seit 1254 eingerichtet wurde. Stadthöfe zum Verkaufe seiner landwirtschaftlichen Produkte waren in Blankenburg, Halberstadt, Quedlinburg und Aschersleben. Erwerbungen, die das Kloster verhältnismäßig spät, erst im 13. Jahrhundert, in Medlenburg machte, beeinflusst vielleicht durch die dortige Kolonisationstätigkeit Amelungsborns



Michaelstein, Inneres des gegenwärtigen Kirchenraumes



Michaelstein, Speisesaal der Mönche

(vergl. S. 332), gediehen nicht hinreichend. Das Kloster scheint sich durch eine gute innere Disziplin ausgezeichnet zu haben. Seine Äbte wurden zu ungewöhnlichen kirchlichen Aufträgen und Streitschlichtungen herangezogen. Trotzdem geriet es in Vermögensverfall und wurde sogar den benachbarten Blankenburger Grafen verschuldet. Das und eine Schutzherrschaft derselben über das Kloster brachte es infolge der Reformation in völlige Abhängigkeit von jenen und seit 1599 ihren Rechtsnachfolgern, den Herzögen von Braunschweig, woraus, nach Abfindung von alten Ansprüchen auch des Stiftes Quedlinburg, gar bald ein unbeschränktes landesherrliches Besitzverhältnis hervorging. Damit zusammen hing aber auch eine erneute Fürsorge für das Kloster. Eine protestantische Klosterschule wurde in ihm 1544 eingerichtet, die bis 1717 bestand und weiter als Predigerseminar bis 1807. Der Abtstitel wurde auch von den Herzögen als protestantischen Landesbischöfen weiter verliehen, unter anderen an den berühmtesten protestantischen Theologen des 18. Jahrhunderts, den Professor Mosheim in Helmstedt, der Titel wird aber als Propagandatitel noch heute auch im katholischen Zisterzienserorden geführt. Hatten doch die Zisterzienser in den Wirren des Dreißigjährigen Krieges auch Michaelstein mehrere Jahre wieder besetzen können.

Das Kloster wurde im Jahre 1525 durch die Bauern verwüstet, die dabei zerstörte Kirche wurde nicht wieder hergestellt. Dagegen sind noch wesentliche Teile der Mönchswohnung, der Klausur, mit den Kreuzgängen, aus dem 12. und 13. Jahrhundert erhalten. 1718 wurde in sie mit wenig Mitteln eine sehr wirksame kleine Barockkirche eingebaut. Als ihr Erbauer kommen wohl nur Christoph Leonhard Sturm oder Hermann Korb in Frage, beide zu den wenigen namhaften deutschen Architekten ihrer Zeit gehörend. Abb. S. 410. — Ein Torturm mit schöner Barocklaterne trägt die Jahreszahl 1713.



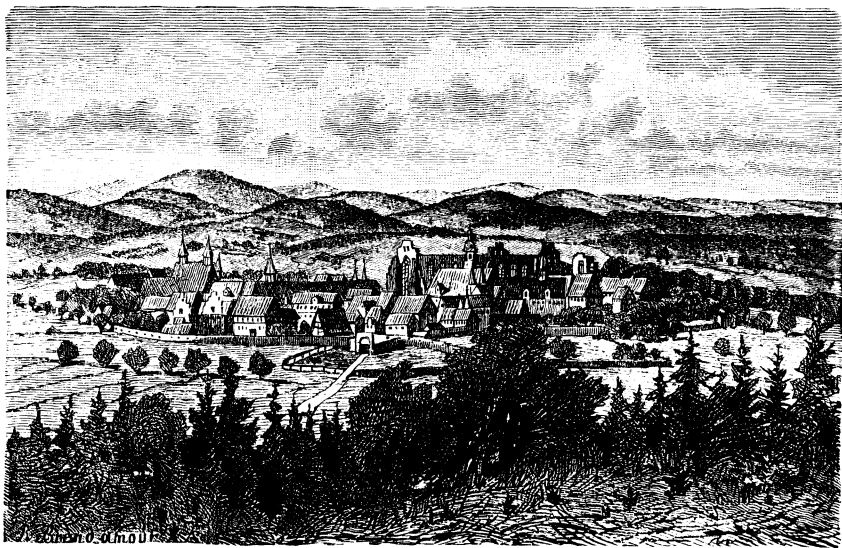
Walkenried

Von A. Steinacker

Schon im Jahre 1129 bezogen, nur 10 Jahre nach der endgültigen Festsetzung des Ordensstatutes, der carta caritatis, ist Walkenried am Südrhede das vielleicht älteste norddeutsche Kloster der durch Bernhard von Clairveaux (vergl. unter Amelungsborn S. 332) zu dem mächtigsten Orden des hohen Mittelalters entwickelten Zisterzienser. Trotzdem hat es sich an der von ihren deutschen Niederlassungen, voran Amelungsborns, betriebenen Germanisierung des noch heidnischen slavischen Ostens nicht direkt beteiligt. Im Gegenteil liegen seine beiden Tochtergründungen Sittichenbach und Pforta durchaus hinter der Frontlinie dieser deutschchristlichen Ordenspropaganda, südöstlich von Walkenried nach Thüringen hinein, ebenso das von Walkenried aus ganz aus eigenem Besitz ausgestattete Zisterziensernonnenkloster Nikolausrode. Aber der landwirtschaftlichen Kulturaufgabe seines Ordens hat Walkenried im größten Umfange genügt.

Die Siedlung wird als Walkenried zuerst 1085 erwähnt, wo sich ein Edelmannt namens Volkmar nach ihr nennt, wahrscheinlich jener gleich-

namige Stammvater der späteren Grafen von Klettenberg, dessen Gemahlin Adelheid die Gründerin unseres Klosters geworden ist. Es ist ferner höchst wahrscheinlich, daß jener Volkmar oder seine Sippe auf der nahen Sachsenburg bis zu deren Zerstörung im Jahre 1074 im Aufstand der Sachsen gegen Kaiser Heinrich IV. gehaust haben und erst dann auf der ebenfalls nicht weit gelegenen Burg Klettenberg sich niedergelassen haben. In der That befand sich die Sachsenburg, bereits als Ruine, schon unter den Gütern der ersten Ausstattung Kloster Walkenrieds durch seine Gründerin, die Gräfin Adelheid von Klettenberg. Ursprünglich aber



Walkenried, nach Merians Stich von 1654

wird der weltliche Ort Walkenried ein Zubehör der Sachsenburg gewesen sein, vielleicht deren Wirtschaftshof, denn einen solchen müssen wir normaler Weise zur Versorgung der Burginsassen in ihrer Nähe voraussetzen. Gemäß der durchaus glaubhaften Klosterüberlieferung hätte Adelheid ihre geistliche Stiftung schon im Jahre 1127, also zwei Jahre vor dem Bezuge des Klosters durch die Mönche, vollzogen. Die Einrichtung war eben nicht sofort zu bewerkstelligen, und gerade hier um so weniger, als es erst noch einer Auseinandersetzung mit dem Benediktinerkloster Huyseburg, nördlich von Halberstadt, bedurfte. Auf der Huyseburg nämlich hatte sich der Gemahl Adelheids, Graf Volkmar, als Mönch einzukleiden lassen, und dabei Huyseburg unter anderen Gütern bereits auch Walkenried verschrieben, freilich vorbehaltlich einer seiner Gemahlin auf diese Güter angewiesenen lebenslänglichen Rente. Von dieser wurde nun Huyseburg befreit, mußte dafür aber Walkenried und zwei Nachbarsiedelungen der Adelheid zu einer Klosterstiftung überlassen, und zwar sollte zunächst Huyseburg selbst das neue Kloster mit Mönchen besetzen. Schließlich aber weigerte es sich, — der alte Benediktinerorden besaß damals nur noch wenig Unternehmungslust — und so blieb nichts übrig, als seinem verjüngten Ableger, dem Zisterzienserorden, die neue Gründung anzubieten. Der griff sofort zu, und zwar erhielt Altenkampen am Nieder-

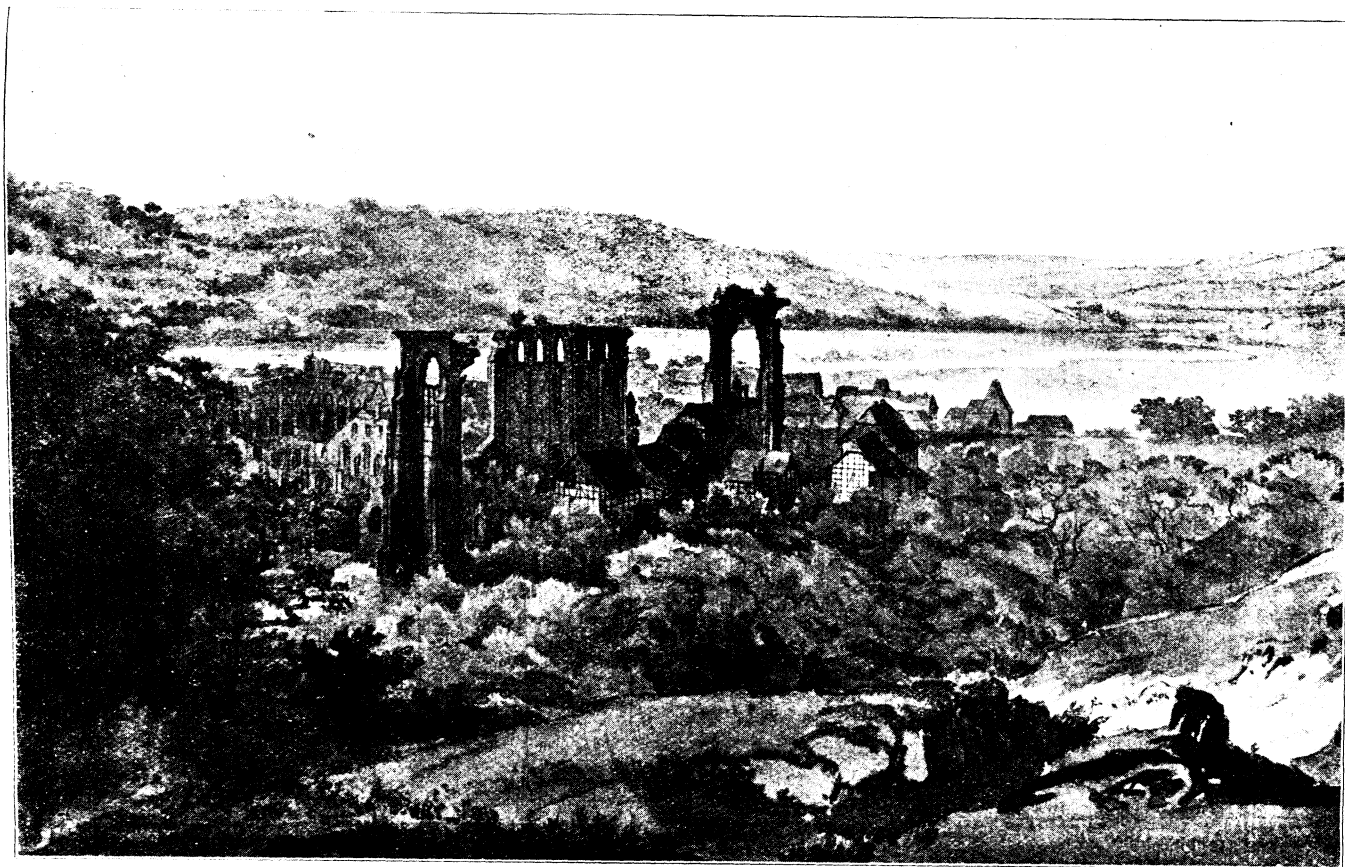
rhein den Auftrag, den Konvent zu stellen. Es war dies das erste Tochterunternehmen jenes fernen Klosters im heutigen Lande Braunschweig. Ihm folgten zunächst Amelungsborn und Michaelstein. Walkenrieds Güterbesitz wurde alsbald noch in der nächsten Nachbarschaft, dann auch in größerer Entfernung, erheblich vermehrt, 1132 bereits mit den nächsten, das Wiedatal einschließenden Harzhöhen Mosiberc, heute Moseberg, und Echinberc, heute Eichenberg. 1137 schloß eine feierliche Bestätigungsurkunde Papst Innocenz des Zweiten diese Ausstattungsperiode ab. Die Klostergebäude wurden allerdings nicht an der Stelle der bisherigen Siedlung Walkenried angelegt, die vielmehr noch eine Zeitlang für sich als Altwalkenried in Form eines einzelnen Wirtschaftshofes weiter existierte, sondern von vornherein 1 Kilometer weiter abwärts an der Wieda, wo sie noch heute als Klosterdomäne liegen. Abb. S. 412 und 415.

Rastlos erweiterte das Kloster seine Liegenschaften und Rechte über den 1137 erreichten, schon recht stattlichen Umfang. Namentlich war es arbeitsfreudig und weitblickend genug, in der versumpften Bruchniederung der Helme, östlich von Walkenried hinter Nordhausen, ein leicht erreichbares und ihm jedenfalls auch leichtem Herzens von den bisherigen Besitzern abgetretenes Gelände zu erwerben, das es alsbald zu entwässern und der Landwirtschaft nutzbar zu machen unternahm. Der Erfolg war so gut, daß Kaiser Friedrich der Rotbart durch den als Ingenieur offenbar eben hier erprobten Walkenrieder Klosterbruder Jordan nun auch das untere Nied östlich vom Kyffhäuser wirtschaftlich erschließen ließ. 1188 scheint diese Kulturtat vollendet gewesen zu sein. Aus dem Sumpflande war durch die rastlose Tätigkeit der Mönche die heute noch ihrem Eifer Ehre machende Goldene Aue geworden. Als Belohnung erhielt Walkenried zu seinem eigenen Niedebsitze noch erheblichen Zuwachs. Die dauernde Nutzung dieser ausgedehnten Kulturf Flächen konnte das Kloster allein nicht durchführen. Man ließ, vermutlich durch Vermittelung Altenkampens, niederländische Kolonisten kommen, die nach eigenem Recht hier dauernd angesiedelt wurden.

So wurde Walkenried zum reichsten Zisterzienserkloster wohl ganz Nord- und Mitteldeutschlands. Seine zahlreichen, lange Zeit selbst bewirtschafteten Klosterhöfe im südlichen Vorlande des Harzes in und bei der Goldenen Aue fanden ihre Zentralstelle in einem großen Stadthof des Klosters zu Nordhausen. Rings um Walkenried selbst aber rundete es seinen Besitz ab zu einem abgeschlossenen Territorium, das heißt zu einem eigenen Herrschaftsbezirk, in dem kein anderer weltlicher Herr mitzureden hatte. Dieses Hobeitsgebiet, auf das sich sein späterer Anspruch auf die Reichsstandschaft und sein Stimmrecht beim Obersächsischen Kreise gründete, erstreckte sich auf die Harzhöhen bis an die Bode, mit Einschluß der Dörfer Hobegeiß, Wieda und Zorge, und südwärts bis zur Landesgrenze mit Einschluß des Dorfes Neuhoß und des Walkenrieder Domänenvorwerks Wiedigshoß, beides ursprünglich nur Wirtschaftshöfe des Klosters. Nach Zisterzienserkonvention suchte es auch die Harzer Gebirgsprodukte, vornehmlich die Metalle, auszubeuten. Schon im Jahre 1188 besaß es Hüttenwerke im Gebirge, 1237 legte es Kupferhütten am Brunnensbache an. Daran erinnert noch heute der Bahnhof Brunnensbachersmühle; diese selbst, seit 1798 Vitriolbrennerei, sowie ein Blaufarbenwerk und zwei andere Hütten- und Sägemühlen am nahen Schächerbach sind freilich nicht mehr vorhanden.

Der Walkenrieder Hüttenbetrieb beschränkte sich aber durchaus nicht auf dieses näher gelegene Harzgebiet. Wir finden das Kloster vielmehr schon im Jahre 1157 an der Erzgewinnung des Rammelsbergs beteiligt. Damit hängt zusammen, daß es schon im Jahre 1209 einen Hof in Goslar besaß, der der Mittelpunkt einer auch landwirtschaftlichen Ausbeute des dortigen Harzvorgeländes, namentlich am Sudmerberge, wurde. Eine völlig eigene Gruppe von Hüttenwerken schufen sich die Walkenrieder Mönche dazu auch in der Gegend von Seesen, ebenfalls also am leichter zugänglichen und infolge seiner Wasserfülle für den Mühlenbetrieb der Hammerwerke nugharen Harzrande. Hier verwandelten sie seit dem Jahre 1224 das alte Dorf Kemnade in einen reinen Wirtschaftshof als Mittelpunkt aller ihrer dortigen Unternehmungen. Er hieß fortan einfach der Münchshof und so heißt noch heute das daraus wieder in die alte Siedlungsform zurückverwandelte Dorf. Diese und andere Besitzungen an der Südwestecke des Harzes mochten einen großen Teil ihrer Produkte in dem Klosterhof innerhalb der Stadt Göttingen zusammenbringen. Wir übergeben die weiter entfernt liegenden Güter und Gerechtsame, Weinberge, Holzgefälle, sowie die vorübergehenden Erwerbungen im Nordosten, namentlich in Pommern, die wohl im Zusammenhange stehen mit ähnlichen, teilweis wirksameren Unternehmungen Amelungsborns und Michaelsteins.

Dagegen wollen wir eines anderen Besitztums als Mittelpunkt rein landwirtschaftlicher Tätigkeit nach etwas ausführlicher gedenken. Es entstand nämlich im nördlichen Vorgelände des Harzes noch der große Klosterhof Schauen, der ebenfalls das alte Dorf dieses Namens in sich aufgesogen hatte. Von ihm abhängig war ein Stadthof im benachbarten Osterwieck. Schauen nun hat in der Folge ein besonders eigenartiges Schicksal gehabt. Im Jahre 1530 wurde der große Hof nebst wieder erstandenem Dorfe und allem Zubehör vom Abt Paulus an die Grafen von Stolberg-Wernigerode verkauft. Den ausbedungenen Wiederkauf konnte Walkenried später nicht durchsetzen. Die Stolberger konnten aber ihrer Erwerbung auch nicht froh werden. 1601 verpfändeten sie dieselbe an Stats von Münchhausen, den reichen und unternehmungslustigen Erbauer des Prunkschlosses von Bevern (vergl. S. 353). Der aber veräußerte das Besitztum schon 1615 weiter an das Halberstädter Domkapitel. Man sollte glauben, daß inzwischen die Walkenrieder Ansprüche gänzlich verklungen seien; mit nichten. Als beim westfälischen Friedensschlusse Walkenried mit all seinen Gütern und Rechten den Braunschweiger Herzogen zugesprochen worden war, findet sich auch Schauen mit dabei. Es hängt das wohl damit zusammen, daß die Herzöge an der Konkursmasse des Stats von Münchhausen — er war infolge der Finanznöte des Dreißigjährigen Krieges zahlungsunfähig geworden — erheblich beteiligt gewesen waren und der Verkauf an das Halberstädter Domkapitel doch wohl nicht völlig beglichen worden sein mochte. Zwar protestierte dieses, aber umsonst. Indes blieben auch die Herzöge nicht lange im Besitze Schauens. Schon im Jahre 1605 wurde es vom Herzog Georg Wilhelm dem Reichsgeneralfeldmarschall Grafen Georg Friedrich von Waldeck geschenkt, und zwar mit der vollen Landeshoheit. Als bald, 1689, wurde es, ebenfalls vorbehaltlos, von Waldeck an den hannoverschen ersten Staatsminister und Kammerpräsidenten Otto Brete weiter verkauft. Und nun erfolgte



Walkenried um 1850, nach einem Aquarell von Georg Treola im Fürst Otto-Museum in Wernigerode

von selbst das Merkwürdige: Otto Grote, ein hannoverscher Untertan, trat damit in die Reihe der unmittelbar nur vom Kaiser abhängigen deutschen Landesherren ein, und das erhielt dadurch seine Bestätigung, daß er als Grote von Schauen zum Reichsfreiherrn erhoben und mit Schauen als einer Reichsherrschaft vom Kaiser belehen wurde. So hatte sich in einer Zeit, die bereits an der Vernichtung der kleinen Herrschaften in Deutschland arbeitete, durch eine sonderbare Verkettung von Umständen noch einmal ein allerkleinstes Gebiet völlig verselbständigt, und gerade in Niedersachsen, wo im übrigen lange schon keine reichsunmittelbaren Kleinherrschaften mehr vorhanden waren. Grotes verloren ihre landesherrlichen Rechte in der Tat erst im Jahre 1807. Die Hoheit über Schauen ging damals, nachdem im Jahre 1805 dem letzten Landesherren aus dem Hause Grote noch feierlich gehuldigt worden war, an das neue Königreich Westfalen über, und zwar auf besondere Bitte der ihrem Erbherrn schon von Haus aus recht auffälligen Schauenschen Untertanen. Denn bei der Einverleibung der übrigen, größeren, benachbarten Gebietsteile in Westfalen war Schauen vergessen worden. Der Reichsfreiherr regierte weiter und er würde vielleicht noch heute regieren, wie etwa die kleinen Landesherren in Vaduz und Monaco, wenn ihm nicht die eigenen Untertanen abgefallen wären. Ein Gegenstück ostfälischer Bistümer kleinsten Formats neben dem großen Vorbilde etwa der Stadt Braunschweig. Aber auch der Reichsfreiherr zeigte sich als ein echter, hartnäckiger Niedersachse. Nach der Schlacht bei Leipzig 1813 trat er flugs die Regierung wieder an und erließ eine Verfassung von 13 Artikeln. Indessen behandelte Preußen Schauen fortan als ein Zubehör seines Halberstädter Landes, in dem es lag, und behielt es auch trotz des feierlichen Widerspruches von seiten des Reichsfreiherrn bis zum Wiener Kongreß, der Preußen denn begreiflicherweise auch die Landeshoheit mit allen zugehörigen Rechten der Verwaltung, der Justiz und des Heerwesens endgültig zugesprochen hat. Alle Rechte als Grundeigentümer blieben natürlich den Reichsfreiherrn Grote und diese besitzen sie noch heute. Wir haben bei diesem sonderbaren Ableger des Walkenrieder Besitztums solange verweilt, weil seine spätere Geschichte uns ein überaus charakteristisches Bild ehemaliger deutscher Eigenbrödelei vermittelt. Es ist auch im einzelnen voll anschaulicher Züge, die uns Albert Reinecke in seiner Geschichte von Schauen, Verlag von A. W. Hildfeldt in Osterwieck am Harz, ausführlich erzählt.

Da das Kloster als ein rein kirchliches Institut sich in den weltlichen Gendeln, in die es infolge seiner ungemein großen und weit verstreuten Besitzungen verstrickt wurde, nicht hinreichend selbst schützen konnte und durfte, so hatte es einen Schützer nötig, einen Schirmvogt aus der Reihe der großen Territorialherren. Im Laufe der Zeit wuchsen die benachbarten Grafen von Hohnstein in die Rolle erblicher Schutzherren hinein, auf die sie Anspruch machten als Nachfolger der Walkenrieder Gründerfamilie, der inzwischen ausgestorbenen Kettenberger Grafen. Es lag hier wie überall in den Umständen, daß der Schutzwogt das Kloster in eine immer größere Abhängigkeit von sich selbst zu bringen suchte, indem er es gegen Ansprüche Dritter schützte. Die Hohnsteiner freilich kamen bis zur Reformationszeit damit nicht zum Ziel. Der Walkenrieder Konvent wußte ihren Ansprüchen stand zu halten. Daß oft herbe Verstimmung zwischen ihm und seinem Schirmvogt geherrscht haben muß, geht aus der Erzählung hervor,

daß ein als Mönch in das Kloster eingetretener Honsteiner Graf von seinen eigenen Klosterbrüdern im Jahre 1327 ermordet worden sei, weil seine Verwandtschaft ihn zum Abte hätte wählen lassen wollen, um damit desto mehr Einfluß auf die Klosterleitung zu gewinnen. Tatsächlich war das Verhältnis zwischen dem Kloster und seinem Schirmvogt in der Folge

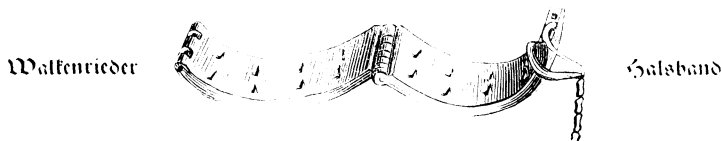


Walkenried, Westwand der Kirchenruine

sehr gespannt und verwickelte das Kloster auch in die wüsten Fehden jener Zeit. Im Jahre 1410 endlich kamen diese Streitigkeiten zur Ruhe. Aber nicht nur mit den Honsteiner Grafen, sondern auch mit geringeren weltlichen Herren kam das Kloster nicht selten in Konflikt. Ob es dabei immer ohne Schuld gewesen ist? Wir besitzen nur die Erzählungen aus dem Kloster selbst, die natürlich nur dessen Interessen vertreten. Wohl nur eine romanhafte, aber die Gegensätze lehrreich und anschaulich charakterisierende Überlieferung ist die von einem Klosterbruder, der als Walkenrieder Forstaufseher von einem Herrn von Mütschepfahl auf mit diesem strittigen

Waldgebiete ergriffen und mit einem eisernen Stachelhalsband angetan alsbald wieder freigelassen wurde. Die Stacheln des Halsbandes waren nach innen gekehrt und verletzten den unglücklichen Träger. Er wurde von den erschreckten Mönchen in feierlicher Prozession zur Kirche geführt, und während man hier eine Messe zelebrierte, wurde ihm vom Klosterschmied mit einem wuchtigen Hammerschlage das dicke Halsband, dessen Schloß nicht zu öffnen war, gesprengt. Aber das Opfer war nicht mehr zu retten. Der Halsbandträger verschied alsbald an den Folgen der grausamen Rache des Klosternachbarn. Es soll das im Jahre 1481 gewesen sein. Das Halsband selbst wird noch heute im Vaterländischen Museum zu Braunschweig aufbewahrt. Abb. S. 418.

Daß im Kloster seit dem späteren Mittelalter nicht alles mehr in Ordnung war, lehren im übrigen die wachsenden wirtschaftlichen Schwierigkeiten, die das Kloster fortgesetzt zu Veräußerungen wertvoller Besitztümer nötigten, und die auch nicht dauernd überwunden wurden, obschon gewiß eine für das Kloster recht demütigende Maßregel — bereits im

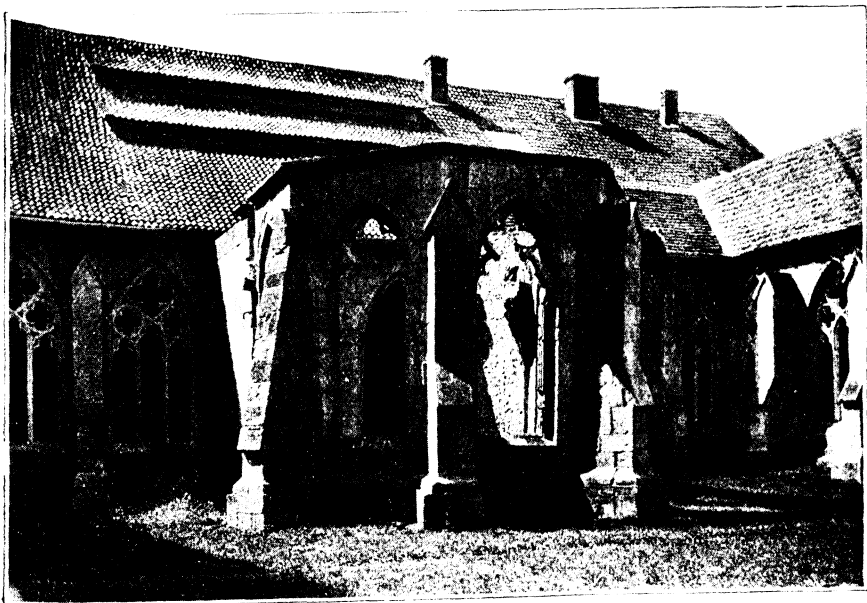


Jahre 1599 dem Abte des Petersstiftes vor Erfurt vom Papste die Regelung der Waltenrieder Schuldenkrisis aufgetragen worden war. Die Konflikte zwischen den geistlichen, wirtschaftlichen und politischen Aufgaben wurden immer schärfer. Sie gehörten hier wie überall mit zu den Ursachen der Reformation. Ihr Anfang gleich brachte Waltenried schlimmste Not. Der Mitanktister des Bauernkrieges von 1525, Thomas Münzer, hatte selbst in naher, aber wohl von vornherein gegnerischer Beziehung zu Waltenried gestanden als Prediger an der dem Kloster gehörigen Wipertikirche zu Alstedt. So war denn auch das viel beneidete und dabei doch so hilflose Kloster widerstandslos der Wut der zuerst auf die wehrlosen und wohl auch besonders verhaßten Klöster sich stürzenden bäuerlichen Aufbrüher preisgegeben. Es wurde völlig ausgeplündert und die Kirche dadurch verhängnisvoll beschädigt, daß ihr hölzerner Dachreiter mit samt seiner Glocke, aber auch mit dem Hersäger seiner hölzernen Stützbalken herabgestürzt wurde und dabei die Mitte des Gebäudes derartig zerschlug, daß seitdem der, allerdings aus rein technischen Gründen lange schon nur mühsam verbinderte, Zusammenbruch auch der ganzen Kirche nicht mehr aufzubalten war. Abb. S. 417.

Daß damals das Kloster der sozial-religiösen Bewegung der Zeit noch keineswegs zugeneigt war, geht auch aus der Erzählung hervor, man hätte Luther in der sogenannten Lutherfalle, einem tiefen Schacht, der noch heute als solche im Klostergebäude zu Waltenried gezeigt wird, mittelst einer Falltür zu Tode kommen lassen wollen, ein vorauslaufendes Hündchen aber sei statt seiner in den Abgrund gestürzt. In Wirklichkeit ist Luther nie in Waltenried gewesen. Indessen konnte auch der streng katholische Abt Paulus, der 1520—1530 dem Kloster vorstand, also in der Zeit der schlimmsten Wirren, nicht hindern, daß selbst nach der gänzlichen Nieder-

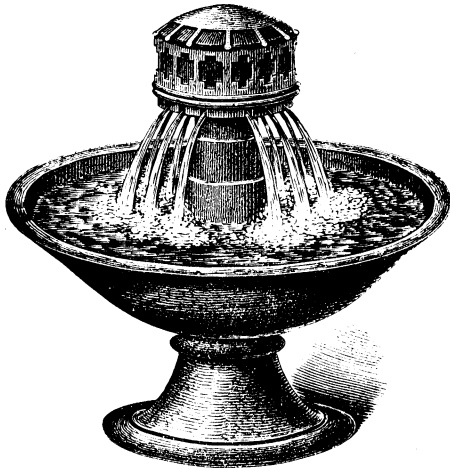
lage der Bauern einige seiner Mönche nicht wieder in das Kloster zurückkehrten, sondern reformatorisch gesinnte Prediger in der benachbarten Grafschaft Hohnstein wurden und hier in der Stille die lutherische Reformation vorbereiten halfen. Man sieht, im engsten Kreise der Walkenrieder Mönche selbst war die neue Gesinnung trotz der Bauerngefahr nicht zu ersticken gewesen. So ist es denn nicht zu verwundern, daß unter Abt Pauls Nachfolger Johannes Holtigel die Reformation im Kloster Walkenried noch eher sich durchsetzte, als im Hohnsteinschen, dort schon 1540, hier erst 1550. Holtigel freilich war ein verschwenderischer Prälat; er stürzte das Kloster durch uppiges Leben und den prächtigen Neubau des Klosterhofes zu Nordhausen, wo er sich mit Vorliebe aufhielt, wieder in drückende Schulden. Er glaubte daher allerhand lästiger Aufsicht und Einrede zu entgehen, wenn er das Kloster durch Annahme der lutherischen Reformation auch kirchlich verselbständigte, wie es sich ja schon weltlich selbstständig als Reichsstand fühlte. Denn durch die Reformation löste sich das Kloster aus dem katholischen Kirchenverband, ohne doch sich zunächst einer anderen kirchlichen Organisation anders anzuschließen als mittelst der Verbindlichkeit eines gemeinsamen neuen Glaubensbekenntnisses. Das Kloster rechtfertigte im übrigen seinen Bekenntniswechsel alabald durch Einrichtung einer humanistischen Lehranstalt, wie das auch in anderen Klöstern zu geschehen pfl.igte, zum Beispiel etwa gleichzeitig und mit besonderem Geschick im naben Ilf. Id, wo die Klosterschule noch heute besteht, während sie in Walkenried im Jahre 1608 wieder eingegangen ist; vergl. auch über ähnliche Unternehmungen anderer braunschweigischer Klöster S. 215 und 330.

Dennoch aber führte gerade der Glaubenswechsel rasch auch zum Zusammenbruch der Selbstständigkeit Walkenrieds. Denn infolge der Miß-



Walkenried, Brunnentempel am Kreuzgang

wirtschaft Abt Holtigels, der erst 1559 starb, war eine solche Zerrüttung in den Zuständen des Klosters eingetreten, daß es nach zwei kurzen abermaligen Abtsregierungen vor dem völligen Zusammenbruche stand. Nun griff endlich der Graf Volkmar Wolfgang von Hohnstein als Erbschirmvogt energisch und widerstandlos ein. Im Jahre 1578 ließ er seinen Sohn an Abtesstelle als Administrator wählen, was nichts anderes bedeutete, als daß die Verwaltung des ganzen großen Güterkomplexes in die Hände des Grafen und seiner Nachfolger überging, übrigens abermals ein typischer Vorgang, den wir entsprechend zwischen dem Kloster Michaelstein und den Grafen von Blankenburg sich abspielen sehen. Zwar starben wie diese, so auch die Grafen von Hohnstein bald, im Jahre 1593, aus, aber ihre Lehnsnachfolger wurden die Herzöge



Walkenrieder Brunnenbecken

von Braunschweig-Wolfenbüttel, die daher der Reihe nach ohne Zaudern vom Walkenrieder Konvent wieder zu Administratoren gewählt wurden. Sie starben zwar ihrerseits 1634 aus, doch ihre Erben, die Herzöge in Hannover, setzten ihre Ansprüche auf Walkenried endgültig im westfälischen Frieden durch. Es wurde als ein unmittelbares Reichslehn seinem bisherigen Administrator, Herzog Christian Ludwig von Lüneburg, erblich überlassen. Damit erlosch auch seine Selbstverwaltung. Walkenried und sein großes, ringsum liegendes Zubehör mit Dörfern, Höfen und Bergen war fortan ein herzoglicher Amtsbezirk, für den aber den Herzögen Sitz und Stimme auf den obersächsischen Kreistagen zustand. Es war das für sie von besonderem Wert, da ihre Stammlande zum niedersächsischen Kreise gehörten und daher auf den obersächsischen Kreistagen nicht vertreten waren. 1671 kam Walkenried durch Tausch an die neue Linie der Herzöge von Braunschweig-Wolfenbüttel und gehört daher noch heute zum Lande Braunschweig.

Wodurch noch immer der Name Walkenried weit über die engere Heimat hinaus bekannt ist, das sind die Reste des Klosters selbst. Es fehlt uns hier an Raum, um zu erzählen, was es einst an kirchlich verehrungswürdigen oder künstlerisch wertvollen Ausstattungsstücken besessen hat.

Nichts davon ist mehr vorhanden, auch nicht das metallene gotische Brunnenbecken, das einst die Kreuzgangskapelle geziert hatte, dann — ein seltsamer Wandel der Bestimmung — den Garten des üppigen Barockschlosses zu Salzdaßlum zu schmücken geholfen hat, um schließlich, im Jahre 1813, mit diesem spurlos zugrunde zu gehen. Abb. S. 420.

Erhalten sind nur noch wesentliche Teile des Kerngebäudes, der Klausur des Klosters. Sie gehören meist der Reisezeit der Gotik an und umschließen einen Kreuzgang, einen der stattlichsten und heute in seinem Halbverfall auch stimmungsvollsten seiner Art; Abb. S. 419. Von den Versammlungsräumen der Mönche sind nur noch zwei einigermaßen erhalten, ein großer Arbeitsaal und der Kapitelsaal, der nur zu feierlichen Sitzungen des ganzen Konvents zu dienen hatte. Ein jetzt als Speicher benutzter großer Raum im Obergeschoß heißt noch der Zaubersaal, weil hier ein Schüler der protestantischen Klosterschule in einen magischen Kreis geraten sein soll, der ihn einen Schatz entdecken ließ. Bedeutender noch und auch älter, nämlich in den Jahren zwischen 1215 und 1290 errichtet, war die Kirche, von der nur einige malerische Trümmer erhalten sind. Die Kirchen des Zisterzienserordens waren besonderer Art: Turmlosigkeit, große Raumverhältnisse bei sparsamstem Schmuck, zusammenhängende Kapellenreihen am oder gar rings um den Chor. Das reifste derartige Beispiel aller Ordenskirchen bietet heute Riddagshausen (vergl. S. 213); eine der großartigsten, aber die strengen Bauvorschriften bereits umgehenden Ordenskirchen war in Walkenried. Die Mönche waren sich auch durchaus bewußt, etwas Außerordentliches mit ihr zu unternehmen. Denn eine ausreichende ältere Kirche aus dem 12. Jahrhundert war bereits vorhanden. Chorteile von ihr sind ausgegraben und sichtbar. Sie hätte dauernd für den klösterlichen Gottesdienst ausgereicht, aber dem Repräsentationsbedürfnisse des überreich gewordenen Klosters genügte sie nicht. Im engsten Anschluß an die Baugewohnheiten im Entstehungslande des Ordens, in Burgund, begann die Unternehmung. Es entstand ein Neubau von nicht weniger als 92 Metern ganzer Länge, das dreischiffige Langhaus noch verhältnismäßig schlicht, der vor 1253 geweihte fünfschiffige Chor in reicher, jugendfrischer, unserer Heimat zu jener Zeit freilich völlig fremdartiger Gotik. Aber es ist das nicht völlig der Chor, von dessen östlichem, dreiseitigem Abschluß noch heute wesentliche Teile erhalten sind. Sie gehören zum Teil einem Umbau aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts an. Er wurde nötig, weil sich schon damals, hauptsächlich infolge ungenügender Untermauerung mit Gipsmörtel, Teile des Mauerwerks derartig gesenkt hatten, daß sie völliger Erneuerung bedurften. Aber die Senkungserscheinungen schritten fort und bedurften fortwährender, den Bau mehr und mehr entstellender Hilfsmauern. Nach dem Bauernaufbruch verzweifelte man an der Erhaltung der durch die Bauern, wie wir schon S. 418 gesagt haben, durch Zertrümmern des Vierungsturmes arg beschädigten Kirche. Man überließ sie sich selbst. Eine Zeitlang hielt man im Langhause, also der westlichen Hälfte der Kirche, Gottesdienst ab. Seit 1570 gab man auch dieses auf und benutzte den Kapitelsaal zum Gottesdienst, wie noch gegenwärtig. Die große Kirche wurde nur noch als Steinbruch benutzt, was erst seit dem Jahre 1817 aufgehört hat. Heute erfreut sich die Ruine sorgfältigster baulicher Pflege, ist aber leider trotzdem nicht in allen Teilen dauernd zu erhalten. Abb. S. 415 und 417.

Die Harzburg und ihr Gebiet

Von Wilh. Lüders

Der Umfang des Amtes Harzburg, das als Zubehör der alten Feste auf dem Burgberge sich seit dem Ende des Mittelalters nachweisen läßt, aber zweifellos schon auf ältere Verhältnisse zurückgeht, war ehemals weit größer als der des heutigen Amtsgerichtsbezirks Harzburg. Im Norden wurde das Amt begrenzt durch die „Alte Straße“, die am Rande des Gebirges entlangzog und vom Okerturne am Fuße des Sudmerberges beim heutigen Hüttenorte Oker bis zur Eckerfurt am Altfelde bei Abbenrode noch jetzt als breiter Feldweg zu erkennen ist. Die Ostgrenze bildete die Ecker bis hinauf zur Quelle des Königsbaches bei den Hirschhörnern am Königsberge. Von hier aus ging die Südgrenze über den Dreieckigen Pfahl nach Oderbrück und weiterhin über die Wolfswarte auf dem Bruchberge nach Altenau hinunter. Die Westgrenze endlich folgte von Altenau bis zum Sudmerberge dem Laufe der Oker. Eine Änderung trat erst ein, als 1654 mit Herzog Friedrich Ulrich die mittlere Linie des Hauses Braunschweig ausstarb und die erbberechtigten Agnaten sich über den Besitz auf dem Harze nicht einigen konnten. Damals wurde aus den ehemals wolfsbüttelschen Forsten und Bergwerken der sog. Kommunion- oder Gemeinschaftsharz geschaffen und dazu auch der Waldteil des Amtes Harzburg geschlagen. Erst 1788 schritten die Linien von Hannover und Braunschweig-Wolfsbüttel, die schließlich allein von allen welfischen Linien übrig geblieben waren, zu einer endgültigen Teilung. Damals wurde der südliche Teil des Amtes Harzburg zu Hannover geschlagen und damit die noch jetzt bestehende Südgrenze geschaffen. Seitdem haben nur noch unwesentliche Veränderungen, namentlich an der Nordgrenze, stattgefunden.

Vor Heinrich IV. auf dem Burgberge seine berühmte Harzburg errichtete, leuchten nur spärliche Nachrichten in das Dunkel hinein, das über der älteren Vergangenheit des Harzburger Gebietes lagert. Wohl wissen Chroniken des ausgehenden Mittelalters mancherlei zu berichten über die Verehrung eines Götzen Krodo und die Zerstörung seines Heiligtums durch Karl den Großen; aber das sind leere Fabeln, denen jeder geschichtliche Kern fehlt. Wenn man ferner aus dem alten Namen Scymelwold (1306) oder Schymmelwolt (1480) für den heutigen Schimmerwald den Schluß gezogen hat, dort seien in altgermanischer Zeit die heiligen Schimmel Wodans verehrt worden, und wenn man weiterhin den Namen dieses Gottes im Woldsberge an der Ecker zu erkennen glaubt, so sind das Behauptungen, für die sich ein Beweis niemals wird führen lassen. Auch vorgeschichtliche Funde sind nur in verhältnismäßig geringer Zahl gemacht worden — in der Hauptsache Steinbeile und -ärte, die wahrscheinlich von wagemutigen Jägern verloren sind, aber nicht auf dauernde Siedlung am Fuße der Harzburger Berge hindeuten. Vielmehr müssen wir annehmen, daß der harzische Urwald auch in der Zeit nach Christi Geburt noch seine Ausläufer bis weit in das Vorgebäude hinein erstreckte. Von den heute noch bestehenden Siedlungen mögen Bündheim und Schlewecke die ältesten sein. Denn in Bündheim findet sich, gerade so wie in dem schon nördlich der Amtsgrenze liegenden Lothum, die alte Endung -heim, und in Schlewecke steckt, wie die älteren Namensformen

Selivede, Slevethe, Slevedhe beweisen, das altgermanische *-ithi* (= Wohnstätte). Wir dürfen daher wohl annehmen, daß die Anfänge beider Ortschaften noch in die altfächische, vorkarolingische Zeit zurückreichen.

Wie anderwärts am Harze, schuf dann auch hier die Eroberung Sachsens durch Karl den Großen völlig neue Verhältnisse. Wenn wir auch nicht mit voller Klarheit sehen, so scheint doch, wie das Goslarer Gebiet, so auch die Gegend zwischen Oker und Ecker bis hinauf zur Höhe des Harzes, also bis zur Südgrenze des späteren Amtes, Zubehör der großen Königspfalz Werla gewesen zu sein, die nördlich des heutigen Schladen am linken Okerufer errichtet wurde. Verwaltungsmittelpunkt und Forstthof für den ursprünglich nicht geteilten Goslarer und Harzburger Forst war wohl die von Werla aus am weitesten nach Süden vorgeschobene und danach benannte Sudburg, die an der Stelle des Okerthurmes lag; ihr Name lebt noch jetzt im Sudmerberge (= Sudburger Berge) fort. Hier werden noch 1064 die *mansi forestariorum* (Forstebusen) und noch um 1350 das vorsthoveland (Forstthofland) erwähnt; und so werden wir annehmen dürfen, daß von hier aus in alter Zeit der *forestarius* oder Forstmeister das weite Waldgebiet verwaltete — schon lange Zeit, bevor Goslar durch die Entdeckung der Erze des Rammelsberges seine Bedeutung gewann und König Heinrich IV. die Harzburg errichtete. Von der Sudburg aus mag dann auch das neuerdings nachgewiesene Jagdhaus auf dem Treppensteine im Okerthal und die alte Anlage zum Wolfsfang auf dem Bruchberge, die Wolfswarte, angelegt sein, die uns als Wulvaswarda schon in einer Hildesheimer Grenzbeschreibung aus dem 10. Jahrhundert begegnet. Heute ist die Sudburg längst vergessen, aber das Volk erzählt sich bis in unsere Tage, König Heinrich der Vogelfsteller sitze schlafend im Sudmerberge, und bewahrt so noch unbewußt eine Erinnerung an die Sudburg als ehemaligen königlichen Jagdthof.

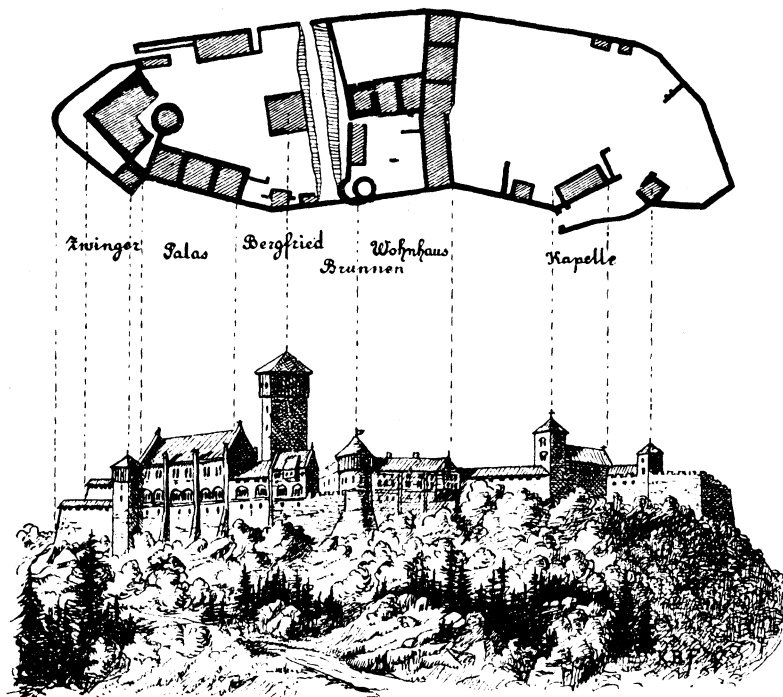
In karolingischer und nachkarolingischer Zeit, also seit dem 9. Jahrhundert, setzte dann eine verstärkte Siedlungstätigkeit ein. Auch zwischen Oker und Ecker wurde der Wald gelichtet. Damals entstanden die zahlreichen Rodedörfer. Der Hauptstrom der Siedler, den geistliche und weltliche Herren nach dem Harze zu lenkten, scheint von Norden her gekommen zu sein. Denn es ist auffallend, daß z. B. die wüsten Orte Witherode und Ifingerode, die nördlich von Harlingerode lagen, und Göttingerode, das in der Nähe des Okerforsthauses gelegen war, denselben Namen trugen wie die noch heute vorhandenen Orte Wenderode (östlich von Vienenburg), Göddedenrode (nördlich von Vienenburg) und Ifingerode (zwischen Schladen und Hornburg). Ebenso ist Westerode vielleicht eine Tochtergründung des gleichnamigen, ehemals bei Hornburg gelegenen Ortes. Auch sonst lagen, abgesehen von Wintherode und Ifingerode, an der Oker noch mancherlei, heute längst wieder wüst gewordene Siedlungen; so Dudingerode im Bereiche des heutigen Vienenburg, dann weiter flussaufwärts in größerem oder geringerem Abstände vom Laufe der Oker: Hillewardingerode, dem auch eine gleichnamige Wüstung bei Hornburg entspricht, dann Roderingerode, Thuringerode, Ebelingerode. Nicht minder reich war die Besiedlung in der Gegend der Ecker an der Ostgrenze des Harzburger Gebietes. Hier entstand Boxingerode, das einstmals am westlichen Ufer der Ecker gegenüber dem heutigen Eckerkrug lag und wahr-

scheinlich von Mönchen des Klosters Korvei, die in der späteren Grafschaft Wernigerode missionierten, ihrem Abte Bovo I. († 890) zu Ehren begründet wurde. Weiter flussabwärts folgten die gleichfalls jetzt wüsten Büntingerode, Alfwerdiggeroth, KÜlingerode und das noch bestehende Abbenrode. Ende des 10. Jahrhunderts baute im Schimmerwalde der fromme Einsiedler Wanles seine Zelle, bei der durch Kaiser Heinrich II. eine kleine Kirche errichtet wurde und bald die Siedlung Wanlesrode entstand.

Schließlich blieben im Gebiete des heutigen Amtes Harzburg neben den älteren Ortschaften Bündheim und Schlewecke nur die Rodedörfer Harlingerode, Bettingerode und Westerode bestehen. Am frühesten wird Harlingerode in den Urkunden erwähnt: 1053 schenkte Kaiser Heinrich III. ein bedeutendes Gut zu Herregeltingerode, das sich auch über die Siedlungen der Nachbarschaft erstreckte, seinem neubegründeten Domstifte zu Goslar; dieses brachte schließlich den gesamten Ort Harlingerode in seinen Besitz und begründete dort zur Verwaltung der in jener Gegend liegenden Gütermassen einen Haupthof. Während so das Goslarer Stift von Westen her in die Gegend zwischen Oker und Eder vordrang, wußte von Osten her das zu Beginn des 11. Jahrhunderts begründete Ilseburger Kloster allerhand Besitzungen und Rechte zu erlangen, zumal da bald die Kirche zu Wanlesrode und ihr Besitz ihm unterworfen wurde. Dagegen war in der Harzburger Gegend keine größere kirchliche Gründung vorhanden. Zwar behauptete später das Goslarer Domstift, es sei nur die Fortsetzung eines älteren Valeriusstiftes, das schon von König Konrad I. auf der Harzburg begründet sei; aber diese ganze Überlieferung sieht doch stark danach aus, als wenn sie erst später erfunden wäre, um dem Goslarer Stifte eine desto ruhmvollere Vergangenheit anzudichten.

In das helle Licht der Geschichte tritt unsere Gegend erst mit dem Bau der Harzburg durch König Heinrich IV. Dieser hatte, bei dem frühen Tode seines Vaters (1056) erst ein Knabe von sechs Jahren, anfangs unter vormundschaftlicher Regierung gestanden. Aber 1065 wurde er mündig, und nun faßte er unter dem Einflusse seines ehrgeizigen Ratgebers, des Erzbischofs Adalbert von Bremen, den Plan, den gesamten Harzwald mit einem Kranze von Burgen zu umgeben und ihn so zu einer einzigen großen Festung zu machen, von der aus er nicht nur die Gesichte Sachsens, sondern ganz Deutschlands bestimmen und die Unbotmäßigkeit der zu mächtig gewordenen Kirchen- und Laienfürsten zügeln konnte. Wie auf diese Weise die Heimburg erbaut wurde, ist an anderer Stelle erwähnt worden (vergl. S. 363 f.). Die prächtigste aller Festen aber wurde die Harzburg. Von ihrer Ausdehnung und Bedeutung haben uns die seit 1902 vorgenommenen Ausgrabungen ein Bild gegeben. Des Königs Baumeister war Benno, der spätere Bischof von Osnabrück, wohl der bedeutendste Architekt jener Zeit, der Proben seines Talents schon in Speier, Hildesheim und Goslar geliefert hatte, und dessen Tätigkeit auch auf der Burg Sachsenstein bei Sachsa nachgewiesen ist. Ob und wie damals auch der Kleine Burgberg befestigt worden ist, läßt sich nicht ganz klar erkennen. Dagegen haben die Ausgrabungen auf dem Großen Burgberge eine ziemlich deutliche Vorstellung ermöglicht. Nachdem die Kuppe hier zu einem 220 m langen und 55 m breiten Plateau eingeebnet war, umgab Benno dieses mit einer gewaltigen Ringmauer, deren aus

sorgfältig behauenen Kulkgestein bestehende Horizontalschichten sich noch nachweisen lassen. Ein doppelter Zwinger schützte die Feste nach dem Antoniusplatze und dem Sachsenberge zu. Daneben, nach dem Kalten Tale zu, befand sich das ebenfalls noch deutlich erkennbare Tor, sowie auf der anderen Seite der Palas und der Bergfried. Nicht so klar sehen wir auf dem jenseits des Felsgrabens liegenden nordwestlichen Teile, da hier sicherlich der spätere Bau Barbarossas mancherlei verändert hat. Doch ließ wohl schon Heinrich IV. hier durch Goslarer Bergleute den noch



Versuch einer Rekonstruktion der Harzburg von Karl Berthold Fischer
(Nach den Ausgrabungen von Nebting)

Aus: Die Harzburg und ihr Gebiet. Goslar bei Pattmann 1922

erhaltenen 45 m tiefen Brunnen im harten Felsgestein anlegen; auch Reste einer Wasserleitung sind nachgewiesen, die von jenseits des Sachsenberges herkam und schließlich wohl vermittlels eines Stollens unter dem Burgfelsen in den Brunnen führte. Vielleicht lag auf dem nordwestlichen Teile des Burgplateaus auch jenes Stift, das Heinrich begründete und dessen Kirche er zur Ruhestätte für sich und seine Familie bestimmte. Als ihm kurz nacheinander ein jüngerer Bruder und ein kleiner Sohn starben, ließ er beide auf der Harzburg beisetzen. Von der Pracht jenes Stiftes berichtet uns der Magdeburger Domgeistliche Bruno, der erbitterte Gegner des Königs, in seinem Geschichtswerke vom Sachsenkriege: Heinrich baute auf der Harzburg „ein so stattliches Münster, zierte dieses mit so reichem Schatze und versammelte hier aus allen Gegenden eine so zahlreiche und ansehnliche Geistlichkeit, daß mancher Bischofsitz mit seiner ganzen Einrichtung kaum dagegen aufkam, ja daß sogar einige dagegen

zurückblieben. Das schönste Stück des Kirchenschatzes, das er bei irgend-einem Bischof sah, verschaffte er sich durch Bitte oder Befehl, um es seinem Stifte zu schenken.“ Heinrich scheint beabsichtigt zu haben, dieses Stift in ähnlicher Weise, wie es mit dem Goslarer Domstifte der Fall war, zu einer Pflanzstätte für die Bischöfe und Erzbischöfe des Reiches zu machen. So beförderte er Karlmann, den ersten Propst des Harzburger Stiftes, schon 1069 gegen den lebhaftesten Widerspruch der dortigen Geistlichkeit auf den Konstanzer Bischofsstuhl. Nach einer anderen Ansicht haben wir das Stift übrigens nicht oben auf dem Burgberge, sondern unten im Krodotal zu suchen, wo man 1899 die Reste einer 35,5 m langen und 11,9 m breiten dreischiffigen Kirche und in der Nachbarschaft noch mancherlei Mauern, die man für die Konventsgebäude in Anspruch nimmt, ausgegraben hat. Ganz von der Hand zu weisen ist auch diese Meinung nicht, da das Krodotal ohne Zweifel zu der Burg in engster Beziehung stand, vielleicht schon damals im Norden durch den in seinen Resten noch vorhandenen Sperrwall abgeschlossen wurde und so mit der Harzburg eine Wehreinheit bildete. Vielleicht dürfen wir auch annehmen, daß der König, als bald darauf das Verderben über die Harzburg hereinbrach, noch längst nicht alle Pläne hinsichtlich des Stiftes hatte durchführen können; wenigstens berichtet der zeitgenössische Geschichtschreiber Lampert von Hersfeld, daß Heinrich in dem brennenden Verlangen, überhaupt erst einmal etwas Fertiges zu sehen, die Stiftskirche einstweilen aus Holz habe aufführen lassen.

Die Harzburg wurde Heinrichs Lieblingsitz. Um so größer wurde der Unwille im sächsischen Volke. Fürsten und Adel sahen mit größter Besorgnis, wie sich das Geschlecht der Salier am Harze immer mehr festsetzte; sie fürchteten für ihre Macht und das von ihnen in Besitz genommene Königsgut. Noch auffälliger aber waren die Bauern der Umgegend. Sie hatten bei dem Bau der Burg Hand- und Spanndienste leisten müssen und seufzten auch jetzt noch unter dem Drucke der fast ununterbrochenen Anwesenheit des Königs, dem sie bei seinen Jagden Treiberdienste tun und für seinen Hofhalt Lebensmittel liefern mußten. Dazu kam der stete Anblick des weit in die Lande hineinleuchtenden stolzen Schlosses, zu dem nach seiner Vollendung, wie Bruno sagt, „außer den Mitwissern und Gefellen der Anschläge des Königs niemand ohne ausdrückliche Einladung sich begeben durfte.“ Den jungen Herrscher selbst sah man nur gelegentlich, wenn er mit seinem übermütigen Gefolge zwischen der Harzburg und der Goslarer Königspfalz auf flinken Rossen hin- und herzog. Bald trat zu dem Hass, den man gegen die Zwingsfeste hegte, ein geheimes Grauen, und immer schlimmere Gerüchte durchschwirrten das Land. Dort oben wurde schon seit längerer Zeit der junge Sachsenherzog Magnus gefangen gehalten. Einmal sollte der König, von seiner hohen Burg in die Weite blickend, in frevelhaftem Übermute ausgerufen haben: „Ja, Sachsen ist das herrlichste Land, aber seine Bewohner sind nur verächtliche Sklavenseelen!“ Ein andermal raunte man von geheimer Mordtat auf Befehl des Königs: dieser habe einen seiner vertrauten Freunde, den jungen Ritter Konrad, im Verdacht gehabt, ihm eins seiner Nebenweiber abspenstig gemacht zu haben; anstatt ihm nun offen sein Unrecht vorzuhalten, habe er ihn von Goslar nach der Harzburg beordert und den völlig Ahnungslosen unterwegs durch den

Burggrafen Burchard von Meißen umbringen lassen; trotzdem habe er bei der Leichenfeier den größten Schmerz über den Tod des Freundes geäußert. Wieder ein anderes Mal hatte der König eine Anzahl sächsischer Fürsten zu einer Tagung nach der Pfalz zu Goslar berufen. Den ganzen Tag harrten die Geladenen vergeblich auf das Erscheinen des Herrschers; endlich am späten Abend fragte ein Hösling sie höhnisch, wie lange sie noch warten wollten; der König sei nach der Harzburg geritten.

Endlich entlud sich der lange verhaltene Groll des Sachsenvolkes in einer offenen Empörung. Anfang August 1073 erschien ein großes Heer unter Führung Ottos von Northeim und Bischof Burchards von Halberstadt vor Goslar. In aller Eile konnte der König nur die Kroninsignien und einen Teil seiner Schätze zusammenraffen und mit seinen Getreuen, darunter auch dem Bischof Benno von Osnabrück, auf die Harzburg flüchten. Während ein Teil der Aufständischen sich vor die übrigen Harzfesten legte und diese eroberte, rückte eine andere Abteilung dem Könige nach und belagerte ihn in der Harzburg. Zwar wurde diese durch eine dreihundert Mann starke Schar und durch ihre starken Befestigungen auf trefflichste verteidigt, aber Heinrich mußte befürchten, daß bei längerem Verweilen auf der Burg auch die übrigen Teile des Reiches in ihrer Treue wankend wurden. So entschloß er sich zur Flucht, und in der Nacht vom 9. zum 10. August gelang es ihm, mit wenigen Begleitern, den Kroninsignien und einem Teil seiner Kostbarkeiten zu entkommen. Wie er die Flucht aus der belagerten Feste bewerkstelligt hat, darüber gehen die Meinungen auseinander. Die Jahrbücher des bayrischen Klosters Altaich berichten, Otto von Northeim habe dem flüchtenden Heinrich in einem Hinterhalte aufgelauert, aber im entscheidenden Augenblick es doch nicht über sich vermocht, den Herrscher gefangen zu nehmen, da Heinrich zufällig nach der Richtung, wo er stand, blickte und ihn so am Losbrechen verhinderte. Nach einer anderen, heute noch lebendigen Sage soll der König jedoch vom Brunnen aus durch einen unterirdischen Gang entkommen sein, und es wäre nicht unmöglich, daß dazu der Stollen der Wasserleitung gedient hätte. Als Führer auf der Flucht soll, nach dem gleichzeitigen Berichte Lamperts von Hersfeld, ein treuer Jäger gedient haben, und noch heute will man in dem sog. Kaiserwege den Pfad erblicken, auf dem der König unter großen Gefahren und Beschwerden über den Harz gelangte, um erst im Kloster Hersfeld an der Fulda vorübergehend Ruhe und Sicherheit zu finden.

Inzwischen leistete die kleine Besatzung auf der Harzburg tapferen Widerstand. Die Insassen der Feste machten so tapfere Ausfälle, daß die Belagerer ihnen einen Waffenstillstand bewilligen mußten. Als während dieser Waffenruhe einige Burgmänner in einer Schenke zu Goslar erschlagen wurden, nahmen ihre Genossen grausame Rache. Sie trieben den Goslarern das Vieh von der Weide, lockten die verfolgenden Bürger in einen Hinterhalt und töteten eine große Zahl von ihnen. Es half den Sachsen auch nichts, daß sie auf einer die Burg überragenden Höhe, die seitdem der „Sachsenberg“ heißt, eine in ihren Resten noch jetzt wahrnehmbare Befestigung anlegten und durch Wurfmaschinen Steine und sonstige Geschosse auf den Burghof schleuderten; oder daß sie den Belagerten Zufuhr und Wasser abzuschneiden versuchten.

Währenddem aber hatte der König, der sich nicht stark genug fühlte, den Sachsen entgegenzutreten, im Vertrage von Gerstungen (Febr. 1074) die Schleifung seiner Harzfesten zugestehen müssen, und so sank denn im Frühjahr 1074 auch die unbezwungene Harzburg dahin. Wohl sollten die Kirche und die Stiftsgebäude stehen bleiben, aber die erbitterten Bauern verschonten auch diese nicht und trieben sogar mit den Leichen der königlichen Familie ihren Spott. Mit Recht war der König über diesen Vertragsbruch erzürnt. Auch den sächsischen Fürsten kam das Vorgehen der Bauern nicht erwünscht. Sie erboten sich, die zerstörte Kirche auf ihre Kosten wieder aufzubauen, und man vermutet, daß wir in den Grundmauern des im Krodotal aufgedeckten Heiligtums die Reste jener Sübnkirche zu erblicken hätten. Vielleicht erfolgte dieser Neubau nach der Schlacht bei Homburg an der Unstrut (9. Juni 1075), in der der König die Sachsen völlig besiegte.

Auch die Harzburg entstand damals für kurze Zeit wieder aus ihren Trümmern, und zwar durch Otto von Northeim, der auf die Seite des Königs getreten war. Aber bald bewogen ihn seine Landsleute, dem Herrscher den Dienst aufzusagen und die vielleicht noch nicht einmal vollendete Feste von neuem zu schleifen.

Heinrich IV. ist in den späteren Kämpfen seines Lebens nicht mehr dazu gekommen, seine alten Pläne in Sachsen wieder aufzunehmen. Auch die Harzburg blieb infolgedessen wüst. Erst in der Zeit um 1140 hören wir von einem Neubau. In den Annalen des Klosters Pöhlde bei Herzberg heißt es von dem im Jahre 1149 verstorbenen Bischof Rudolf von Halberstadt: „Für die Ruhe der Umwohner Sorge tragend, verhinderte er den Bau der Harzburg, wodurch er sich den dauernden Haß derjenigen zuzog, die dort zu wohnen begonnen hatten.“ Es war die Zeit, wo überall in Reiche und so auch am Harze zwischen den Anhängern der Staufer und Welfen aufs heftigste gekämpft wurde. Da Rudolf Zeit seines Lebens ein treuer Anhänger König Konrads III. war, so werden es Anhänger der welfischen Partei, Vasallen Heinrichs des Stolzen oder seines Sohnes, des jungen Heinrichs des Löwen, gewesen sein, die jenen Versuch machten; vielleicht waren es die Grafen von Wöltingerode-Woldenberg, denen auch vierzig Jahre später die Obhut der Burg übertragen wurde. Höchstwahrscheinlich dürfen wir die um 1140 errichtete Burg nur auf dem Kleinen Burgberge suchen, während der Große Burgberg damals unbebaut blieb. Dafür sprechen vor allem die Werkstücke, die man auf dem Kl. Burgberge ausgegraben hat — wie denn überhaupt die Anlage auf dem Kl. Burgberge mit ihren beiden tiefen Halsgräben nach der Seite des Gr. Burgberges zu in der Hauptsache damals erst entstanden zu sein scheint; gerade der zweite, noch unfertige Graben bestätigt die Angaben der Pöhlde Annalen, daß die Feste bald wieder verlassen sei.

Auf dem Gr. Burgberge hat dann erst Kaiser Friedrich I. Barbarossa, nachdem er 1180 Herzog Heinrich den Löwen gestürzt hatte, eine neue Burg errichtet, um für das staufisch gesinnte Goslar eine neue Schutzfeste zu gewinnen. Allerdings war diese Burg in ihrem Umfange wesentlich bescheidener als die Heinrichs IV. Der vom Selsengraben südöstlich gelegene Teil blieb unbebaut; für ihn begegnet, wohl weil er als Küchengarten benutzt wurde, später die Bezeichnung „Petersilienbleek“.

Ebenso ist allem Anschein nach damals auch die Burg auf dem Al. Burgberge nicht neu errichtet. Als Burggrafen wurden die Herren von Wöltingerode-Woldenberg eingesetzt, die inzwischen von der welfischen zur staufischen Partei übergetreten waren, daneben noch andere Edelherrn und Reichsdienstmannen zur Burghut verpflichtet; ihre Entschädigung bestand nicht, wie es bislang üblich, in Land, sondern in einer 20 oder 10 Mark Silber betragenden Rente aus den Einkünften der Goslarer Reichsvogtei.

Als nach dem Tode Heinrichs VI. (1197) im Reiche eine Doppelwahl erfolgte und der Kampf zwischen Welfen und Staufern wieder auflebte, standen die Grafen von Harzburg, wie sie gewöhnlich genannt wurden, treu auf Seiten König Philipps, konnten allerdings nicht verhindern, daß König Otto IV. 1206 das gleichfalls ihrem Schutze anvertraute Goslar eroberte. Erst als 1208 Philipp ermordet war und nun das gesamte Reich Otto IV. huldigte, lieferten sie die Harzburg an diesen aus. Auf ihr scheint Otto des öfteren verweilt zu haben, auch nachdem er seit 1215 gegenüber dem jungen Staufer Friedrich II. alle Macht im Reiche eingebüßt hatte. Auf die Harzburg ließ er sich schaffen, als ihn auf seiner Burg Harlingenberg (bei Vienenburg) die tödliche Krankheit befallen hatte. In seinem am 18. Mai 1218 ausgestellten Testamente bestimmte er: „Die Burg Harzburg soll dem Reiche übergeben werden mit dem Turme, den wir daselbst gebaut haben.“ Außerdem bestätigte er nochmals feierlich die Rechte der Burginsassen: „Die Herren von Woldenberg sollen ihr Leben behalten, ebenso Luthard von Meinersen sein Leben, Alard von Burgdorf seinen Turm mit seinem Leben, und auch die andern sollen ihr Leben behalten, so wie sie es vom Reiche nehmen müssen.“ Einen Tag darauf ist Otto gestorben, nachdem er seinen Frieden mit der Kirche geschlossen hatte. Seitdem war die große Zeit der Harzburg vorüber.

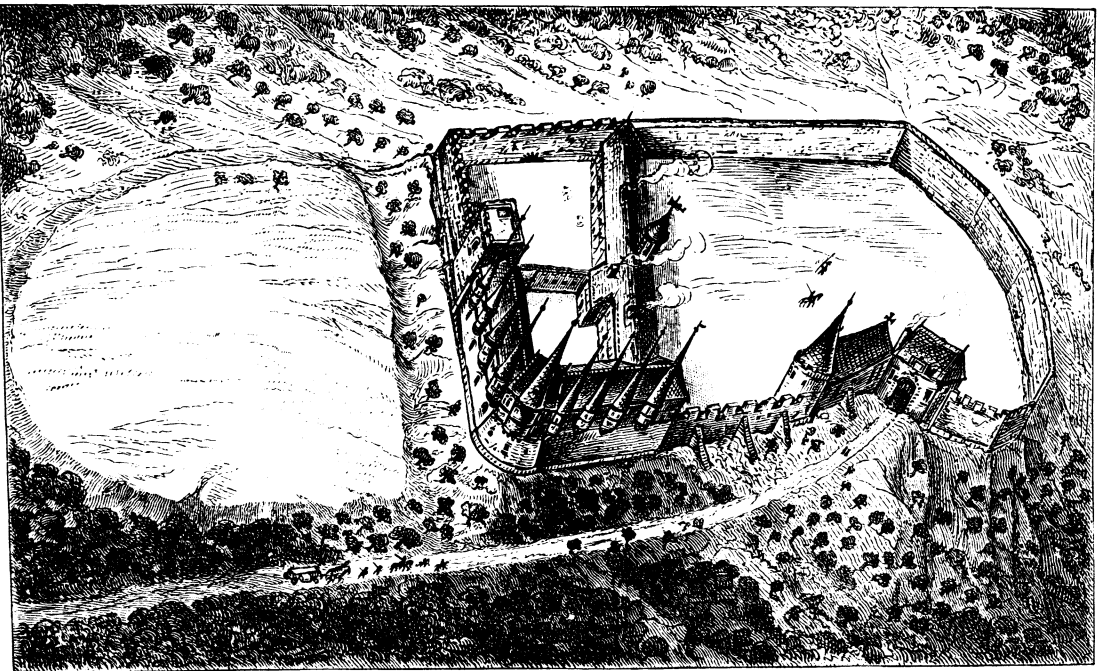
Der Turm, den Otto in seinem Testamente erwähnt, wird der große viereckige Bergfried nach dem Quergraben zu sein, dessen unterer Teil noch jetzt erhalten ist. Die Harzburg blieb auch zunächst Reichsfeste; noch in einer Urkunde vom 9. Juni 1222 wird sie ausdrücklich als *castrum imperiale* (= Reichsburg) bezeichnet. Aber schließlich mußte auch hier dieselbe Entwicklung wie anderwärts mit ursprünglichem Reichsgute eintreten: als die Woldenberger in wirtschaftliche Bedrängnis gerieten, verpfändeten sie die Burg, als wenn es ihr angestammtes Erbgut sei, am 1. Mai 1269 an die Grafen von Wernigerode. Diese blieben, da die Feste niemals wieder eingelöst wurde, in ihrem Besitz bis 1370.

Unter den Wernigeröder Grafen hören wir im Jahre 1338 auch zum ersten Male von einer Siedlung am Fuße der Burg, der sogenannten „Neustadt unter der Harzburg“. Dieses scheint allerdings nicht die erste Niederlassung gewesen zu sein. Vielleicht bestand schon vor der Zeit Heinrichs IV. im Krodotale eine Siedlung namens Schulenrode. Dazu trat dann wohl schon zur Zeit Heinrichs IV. der Wirtschaftshof, der sich später an der Stelle des jetzigen Gemeindehauses nachweisen läßt. Möglich, daß bei der Gründung der Burg und der Anlage jenes Wirtschaftshofes die ältere Siedlung Schulenrode wüst wurde. Wenigstens gerät dieser Name anscheinend fast in Vergessenheit. Statt dessen bildete sich wohl im 12. oder 13. Jahrhundert im Krodotale eine neue Siedlung,

die man nun einfach als „Harzburg“ bezeichnete, und für die anscheinend die oben erwähnte Stiftskirche im Krodotal die Pfarrkirche wurde. Ein in einer Ilseburger Urkunde von 1314 als jüngstverstorben erwähnter „Heinrich, weiland Pfarrer in Hartesborch“ scheint noch in jener Pfarrkirche amtiert zu haben. Aber Anfang des 14. Jahrhunderts war der Schwerpunkt der Siedlung weiter nach Nordwesten gerückt und hier die „Neustadt“ als langgestrecktes Straßendorf an dem von Norden ins Gebirge führenden Wege entstanden. Da gleichzeitig die alte Kirche im Krodotal baufällig geworden oder vielleicht bei einer Eroberung der Burg durch Herzog Ernst im Jahre 1318 zerstört war, so trug Graf Konrad III. von Wernigerode den neuen Verhältnissen Rechnung und errichtete eine neue Burgkapelle auf der Harzburg selbst; die neue Pfarrkirche aber entstand an der Wegkreuzung, wo die ins Gebirge führende Straße von dem von Goslar nach Menburg führenden Stiege geschnitten wurde. Die Siedlung im Krodotal heißt in einer Urkunde König Wenzels vom 29. Juni 1384 einfach suburbium orientale, d. h. Siedlung am Ostfuße der Burg. Aber später lebte dann der alte Name Schulenrode wieder auf und hat sich für jenen Teil des Ortes im Volksmunde bis auf den heutigen Tag behauptet.

Im Jahre 1369 oder 1370 eroberte Herzog Otto der Quade von Göttingen die Harzburg, und zwar, wie die spätere Überlieferung wissen will, durch den Verrat eines Reiterknechtes der Wernigeröder Grafen. Diese mußten in einem Vertrage vom 7. Juli 1370 auf die Hälfte der Burg und des Zuhörs, soweit er damals an die Goslarer Familie von der Gowische verpfändet war, zugunsten des Herzogs verzichten; die andere Hälfte der Burg und des verpfändeten Zuhörs erhielten sie als Lehen des Herzogs zurück; nur in dem Besitz, der damals nicht verpfändet war, blieben sie unbehelligt; auch war ihnen für den Fall, daß der Herzog ohne Erben sterben sollte, der Rückfall des damals verloren gegangenen Anteils zugesichert. Die Burghut sollte durch je 16 Mann von beiden Parteien gemeinsam ausgeübt werden. Aber bald wurden die Grafen, die überdies 1429 ausstarben, ganz von der Burg verdrängt, besonders seit sich die Herren von Schwicheltdt auf ihr festsetzten. Der Sage nach soll Herzog Otto ihnen die Harzburg gegeben haben zum Danke für die Bewirtung, die ein Ritter von Schwicheltdt ihm auf der Liebenburg an einem Martinsabend zuteil werden ließ. In Wahrheit erscheint aber der Ritter Hans von Schwicheltdt zuerst 1388 als Amtmann des Herzogs auf der Harzburg. 1407 belehnte Graf Heinrich von Wernigerode die Brüder Heinrich, Brand und Curd von Schwicheltdt mit der Harzburg und allem Zuhör, besonders dem Forst an der Eder; und da diese, wie 1411 eine Urkunde Herzog Ottos des Einäugigen von Göttingen beweist, auch schon den herzoglichen Anteil der Harzburg durch Pfandschaft erworben hatten, so waren sie damals in der Tat die alleinigen Inhaber der Feste. Ihre Macht war überhaupt nicht unbedeutend. Sie hatten zu gleicher Zeit die Liebenburg und die Schlösser Wiedelah und Lutter am Batenberge in Händen und verübten nun von ihren Burgen Räubereien der schlimmsten Art. Infolgedessen schlossen sich die geschädigten Nachbarn — genannt werden der Erzbischof von Magdeburg, der Bischof von Halberstadt, Herzog Bernhard und Heinrich von Braunschweig, Otto von Göttingen, die Grafen von dem Harze und mehrere Städte, besonders

Geisel, Braunschweig, Magdeburg, Halberstadt, Quedlinburg und Salzwedel — zu einem großen Bunde zusammen und rüdten im Herbst 1412 vor die Harzburg. Auf dem Petersilienblecke wurde eine Gegenfeste, die Stierzburg, errichtet, und nun verstanden sich die Herren von Schwiddelot zu einem Vertrage. Aber kaum war das Heer der Verbündeten abgezogen,

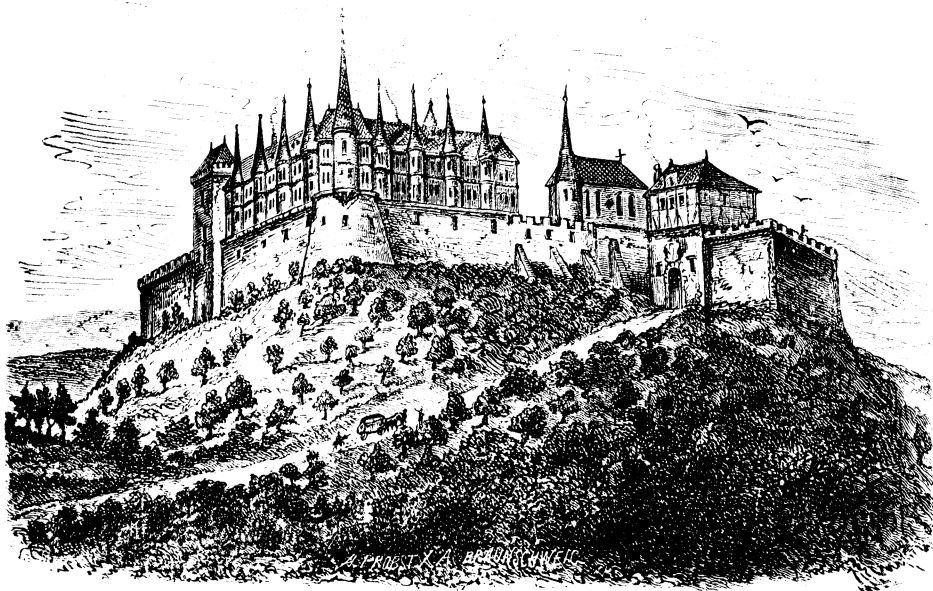


Die Harzburg nach einer Aufnahme von 1574

nahmen sie ihre alten Raubzüge wieder auf. Da rüdten die Verbündeten im Frühjahr 1413 nochmals vor die Harzburg, errichteten up dem Berge gar na by der hartzeborch (auf dem Berge gar nah bei der Harzburg), also wohl wiederum auf dem Petersilienblecke, einen hölzernen Turm, Altona (= Alljunah) genannt, und zwangen, dieses Mal durch Feuergeschüße, die Herren von Schwiddelot zum Verlassen der Burg. Das Nicht auf die

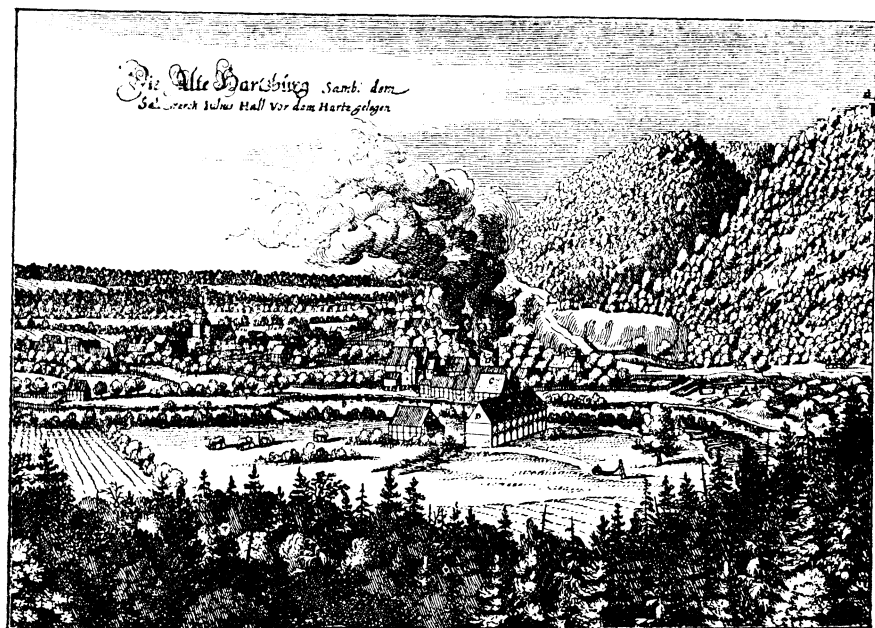
Pfandsumme, die die Schwicheldt an die Erwerbung der Burg gewandt hatten, wurde an die Verbündeten verteilt. Infolgedessen machte die Stadt Goslar, die ein Viertel jenes Rechts erhalten und schon 1415 verschiedene Anrechte der beteiligten Adligen binzuverworben hatte, eine Zeitlang sich die größten Hoffnungen auf den Erwerb der Burg und des dazu gehörigen Gebietes. In wirtschaftlicher Beziehung, nämlich in der Nutzung der Forsten und Hüttenwerke, hatten die Goslarer Bürger schon den allergrößten Einfluß. Wenn es ihnen gelungen wäre, auch die Burg und die damit verbundenen Hoheitsrechte auf die Dauer zu erwerben, hätte das Gebiet der alten Reichsstadt eine sehr bedeutende Vergrößerung erfahren. Trotz immer wieder erneuter Versuche ist dieses den Goslarern nicht geglückt, sondern ungeachtet aller finanziellen Bedrängnis setzten sich schließlich doch die Herzöge von Braunschweig-Wolfenbüttel in den Besitz der politischen und dann auch der wirtschaftlichen Hoheit im Amte Harzburg. Wohl traten noch einzelne Rückschläge ein, namentlich während der Besetzung durch den Schmalkaldischen Bund (1542). Aber kaum hatte Herzog Heinrich der Jüngere infolge der Schlacht bei Mühlberg seine Freiheit wiedererlangt (1547), da ließ er auch sofort im Jahre 1548 durch seinen Harzburger Amtmann Claus von Eppen ein ausführliches Erbzinregister anlegen, in dem nicht nur die Grenze des Amtes Harzburg genau beschrieben, sondern auch im einzelnen aufgezeichnet wurde, was an Acker, Wiesen und sonstigen Rechten zum Haupthofe des Amtes gehörte, und was von den Bewohnern an Hofzins, Wiesenzins, Küchengeld, Schoß, Landschaft, Raubbühnern, Zehnten und Diensten zu leisten war.

Die glücklichsten Zeiten genoß das Amt unter Herzog Julius, der seinem Vater Heinrich dem Jüngeren im Jahre 1568 in der Regierung folgte. Während der alte Herzog bis an sein Lebensende dem katholischen



Die Harzburg im Jahre 1574

Glauben angehangen und die vorübergehende Reformation durch den Schmalkaldischen Bund wieder rückgängig gemacht hatte, führte Julius sofort beim Beginn seiner Herrschaft dauernd den neuen Glauben ein. 1572 begann er mit dem Bau eines neuen Amtshauses zu Bündheim, da die Verwaltung von der alten Harzburg zu beschwerlich geworden war. Vor allem sorgte er aber auch für die wirtschaftliche Erschließung des Amtes Harzburg und füllte dadurch nicht nur seine eigenen Kassen, sondern hob auch den Wohlstand der Bewohner. Schon Heinrich der Jüngere hatte 1527 die verschiedenen Schmelzhütten, die bis dahin die Goslarer innegehabt hatten, zur Frau Marien-Saigerhütte vereinigt und dadurch die



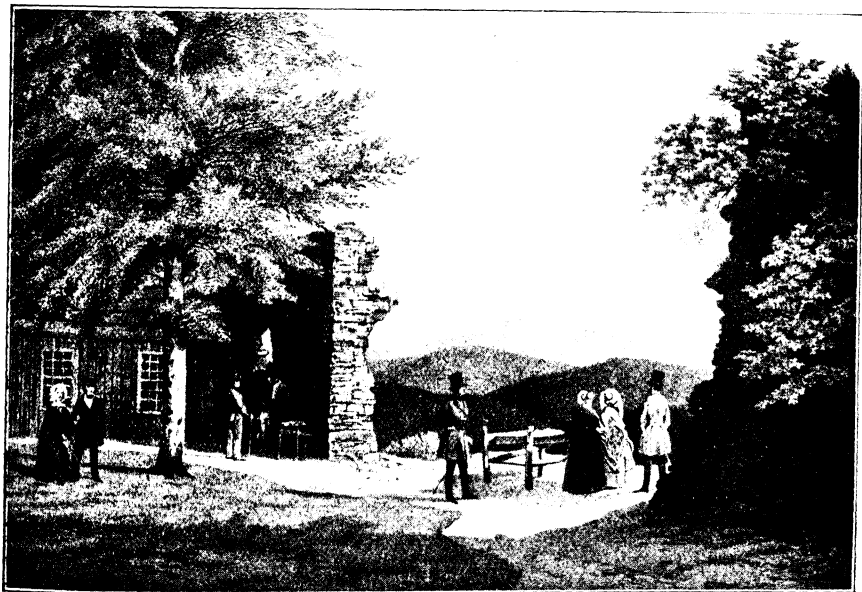
Das Salzwerk Juliusball nach Merian. Um 1650

Grundlage für die jüngste Siedlung des Amtes, den Hüttenort Oker, geschaffen. Noch weit planmäßiger und zielbewußter verfuhr sein Sohn. Die bedeutendste Anlage, die bis auf den heutigen Tag, wenn auch in veränderter Gestalt, noch den Namen des Fürsten bewahrt hat, war die Saline Juliusball. Durch ein Pumpwerk wurde das Wasser der 1569 entdeckten Solquelle gehoben und den Siedepfannen zur Salzgewinnung zugeführt. Schon im Frühjahr 1571 konnte das erste Salz in den Handel gebracht werden. Um das Werk und seine Erträge zu heben, ließ der Herzog aus der hessischen Saline Allendorf Salzsieder, die er dauernd am Fuße der Harzburg ansiedelte, und sogar den Salzgrafen Johann Rhenanus kommen. Gelegentlich fiel er in seinem Übereifer allerdings auch einmal Schwindlern, wie dem Alchimisten Philipp Sömmerring, in die Hände, die den sonst so vorsichtigen, ja mißtrauischen Herzog gehörig auszubeuten verstanden. Die Saline Juliusball hat bis 1849 bestanden. Besondere Salzträger und Salzträgerinnen, die mit ihren

Kiepen und Körben auf den noch jetzt im Volksmunde so genannten „Salzstiegen“ dahinzogen, versorgten von Juliusball aus die Ortschaften des Oberharzes mit dem unentbehrlichen Gewürz.

In Bündheim begründete Julius ferner eine Messinghütte. Des Herzogs Konsistorialrat Erasmus Ebner hatte nämlich die Erfindung gemacht, mit Hilfe des stark zinkhaltigen Galmey, der sich in reicher Menge auf den Schlackenbalden der alten Hütten im Walde fand, ein sehr brauchbares Messing herzustellen. Auf der Hütte, die ihren Betrieb 1572 begann, wurden alle möglichen Gegenstände hergestellt; ihre Kessel wurden sogar auf den großen Messen zu Leipzig und Frankfurt verkauft. Die Gießsteine für die großen Messingplatten ließ der Herzog nicht mehr, wie früher, aus England beziehen, sondern sie ganz in der Nähe, im oberen Gläsefentale, brechen; noch heute heißt deshalb ein dortiger Forstort „am Geitsteine“. Selbst die Schlacken, die man sonst gar nicht beachtet hatte, wurden noch verwertet, indem aus ihnen Geschützkgeln, mit dem Monogramm des Herzogs versehen, hergestellt wurden; sie sind nicht nur am Sudmerberge bei Oker, wo man sie augenscheinlich goß, sondern auch in Wolfenbüttel, der fürstlichen Residenz und Hauptfestung des Landes, gefunden worden. Auch dem Bergbau auf Eisenstein im Amte Harzburg verhalf er zu neuer Blüte. Hinter dem Riesenbruche, am oberen Schmalenberge und im oberen Trogtale, dicht an der „alten Straße“ von Goslar nach Oderbrück, wurde Magneteisenstein abgebaut und einerseits in Altenau, anderseits aber auf der Eisenhütte an der Radau, die auf dem Platze des jetzigen Kurhauses lag, verhüttet. Da die durch Raubbau verwüsteten Forsten zur Gewinnung der für den Verhüttungsprozeß notwendigen Holzkohle nicht mehr genügend Holz zu bieten vermochten, sah sich der Herzog nach einem Ersatz um. Eine Zeitlang ließ er beim Hüttenorte Oker nach Steinkohlen schürfen. Als ihm hier der Erfolg versagt blieb, suchte er in dem Torf der Hochmoore am Brocken und Bruchberge Ersatz. 1575 wurde am Schubensteine, östlich des heutigen Torfhauses, ein Gebäude zur Torfgewinnung errichtet. Ja, der Herzog glaubte sogar durch Abbrennen des Torfes, reichliche Düngung und Besäen mit Alesamen hier oben Kulturland schaffen zu können. Obwohl das Trocknen des Torfes an dem feuchten Klima und überhaupt der ganze Plan an der Unzulänglichkeit der zu Gebote stehenden technischen Hilfsmittel scheitern mußte — ebenso wie die später dort im 18. Jahrhundert wieder aufgenommenen Versuche —, so hielt Julius doch mit zäher Hartnäckigkeit lange Zeit daran fest. Eine planmäßige Wasserwirtschaft sollte ihn ferner bei seiner wirtschaftlichen Erschließung des Harzes unterstützen. So wurde schon seit 1571 durch Steinspalter das Bett der oberen Radau von den Felsblöcken gereinigt. Auch ließ er im oberen und mittleren Radautale Staudämme und Schleusen anlegen, um das Wasser aufzuspeichern und dann durch Aufziehen der Schleusen die für die Flößerei nötige Strömung zu erzielen. Noch bedeutender war das Flößwerk auf der Oker. Hier ließ er ein besonders großes Stauwerk bauen, an das noch jetzt die Forstorte Große und Kleine Juliusstau oberhalb von Romkerballe erinnern. Wirklich erlebte er die Genugtuung, daß im August 1577 Flöße mit Brenn- und Bauholz, auch mit Torf beladen bei seiner Residenz Wolfenbüttel anlangten. Gleichzeitig gewann er durch das Aufstauen der Bäche und Flüsse den Vorteil, daß für die Mahl- und Sägemühlen — auch

eine Papiermühle wird uns 1572 bei Oker bezeugt —, für die Pochwerke und Blasebälge der Hütten stets die nötige Wasserkraft zur Verfügung stand. Rückschläge konnten natürlich gelegentlich nicht ausbleiben, wie denn z. B. der Pastor Hardanus Hake in seiner Bergchronik schreibt: „Den 27. Juni 1579 brachen die Schleusen im Harze und riefen aus.“ Aber die Tatsache, daß man neuerdings die Pläne des Herzogs in dem Bau moderner Talsperren wieder aufgenommen hat, beweist am besten, daß Julius auf dem richtigen Wege gewesen und nur an den unzulänglichen Mitteln seiner Zeit gescheitert ist. Mit Recht rühmt auf dem Denkmal im Parke von Juliusball die Inschrift ihn als einen Fürsten,



Brockenblick von der Harzburg. Nach einem Steindruck von Lütke. Um 1850

„dessen Schöpfergeist, der eigenen Zeit Jahrhunderte voraus, des Harzes Erz, den Solquell Juliusball und freiem Denken neue Bahn erschloß.“

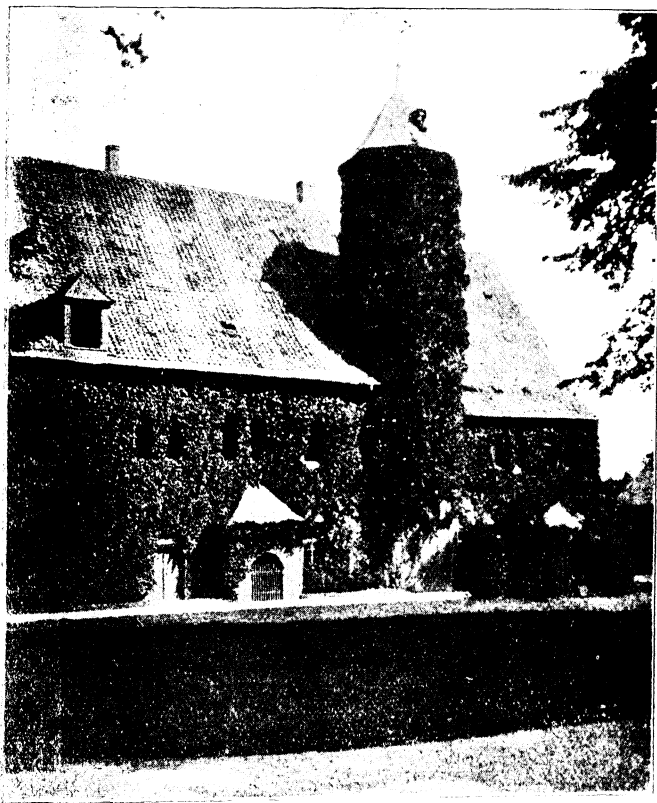
In welch scharfem Gegensatz stehen zu dieser Zeit emsiger Friedensarbeit die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges! Auch das Amt Harzburg sollte all seine Nöte und Greuel in reichstem Maße miterleben und miterleiden.

Die ersten Jahre verliefen ruhig. Nur die Pest forderte einmal wieder ihre Opfer. Aber mit diesem schlimmen Gaste war man schon einigermaßen vertraut. Sie hatte schon früher gelegentlich am Harze gewütet, so besonders 1577, wo vom 13. März bis 31. Dezember 480 Personen in den Dörfern des Amtes starben. Dann aber rückte im Herbst 1525 Wallenstein, vom Eichsfelde her um den Nordharz ziehend, mit seinen Scharen heran und berührte auch die Nordgrenze des Amtes Harzburg. Der Herzog Christian von Braunschweig wurde im Steinfeld an der Oker zurückgeschlagen; zwar siegte am 20. November der Harzburger „Auschuß“, eine Art Landwehr, die Herzog Julius im Herzogtume begründet hatte, in einem verlustreichen Kampfe bei Harlingerode, aber dafür

wurden: Harlingerode und Schlewecke von der zügellosen Soldateska in Brand gesteckt. Wallensteins Heer nahm Quartier in den Stiftern Halberstadt und Magdeburg; seine Truppen standen bis Stapelburg und Abbenrode. Andererseits rückte von Westen her Tilly heran, schlug sein Winterquartier in Boizenburg auf und ließ Teile seiner Truppen bis Goslar vorrücken. So war das Amt Harzburg auf beiden Seiten von zwei großen feindlichen Armeen eingeschlossen, zumal da Wallenstein bald darauf, am 6. Januar 1626, auch die Schlösser Schladen und Wiedelah eroberte, die bislang noch von den Dänen des in Wolfenbüttel stehenden Königs Christian IV. besetzt gehalten waren. Damals versuchte Wallenstein auch die alte Harzburg zu nehmen, aber der Versuch mißlang; nur in Neustadt unter der Harzburg wurden, wie das Kirchenbuch berichtet, acht Einwohner erschossen.

Der Bewohner bemächtigte sich die Verzweiflung. Sie verließen ihre Häuser und zogen sich entweder auf die Harzburg oder in die Wälder des Gebirges zurück. Von hier eröffneten sie unter Führung der Forstleute und Jäger den Kleinkrieg gegen ihre Bedrücker, und bald begegnet auch hier für sie die Bezeichnung „Harzschützen“, die ursprünglich nur ihren Führern zukam. Ihr ganz besonderer Haß richtete sich gegen die Nachbarstadt Goslar. Das freundschaftliche Verhältnis zu dieser war niemals besonders herzlich gewesen; in ewigen Grenz- und Weidestreitigkeiten war die gegenseitige Feindschaft immer wieder zum Ausdruck gekommen. Jetzt aber brach noch einmal zwischen den Inhabern der Harzburg und der Reichsstadt ein erbitterter Kampf aus, wie er einstmals in den Zeiten Heinrichs IV. getobt hatte. Die Goslarer zeigten nämlich starke Zuneigung zu den feindlichen Heeren, in der Hoffnung, durch ihre Ergebenheit gegen den Kaiser und Feindschaft gegen das welfische Haus die Forsten und Bergwerke, die ihnen Herzog Heinrich der Jüngere im Riechenberger Vertrage (1552) fortgenommen hatte, wiederzuerlangen. Die Harzschützen setzten sich in den einzelnen Häusern vor der Stadt fest: im Gerberhause, im alten Wartturm auf dem Sudmerberge, auf der Pulvermühle, der Kupferhütte und dem Bleihofe an der Oker. So unterbanden sie schließlich den gesamten Verkehr der Stadt auf der „Alten Straße“ nach Osten hin; und da die Bauern von Wolfsbagen die Zufuhr Goslars im Westen abschnitten, so brach bald Mangel in der Stadt aus. Vergeblich wandte sich der Rat an Herzog Christian mit der Bitte um Abhilfe. Dieser versuchte im Gegenteil durch einen zweimaligen überraschenden Überfall die Stadt in seine Gewalt zu bringen. Nun nahm der Rat 300 Soldaten Tillys zum Schutze der Stadt auf. Daraufhin legte Herzog Christian eine Kompanie Dänen unter dem Hauptmann Georg Wolf von Wildenstein auf die Harzburg, und der Kleinkrieg wurde nur noch befristet. Als sich die Harzburger nun auch nach Osten wandten, stießen sie allerdings auf einen stärkeren Gegner. Voller Unwillen befahl Wallenstein dem Oberstwachmeister Oswald von Bodendiek, der von Osterwieck aus die östlich und nordöstlich der Amtsgrenzen in Quartier liegenden Truppen des Regimentes Colloredo und Kroaten befehligte, alle im Gericht Harzburg liegenden Dörfer in Brand zu stecken. Verstärkt durch vier Kornet Reiter, fiel Bodendiek am 22. April 1626 in das Amt ein. Viele Bewohner, auch Frauen, Kinder und Greise wurden niedergemacht, manche auch zur Hinrichtung nach Halberstadt geschleppt. Von den anderen

Dörfern besitzen wir keine genaueren Nachrichten, nur das Kirchenbuch von Neustadt hat uns einen kurzen und doch so vielsagenden Bericht bewahrt: „Den 22. Aprilis sein des Wallensteins Soldaten in das Gericht der Hartzburg gefallen und dasselbe abgebrandt, es seien aber damals umgekommen Michel Unger von der Neuwen Hütten, Hans Klinge, von der Hütte der alte Meister, Maria Kramers, die Beckersche und ihr Sohn Borchardt. Es sein damals im Feuer verbrandt Tile Kassebaums kleiner Junge und des Selgenbauers 3 Kinder. Es ist auch Joachim Nitzawen erschossen worden.“ Zwei Tage lang verrichteten die Wallensteiner ihr



Bündheim. Schloß

grausiges Werk. Nicht nur die Privathäuser, sondern auch die öffentlichen Gebäude wurden planmäßig durch Feuer vernichtet: das von Herzog Julius erbaute Bündheimer Amtsbaus, das alte Amtsvorwerk am Eingang des Rodotales, das neue an der Stelle des jetzigen Gutes Kadau, die Hüttenwerke an der Oker, in Neustadt und Bündheim, der große Holzhof an der Kadau, auch die erst neu erbaute Kirche zu Harlingerode.

Nun hatten die Bewohner, soweit sie durch die Flucht auf die Hartzburg oder ins Gebirge sich dem Strafgericht entzogen hatten, nur noch das nackte Leben zu verlieren und führten daher den Kampf mit um so größerer Erbitterung weiter. Am 5. Juni 1626 brachten sie den Goslarern einen empfindlichen Schlag bei, unter fast denselben Umständen, wie einstmals

die Krieger Heinrichs IV. im Herbst 1073: nachdem sie den Bürgern Pferde und Vieh davongetrieben hatten, lockten sie die verfolgenden Goslarer und die Tillyschen Soldaten in einen Hinterhalt und töteten 12 Bürgerköhne und 20 Soldaten; in Goslar aber erzählte man sich, die Harzschützen hätten bei dieser Gelegenheit mit Speck, der die Kleider in Brand setzte, und mit vergifteten Kugeln geschossen.

Daraufhin ließ Wallenstein einmal wieder durch Bodendiek einen Anschlag auf die Harzburg machen; aber die alte Feste behauptete sich. Eine gewisse Entmutigung unter den Bauern trat erst ein, als am 6. Juni

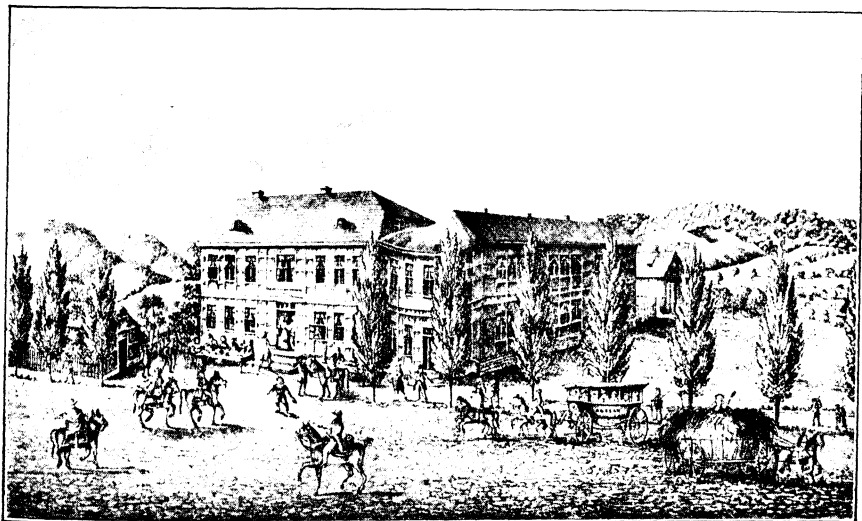


Bündheim. Aus dem Schloßpark

Herzog Christian plötzlich in Wolfenbüttel starb, und als im August 1620 König Christian IV. von Dänemark bei Lutter a. B. durch Tilly entscheidend geschlagen wurde.

Auch später ist das Amt noch oftmals von plündernden Soldaten heimgesucht worden, die in den notdürftig wieder aufgebauten Hütten allerdings nicht allzuviel gefunden haben werden. Nach dem Siege Gustav Adolfs bei Breitenfeld gelangten schwedische Abteilungen auch des öfteren an den Nordrand des Harzes. 1634 kam es infolgedessen zu einem blutigen Treffen im Bruche bei Harlingerode. Bald darauf erschienen wieder kaiserliche Truppen, und so ging es in buntem Wechsel weiter. Noch mehrere Male mußten die Bewohner längere Zeit im Harzwalde, etwa auf dem Winterberge oder im Ringwalle der Oßburg im Hasselbruche (beim heutigen Mollenhause), zubringen. Endlich ging der schreckliche Krieg zu Ende; er hinterließ ein armseliges, verkümmertes Geschlecht, das den Kampf um die Anfänge der Zivilisation und die Grundlagen eines bescheidenen Daseins von neuem aufnehmen mußte.

Herzog August der Jüngere, der nach dem Tode Friedrich Ulrichs (1634) das Fürstentum Braunschweig-Wolfenbüttel erbt, hat alle seine Kraft daran gesetzt, die Schäden des Krieges zu heilen. So rührt von ihm der Neubau des Bündheimer Amtshauses und der Harzburger Kirche her. Dagegen ließ er in den Jahren 1650—54 die ehrwürdige Harzburg niederlegen, da ihre fernere Unterhaltung zu große Kosten erfordert hätte. Aus diesem Grunde hatte schon Herzog Julius, der 1574 durch den Zeugmeister Curt Menten, den bekannten Baumeister Paul Brande und den Harzburger Amtmann Simon Thomas sich über den baulichen Zustand der Harzburg hatte berichten lassen, den Plan einer Wiederherstellung aufgegeben. Nun hatten die Stürme des Dreißigjährigen Krieges der alten

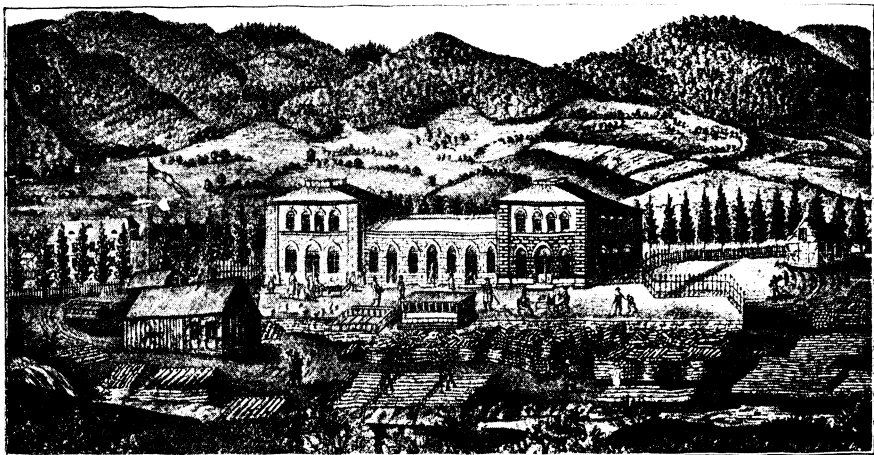


Harzburg. Hotel Lindenbof um 1850

Barbarossaburg so übel mitgespielt, daß nur der Abbruch der schon fast Ruine gewordenen Feste übrig blieb. Das Epitaph des Harzburger Amtmanns Hage von 1643, das in der kleinen Bündheimer Dorfkirche hängt, hat ihr damaliges Aussehen der Nachwelt erhalten: hinter den im Vordergrund knienden Personen erblicken wir die Mauern und Türme der alten Burg, halbverfallen, die Lücken der Befestigung durch Palisaden ausgefüllt. Seit 1654 aber wurde die Stätte der ruhmreichen Kaiserburg nur noch durch spärliche Mauerreste bezeichnet, aus denen dann erst die Ausgrabungen zu Beginn des 20. Jahrhunderts Schlüsse auf den früheren Zustand ermöglichen.

Auch das alte Gestüt, das vielleicht schon seit dem 15., sicherlich aber seit der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts mit der Harzburg verbunden gewesen war, erfuhr durch August den Jüngeren eine grundlegende Neuordnung. Dieses wurde bis in das 19. Jahrhundert hinein als sogenanntes Wildengestüt betrieben, d. h. die Zuchtstuten blieben als „Wilde“ vom Frühjahr bis in den Oktober oder November hinein auf freier Waldweide. Die Oberaufsicht führte der Wildenmarsfäller. Unter ihm standen die Wildenbirten, von denen der eine mit seinem Knechte den Sommer über

auf dem Wildenhaufe beim Abrennsberge die Stuten, der andere, ebenfalls von einem Knechte unterstützt, auf dem Fohlenhaufe (auf dem Schwarzenberge über Altenau) die älteren Hengstfohlen zu beaufsichtigen hatte. Die



Salzburger Bahnhof. Nach einem Steindruck von H. C. Vellguth. Um 1850



Bündheim. Kirche

Hengste gehörten ursprünglich nicht zum Gestüt, sondern wurden aus dem herzoglichen Marstalle zu Wolfenbüttel im Mai auf etwa drei Monate zu den Stuten nach dem Wildenhaufe auf die Weide geschickt. Im Winter wurden die Pferde, deren Zahl durchschnittlich 150 betrug, auf

die einzelnen Amtshäuser des Landes verteilt. Herzog August ordnete nun an, daß sie auch während der schlechten Jahreszeit in Bündheim bleiben sollten, weshalb man ihn nicht mit Unrecht als den eigentlichen Begründer des Bündheimer Gestütes bezeichnet hat. Im Jahre 1667 hat dann sein Sohn Rudolf August das Gestüt dem Oberstallmeister in Wolfenbüttel unterstellt, und diese Anordnung hat sich bis in die Gegenwart glänzend bewährt. Nach den Befreiungskriegen gewann das Gestüt unter der Leitung des Oberstallmeisters von Thielau, später der Freiherren von Girsowald, hohes Ansehen als Zuchtstätte edler Rennpferde. Nach der Revolution ist es von der Regierung verpachtet worden.

Daneben beruht die Bedeutung des Amtes Harzburg in der Jetztzeit auf der Industrie, die sich vor allem im Hüttenorte Oker, aber auch in Harlingerode, Schleweke und Bündheim immer mehr entwickelt hat. Der Ort Neustadt oder Harzburg, wie man nun statt dessen gewöhnlich zu sagen pflegte, erlangte dagegen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts einen großen Ruf als Badeort. Seit 1841 war er mit der Landeshauptstadt Braunschweig durch eine Eisenbahn verbunden, die auf Betreiben des weitblickenden Finanzdirektors von Amsberg gebaut wurde. Dieser erwarb sich auch große Verdienste um die Begründung des Bades. Nachdem 1849 die Saline Juliusball ihren Betrieb geschlossen hatte, wurde bald darauf ein „Bade- und Logierhaus“ zu Juliusball eröffnet. Aus diesen kleinen Anfängen hat sich dann das heute weithin bekannte Bad entwickelt, und es war nur eine notwendige Folge, daß der Flecken Neustadt 1894 das Stadtrecht und zugleich den neuen Namen „Bad Harzburg“ erhielt.



Das Amt Thedinghausen

Von Th. Müller, Thedinghausen

Nachdem die Weser unweit Hehlen Abschied vom Braunschweiger Lande genommen hat, berührt sie gegen das Ende ihres Laufes noch einmal ein Teilchen des so zerstückelten Staates, das Amt Thedinghausen. Dort oben ein enges Selsental, das dem jungen Flusse nur ein schmales Bett bereitet; jetzt ein achtungsgebietender Strom, der in weiten Krümmungen langsam zum Meere zieht. Hier schweift der Blick über weite Wiesen und Weiden, die von Hecken und Baumgruppen unterbrochen und belebt werden, bis ganz in der Ferne die blauen Geesthöhen dieses breite, gesegnete Tal begrenzen.

Fruchtbar ist diese Wesermarsch. Fast in jedem Winter zur Zeit der Schneeschmelze in den Gebirgen gleicht die Niederung einem großen See, aus dem die durch hohe Deiche geschützten Orte gleich Inseln hervorragten. Dann schlägt sich der Lehmgehalt des Wassers nieder, und so hat die Weser in viel tausendjähriger Arbeit den Boden geschaffen, an dessen saftigem Grase große Herden schwarzweißen Rindviehs und edle Pferde sich laben. Schmuck und stattlich grüßen uns die Dörfer; weit zerstreut nach alter Sachsenart die einzelnen Höfe, die meist inmitten ihrer Ländereien liegen.

In altersgrauer Vorzeit war das Tal der Weser ein weiter Sumpf. In zahllose flache Arme zerpalten, zog sie dem Meere zu. Durch die vielen Überschwemmungen genährt, wucherte in dem breiten Stromtal der Urwald: Eichen, Erlen, Weiden; von Mooren und Sanddünen unterbrochen. Erst spät hat sich der Mensch in diese Wildnis gewagt. Einzelne Ansiedler mögen schon früh auf Werten einsam gebauet und durch Fischerei ihren karglichen Unterhalt gefunden haben.

Um das Jahr 800 wird Thedinghausen zum ersten Male urkundlich erwähnt. Unter dem Bischof Urwan von Bremen (1013—1039) wurde wahrscheinlich die Kirche zu Lunsen gegründet. Da, wo der heilige Hain,



Thedinghausen. Niedersächsisches Bauernhaus aus dem 17. Jahrhundert

in dem Holtorf, das Walddorf, lag, die Weser berührte, war seit Urzeiten eine Maltstätte, die die Sendboten des neuen Glaubens in eine christliche Kirche verwandelten. Aus dem sächsischen Ding, das sich hier befand, entstand ein Gogericht, bei dem im frühen Mittelalter die Grafen von Bruchhausen und dann die von Hoya das Richteramt ausübten. Noch lange wirkte die Überlieferung nach, bis 1650 tagte das Gericht an dieser Stelle, auf der schon vor einem Jahrtausend nach alter Sitte Recht gesprochen war. Erst die landfremden Schweden hielten in Thedinghausen, dem Sitze des Amtes, die Gerichtsverhandlungen ab. Das Kirchspiel von Lunsen umfaßte ursprünglich den Sprengel des Gogerichts, aus ihm entwickelte sich das Gebiet des späteren Amtes Thedinghausen.

Schon im Jahre 1032 hatte Erzbischof Hermann von Bremen das Eyterbruch, das das ganze heutige Amt ausmachte, erworben, und 1065 schenkte Kaiser Heinrich IV. dem Erzbistum Bremen umfangreiche Län-

deren, darunter das Weyherbruch bis zur Eyer. Die Erzbischöfe sorgten für die Urbarmachung der Brüche, indem sie Holländer heranholten, die aus ihrer Heimat Kenntnisse und Erfahrungen für den Kampf gegen Wasser und Sumpf mitbrachten. Einer Holländersiedlung verdankt auch Emtlinghausen sein Entstehen. Urkunden aus den Jahren 1108 und 1250 nennen zum Teil die Namen der heutigen Dörfer und lassen erkennen, daß die Besiedlung und Urbarmachung unserer Gegend bereits weit fortgeschritten war.

Nach dem Sturze Heinrichs des Löwen wurde das Stammesherzogtum der Sachsen zertrümmert. Aus dem Nichts stiegen die neuen Herren empor, die Landesfürsten. Die Bischöfe von Bremen, nach der Zerstörung Hamburgs durch die Normannen Erzbischöfe geworden, strebten nach Erweiterung ihres Gebietes und damit ihrer Macht. Hierbei stießen sie mit den Grafen von Hoya zusammen, die aus denselben Gründen versuchten, ihren Besitz zu erweitern und durch die Erwerbung zahlreicher Güter auch in unserer Gegend bereits festen Fuß gefaßt hatten. So mußte es hier zum Kampfe kommen. Erzbischof Gisbert errichtete an der Grenze seines Landes eine Anzahl von Burgen, darunter auch eine in Tbedinghausen, um sein Gebiet vor den Einfällen räuberischer Nachbarn zu schützen. Die Feste Tbedinghausen war eine Wasserburg, sie lag zwischen Weser und Eyer in Sumpf und Bruch, an der Südgrenze des Erzbistums, da, wo die alte Hollstraße in das Bremer Gebiet einlief.

Im Jahre 1285 ist der Bau der Burg vollendet, aber nicht lange bleibt sie im Besitz der Erzbischöfe. Schon 1338 wurde das Schloß an die Grafen von Bruchhausen verpfändet, und acht Jahre später erhielten es die Grafen von Hoya für die damals sehr hohe Pfandsomme von 1200 Mark Silbers. So war die Burg in die Hände derer geraten, vor denen sie schützen sollte; ein Zustand, der vor allem von der Stadt Bremen, der an der Beherrschung der Straßen und Wasserwege wegen ihrer Handelsinteressen viel gelegen war, unangenehm empfunden wurde. Es ist natürlich, daß Stift und Stadt Bremen die nächste Gelegenheit benutzten, um sich wieder in den Besitz Tbedinghausens zu setzen.

Als in den Jahren 1347—51 der „schwarze Tod“, die Pest, furchtbar in Deutschland wütete und den vierten Teil der Bevölkerung dahinraffte, hatte die Stadt Bremen nach dem Erlöschen der Seuche viele Landesbewohner als Bürger in ihre Mauern aufgenommen. Da sich unter diesen auch Eigenbehörige des Grafen von Hoya befanden, brachen zwischen ihm und der Stadt darüber Streitigkeiten aus, die der Bremer Rat benutzte, um den Kampf gegen Hoya zu beginnen. 1350 wurde in der Nähe Tbedinghausens bei Lunsen eine neue Burg errichtet, die „Tigenborg“, und von hier aus Raubzüge durch die Grafschaft Hoya unternommen und nach damaligem Kriegsbrauch durch Plünderung und Brand alles verwüstet und zerstört. Graf Gerhard von Hoya vergalt natürlich Gleiches mit Gleichem, bis am 20. Juni 1357 zwischen Tbedinghausen und Verden die beiden Heerhaufen zusammenstießen. Auf der Landzunge, die durch den Zusammenfluß von Aller und Weser gebildet wurde, erwarteten die Bremer den Feind. Ein heftiges Gefecht begann, in dem die Bremer einen Augenblick im Vorteil waren, als der Graf von Hoya vom Pferde gestoßen wurde und in Gefahr geriet, Freiheit oder Leben zu verlieren. Doch frische Hoyaische Mannschaften, die mit dem Rufe: „de

bremere vleet, de bremere vleet!" in den Kampf eingriffen, entschieden ihn zu seinen Gunsten. Da die Bremer über die in ihrem Rücken fließende Aller nicht schnell genug entweichen konnten, erlitten sie nun eine schwere Niederlage: allein einhundertundfünfzig der angesehensten Ritter und Bürger wurden gefangen genommen und nach Hoya geführt. Erst gegen schwere Opfer an Geld und Gut gab ihnen der Graf die Freiheit wieder.

Im nächsten Frühjahr zogen die Bremer aus, die erlittene Schmach zu rächen. Mit einer Anzahl eichener Plattschiffe fuhren sie die Weser hinauf, den Grafen in seinem festen Schlosse Hoya anzugreifen. Aber der Versuch, ihn in seiner Burg zu überraschen, mißlang; auch ein Angriff auf die Burg blieb ohne Erfolg. Kurz entschlossen gaben die Bremer die Belagerung auf und fuhren auf Weser und Eyer nach Thedinghausen. Hier war ihnen das Kriegsglück hold: ein entschlossener Sturm brachte das Schloß in ihren Besitz.

Durch diese Kämpfe hatte die Stadt vom Erzbischof die Hälfte des Schlosses Thedinghausen erworben, 1377 ging es ganz in den Pfandsbesitz der Stadt über. Und noch mehrmals mußten die Ritter, die seine Besatzung bildeten, für die Sache der Stadt Bremen ihr Schwert ziehen.

So waren 1381 eine Anzahl Ritter aus den braunschweigischen Landen, 100 Geharnischte und 40 Schützen, unter der Führung des Hezneckes von Mandelsloh raubend und plündernd in das Bremische Gebiet eingefallen. Die stiftische Ritterschaft, unterstützt von einem Aufgebot Bremer Bürger, griff die Räuber unweit Thedinghausen an, verlor aber durch widrige Umstände Kampf und Freiheit, die allein die Bürger erst gegen ein Lösegeld von 10 000 Mark wiedererlangen konnten. Diese Niederlage der Bremer hatte eine jahrelange Fehde zur Folge, deren Kosten doch schließlich die wehrlosen Bauern tragen mußten. So auch bei den Kämpfen, an denen die Thedinghäuser Burgmannen selbst schuld waren. Sie unternahmen 1419 einen Raubzug in das Lüneburgische Gebiet, den Herzog Bernhard rächte, indem er das Amt Thedinghausen plündern und brandschatzen ließ. Wieder entstand eine große Fehde zwischen den Herzögen von Braunschweig, die mit den Grafen von Hoya verbündet waren und dem Erzbischof von Bremen, dem die Grafen von Delmenhorst und Oldenburg zur Seite standen. Bei diesen Kämpfen wurde das Amt Thedinghausen abermals „wente to Niede“, also bis an die äußerste Grenze verwüstet.

Den Bemühungen der Landesfürsten und der Städte gelang es schließlich, das wilde Treiben der Raubritter zu unterbinden und einen allgemeinen Landfrieden durchzusetzen. So verlor die Burg Thedinghausen im Laufe der Zeit ihre eigentliche Bedeutung. Ein Inventarverzeichnis aus dem Jahre 1599 läßt den verkommenen Zustand der einst so stolzen Feste erkennen und 1681 „ist alles ganz wüste“, wie der damalige Amtmann Scholvin über das Schloß berichtet.

Bis 1500 hat die Besiedlung des Amtes rege Fortschritte gemacht. Die einst so ausgedehnten Waldungen in der Eterniederung sind verschwunden. Um die Burg Thedinghausen ist ein neuer Ort Hagen entstanden. Das alte Dettenhusen hat seinen Namen in Bürgerei verändert, wohl in Beziehung auf die Burg; ebenso Ullenstedt, das seit 1535 als Westerwisch, d. h. die im Westen der Stadt belegene Wisch, erscheint. Das Amt ist um diese Zeit schon ein fest umgrenzter Verwaltungsbezirk;

in seiner Kanzlei verdrängt um 1560 das Hochdeutsche die alte niedersächsishe Mundart.

Während in der benachbarten Grafschaft Hoya schon 1524 die Reformation durchgeführt wurde, kämpfte der damalige Erzbischof Christoph von Bremen, ein Bruder Herzog Heinrichs des Jüngeren von Braunschweig, erbittert gegen die neue Lehre, konnte aber nicht hindern, daß die katholische Geistlichkeit aus der Stadt Bremen vertrieben wurde. Im schmalkaldischen Kriege 1547 belagerte Erzbischof Christoph zur Vollstreckung der über die Stadt verhängten Reichsacht Bremen und zwang die Bewohner des Amtes Thedinghausen, dabei Arbeitsdienste zu verrichten.



Thedinghausen. Erbbhof

Nach dem Siege der Evangelischen bei Drakenburg eroberten diese Thedinghausen und überließen das ganze Amt dem Kriegsvolke zur Plünderung. Nach einigen Monaten erschien jedoch Christoph mit neuen Truppen und nahm das Schloß Thedinghausen wieder ein. Aber erst 1560 wurde im Erzstift Bremen die Reformation eingeführt.

Von einem der nun evangelischen Erzbischöfe besitzt Thedinghausen ein kostbares Vermächtnis: den Renaissancebau des Erbbhofes. Sein Erbauer, Erzbischof Johann Friedrich (1596—1634), war ein galanter Mann und trotz seiner Würde als Kirchenfürst den Frauen sehr ergeben. Er hatte zu der jugendlichen Frau Gertrud seines Drostes von Hermeling auf Thedinghausen eine lebhafteste Zuneigung gefaßt. Als 1614 der Drost plötzlich verstarb, tröstete sich die junge Witwe mit der Liebe Johann Friedrichs, der nun oft in Thedinghausen auf dem Erbbhof weilte, sehr zum Verdruß des frommen Pastors zu Lunsen, der dann auch den Mut besaß, das Verhalten des Erzbischofs von der Kanzel herab zu brandmarken. Darüber ärgerte sich Frau Gertrud sehr und sie setzte beim Erzbischof durch, daß er ihr einen Geistlichen sandte, der in der Thedinghäuser Kapelle seines Amtes waltete. Seitdem besitzt der Ort Thedinghausen eine eigene

Kirche. Im Jahre 1619 kaufte der Erzbischof seiner Geliebten für einen sehr hohen Preis den Erbhof ab, ließ die alten Gebäude erneuern und ein prächtiges Wohnhaus neu errichten. Trotz des Verkaufs blieb Frau Gertrud Besitzerin des Schlosses, das 1621 anlässlich der Hochzeit ihrer Schwester eingeweiht wurde. Aber schon zwei Jahre später starb die Frau Drostin. Erzbischof Johann Friedrich schenkte nun den Erbhof seinen Kindern Friedrich und Christine von Holstein, deren Mutter Anna Döbel in Bremervörde eine seiner Geliebten gewesen war.

Von den Leiden, die der 30jährige Krieg dem deutschen Volke brachte, mußte auch das Amt Thedinghausen sein vollgerüttelt Maß tragen. Bereits im Januar 1623 hatte sich Herzog Christian von Braunschweig in Thedinghausen festgesetzt. Er brandschatzte den Amtmann um 3000 Gulden und betrieb von hier aus Werbungen zur Verstärkung seines Heeres, wurde aber bald durch Tillys Truppen vertrieben, die kurze Zeit das Amt besetzten. Im März 1624 scheiterte infolge Hochwassers ein Versuch des kaiserlichen Obristen Erwitte, sich des Ortes Thedinghausen zu bemächtigen. Ein Jahr später ließ König Christian IV. von Dänemark das Schloß besetzen, mußte aber nach der Schlacht bei Lutter am Barenberge den Kaiserlichen unter dem General Anholt weichen. Die beiden Heere lagen den Winter hindurch zu beiden Seiten der Weser sich untätig gegenüber, durch ungenügende Versorgung und Mangel an Geld in schlechter Verfassung und so eine furchtbare Plage für die Bewohner. Im Frühjahr 1627 eroberten die englischen Hilfsvölker der Dänen Thedinghausen, zwischen Achim und Thedinghausen wurde über die Weser eine Schiffsbrücke geschlagen, die durch Schanzen gesichert wurde; die Erinnerung an diese Ereignisse lebt in den Namen der Hirtenhäuser „zum englischen Berge“ noch heute fort. Im Herbst fiel hier die Entscheidung, kaiserliche Truppen griffen die Dänen unter dem General Norprath in Thedinghausen an und warfen sie nach einem heftigen Gefecht nach Bremen zurück. Am 20. September nahm General Anholt sein Hauptquartier in Thedinghausen und warf am nächsten Morgen den englischen General Morgan aus seinen festen Stellungen um Achim. In Thedinghausen blieb eine kaiserliche Besatzung unter dem Befehl des Oberstleutnants von Gläyen zurück. Nach dem Eingreifen Gustav Adolfs eroberte der schwedische General Tott im Winter 1631—32 die Festungen des Erzstiftes Bremen, aber auch den Kaiserlichen führte General Pappenheim Verstärkung zu. Unter den Streifzügen beider Parteien hatte Thedinghausen bitter zu leiden. Im Frühjahr 1632 wurde das Amt von kaiserlichen Truppen geplündert, nach ihrem Abzuge kamen die Schweden und nahmen das Wenige, das jene übrig gelassen. Auf dem Erbhofe haben die schwedischen Reiter sogar die Bienenkörbe „ausgeschmökert“ und den Pfau gestohlen. Neue Plünderungen erfolgten im Juli 1636 durch kaiserliche Truppen unter dem Obristen von Luttersheimb und wenige Wochen später durch das kaiserliche Sperreutersche Regiment zu Pferde, dessen Kommandeur vom Orte Thedinghausen 1000 Reichstaler, dazu 25 Malter Hafer und 18 Suder Heu erpreßte. Im April 1638 besetzte der kaiserliche General Gallas die Ämter Thedinghausen und Achim, bis es dem Erzbischof gelang, gegen die Zahlung von 60 000 Talern an den General Gallas diesen zum Verlassen der Ämter zu bewegen. Im November 1645 besetzten schwedische Truppen Thedinghausen, und als 1648 endlich der Friede geschlossen

wurde, blieben die Schweden die Herren des Amtes, da ihnen die Herzogtümer Bremen und Verden im Friedensvertrage übereignet wurden.

Die schwedische Regierung, die in Stade ihren Sitz hatte, entließ die erzbischöflichen Beamten und setzte schwedische Amtsmänner an ihrer Stelle. Auch die Besitzungen des Erzstiftes wurden eingezogen und verdienstvollen Heerführern zur Belohnung geschenkt. So erhielt der General Graf Wirtemberg zu Debern 1649 das Amt Thedinghausen förmlich verliehen, als Wohnsitz erwarb er den Erbhof. Dieses Gut blieb noch lange im Besitz der schwedischen Familien von Gerstenberg und von Meibern. Auch Das Gut Ilenburg erwarb der schwedische Hauptmann von Weiker. Die Schweden ließen sich also recht häuslich bei uns nieder. Großen Kummer bereitete es ihnen aber, daß es ihnen nicht gelang, die freie Reichsstadt Bremen unter ihre Botmäßigkeit zu zwingen. Der jahrelange Kampf zwischen der Stadt und den Schweden zog auch Thedinghausen in Mitleidenschaft. Am 22. Juli 1654 gelang es den Bremern, das von den Schweden besetzte Schloß Thedinghausen zu nehmen. Dabei eroberten sie drei Geschütze, die sie voller Freude nach Bremen brachten. Als aber einige Tage später eine Abteilung Bremer nach Thedinghausen kam, das Schloß zu zerstören, sahen sie sich unerwartet angegriffen und erlitten eine schwere Niederlage. Um diesen ewigen Streitigkeiten ein Ende zu bereiten, stellten die niedersächsischen Fürsten auf Anforderung des Kaisers ein Heer auf, das sich im Oktober 1666 in Thedinghausen sammelt. Es setzte sich aus kaiserlichen, brandenburgischen und braunschweigischen Truppen unter dem Befehl des Generals Grafen Friedrich von Waldeck zusammen und seinem Druck gelang es endlich, Bremen und Schweden zu einem endgültigen Frieden zu bewegen.

Die Schwedenherrschaft in Thedinghausen sollte nicht von langer Dauer sein. Als in den Wirren, die dem Angriff König Ludwigs XIV. von Frankreich auf Holland 1672 folgten, die Schweden an der Seite des Reichsfeindes in den Kampf eingriffen, verhängte der Kaiser 1675 die Acht über sie und beauftragte den König von Dänemark, die Herzöge Georg Wilhelm von Celle und Rudolf August von Wolfenbüttel und den Bischof Bernhard von Galen von Münster mit der Vollstreckung. Den niederdeutschen Fürsten war dieser Anlaß zum Angriff auf die schwedischen Besitzungen, die ihnen zur Vergrößerung und Abrundung ihrer eigenen Gebiete recht gelegen waren, höchst willkommen. Binnen kurzem hatten sie ihre Rüstungen beendet. Schon wenige Wochen nach der Kriegserklärung besetzten Münstersche Truppen das Amt Thedinghausen, das die Schweden geräumt hatten, um eine starke Stellung auf dem gegenüberliegenden steilen Weserufer zu beziehen. Am 16. September erzwang Bischof Bernhard den Übergang über die Weser und warf die Schweden zurück. Bald machte der Winter den Operationen ein Ende und die Münsterer bezogen im Amte ihre Winterquartiere. Im Oktober trat in Bremen ein Kongreß der Verbündeten zusammen, der die Streitigkeiten schlichten sollte, die unter ihnen über die Teilung der Eroberungen ausgebrochen waren. Da aber jeder den Löwenanteil davon tragen wollte und die Gesandten zu keiner Einigung kamen, vertagte man die Lösung dieser heiklen Fragen bis zur Beendigung des Feldzuges; inzwischen wurde die Verwaltung von Bremen dem Herzog von Celle, die von Verden und Thedinghausen dem Bischof von Münster übertragen.

Fast fünf Jahre dauerte die münstersche Besetzung, eine Zeit harter Not für das Amt Thedinghausen. Bischof Bernhard von Münster war von dem Ehrgeiz beseelt, eine Rolle in der großen Politik Europas zu spielen und hatte sich deshalb in Unternehmungen eingelassen, die in keinem Verhältnis zur Größe seines Landes standen und das Bistum in große Schulden gestürzt hatten. Um die Mittel zur Unterhaltung seines Heeres aufzubringen, ließ der Bischof die besetzten Gebiete auf das grausamste aussaugen. Auch die Thedinghäuser mußten helfen seine leeren Kassen zu füllen, bis der Friedensvertrag von Nymwegen, der 1678 abgeschlossen wurde, dem wilden Treiben ein Ende bereitete. Die braunschweigischen Herzöge, von ihren Verbündeten im Stich gelassen, schlossen im Februar 1679 Frieden mit Frankreich und Schweden, bei dem sie außer einer Kriegsentschädigung von 300 000 Reichstalern an Ländergewinn nur den Erwerb des Amtes Thedinghausen und die Vogtei Dörverden erreichen konnten. Ein Jahr später nahmen die Herzöge das Amt in Besitz, um es zunächst gemeinsam zu verwalten. Langwierige Verhandlungen zwischen den Gliedern des herzoglichen Hauses führten endlich zu dem Ergebnis, daß die eroberten Ämter zwischen Celle und Braunschweig-Wolfenbüttel geteilt wurden. Celle erhielt Dörverden und den östlichen Teil des Amtes Thedinghausen, während der westliche mit dem Orte Thedinghausen an Wolfenbüttel fiel. Am 7. Oktober fand die feierliche Übergabe an den neuen Landesherrn und die Erbhuldigung der Eingeseßenen statt.

Schon damals war der Gedanke erwogen, das Amt Thedinghausen auszutauschen gegen Gebiete, die an das Herzogtum Braunschweig grenzten; die Verhandlungen waren aber ohne Ergebnis geblieben. Dasselbe Schicksal hatten dahin zielende Bemühungen, die nach den Befreiungskriegen 1824 und in jüngster Zeit unternommen wurden.

Die neue Herrschaft wurde von der Bevölkerung als segensreich empfunden. Unter der laschen erzbischöflichen Verwaltung hatten sich viele Mißstände eingebürgert, die besonders in einer schrankenlosen Willkür der adligen Gutsbesitzer zutage traten. Während der kurzen Schwedenherrschaft war keine Änderung eingetreten. So hatte die braunschweigische Regierung hier vieles gut zu machen; in diesem Bestreben wurde sie von dem Amtmann Johann Adolf Scholvin, einem überaus tüchtigen Beamten, redlich unterstützt. Das für die Bevölkerung so wichtige Meyerrecht wurde den Erfordernissen der Zeit angepaßt; längst veraltete Steuerrechte der Landesherrschaft, wie das Heergewette und die Frauengerade aufgehoben, auch die Wachsspflicht, ein Rest der Leibeigenschaft, zu milden Bedingungen abgelöst. Auch der Förderung der Landwirtschaft wandte die Regierung ihre Fürsorge zu. Durch die Urbarmachung der Emtinghäuser Heide entstand das Dorf Neudorf, es ist in der Mitte des 19. Jahrhunderts zwischen Emtinghausen und Bahlum aufgeteilt worden. Durch den Bau eines Kanals, der heutigen großen Eyter, wurde das Eyterbruch entwässert, auch dem Deichbau erhöhte Aufmerksamkeit gewidmet.

Im Amte Thedinghausen war die Dreifelderwirtschaft unbekannt. Das Land wurde 11—12 Jahre lang zum Kornbau genutzt, ohne zur Brache zu liegen. Dann ließ man die Marschen einige Jahre als Weide liegen und brach sie dann zur Saat wieder auf. Besonders der Flachs-

bau war sehr verbreitet, das gesponnene Garn wurde nach Bremen und Elberfeld ausgeführt.

Diese friedliche Entwicklung wurde jäh unterbrochen durch die Ereignisse der napoleonischen Zeit. Schon im 7 jährigen Kriege hatten die Bewohner des Amtes die Franzosen kennen gelernt. Im Winter 1757—58 lag das französische Dragonerregiment Harcourt in Thedinghausen, allein seine Verpflegung kostete dem fürstlichen Amte 15 167 Reichstaler. Dazu kamen bedeutende Naturalabgaben für die französischen Magazine und Arbeiten für den Bau einer Schiffsbrücke über die Weser.

Mit dem Herzogtum Braunschweig wurde das Amt Thedinghausen dem Königreiche Westfalen einverleibt. Thedinghausen wurde zum Hauptort eines Kantons erhoben, und es ist interessant, daß in diesem noch einmal das alte Amt, wie es vor der Teilung vor 1681 bestanden hatte, vereinigt wurde. Im Dezember 1810 wurde der Kanton Thedinghausen dem Kaiserreich Frankreich zugeteilt, es lag im Departement der Ems-, Weser- und Elbemündung. Wie überall, wurde auch hier der Druck der Fremdherrschaft hart empfunden. Der Aushebung zum Soldaten entzogen sich viele junge Leute durch die Flucht, trotzdem sind 14 Thedinghäuser vom Zuge der „Großen Armee“ nach Rußland nicht zurückgekehrt. Endlich schlug die Stunde der Befreiung; im Herbst 1813 marschierten russische Truppen durch Thedinghausen gen Westen.

In den letzten hundert Jahren hat sich im Amte Thedinghausen eigentlich nicht viel geändert. Abseits der großen Straßen des Verkehrs gelegen, hat der konservative Sinn der bäuerlichen Bevölkerung in Sitte, Sprache und Gebräuchen manches treu bewahrt. Noch steht eine große Zahl der alten, strohbedeckten Niedersachsenhäuser, noch haben sich hier Kulturgüter aus Urvätertagen, die anderswo längst der Vergangenheit angehören, lebendig erhalten.



Stammtafeln der Welfen

Von H. Krüger

Der über die Geschichte des Welfengeschlechts und damit über die geschichtliche und politische Entwicklung des mit diesem Fürstengeschlechte eng verbundenen niedersächsischen Landes, insbesondere der Lande Braunschweig und Hannover sich des Näheren unterrichten will, findet dazu in der einschlägigen umfangreichen Literatur ausgiebige Gelegenheit. Eine solche Darstellung, insbesondere der allmählichen ständischen und der staatlichen Entwicklung bis zur vollständigen Landeshoheit kann hier — bei dem knapp zugemessenen Raume — nicht einmal in großen Zügen versucht werden. Die nachfolgenden Stammtafeln und die beigegefügtten kurzen Bemerkungen können daher Anspruch auf eine auch nur einigermaßen befriedigende Vollständigkeit nicht erheben; sie wollen lediglich die Übersicht über die einzelnen Linien des Herzogl. Hauses etwas erleichtern. Auch die mehrfach eintretenden Veränderungen in dem Länderbesitz der einzelnen Linien können nur ganz kurz erwähnt werden.

1. Stammtafel des Herzogs Heinrich des Löwen.

Der Ursprung des Welfengeschlechts verliert sich im Dunkel der Vorzeit und Sage. Nachweisbar in der Geschichte erscheint das Geschlecht erst z. Jt. Karls des Großen. Die Welfen waren derzeit ein mächtiges, reich begütertes Grafengeschlecht in Süddeutschland. Sie besaßen u. a. nördlich vom Bodensee die Burgspitze Altdorf, Ravensberg, Weingarten und reiche Güter am Lech, im Allgäu und in den Alpentälern, im bayerischen Gebirge und in Tirol, welche später fast ausnahmslos in den Besitz der Hohenstaufen gelangt sind. Die Tochter des Grafen Welf von Altdorf, Judith, war die Gemahlin Kaiser Ludwigs des Frommen, des Sohnes Karls d. Gr., ihre Schwester Himmia war vermählt mit König Ludwig dem Deutschen, dem Sohne Ludwigs des Frommen.

Dieser Graf Welf von Altdorf, welcher um das Jahr 800 lebte, ist als der eigentliche Stammvater des welfischen Hauses anzusehen. Mit seinem Sohne Eticho setzte sich das Geschlecht durch acht Generationen fort bis auf Welf III., welcher 1047 von dem Kaiser Heinrich III. mit dem Herzogtum in Kärnten und der Mark Verona belehnt wurde. Welf III. starb kinderlos. Seine Mutter Irmingard berief den Sohn ihrer mit dem Markgrafenizzo II. von Este vermählten Tochter Kunigunde (Kunitza) aus Italien nach Deutschland. Dieser — Welf IV. — trat die große Erbschaft seines Oheims an und wurde der Stammvater des jüngeren welfischen Hauses in Deutschland; die italienischen Besitzungen fielen an einen jüngeren Bruder. Welf IV. erhielt nach dem Sturze Ottos von Nordheim das Herzogtum Bayern. Er starb 1101 mit Hinterlassung von zwei Söhnen, Welf V. und Heinrich. Welf V. folgte seinem Vater im Herzogtum Bayern, starb aber ohne Nachkommen 1120. Nunmehr ging das Herzogtum Bayern nebst dem ganzen Eigenbesitz des Hauses auf seinen Bruder, Heinrich den Schwarzen, über. Dieser war vermählt mit Wulfbilde, einer Erbtöchter des Herzogs Magnus von Sachsen aus dem Geschlechte der Billunger. Durch Heinrich den Schwarzen faßte das Welfengeschlecht zuerst festen Fuß in Norddeutschland. Denn durch die Ehe mit Wulfbilde fiel diesem die Hälfte (Wulfbildes Schwester Hilke war vermählt mit Otto von Ballenstädt, dem Stammvater des askanischen Hauses) der bedeutenden Billungischen Familienbesitzungen zu. Noch wesentlich gesteigert wurde der Einfluß der Welfen in Norddeutschland, als Heinrichs des Schwarzen Sohn, Heinrich der Stolze, Herzog von Bayern, sich mit Gertrud, der Tochter des Kaisers Lothar von Süpplingenburg und der Richenza aus dem Geschlechte der Nordheimer vermählte, deren Mutter Gertrud aus dem brunonischen Geschlechte ihrem Gemahl, Heinrich dem Ketten von Nordheim, die brunonischen Güter zugebracht hatte. Denn so vereinigte Heinrich der Stolze neben den Billungischen Eigengütern durch die Vermählung mit Gertrud in seiner Hand auch den brunonischen, nordheimischen und süpplingenburgischen Güterbesitz und wurde durch diesen reichen Grundbesitz einer der hervorragendsten und einflußreichsten Fürsten in Deutschland, zumal ihn Kaiser Lothar noch kurz vor seinem (Lothars) Tode auch mit dem Herzogtum Sachsen belehnt hatte, welches Lothar bis dahin in eigener Hand behalten hatte. Trotzdem — oder wohl richtiger: ebendeshalb — wurde nicht Heinrich der Stolze zum deutschen Kaiser gewählt, sondern die Wahl fiel auf

den Hohenstaufen Konrad III. (1138). Politische Gegensätze legten dann den Grund zu den Kämpfen zwischen den Welfen und den Hohenstaufen (Ghibellinen), welche ein Jahrhundert hindurch Deutschland erschüttern sollten.

Heinrichs des Stolzen Sohn war der Herzog Heinrich der Löwe, eine der eigenartigsten und hervorragendsten Persönlichkeiten des Mittelalters, auf dessen wechselvolle Schicksale hier indessen nicht näher eingegangen werden kann. Im Kampfe mit den ihm nahe verwandten Hohenstaufen (der Kaiser Friedrich I. Barbarossa war durch seine welfische Mutter Judith sein nächster Vetter) zeitweise seiner Herzogtümer Bayern und Sachsen, ja selbst seines gesamten Eigenbesitzes beraubt, starb er am 6. August 1195 in seiner Burg Dankwarderode zu Braunschweig, nachdem er noch zuvor auf einer Zusammenkunft in Tilleda — März 1194 — mit Kaiser Heinrich VI. seinen Frieden gemacht hatte, der aber das spätere nochmalige Wiederentbrennen des Kampfes zwischen Welfen und Hohenstaufen nicht verhindert hat.

Heinrich der Löwe hinterließ vier Söhne, von welchen aber nur der jüngste, Wilhelm, einen männlichen Nachkommen hatte: Otto das Kind. Dieser trug auf dem Reichstage zu Mainz 1235 dem Kaiser Friedrich II. das gesamte welfische Eigengut zu Lehen auf, um es als Reichsfahnlehen und als „Herzogtum Braunschweig-Lüneburg“ zurückzuerhalten. Er verzichtete damit zwar auf eine Fortsetzung der bisherigen Politik seines Hauses, sicherte sich aber Besitz und Stellung und vollendete endgültig die Versöhnung zwischen den Welfen und Hohenstaufen. Er starb 1252 mit Hinterlassung von vier Töchtern und vier Söhnen, von welchen für die Stammtafel besonders Albrecht und Johann in Betracht kommen. Nach des Vaters Tode übernahm zunächst Albrecht die Regierung für sich und seinen noch minderjährigen Bruder Johann. Im Jahre 1267 schritten sie zu einer Teilung (der ältere teilt, der jüngere wählt), Johann wählt Lüneburg, Albrecht fällt demnach Braunschweig zu. Albrecht wird so der Stammvater des alten Hauses Braunschweig, Johann Stammvater des alten Hauses Lüneburg. Das Gebiet, welches Albrecht teilte, umfaßte das welfische Hausgut, deckte sich aber inhaltlich nicht mit dem späteren Königreich Hannover bezw. Herzogtum Braunschweig. Einerseits ging das Hausgut über diese Grenzen hinaus, andererseits lagen innerhalb dieses Gebietes noch die umfangreichen Besitzungen zahlreicher selbständiger Dynastengeschlechter (wie z. B. der Grafen von Everstein, der Edelherren von Homburg, der Grafen von Hohnstein, von Hoya und Diepholz), welche erst nach und nach durch Erbgang, Kauf oder Vertrag in den Besitz des welfischen Hauses gelangt sind und die großen selbständigen Gebiete der Kirche (Bistümer Hildesheim und Halberstadt, die Stifte Walkenried und Gandersheim u. a. m.). In der Hauptsache beruhte die von Albrecht vorgenommene Teilung auf der Grundlage:

1. Braunschweig: das Land um Braunschweig und Wolfenbüttel, das Land zwischen Deister und Leine (Calenberg), das Land Oberwald (Göttingen), das Land vor dem Harze mit Einbeck (Grubenhagen);

2. Lüneburg: der einheitliche Besitz um Lüneburg, Celle und die Stadt Hannover mit Umgebung.

Die Stadt Braunschweig blieb in gemeinschaftlichem Besitz.

2. Stammtafel des alten Hauses Braunschweig (1267—1428).

Mit den oben genannten beiden Söhnen Ottos des Kindes setzten die zahlreichen Theilungen der welfischen Lande ein, welche das Gesamthaus in die Hauptlinien Braunschweig und Lüneburg spalten. Diese fortgesetzten Theilungen mußten naturgemäß das Ansehen und den Einfluß des Gesamthauses wesentlich beeinträchtigen. Aber es dauerte lange Zeit, bis diese Erkenntnis, unterstützt durch den wachsenden Gedanken der Staatseinheit, nach mehrfachen nicht durchgeführten Ansätzen zu dem Entschlusse geführt hat, jede weitere Theilung durch bindende Vereinbarungen zu verhindern und die Regierung immer nur auf einen Nachfolger übergehen zu lassen. Im Hause Braunschweig geschah solches durch das — vom Herzog Heinrich dem Jüngeren gegenüber seinem Bruder Wilhelm erzwungene — pactum Henrico-Wilhelminum im Jahre 1535; im Hause Lüneburg durch den freiwilligen und hochherzigen Entschluß der sieben Söhne des Herzogs Wilhelm des Jüngeren durch den Vertrag vom 3. Dezember 1610.

Albrecht der Große stirbt 1279. Seine Söhne: Heinrich (der Wunderliche), Albrecht der Feiste (pinguis) und Wilhelm schreiten 1285 zur Theilung. Das Land wird in die Fürstentümer Grubenhagen, Göttingen und Wolfenbüttel zerlegt. Heinrich erhält Grubenhagen, Albrecht Göttingen, Wilhelm Wolfenbüttel. Wilhelm stirbt 1292 ohne männliche Nachkommen. Das Land fällt in der Hauptsache an Albrecht den Feisten. Dieser stirbt 1318 mit Hinterlassung von acht Söhnen. Für die Stammtafel kommen in Betracht die drei Söhne Otto, Magnus (der Ältere) und Ernst. Zunächst regiert allein Otto (der Milde); er stirbt 1344 ohne männliche Nachkommen. Seine Brüder Magnus und Ernst teilen 1345. Magnus erhält in der Hauptsache das Erbe seines Oheims Wilhelm (Braunschweig), Ernst das Erbe seines Vaters (Göttingen). Sie erneuern dadurch die Linien Braunschweig und Göttingen.

Dem 1369 verstorbenen Herzog Magnus dem Älteren folgt dessen Sohn Magnus der Jüngere (Magnus mit der Kette, torquatus).

In demselben Jahre (1369) war als letzter männlicher Sprosse des alten Hauses Lüneburg (s. Stammtafel VII) auch der Herzog Wilhelm von Lüneburg gestorben. Dieser hatte sich zunächst an den Kaiser Karl IV. mit dem Antrage gewandt, den Sohn seiner ältesten Tochter, den Herzog Albrecht von Sachsen, mit dem Fürstentum Lüneburg zu belehnen. Der Kaiser entsprach diesem Antrage, schloß sogar die Oheime des Herzogs Albrecht, die Herzöge Rudolf und Wenzeslaus von Sachsen, in die Belehnung mit ein. Diese Belehnung war an sich mit dem Lehnbriefe von 1235 nicht vereinbar, weil das welfische Haus das Herzogtum Braunschweig-Lüneburg als Reichslehen zur gesamten Hand trug. Der Herzog Wilhelm widerrief auch bald darauf seinen Antrag; aber erfolglos. Er vermählte seine Tochter Mathilde mit Ludwig, dem jüngeren Sohne des Herzogs Magnus des Ältern von Braunschweig, und sicherte diesem die Nachfolge im Fürstentum Lüneburg zu. Aber Ludwig starb schon vor ihm im Jahre 1367. Nunmehr bestimmte Herzog Wilhelm dessen Bruder Magnus den Jüngeren zu seinem Nachfolger. Aus diesen Verhältnissen entwickelte sich nach dem Tode des Herzogs Wilhelm der „lüneburgische Erbfolgekrieg“, welcher erst im Jahre 1388 und nach einem End-

Kämpfe bei Wijnen a. Aller (28. Mai 1388) durch einen Vertrag sein Ende fand, in welchem die sächsischen Herzöge auf das Fürstentum Lüneburg endgültig verzichteten. Nunmehr war der erheblichste Teil der welfischen Lande wieder vereinigt. Aber nur auf kurze Zeit. Denn die Söhne des Herzogs Magnus II., torquatus — dieser selbst war während des Lüneburgischen Erbfolgekrieges in dem Treffen bei Leveste am 25. Juli 1373 gefallen — Friedrich, Bernhard und Heinrich verglichen sich dahin, daß Friedrich das Fürstentum Braunschweig (Wolfsenbüttel) erhalten, Bernhard und Heinrich gemeinsam in Lüneburg regieren sollten.

Herzog Friedrich wird 5. Juni 1400 auf der Rückkehr von Frankfurt a. M. unweit Fritzlar überfallen und getötet. Das Fürstentum Braunschweig fällt an die Brüder Bernhard und Heinrich. Aber auch diese entschließen sich 1409 wiederum zu einer Teilung: Bernhard übernimmt das Land Braunschweig mit der Stadt Hannover, der Grafschaft Everstein und Calenberg, Heinrich das Lüneburger Land. Die Städte Braunschweig und Lüneburg bleiben in gemeinsamem Besitz.

Als der älteste Sohn des 1416 verstorbenen Herzogs Heinrich, Wilhelm der Ältere (der Siegreiche), volljährig geworden, verlangte er anderweite Teilung, weil die Interessen seines Vaters 1409 nicht genügend berücksichtigt seien. Diese kam dann tatsächlich 1428 zustand. (Wilhelm teilt, Bernhard wählt), Herzog Bernhard wählt nunmehr das Lüneburger Land und wird dadurch Stammvater des mittleren Hauses Lüneburg. Wilhelm erhält Braunschweig: Stammvater des mittleren Hauses Braunschweig.

3. Stammtafel des mittleren Hauses Braunschweig (1428—1635).

Nach einer Fehde zwischen den Brüdern Wilhelm (d. Älteren) und Heinrich kommt es wiederum zu einer Teilung, welche aber nicht von längerer Dauer ist, da Herzog Heinrich im Jahre 1473 ohne männliche Nachkommen verstirbt.

Wilhelm der Ältere starb 1482. Er hatte schon vorher seinen Söhnen Wilhelm und Friedrich die Regierung seines Landes übertragen, dessen Umfang er durch den Erwerb des Fürstentums Göttingen (s. Stammtafel Nr. V) vergrößert hatte. Friedrich starb 1495 ohne Nachkommen, Wilhelm (d. Jüngere) 1503. Auch dieser hatte schon zu seinen Lebzeiten die Regierung an seine Söhne: Heinrich (den Älteren) und Erich (den Älteren) abgetreten, welche 1495 eine Teilung vornahmen, nach der Heinrich das wolfsenbüttelsche Gebiet, Erich die calenbergischen und göttingischen Landesteile übernahm.

Herzog Heinrich der Ältere fiel 1514 bei der Belagerung von Leerort. Ihm folgte sein Sohn Heinrich der Jüngere. In dessen Regierungszeit fällt die „Hildesheimische Stiftsfehde“ (Schlacht bei Soltau 1519), welche 1523 mit dem Ergebnis endete, daß das Bistum Hildesheim auf das sog. „kleine Stift“ (die Ämter Peine, Steuerwald und Marienburg) beschränkt wurde, der ganze übrige bischöfliche Besitz aber, das sog. „große Stift“, 3. T. an Heinrich d. J., 3. T. an den Herzog Erich von Calenberg fiel. Fast 140 Jahre hindurch blieb das „große Stift“ im welfischen Besitze; nach dem westfälischen Frieden mußte es an das Bistum Hildesheim zurückgegeben werden.

Heinrich der Ältere hatte in seinem Testamente bestimmt, daß sein ältester Sohn Heinrich (d. Jüngere) unter Ausschluß der jüngeren Söhne ihm in der Regierung nachfolgen sollte. Als Heinrichs des Jüngeren Bruder Wilhelm trotzdem Teilung oder Mitregierung verlangte, zwang Heinrich ihn zum Abschluß eines Vertrages — des pactum Henrico-Wilhelminum —, durch welchen die Nachfolge im Herzogtum Braunschweig nach dem Rechte der Erstgeburt geregelt wurde (1555).

Auf Heinrich den Jüngeren folgte, da die älteren Söhne Karl Victor und Philipp Magnus in der Schlacht von Sievershausen (1553) gefallen waren, dessen jüngster Sohn Julius (1568—1589). An diesen, als den nächsten Lehnsvetter, fallen nach dem Tode des Herzogs Erich II. von Calenberg-Göttingen 1584 diese beiden Landesteile zurück.

Auf Julius folgte Herzog Heinrich Julius (1589—1613). Als im Jahre 1596 die Grubenhagener Linie mit Philipp II. ausstarb (s. Stammtafel Nr. V), ergriff Heinrich Julius Besitz von dem Fürstentum Grubenhagen. Die Lüneburger Linie strengte hiergegen einen Prozeß bei dem Reichskammergerichte an, welcher im Jahre 1616 damit endete, daß das Fürstentum Grubenhagen dem Hause Lüneburg zugesprochen wurde.

Auf Heinrich Julius folgte dessen Sohn Friedrich Ulrich (1613—1635). Mit diesem starb das mittlere Haus Braunschweig aus.

4. Stammtafel des neuen Hauses Braunschweig (1635—1834).

Von den Söhnen des Herzogs Ernst des Bekenners (s. Stammtafel des mittleren Hauses Lüneburg Nr. VII) hatte sich Heinrich — unter Vorbehalt seiner Erbansprüche für Wolfenbüttel — mit einer Rente und den Ämtern Dannenberg, Hitzacker usw. abfinden lassen. Nach dem Tode des Herzogs Friedrich Ulrich wurden die von den verschiedenen Linien erhobenen Erbansprüche zwischen den Beteiligten durch den Vergleich zu Braunschweig vom 14. Dezember 1635 geregelt. Danach erhielt die Dannenberger Linie das Fürstentum Wolfenbüttel, dessen Regierung der Herzog August der Jüngere antrat. Er ist der Begründer des neuen Hauses Braunschweig.

Das bislang mit Braunschweig-Wolfenbüttel verbundene Fürstentum Calenberg-Göttingen fiel an die Lüneburger (Celler) Linie; der braunschweigische Anteil an der Grafschaft Hoya und die Grafschaften Blankenburg und Reinstein an die Harburger Linie. Als diese bald darauf (1642) ausstarb, fiel der Besitz — mit Ausnahme der Grafschaft Blankenburg — an die Lüneburger Linie.

August der Jüngere starb 1666. Ihm folgte sein Sohn Rudolf August (1666—1704). Dieser unterwarf 1671 im Bunde mit den lüneburgischen Vettern — Georg Wilhelm in Celle und Johann Friedrich in Hannover — die Stadt Braunschweig, welche bis dahin zwar vereinbarungsgemäß im gemeinsamen Besitze des Gesamthauses geblieben, aber Jahrhundertlang bestrebt gewesen war, sich der Landeshoheit der welfischen Herzöge zu entziehen, nun aber in den ausschließlichen Besitz der Wolfenbüttler Linie übergang. Herzog Georg Wilhelm verzichtete auf seine Ansprüche an Braunschweig gegen Überlassung der Ämter Dannenberg, Hitzacker, Luchow usw., Johann Friedrich gegen Überlassung des reichen Kirchenschatzes von St. Blasius (Dom), welchen zum größten Teil einst Heinrich der Löwe aus dem Orient mitgebracht hatte.

Rudolf August nahm 1685 seinen Bruder Anton Ulrich zum Mitregenten an. Nach Rudolf Augusts Tode regierte Anton Ulrich noch bis 1714. Ihm folgten seine Söhne August Wilhelm (1714—1731) und Ludwig Rudolf (1731—1735).

Beide hinterließen keine männlichen Nachkommen. Die Regierung ging daher über auf Herzog Ferdinand Albrecht II. aus der Nebenlinie Braunschweig-Bevern, den Enkel Augusts d. Jüngern. Dieser starb



Herzog Wilhelm. † 1884

Nach einem Steindruck von Hugo Bruns

aber noch in demselben Jahre (13. September 1735). Ihm folgte sein Sohn, Herzog Karl I. (1735—1780), diesem der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand (1780—1806), welcher, als Führer der preussischen Armeen bei Auerstädt schwer verwundet, am 10. November 1806 zu Ottensen verstarb. Er hatte noch in den letzten Tagen der vorübergehenden Anwesenheit in Braunschweig am 20. Oktober 1806 eine Urkunde ausfertigt, nach welcher seinem jüngsten Sohne Friedrich Wilhelm die Regierung des Herzogtums übertragen wurde — eine Anordnung, mit welcher die beiden noch lebenden älteren Söhne, Georg Wilhelm Christian und August, in einer zu Kottbus am 27. Oktober 1806 ausgestellten Urkunde sich einverstanden erklärt hatten. Der Herzog Friedrich Wilhelm konnte jedoch die Regierung nicht tatsächlich antreten. Denn der Kaiser Napo-

leon erklärte das Herzogtum Barunschweig für eroberetes Land und gliederte dasselbe ein in das neu geschaffene Königreich Westfalen. Als im Jahre 1809 Österreich an Frankreich den Krieg erklärte, stellte sich der Herzog auf Grund eines in Wien abgeschlossenen Vertrages mit dem von ihm auf eigene Kosten angeworbenen und ausgerüsteten Truppenkorps (schwarze Uniform) als freiwilliger Verbündeter an die Seite



Herzog Ernst August. * 1887

Österreichs zum Kampfe gegen Napoleon. Der Waffenstillstand zu Znaim, welchem der Herzog nicht beitrug, vernichtete die Hoffnung des Herzogs, in Norddeutschland eine allgemeine Erhebung gegen den französischen Unterdrücker hervorrufen zu können. Auf sich allein gestellt, unternahm er mit seiner kleinen Schar den kühnen und glücklich durchgeführten Zug „von Böhmen bis zum Nordseestrand“, der ihn noch heute in der Erinnerung des deutschen Volkes fortleben läßt als den „schwarzen Herzog von Braunschweig-Verls“. Erst nach Niederwerfung der Fremdherrschaft kehrte Herzog Friedrich Wilhelm im Dezember 1813 nach Braunschweig zurück. Er fiel im Kampfe gegen Napoleon am 16. Juni 1815 bei Quatrebras. Friedrich Wilhelm hinterließ zwei minderjährige Söhne,

Karl und Wilhelm. Karl trat 1825 die Regierung an, wurde 1850 vertrieben, worauf Herzog Wilhelm, zunächst provisorisch als Stellvertreter seines Bruders, dann aber mittelst Patents vom 20. April 1851 kraft eigenen Rechts unter Zustimmung der Aignaten des welfischen Hauses und des Deutschen Bundestages die Regierung übernahm. Herzog Wilhelm blieb unvermählt und starb, nachdem ihm sein Bruder am 10. August 1873 im Tode vorangegangen, als letzter Sprosse der älteren Linie des Welfenhauses am 18. Oktober 1884. Das Haupt der jüngeren (hannoverschen) Linie, der Herzog Ernst August von Cumberland, erließ sofort ein Patent, durch welches er als erbberechtigter Thronfolger das Herzogtum in Besitz nahm. Allein der Bundesrat erklärte — Beschluß vom 2. Juni 1885 — die Regierung des Herzogs von Cumberland, da derselbe sich in einem dem verfassungsmäßig gewährleisteten Frieden unter den Bundesgliedern widerstreitenden Verhältnisse zum Bundesstaate Preußen befinde und im Hinblick auf die von ihm geltend gemachten Ansprüche auf Gebietsteile dieses Staates, für unvereinbar mit den Grundprinzipien der Bündnisverträge und der Reichsverfassung.

Es mußte nunmehr nach den Bestimmungen des braunschweigischen „Regentschaftsgesetzes“ vom 10. Februar 1879 verfahren und aus den großjährigen, nicht regierenden Prinzen der zum Deutschen Reiche gehörenden souveränen Fürstenhäuser ein Regent gewählt werden. Die Wahl fiel auf den Prinzen Albrecht von Preußen. Auch nach dessen Tode (13. September 1900) gelang es nicht, eine endgültige Klärung der Verhältnisse herbeizuführen. Es mußte die Wahl eines Regenten wiederholt werden, welche sich auf den Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg lenkte. Erst später konnten die bisherigen Schwierigkeiten beseitigt werden und am 3. November 1913 zog der Sohn des Herzogs von Cumberland, der Herzog Ernst August zu Braunschweig und Lüneburg mit seiner jugendlichen Gemahlin Victoria Luise, der Tochter des Kaisers Wilhelm II., als Herrscher ein in die alte Welfenstadt.

*

*

*

Es sind jetzt zunächst einzuschalten die ebenfalls auf Albrecht den Großen zurückzuführenden Stammtafeln der Linien Grubenhagen und Göttingen.

5. Stammtafel der Grubenhagener Linie (1285—1590).

Fortgesetzte Teilungen, andauernde Streitigkeiten und Keden und die dadurch hervorgerufenen, zu vielfachen Verpfändungen von Schlössern und Landesteilen führenden, finanziellen Schwierigkeiten haben die Bedeutung dieser Linie für die allgemeine politische Geschichte wesentlich beeinträchtigt.

Der Stammvater Heinrich (der Wunderliche) starb 1322. Von den vier Söhnen, welche das väterliche Erbe unter sich geteilt hatten, hielt sich der Älteste, Heinrich II. (der Gricke), fast immerwährend im Auslande auf. Er durchzog Griechenland, Kleinasien, unternahm eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande, vermählte sich in Cypern mit Alice (Zelwieg), der Tochter des Seneschalls des Königreichs Jerusalem, verkaufte

aber schließlich den ihm noch verbliebenen Rest des väterlichen Erbes an das Erztstift Mainz. Seine zahlreichen Söhne (Otto von Tarent, Philipp, Seneschall des Königreichs Jerusalem, vermählt mit der Witwe Hugos IV., Königs von Cypern) sind sämtlich im Auslande gestorben.

Der zweite Sohn Heinrichs des Wunderlichen, Ernst, vereinigte, nachdem sein Bruder Wilhelm 1360 verstorben, das Fürstentum Grubenhagen wieder in einer Hand. Er starb 1361. Von seinen Söhnen übernahm zunächst Albrecht die Regierung. Dieser hinterließ einen minderjährigen Sohn: Erich. Erich vereinbarte mit seinem Oheim Friedrich, daß Grubenhagen ungeteilt bleiben solle. Erich solle in Salzderhelden, Friedrich in Osterode oder Herzberg residieren. Sie gerieten aber bald wieder in andauernde Zwistigkeiten miteinander. Friedrichs Sohn, Otto, verstarb ohne männliche Nachkommen. Sein Landesteil fiel an die Söhne Erichs, Heinrich III. und Albrecht III. Nach Heinrichs III. Tode Teilung zwischen Albrecht III. und Heinrich IV., dem Sohne Heinrichs III. Heinrich IV. starb 1526 ohne Nachkommen. Der Landesteil fällt an Philipp I., Sohn Albrechts III. Philipp I. († 1551) hinterließ fünf Söhne. Ernst, der älteste, stirbt 1567 ohne männliche Nachkommen. Wolfgang und Philipp vergleichen sich dahin, daß Wolfgang die Regierung übernimmt, Philipp mit dem Amte Grubenhagen abgefunden wird. Wolfgang stirbt, ohne Nachkommen, 1595. Ihm folgt sein Bruder Philipp. Dieser stirbt, ebenfalls ohne Nachkommen, 1596. Mit ihm erlischt die Grubenhagener Linie im Mannesstamme.

Wie bereits zu Stammtafel V bemerkt, ergriff nach Philipps Tode Herzog Heinrich Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel Besitz von dem Fürstentum Grubenhagen. Sein Nachfolger, Herzog Friedrich Ulrich, mußte dasselbe jedoch im Jahre 1616 an die Lüneburger Linie abtreten.

6. Stammtafel der Göttinger Linie (1345—1463).

Auch die Geschichte der Göttinger Linie ist ein Abbild der unregelmäßigen Verhältnisse, wie sie am Ausgange des Mittelalters vielfach in Deutschland vorherrschten: kleinere oder größere Fehden, Streitigkeiten mit den Landständen und finanzielle Nöte.

Bei der Teilung im Jahre 1345 (s. Bemerkungen zu Stammtafel II) hatte der Herzog Ernst das Fürstentum Göttingen übernommen. Er starb 1367. Nur sein ältester Sohn überlebte ihn: Otto (der Quade, der böse Herzog von der Leine), dessen Regierungszeit (1367—1394) eine ununterbrochene Kette von Zwistigkeiten und Fehden bildet. Er hinterließ seinem Sohne Otto (dem Einäugigen, cocles) ein mit Schulden schwer belastetes Land. Es gelang diesem nicht, der finanziellen Schwierigkeiten Herr zu werden, er überließ 1437 das Fürstentum Göttingen dem Herzog Wilhelm dem Älteren von Braunschweig, wogegen dieser sich verpflichtete, die auf dem Lande ruhenden Schulden zu tilgen und dem Herzog Otto eine Rente zu zahl.n. Herzog Otto verstarb 1463 ohne Nachkommen auf dem Schlosse zu Uslar, welches er sich vorbehalten hatte. Mit ihm erlosch die Göttinger Linie.

Lüneburger Linie

7. Stammtafel des alten Hauses Lüneburg (1267—1569).

Das alte Haus Lüneburg ist nicht, wie das alte Haus Braunschweig, durch Teilungen beeinträchtigt worden. Auf den Stammvater Johann (s. Stammtafel I) folgen Otto (der Strenge), welcher bei seinem Tode (1330) drei Söhne hinterließ, und Wilhelm. Otto und Wilhelm führten die Regierung gemeinschaftlich. Als nach dem Tode Ottos (1352), dessen Sohn als Knabe in der Ilmenau ertrunken, auch Herzog Wilhelm 1369 ohne männliche Nachkommen verstarb, erlischt das alte Haus Lüneburg. Das Land fällt an den Herzog Magnus den Jüngeren von Braunschweig (s. Bemerkungen zu Stammtafel II).

8. Stammtafel des mittleren Hauses Lüneburg (1428—1592).

In den Bemerkungen zu Stammtafel II ist bereits ausgeführt, daß nach Beendigung des „lüneburgischen Erbfolgekrieges“ die Fürstentümer Lüneburg und Braunschweig zwar kurze Zeit vereint gewesen, dann aber wieder getrennt worden sind durch die Teilung im Jahre 1428, bei welcher Herzog Bernhard Lüneburg gewählt hatte. Er überließ schon zu Lebzeiten die Regierung seinen Söhnen Otto (dem Hinkenden) und Friedrich (dem Frommen). Dieselben regieren gemeinsam. Otto stirbt ohne Nachkommen 1446. Friedrich überließ 1458 die Regierung seinen Söhnen Bernhard und Otto und trat in das von ihm gestiftete Franziskaner-Kloster zu Celle ein. Aber beide Söhne sterben vor ihm, sodaß Herzog Friedrich die Regierung wieder übernehmen muß. Er stirbt 1478. Ihm folgt sein Enkel Heinrich der Mittlere, Sohn Ottos. („Der Mittlere“ genannt zum Unterschiede von seinen gleichnamigen Vettern der braunschweigischen Linie). Da diesem seine Beteiligung an der Hildesheimischen Stiftsfehde die Reichsacht zuzog, verzichtete er 1522 auf die Regierung zugunsten seiner Söhne Otto, Ernst und Franz. Zunächst regieren Otto und Ernst gemeinsam. Dann läßt sich Otto 1527 mit Stadt und Amt Harburg, Franz mit Stadt und Amt Gifhorn abfinden (1539). Otto gründet die Nebenlinie Braunschweig-Harburg, welche 1642 wieder erlischt, Franz stirbt 1549 ohne Nachkommen. Beide Gebiete fallen an Lüneburg zurück.

Herzog Ernst (der Bekenner, durch seine Söhne Heinrich (von Dannenberg-Hitzacker) und Wilhelm (von Celle) der gemeinsame Stammvater der neuen Häuser Braunschweig und Lüneburg) regiert nunmehr allein. Er stirbt 1546 zu Celle mit Hinterlassung von vier noch minderjährigen Söhnen Franz Otto, Friedrich, Heinrich und Wilhelm. Nach erlangter Volljährigkeit (1555) übernimmt Franz Otto die Regierung, stirbt aber bereits 1559. Friedrich war 1553 in der Schlacht bei Sievershausen gefallen. Zunächst gemeinsame Regierung der Herzöge Heinrich und Wilhelm des Jüngeren. Nachdem sich Heinrich (vergl. Stammtafel Nr. IV) mit Dannenberg und Hitzacker hatte abfinden lassen, regiert Herzog Wilhelm allein. Bei seinem Tode (20. August 1592) hinterließ er acht Töchter und sieben Söhne, deren ältester, Ernst, derzeit 28 Jahre alt war.

9. Stammtafel: Neues Haus Lüneburg (seit 1592).

Es lag auf der Hand, daß eine Teilung des Fürstentums unter die sieben Söhne sowohl die Wohlfahrt des Landes als auch das Ansehen

des fürstlichen Hauses erheblich hätte schädigen müssen, zumal das Land infolge der vorausgegangenen kriegerischen Wirren sich in einer finanziell sehr ungünstigen Lage befand. Die Brüder beschloßen daher zunächst, daß der älteste, Ernst II., die Regierung, zuvörderst auf acht Jahre, allein übernehmen, die übrigen Brüder sich — mit sehr bescheiden bemessenen — Jahresgehalten begnügen sollten; sie trafen ferner am 3. Dezember 1610 die bindende Vereinbarung, daß „das Fürstentum Lüneburg mit den dazu gehörenden Grafschaften und mit allen Länden, die etwa später noch dazu kommen würden, ungetrennt und ungeteilt bei Herzog Ernst und dessen etwaigen Nachkommen in der Regierung und also stets und allezeit bei einem regierenden Herrn verbleiben solle; sie beschloßen auch ferner noch, daß nur einer von ihnen sich ebenbürtig vermählen und den Stamm fortsetzen solle. Hierüber solle das Los entscheiden. Dieses fiel auf Georg, den zweitjüngsten der Söhne, welcher sich alsdann 1617 mit Anna Eleonore von Hessen vermählte. Er residierte auf dem Schlosse zu Herzberg, welches ihm nebst dem dazu gehörenden Amte seine Brüder aus dem kurz zuvor (1616, s. Stammtafel V) angefallenen Grubenhagener Erbe als Wohnsitz und Unterhalt angewiesen hatten. „Die brüderliche Eintracht und die selbstlose Hingabe — sagt v. Heinemann in seiner Geschichte von Braunschweig und Hannover, Bd. III, S. 46 — mit welcher die jungen Prinzen, nur auf die Stärkung des Ansehens ihres Geschlechtes und das Heil des Landes bedacht, jede Regung von Eifersucht oder Neid von sich fern hielten, wird stets eins der schönsten Ruhmesblätter in der Geschichte des welfischen Hauses bleiben.“

Herzog Ernst starb am 2. März 1611. Ihm folgte in der Regierung sein Bruder Christian (1611—1633), diesem der jüngere Bruder August (1633—1636) und dann der letzte der sieben Brüder, Herzog Friedrich (1636—1648).

Das Fürstentum Lüneburg fiel nunmehr, da der Herzog Georg bereits 1641 verstorben war, an dessen Söhne: Christian Ludwig, Georg Wilhelm, Johann Friedrich und Ernst August.

Der Umfang des Fürstentums hatte sich kurz vorher — außer durch den Anfall von Grubenhagen — erheblich vergrößert. Denn bei dem Ver gleiche der verschiedenen Linien über die durch den Tod des Herzogs Friedrich Ulrich eröffnete Erbfolge in Braunschweig-Wolfenbüttel (siehe Stammtafel IV) waren die Fürstentümer Calenberg und Göttingen den Lüneburger Brüdern zugefallen. An sich hätten nun nach dem Vertrage vom 3. Dezember 1610 diese Fürstentümer mit Lüneburg zu untrennbarem Besitz vereinigt werden müssen. Dieses scheiterte aber an der beharrlichen Abneigung der Landstände gegen eine solche Vereinigung. Der Herzog August übertrug daher — allerdings im Widerspruch zu dem vorerwähnten Hausvertrage — seinem jüngeren Bruder Georg das Fürstentum Calenberg-Göttingen als ein selbständiges, von Lüneburg unabhängiges Land (Rezeß vom 27. Januar 1636). Auf Andrängen der Calenbergschen Stände verstand sich dann Herzog Georg zu der bindenden Erklärung (18. Februar 1636), daß Calenberg nicht geteilt werden, aber auch stets von Lüneburg getrennt bleiben sollte. Er bestimmte dementsprechend in seinem Testamente, daß, solange noch zwei seiner männlichen Nachkommen am Leben seien, die Fürstentümer Celle (Lüneburg) und Calenberg-Göttingen nie unter einer Regierung vereinigt werden sollten. Dem

ältesten seiner Erben solle stets die Wahl freistehen, im übrigen aber das Erstgeburtsrecht gewahrt bleiben. Zu seiner Residenzstadt hatte er Hannover gewählt.

Nach dem Tode des Herzogs Friedrich (1648) wählte Christian Ludwig, welcher seinem Vater Georg 1641 in Calenberg gefolgt war, das Fürstentum Lüneburg (Residenz: Celle), so daß das Fürstentum Calenberg-Göttingen seinem Bruder Georg Wilhelm zufiel. Christian Ludwig starb ohne Nachkommen am 16. März 1665. Georg Wilhelm weilte 3. Jt. dieses Todesfalles im Auslande. Diesen Umstand benutzte der jüngere Bruder Johann Friedrich: er versicherte sich der Stadt und des Schlosses Celle, ließ sich von den Beamten huldigen und ergriff Besitz vom Fürstentum Lüneburg. Dieses Vorgehen stand im Widerspruch mit den testamentarischen Bestimmungen des Herzogs Georg. Nach längeren Verhandlungen kam ein Vergleich zustande, nach welchem Herzog Georg Wilhelm auf Grund des von ihm beanspruchten und ausgeübten Wahlrechtes das Fürstentum Lüneburg, Johann Friedrich das Fürstentum Calenberg-Göttingen und Grubenhagen — nunmehr nach Johann Friedrichs Residenz Hannover „Fürstentum Hannover“ benannt, übernahm.

Johann Friedrich starb am 28. Dezember 1679. Er hinterließ keine Söhne. Das Fürstentum Hannover fiel an den jüngsten Sohn des Herzogs Georg: Ernst August, bislang Bischof von Osnabrück.

Georg Wilhelm hatte sich (1656) verlobt mit der Prinzessin Sophie von der Pfalz, einer Tochter des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz (des „Winterkönigs“) und der Elisabeth Stuart, einer Tochter des Königs Jacob I. von Großbritannien. Er wünschte dann aber dieses Verlöbniß, um welches bislang nur sein Bruder Ernst August wußte, wieder zu lösen und schlug letzterem vor, daß dieser an seine Stelle treten solle. Im Einverständnis der Nächstbeteiligten wurde dann im September 1668 die Ehe zwischen Ernst August und Sophie von der Pfalz geschlossen.

Im Haag hatte Georg Wilhelm eine vornehme junge Französin kennen gelernt: Eleonore d'Olbreuse, die Tochter des Marquis Alexander Desmier Herrn von Obroire und Olbreuse aus einem alten, im Poitou ansässigen Adelsgeschlechte. Georgs Absicht, sich mit dieser zu vermählen, stieß auf zunächst unüberwindliche Schwierigkeiten. Nach längerem Sträuben folgte ihm (1665) Eleonore d'Olbreuse nach Celle, wo sie unter dem Namen einer „Frau von Harburg“ am Hofe lebte und dem Herzog Georg Wilhelm am 15. September 1666 eine Tochter gebar, welche den Namen Sophie Dorothea erhielt. Der Herzog hatte aber seine Absicht, die Eleonore d'Olbreuse, welche inzwischen (1674) vom Kaiser Leopold I. zur Reichsgräfin von Wilhelmsburg erhoben war, zu seiner rechtmäßigen Gemahlin zu machen, nicht aufgegeben und im April 1670 fand in Celle die Trauung statt. Seinem Bruder Ernst August gegenüber hatte der Herzog Georg Wilhelm vorher die von den Landständen ausdrücklich gebilligte Erklärung abgegeben, daß durch diese Heirat die bereits früher vereinbarte Nachfolge des Herzogs Ernst August und dessen Nachkommen in der Regierung des Fürstentums Lüneburg in keiner Weise abgeändert oder beeinträchtigt werden solle.

So stand nunmehr die Vereinigung der beiden Hauptlinien des Lüneburger Hauses: Lüneburg (Celle) und Calenberg-Göttingen-Grubenhagen

in Aussicht. Um diese noch weiter zu sichern, wurde, nachdem zuvor in dem Vertrage von Engersen (13. Juli 1680) die Anerkennung der Eleonore d'Olbreuse als Herzogin und ihrer Tochter als Prinzessin von Braunschweig-Lüneburg seitens der ganzen welfischen Familie ausgesprochen war, eine Eheschließung vereinbart zwischen Sophie Dorothea und dem ältesten Sohne des Herzogs Ernst August, Georg Ludwig. Diese am 2. Dezember 1682 lediglich aus staatspolitischen Rücksichten geschlossene Ehe gestaltete sich höchst unglücklich. Sie wurde durch das Urteil eines zu diesem Zwecke gebildeten Sondergerichtshofes vom 28. Dezember 1694 getrennt; die Herzogin Sophie Dorothea wurde nach Schloß Ahlden verwiesen (die „Prinzessin von Ahlden“). Hier ist sie, mehr oder weniger als eine Gefangene behandelt und dauernd getrennt von ihren Kindern, am 23. November 1726 gestorben. Ihre Tochter, ebenfalls Sophie Dorothea mit Namen, vermählte sich 1706 mit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen (dem Vater Friedrichs des Großen); ihr Sohn, Georg August, war als Georg II. König von England (s. nachstehend).

Mit dem Tode Georg Wilhelms (1705) vollzog sich die Vereinigung der Fürstentümer Lüneburg und Hannover in der Hand des Kurfürsten Georg Ludwig. Denn es war dem 1698 verstorbenen Herzog Ernst August in zielbewußtem Streben gelungen, für sein Haus die Kurfürstenwürde (die neu errichtete, neunte Kur) zu erwerben. Damit war auch gleichzeitig, da auf das Kurfürstentum Hannover die Bestimmungen der „goldenen Bulle“ von 1356 Anwendung finden mußten, das Erstgeburtsrecht auf eine feste und unantastbare Grundlage gestellt. Die Bedeutung der hannoverschen Linie war hierdurch wesentlich gesteigert. Und daneben eröffnete sich jetzt die Aussicht auf die Thronfolge in England. Dort waren durch das Gesetz der protestantischen Erbfolge (bill of Rights) 1701 die katholischen Nachkommen des Königs Jacob I. von der Thronfolge ausgeschlossen. Dadurch wurde die protestantische Saltein Jacob I., die Kurfürstin Sophie von Hannover, für den Fall des unbeerbten Absterbens der englischen Königin Anna (vermählt mit dem Prinzen Georg von Dänemark) für sich und ihre Nachkommen die Nächstberechtigte zur Nachfolge. Und als nun am 1. August 1714 die Königin Anna, wie im Jahre 1695 die Königin Marie, ohne Nachkommen — ihre 14 Kinder waren sämtlich vor ihr verstorben — am 1. August 1714 aus dem Leben geschieden war, gelangte, da die Kurfürstin Sophie einige Wochen vorher (8. Juni 1714) gleichfalls verstorben war, der letzteren Sohn, Georg Ludwig, als Georg I. auf den englischen Königsthron (s. Anhang zu Stammtafel IX).

Das Kurfürstentum Hannover wurde nunmehr von England aus regiert unter den Königen Georg I. († 1727), Georg II. († 1760), Georg III. († 1820), Georg IV. († 1830) und Wilhelm IV. († 1837). Da Wilhelm IV. keine Nachkommen hinterlassen, so folgte in England nach dem dort geltenden Thronfolgerecht Victoria, die Tochter des nächstältesten (bereits 1820 verstorbenen) Bruders Eduard, Herzogs von Kent. Hierdurch wurde die seit 1714 bestehende Verbindung zwischen England und Hannover gelöst. Denn in Hannover ging der Mannstamm vor. Daher übernahm hier der nächstälteste Bruder des Königs Wilhelm IV., Ernst August, Herzog von Cumberland, die Regierung als König von Hannover. Er starb am 18. November 1851. Ihm folgte sein Sohn,

Georg V., welcher 1866 im Kampfe gegen Preußen Land und Krone verlor. Sein Sohn, der Kronprinz Ernst August von Hannover, nahm nach dem Tode seines Vaters (1878) den Titel: „Herzog von Cumberland, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg“ an; er starb am 14. November 1923.

Auf die politischen Verhältnisse in den Jahren 1878 bezw. 1884 ist bei den Bemerkungen zu Stammtafel V bereits hingewiesen worden.

*

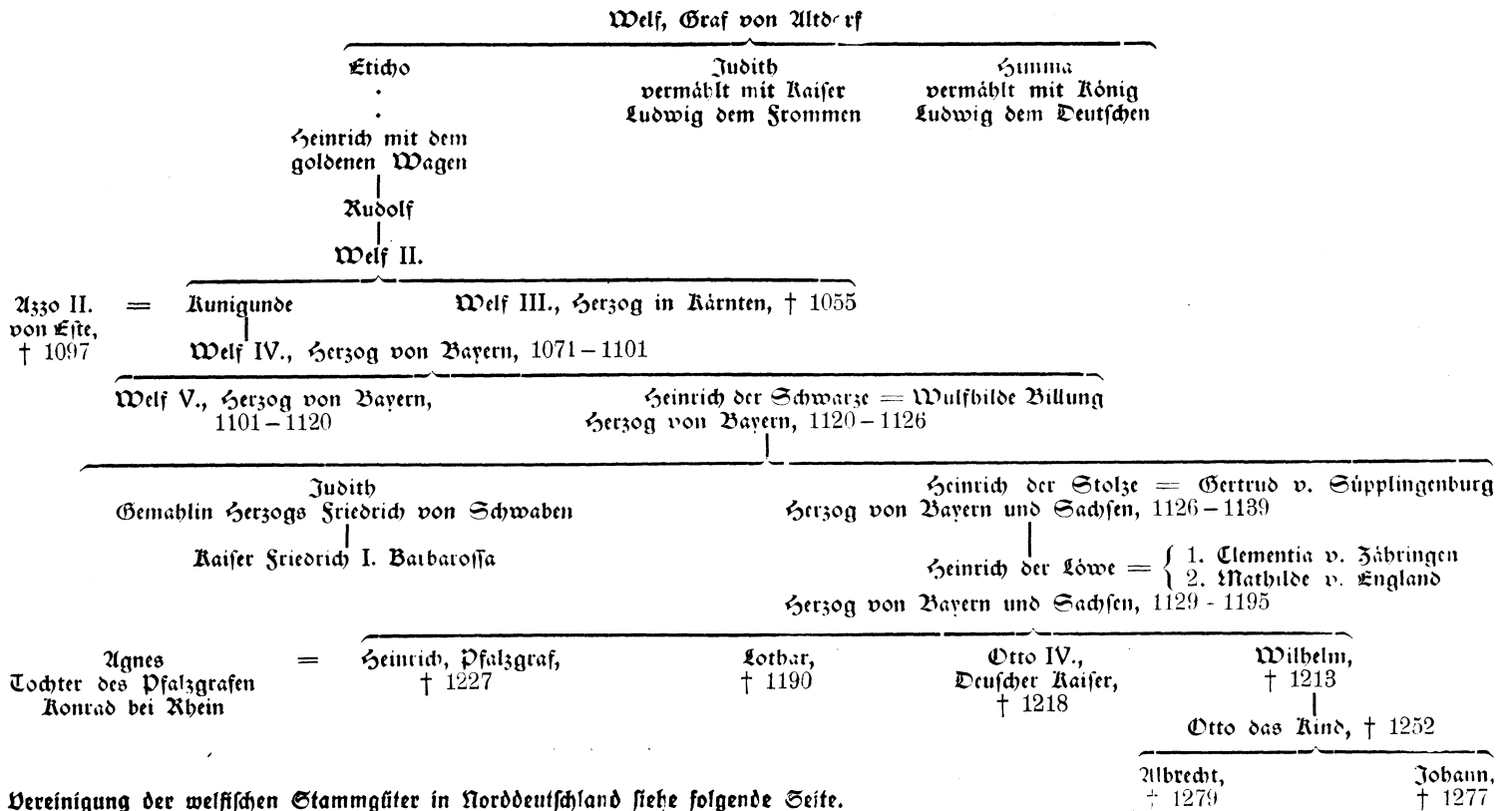
Auf der Rückseite des Denkmals, welches auf dem Löwenwall zu Braunschweig 1822 zum Andenken an die Welfenherzöge C. W. Ferdinand und Fr. Wilhelm errichtet worden ist, stehen die Worte:

„Ihr Ruhm währt ewig. Dauere mit ihm ihr Stamm. Dem Vaterlande zum Segen.“

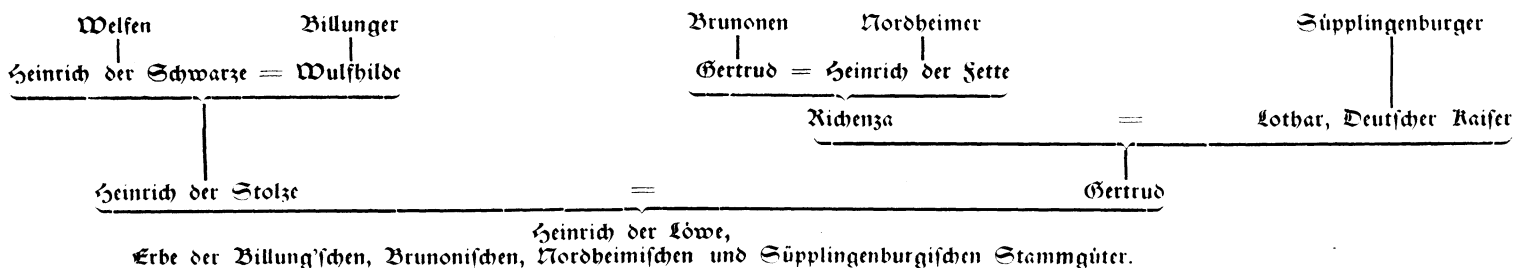
Möge dieser Wunsch sich für das alte glorreiche Fürstengeschlecht erfüllen bis in die spätesten Zeiten!

❖❖

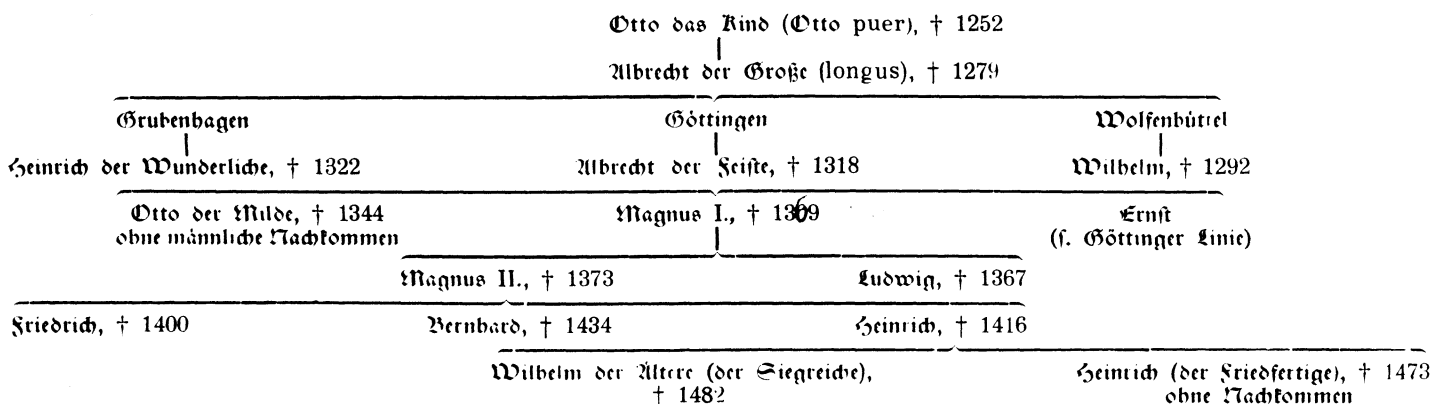
I. Stammtafel Herzog Heinrichs des Löwen



Zu Stammtafel I: Vereinigung der welfischen Stammgüter in Norddeutschland

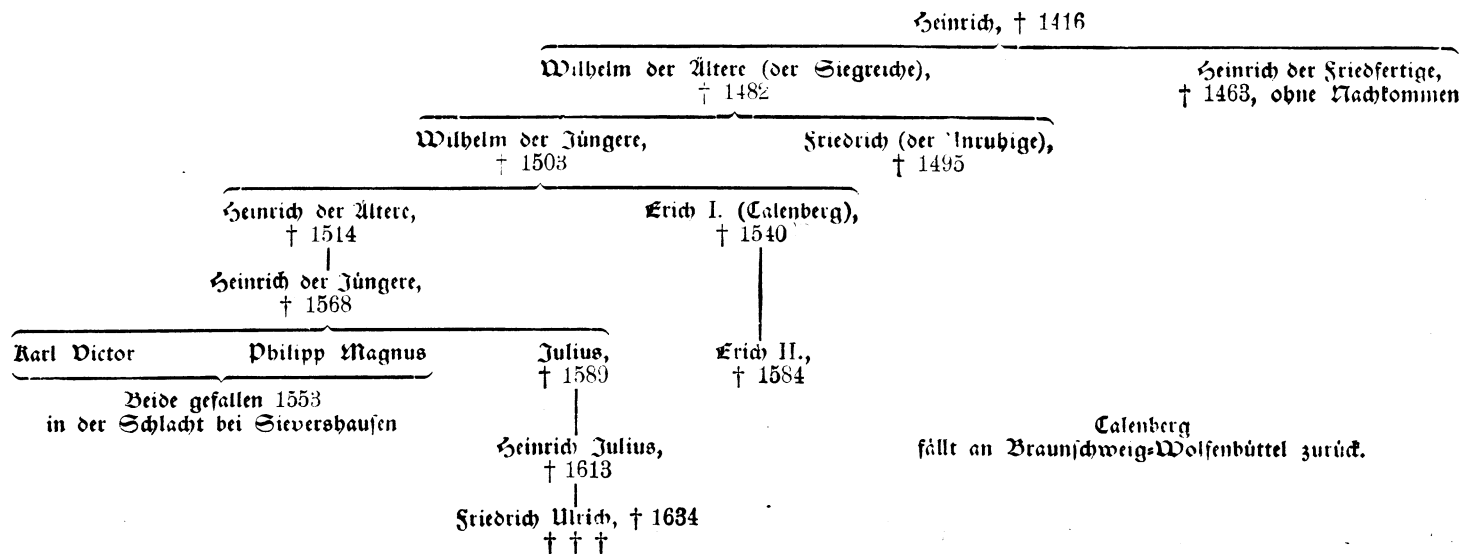


II. Altes Haus Braunschweig (1267-1428)



Residenzstadt: zunächst Braunschweig. Albrecht der Feiste verlegte jedoch im Jahre 1308 wegen Streitigkeiten mit dem Räte der Stadt seine Residenz nach Wolfenbüttel. Erst im Jahre 1753 verlegte Herzog Karl I. die Residenz wieder nach Braunschweig in das vom Herzog August Wilhelm auf dem „Grauen Hofe“ – einem Außenhofe der Riddagshäuser Mönche. – erbaute Residenzschloß.

III. Mittleres Haus Braunschweig (1428–1634)



Ein jüngerer Bruder Friedrich Ulrichs war der 1599 geborene Herzog Christian von Braunschweig („Gottes Freund — der Pfaffen Feind“), bekannt als eifriger Partagänger für den „Winterkönig“, den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz und dessen Gemahlin Elisabeth aus dem königlichen Geschlecht der Stuart. Nach einem wechselvollem Kriegsleben verstarb Herzog Christian — erst 27 Jahre alt — am 16. Juni 1626.

Auf die Nachkommenschaft aus der Ehe des Kurfürsten Friedrich V. und der Elisabeth Stuart wird bei der Stammtafel IX noch näher einzugehen sein.

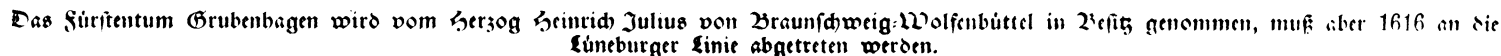
IV. Neues Haus Braunschweig

Auf Grund des Vergleiches vom 14. 12. 1635 fällt das Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel an die Dannenberger Linie.

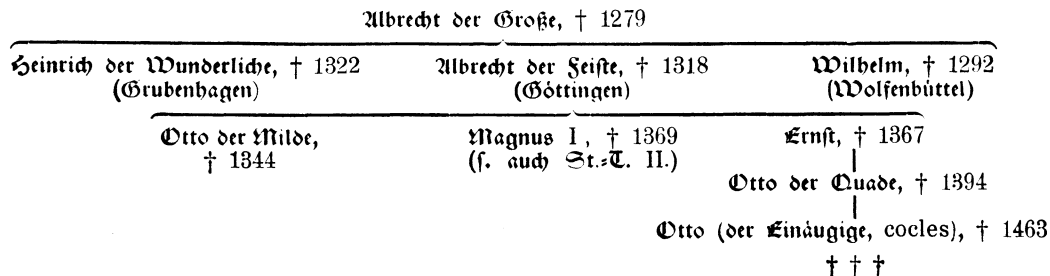
Ernst der Bekenner, † 1546					
Stanz Otto, † 1559	Friedrich, † 1553	Heinrich (Dannenberg), † 1598	Wilhelm, † 1592		
Dannenberg		Hildesheim			
Julius Ernst, † 1636		August der Jüngere, † 1666			
Rudolf August, † 1704		Anton Ulrich, † 1714	Serdinand Albrecht I (Bevern)		
August Wilhelm, † 1731		Ludwig Rudolf, † 1735			
Elisabeth Christine	Charlotte Christine	Antoinette Amalie =	Serdinand Albrecht II, † 1735		
	Karl I., † 1780	Anton Ulrich, † 1775	Elisabeth Christine, † 1797	Serdinand, † 1792	Leopold, † 1785
Karl Wilhelm Serdinand, † 1806 Gem.: Auguste Friederike von England			Anna Amalia =	Ernst August Constantin von Sachsen-Weimar	
Karl Georg August, † 1806	Karoline, † 1821 Gem.: Georg IV. von England	Georg Wilhelm, † 1811	Christian August, † 1820	Friedrich Wilhelm, † 1815 Gem.: Marie von Baden	Karl August von Sachsen-Weimar
Karl II., † 1873				Wilhelm, † 1884	
† † †					

Durch Familienvertrag vom 30. 1. 1690 war dem Herzog Ludwig Rudolf — entgegen den durch das pactum Henrico-Wilhelminum getroffenen Vereinbarungen die Grafschaft Blankenburg als eine zwar mit dem Fürstentum Wolfenbüttel lose verbundene, aber sonst selbständige Herrschaft überlassen worden, deren Regierung Ludwig Rudolf nach dem Tode seines Vaters (1714) antrat. Nach dem Tode des Herzogs August Wilhelm (1731) wurde durch die Nachfolge Ludwig Rudolfs in der Regierung des Herzogtums Braunschweig-Wolfenbüttel die Grafschaft Blankenburg wieder mit Wolfenbüttel vereinigt. Von den Töchtern Ludwig Rudolfs aus dessen Ehe mit Christine Luise von Ottingen war Elisabeth Christine die Gemahlin Kaiser Karls VI. und Mutter der Kaiserin Maria Theresia; Charlotte Christine Sophie war vermählt mit dem Czarewitsch Alexei, dem Sohne Peters des Großen. Ihr tragisches Geschick ist mehrfach dichterisch behandelt (vergl. v. B. Tscholke's Erzählung: „Die Prinzessin von Wolfenbüttel“); Antoinette Amalie vermählte sich mit dem Vetter ihres Vaters, Serdinand Albrecht II. von

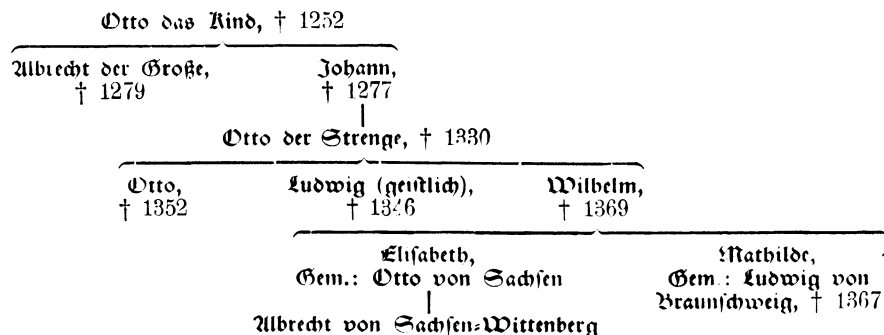
V. Stammtafel der Grubenhagener Linie 1285-1596



VI. Stammtafel der Göttinger Linie 1285-1463



VII. Altes Haus Lüneburg 1267-1369



VIII. Mittleres Haus Lüneburg (1369–1592)

Bei der Teilung im Jahre 1428 wählt Herzog Bernhard Lüneburg und wird dadurch Stammvater des mittleren Hauses Lüneburg (siehe Bemerkungen zu Stammtafel II)

Magnus II (torquatus),
† 1373

Friedrich,
† 1400

Bernhard,
† 1434

Heinrich,
† 1416

Otto der Hinkende,
† 1446

Friedrich der Fromme,
† 1478

Wilhelm der Siegreiche,
† 1482

Heinrich der Krieffertige,
† 1473

Bernhard II.,
† 1464

Otto,
† 1471

Heinrich der Mittlere,
† 1532

(Nebenlinie Harburg)

Otto,
† 1549

Ernst der Bekenner,
Gem.: Sophie von Mecklenburg

Franz (Gisborn),
† 1549, ohne Nachkommen

Otto II.,
† 1603

Franz Otto,
† 1559

Friedrich,
† 1553

Heinrich
(Dannenberg)

Wilhelm,
† 1592

Otto III.,
† 1642

† † †

IX. Neues Haus Lüneburg (seit 1592)

Wilhelm, † 1592 Gem.: Dorothea von Dänemark

Ernst, † 1611 Christian, † 1633 August, † 1636 Friedrich, † 1648 Magnus, † 1632 Georg, † 1641 Johann, † 1628
Gem.: Elenore von Hessen, † 1659

Christian Ludwig, † 1665 Georg Wilhelm, † 1705 Johann Friedrich, † 1679 Ernst August (Kur Hess), † 1698
Elenore d'Olbreuse, Gem.: Sophie von der Pfalz, † 1714

Sophie Dorothea, † 1726 = Georg Ludwig Sophie Charlotte
(als König von England: Georg I.) Gem.: König Friedrich I. von Preußen

Georg II., König von England, † 1760

Friedrich Ludwig, Prinz von Wales, † 1751

Georg III., † 1820

Georg IV., † 1830 Wilhelm, † 1837 Eduard, Herzog von Kent, † 1820 Ernst August (König von Hannover), † 18. 11. 1851 Adolf Friedrich, Herzog von Cambridge, † 1850
Victoria, Königin von England Gem.: Friederike von Mecklenburg-Strelitz

Georg V., * 27. 5. 1819, † 12. 6. 1878 = Marie von Sachsen-Altenburg, * 14. 8. 1818, † 9. 1. 1907

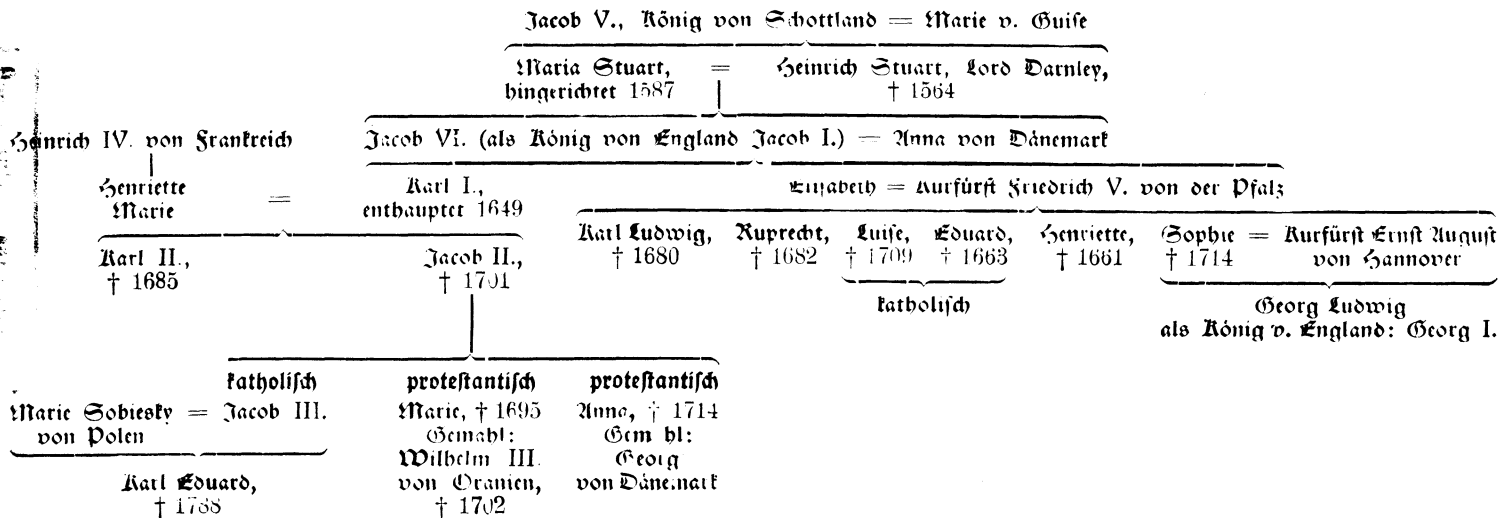
Ernst August, Herzog von Cumberland, = 21. 12. 1878 Thyra v. Dänemark, * 21. 9. 1845, † 14. 11. 1923 * 29. 9. 1853

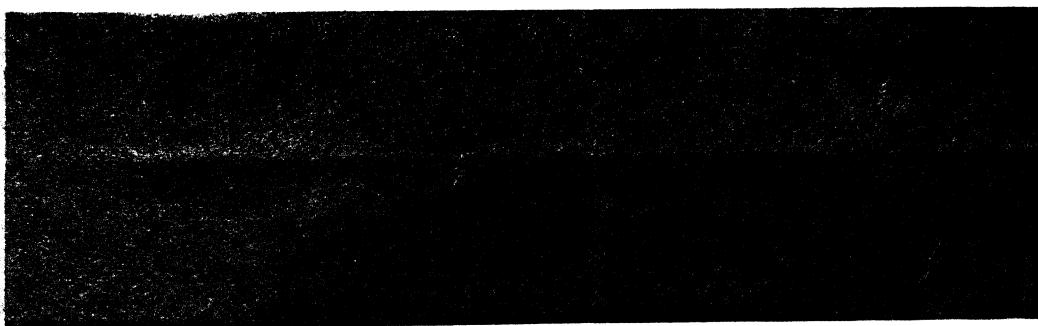
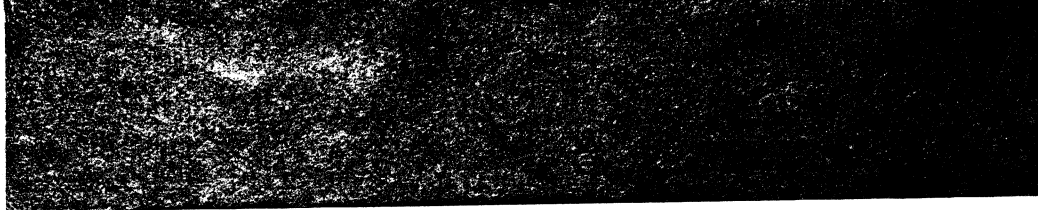
Marie Luise, * 11. 10. 1879 Georg Wilhelm, * 28. 10. 1880 Alexandra, 7. 6. 1904 * 29. 9. 1882 = Friedrich Franz IV., Großherzog v. Mecklenburg, * 11. 7. 1884 Olga, * 4. 7. 1885 Christian, * 17. 11. 1887 Ernst August, * 13. 9. 1892 = Victoria Luise von Preußen, * 13. 9. 1892
10. 7. 1900

Gem.: Maximilian, Prinz von Baden

Ernst August, * 15. 3. 1914 Georg Wilhelm, * 25. 3. 1915 Friederike Luise, * 18. 4. 1917 Christian, * 22. 10. 1919 Welf Heinrich, * 11. 3. 1923

Zu Stammtafel IX: Haus Stuart





30'

28'

30'

29'

30'

30'

52'

52'

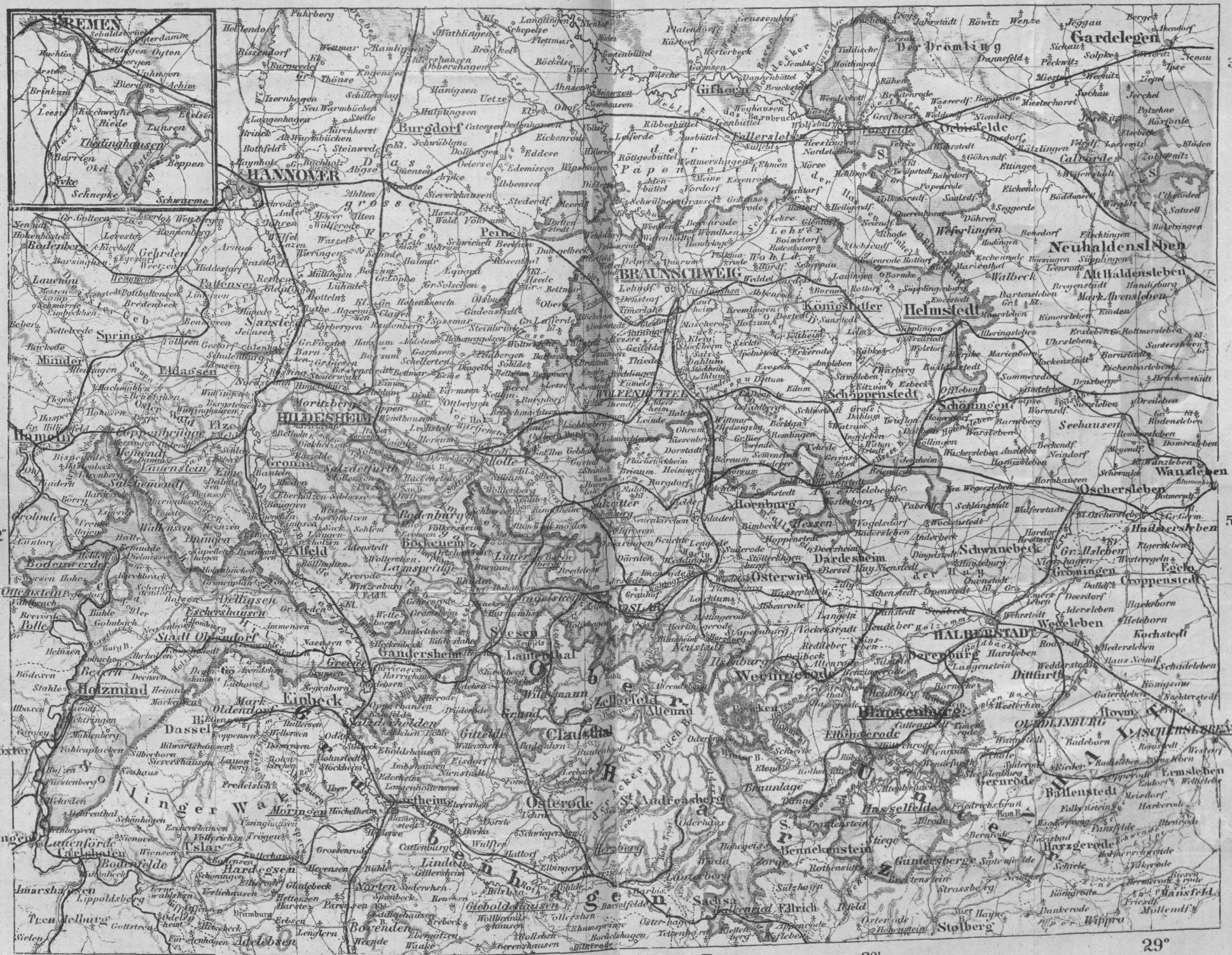
30'

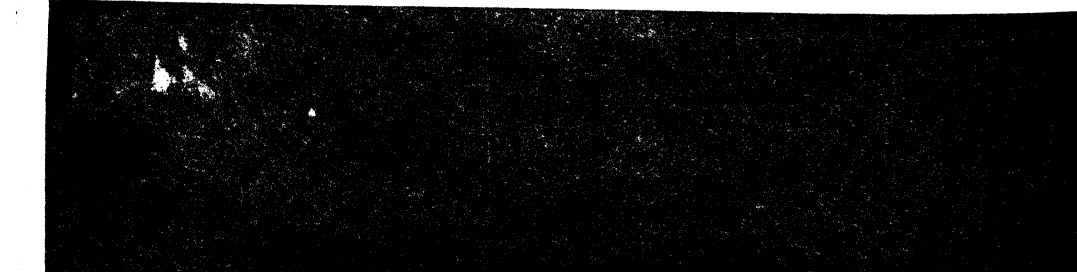
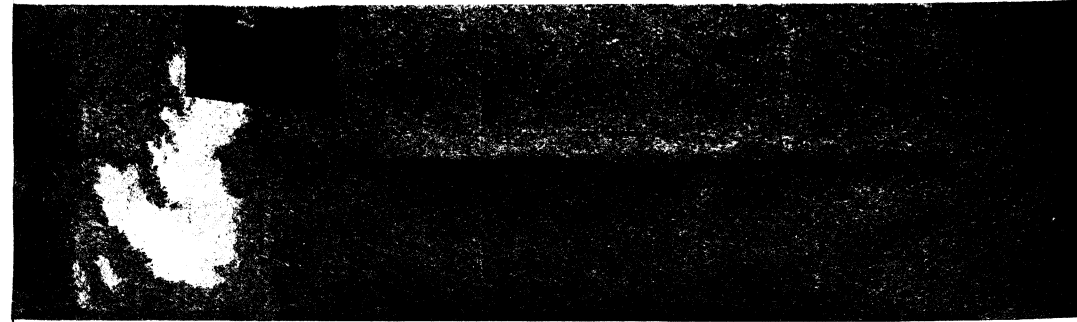
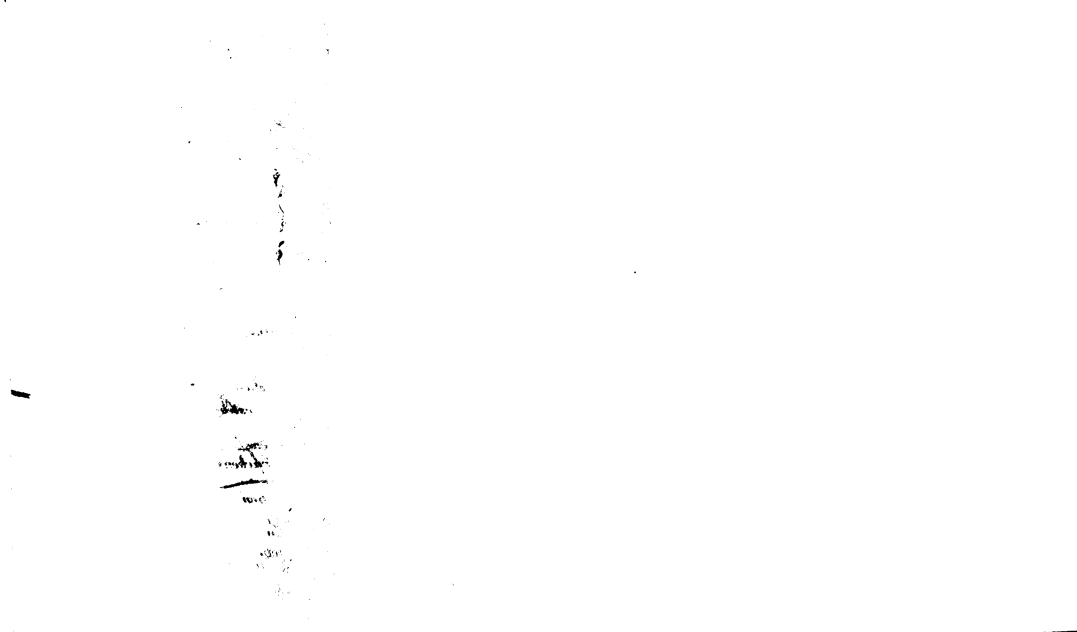
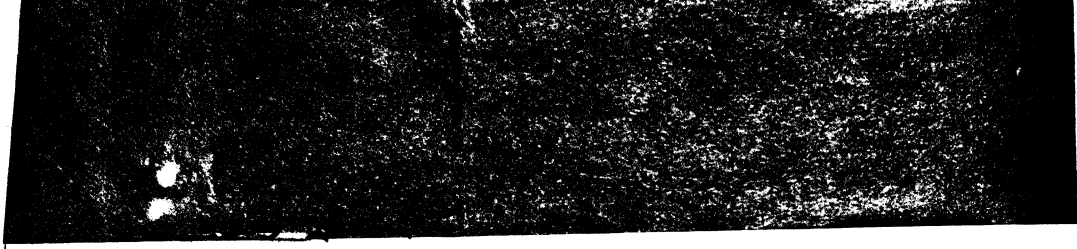
28'

30'

29'

öst. L. v. Ferro





57. 10. 75.

17.01.88

